



Open Access. © 2026 bei den Autorinnen und Autoren, publiziert von Brill Deutschland GmbH | V&R unipress
Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Namensnennung – Nicht-kommerziell – Keine
Bearbeitungen 4.0 International Lizenz. <https://doi.org/10.14220/9783737019491>

Beiträge zur Geschichte der Universität Mainz Neue Folge

Band 20

Herausgegeben vom
Forschungsverbund Universitätsgeschichte der
Johannes Gutenberg-Universität Mainz

Wolfgang Breul / Esther Kobel (Hg.)

Aufbruch in Ruinen

Beiträge zur Geschichte der Evangelisch-
Theologischen Fakultät Mainz

Mit 17 Abbildungen

V&R unipress

Mainz University Press

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<https://dnb.de> abrufbar.

**Veröffentlichungen der Mainz University Press
erscheinen bei V&R unipress.**

Mit freundlicher Unterstützung von: Open-Access-Publikationsfond der JGU, I. Leifheit Stiftung,
Evangelische Kirche in Hessen und Nassau, Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck,
Evangelische Kirche der Pfalz, Freunde der Johannes Gutenberg-Universität e.V.

© 2026 bei den Autorinnen und Autoren, Zusammenstellung © 2026 Wolfgang Breul und Esther
Kobel, publiziert von Brill | V&R unipress, Robert-Bosch-Breite 10, D-37079 Göttingen, info@v-r.de,
ein Imprint der Brill-Gruppe

(Koninklijke Brill BV, Leiden, Niederlande; Brill USA Inc., Boston MA, USA; Brill Asia Pte Ltd,
Singapore; Brill Deutschland GmbH, Paderborn, Deutschland; Brill Österreich GmbH, Wien,
Österreich)

Koninklijke Brill BV umfasst die Imprints Brill, Brill Nijhoff, Brill Schöningh, Brill Fink, Brill mentis,
Brill Wageningen Academic, Vandenhoeck & Ruprecht, Böhlau und V&R unipress.

Dieses Buch ist als Open-Access-Publikation verfügbar über www.vr-elibrary.de.

Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Namensnennung – Nicht-kommerziell –
Keine Bearbeitungen 4.0 International Lizenz. Weitere Informationen finden Sie unter
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/>. Die Bedingungen der Creative-Commons-
Lizenz für die Weiterverwendung gelten nicht für Inhalte, die nicht Teil der Open-Access-
Publikation sind (z. B. Grafiken, Abbildungen, Fotos, Auszüge usw.). Diese erfordern ggf.
die Einholung einer weiteren Genehmigung des Rechteinhabers. Die Verpflichtung zur
Recherche und Klärung liegt allein bei der Partei, die das Material weiterverwendet.

Umschlagabbildung: Collage von Protagonist:innen des Bandes mit Fakultätslogo, Gestaltung:
Susanne Patock und Esther Kobel.

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISSN 2626-1367 (print) | ISSN 2626-1375 (digital)

ISBN 978-3-8471-1949-4 (print) | ISBN 978-3-7370-1949-1 (open access)

DOI <https://doi.org/10.14220/9783737019491>

Inhalt

Einleitung	7
Wolfgang Breul Die Evangelisch-Theologische Fakultät Mainz 1946–1962	13
Hansjörg Buss / Wolfgang Breul Wilhelm Jannasch: »Gerechter unter den Völkern« und Gründungsdekan der Mainzer Evangelisch-Theologischen Fakultät	207
Andreas Lehnardt Eine »Jüdisch-Theologische Fakultät« an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz? – Zur Vorgeschichte der Judaistik an der Evangelisch-Theologischen Fakultät	231
Claartje Ille / Laura Kaiser / Tobias Schade / Nathalie Schüler Aufbruch in eine neue Zeit. Die ersten evangelischen Theologiestudentinnen an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz	259
Ruben Zimmermann Ernst Käsemann (1946–1951 in Mainz). Ein rebellischer Neutestamentler als Gründungsfigur der Evangelisch-Theologischen Fakultät	281
Friedrich Wilhelm Horn Herbert Braun. Mitglied der Bekennenden Kirche und Atheist	305
Gabriele Stüber Der Fall Carl Schneider (1900–1977). Eine abgewiesene Professur	323

Walter Dietz / Thorsten A. Leppek	
Wolfhart Pannenberg als Professor für Systematische Theologie in Mainz 1961–1967	343
Wolfgang Zwickel	
Die Geschichte der Biblischen Archäologie in Mainz	373
Albrecht Grözinger	
Gab es eine »Mainzer« Praktische Theologie?	395
Esther Kobel	
»Vorwärts und nie vergessen«, Mainz als Wurzel für eine langjährige Zusammenarbeit und Freundschaft zwischen Luise Schottroff und Dorothee Sölle	415
Benedikt Brunner	
»Reform, Revolution oder Stillstand?« Die Berufungspraxis der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Mainz in dynamischen Zeiten (1960–1975)	437
Abbildungen	459
Tabellen und Grafiken	461
Personenangaben	463

Einleitung

Arbeiten zur Geschichte evangelisch-theologischer Fakultäten nach 1945 sind im deutschsprachigen Raum noch kein häufiges Phänomen. Sie gehören entweder als Teil von Jubiläen zur wissenschaftlichen Memorialkultur oder sie verdanken sich wissenschaftlich besonders reizvollen Fragestellungen.¹ Die Initiative zum vorliegenden Sammelband wurzelt in beiden Bereichen. Er ist einerseits angeregt worden durch das wenige Jahre zurückliegende 75jährige Gründungsjubiläum der Johannes Gutenberg-Universität Mainz (2021), das u. a. einen voluminösen Band zu Geschichte und Gegenwart der Universität und einen eigenen Band zur Geschlechtergeschichte hervorbrachte.² Andererseits verdankt er sich der Beschäftigung mit bestimmten Fragestellungen, die zu den Spezifika der Mainzer Fakultät gezählt werden können, wie dem Schwerpunkt in der Biblischen Archäologie, der Professur für Judaistik, dem starken Einfluss der beteiligten evangelischen Kirchen in den ersten Jahren der Fakultät bei Berufungen und anderen Fragen und insbesondere der frühen Präsenz von zwei Vertreterinnen feministisch-theologischer Positionen an der Mainzer Fakultät.

Diese Impulse haben die Herausgeberin und den Herausgeber dieses Bands angeregt, bei ihren Kollegen, bei Studierenden und bei externen Fachvertreter:innen anzufragen, ob sie sich an einem Sammelband zur Geschichte der Mainzer Evangelisch-Theologischen Fakultät beteiligen würden. Das Echo war so erfreulich, dass ein umfangreicher Band daraus entstehen konnte. Thematisiert werden einerseits herausragende Gestalten der Mainzer Evangelischen Theologie wie Wilhelm Jannasch, Ernst Käsemann, Herbert Braun, Wolfhart Pannenberg, Dorothee Sölle und Luise Schottroff. Andererseits rücken fachliche Schwerpunkte in den Fokus wie das Studium der Studentinnen in den Nachkriegsjahren,

1 S. u. S. 15–17 Anm. 1.

2 75 Jahre Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Universität in der demokratischen Gesellschaft. Hg. von Georg Krausch. Regensburg 2021; Frauen an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz (1946–2022). Historische, biographische und hochschulpolitische Perspektiven. Hg. von Christian George, Sabine Lauderbach und Livia Prüll. Göttingen 2023 (= Beiträge zur Geschichte der Universität Mainz. Neue Folge 19).

welche in erstaunlich hoher Zahl die Mainzer Fakultät frequentierten, die Entstehung und Entwicklung des Schwerpunkts Biblische Archäologie, frühe Überlegungen zur Gründung einer Jüdisch-Theologischen Fakultät, der herausfordernde Umgang mit NS-Belastungen am Beispiel Carl Schneiders und die Fakultät in den 1968er-Jahren am Beispiel ihrer Berufungspolitik sowie ihrer Ausgestaltung des Fachs Praktische Theologie.

Der einleitende ausführlichere Beitrag von Wolfgang Breul bietet für die Zeit bis zum Staatskirchenvertrag von 1962 einen Überblick über die Anfänge und Entwicklung der Fakultät und die besonderen Herausforderungen der frühen Jahre. Er thematisiert aber auch die Lebensbedingungen der Studierenden sowie die anfänglich äußerst bescheidene Raum- und Bibliotheksausstattung. Der Beitrag spart die Themen aus, die von anderen Autor:innen in diesem Band eingehender behandelt werden.

Zu den prägenden Gründungsfiguren der Mainzer Fakultät gehört Wilhelm Jannasch, der auch in der Bekennenden Kirche unter der NS-Herrschaft eine wichtige Rolle spielte. Gleichwohl haben sein Wirken und Werk bisher kaum Aufmerksamkeit gefunden. Dies änderte sich erst mit der Ehrung als *Gerechter unter den Völkern*, die er Ende 2020 gemeinsam mit seiner Frau Elisabeth für ihr Eintreten für verfolgte Juden in Berlin während des NS-Regimes erhielt.³ Hansjörg Buß und Wolfgang Breul skizzieren Jannaschs Werdegang, der aus der Herrnhuter Brüdergemeine kam, seit 1914 landeskirchlicher Pfarrer in Lübeck war und ab 1946 Gründungsdekan der Mainzer Fakultät. Buß skizziert Jannaschs Konflikte mit der NS-Herrschaft und sein Eintreten für verfolgte Juden. Breul beleuchtet Jannaschs Wirken an der Fakultät anhand einiger charakteristischer Schlaglichter.

Andreas Lehnart widmet sich einer bisher kaum beachteten Episode der jüdischen Geschichte in Mainz: den Plänen zur Gründung einer Jüdisch-Theologischen Fakultät nach Ende des Zweiten Weltkriegs. Mit der wissenschaftlichen Bibliothek der Jüdischen Gemeinde, welche die Fakultät als Leihgabe beherbergt, gab es eine wichtige Voraussetzung für eine solche Gründung. Auch wenn diese wesentlich von Michel Oppenheim betriebenen Pläne nicht umgesetzt wurden, gehört sie zur Vorgeschichte des Faches Judaistik an der Mainzer Fakultät. Der Beitrag skizziert darüber hinaus die Vorgeschichte und Geschichte des Fachs in Mainz in den Nachkriegsjahrzehnten anhand wichtiger Vertreter wie Eugen Ludwig Rapp, Ernst (Ernö) Róth, Leo Trepp und Günter Mayer im Kontext der bundesdeutschen Entwicklung.

3 Vgl. <https://collections.yadvashem.org/en/righteous/13248188> (abgerufen am 12.07.2025). Die Mainzer Evangelisch-Theologische Fakultät veranstaltete aus diesem Grund am 28.06.2022 ein Kolloquium; vgl. <https://neuzeit.ev.theologie.uni-mainz.de/2022/06/29/28-juni-2022-gerechte-unter-den-voelkern-kolloquium-fuer-wilhelm-und-elisabeth-jannasch/> (abgerufen am 12.07.2025).

Besonders freuen wir uns über einen Beitrag, den weit fortgeschrittene Theologiestudierende unserer Fakultät gemeinsam verfasst haben. Unter dem Titel *Aufbruch in eine neue Zeit. Die ersten evangelischen Theologiestudentinnen an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz* beleuchten sie die Situation evangelischer Theologiestudentinnen im Jahr 1949. Die hohe Zahl an Pfarramtsstudentinnen ist bemerkenswert: Viele von ihnen strebten das Pfarramt an, obwohl Frauen damals nur eingeschränkter Zugang dazu gewährt wurde. Anhand statistischer Daten und exemplarischer Lebenswege zeigen die Autor:innen die Herausforderungen, Erfahrungen und Motive dieser Pionierinnen im Theologiestudium und kirchlichen Dienst.

Diese Studentinnen dürften auch bei einem der bedeutendsten deutschen Neutestamentler der zweiten Hälfte des 20. Jh. studiert haben: Ernst Käsemann, der 1946 bis 1951 eine Professur innehatte. Ruben Zimmermann portraitiert ihn in seinem Beitrag *Ein rebellischer Neutestamentler als Gründungsfigur der Evangelisch-Theologischen Fakultät* und zeigt, wie sich bereits in dieser frühen Phase zentrale Themen seines exegetischen Denkens herausbilden – etwa die schöpfungstheologisch geprägte Rechtfertigungslehre, die Ekklesiologie oder das Interesse am historischen Jesus. Deutlich wird dabei, wie stark Käsemanns Denken durch Erfahrung kirchlichen und politischen Widerstands geprägt ist und wie daraus eine exegetisch fundierte, gesellschaftlich engagierte Theologie erwächst.

Nach Käsemanns Weggang wirkte Herbert Braun von 1952 bis 1971 als Neutestamentler an der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Mainz. Friedrich Wilhelm Horn charakterisiert ihn unter dem Titel *Mitglied der Bekennenden Kirche und Atheist*. Brauns Fokus lag zunächst auf religionsgeschichtlichen Zusammenhängen, insbesondere den neu erschlossenen Qumrantexten. In den 1960er-Jahren rückte seine hermeneutische Position stärker hervor – zugespitzt in einer öffentlichen Debatte mit Helmut Gollwitzer (1964). Sein Verständnis von Gott als Chiffre für Mitmenschlichkeit und die Ablehnung eines transzendenten Gottesbildes riefen heftige kirchliche Reaktionen hervor und führten zur Etikettierung seines Ansatzes als »atheistische Theologie«.

Die frühere Leiterin des Zentralarchivs der Evangelischen Kirche der Pfalz, Gabriele Stüber, widmet sich mit dem *Fall Carl Schneider* einer ausgesprochen spannenden Personalie. Schneider war als profilierter Deutscher Christ auf eine Professur für Neues Testament in Königsberg berufen worden und hatte am berüchtigten Eisenacher *Institut zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben* mitgearbeitet, das gemäß der Zielsetzung seines Gründers Walter Grundmann auf eine »Entjudung des Christentums« hinarbeitete. Nach 1945 war es ihm gelungen, in Speyer Fuß zu fassen und insbesondere auch in kirchlichen Kreisen Anerkennung zu finden. Seine vom pfälzischen Kirchenpräsidenten Hans Stempel nachdrücklich unterstützten

und lange anhaltenden Bemühungen, an der Mainzer Fakultät als Dozent angenommen zu werden, wurden von dieser ebenso wie im Fall Karl Georg Kuhn mit Verweis auf die antisemitischen Schriften abgewiesen. Gabriele Stüber untersucht diesen charakteristischen Fall auf der Basis breiten Aktenmaterials.

Als bedeutendster Systematischer Theologe der ersten Jahrzehnte dürfte Wolfhart Pannenberg gelten, der von 1961 bis 1967 an der Mainzer Fakultät wirkte. Walter Dietz und Torsten A. Leppek charakterisieren die arbeitsintensiven Mainzer Jahre als entscheidende Zwischenstation für Lehre und Forschung. Die beiden Autoren zeichnen eng an den Akten des Universitätsarchivs und den Texten von Pannenberg entlang die Berufung nach Mainz, Lehre, Vorträge und Publikationen sowie schließlich seine Berufung nach München nach.

Dass das Fach Altes Testament in Mainz die Erweiterung »Biblische Archäologie« nicht zufällig trägt, arbeitet Wolfgang Zwickel anhand einer präzisen fachlichen und gelegentlich auch persönlichen Charakterisierung seiner Hauptvertreter Kurt Galling, Arnulf Kuschke und Volkmar Fritz sowie der Assistenten Willy Schottroff, Frank Crüsemann und Ulrich Hübner heraus. Ein Ausblick auf die Arbeiten der letzten Jahrzehnte am derzeit und auf absehbare Zeit unbesetzten Mainzer Lehrstuhl runden den Beitrag ab.

Der ehemalige Mainzer Student und spätere Professor für Praktische Theologie in Basel Albrecht Grözinger stellt in seinem Beitrag pointiert die Frage: *Gab es eine »Mainzer« Praktische Theologie?* In seiner Antwort zeichnet er die Entwicklung des Fachs von 1945 bis 1975 nach und verortet sie im theologie- und geistesgeschichtlichen Kontext. Ein besonderes Augenmerk gilt dabei der sogenannten Mainzer Sozietät.

In den frühen 1970er-Jahren wirkten zwei herausragende Frauen in Mainz: die Neutestamentlerin Luise Schottroff und die Literaturwissenschaftlerin und Theologin Dorothee Sölle. Esther Kobel widmet ihnen den Beitrag »Vorwärts und nie vergessen«. *Mainz als Wurzel für eine langjährige Zusammenarbeit und Freundschaft zwischen Luise Schottroff und Dorothee Sölle.* Beide erlebten Anfeindungen und institutionelle Diskriminierungen – Erfahrungen aus denen eine langjährige persönliche und akademische Verbundenheit erwuchs. Ihre theologisch wie gesellschaftlich engagierte Zusammenarbeit fand u. a. auf Kirchentagen öffentliche Resonanz und lässt sich als dialogischer Prozess der Verarbeitung individueller wie gemeinsamer Erfahrungen verstehen.

Mit diesen Entwicklungen verknüpft ist der Beitrag von Benedikt Brunner: »Reform, Revolution oder Stillstand?« Die Berufungspraxis der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Mainz in »dynamischen Zeiten« (1960–1975), in einem Umfeld wachsender gesellschaftlicher Spannungen zwischen konservativer Professorenschaft und politisierten Studierenden. Konflikte wie die verhin-derte Berufung Luise Schottroffs oder der Umgang mit Dorothee Sölles Lehrtä-

tigkeit machen deutlich, wie sehr kirchliche und gesellschaftliche Dynamiken innerfakultäre Entscheidungen beeinflussten.

Herausgeberin und Herausgeber des Bands danken dem Mainzer Forschungsverbund Universitätsgeschichte und insbesondere den Kolleg:innen Michael Kißener, Nina Gallion und Christian George für die vielfältige und nachhaltige Unterstützung dieses Vorhabens. Ohne ihre vom 75jährigen Jubiläum der Johannes Gutenberg-Universität ausgehende Anregung und Förderung wäre dieser Band nicht zustande gekommen. Ein großer Dank geht auch an Janina Serfas, die den ganzen Band korrigiert hat, sowie an Andrew Bowden, Kevin Höh und Alexandra Wollenweber, die ebenfalls an der Durchsicht des Bands beteiligt war. Die Korrekturarbeiten wurden dankenswerterweise von der Evangelisch-Theologischen Fakultät der JGU finanziell unterstützt. Dass dieser Band hybrid als gedruckte und open access zugängliche Publikation erscheinen kann, wurde durch großzügige Förderungen zahlreicher Institutionen ermöglicht. Wir danken der I. Leifheit Stiftung, der Open-Access-Publikationsförderung der JGU, der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau, der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck und der Evangelischen Kirche der Pfalz sowie den Freunden der Johannes Gutenberg-Universität Mainz e.V.

Die OA-Fassung des Buchs ist online durchsuchbar. Daher haben wir auf Indices verzichtet.

Mainz, im Juli 2025
Wolfgang Breul und Esther Kobel

Die Evangelisch-Theologische Fakultät Mainz 1946–1962*

1. Die Gründung der Mainzer Universität 1946	17
2. Die Gründung der Mainzer Evangelisch-Theologischen Fakultät	23
2.1. Ausgangslage	23
2.2. Niemöllers Liste	27
2.3. Listen der Hessisch-Darmstädtischen und der Pfälzischen Kirche	37
2.4. Berufungsbemühungen des Superintendenten Reinhard Becker	45
2.5. Neuansatz mit der Berufung des Gründungsdekans Wilhelm Jannasch	51
2.6. Berufungen für das erste Semester	54
2.7. Abkommen zur Mitwirkung der Kirchen bei den Berufungsverfahren	68
2.8. Vervollständigung des Lehrkörpers 1946–1949	74
3. Studium und Studienbedingungen	97
3.1. Entwicklung der Studierendenzahlen und Zulassung zum Studium	97
3.2. Leben der Studierenden im Mainz der Nachkriegszeit	102
3.3. Studium, Sprachen, Prüfungen, geistliches Leben	109
3.4. Raum- und Bibliotheksausstattung	117
3.5. Religionspädagogik	129
3.6. Studierendenorganisationen und politisches Engagement	133
4. Die Krise im Fach Neues Testament 1949–1952	136
4.1. Anfang der Krise: Büchermangel und unsicherer Status der Dozenten	136
4.2. Wohnungsnot auch für Professoren und ihre Familien	143
4.3. Belastung durch die Vergangenheit: der Fall Karl Georg Kuhn	147

* Ich danke den Verantwortlichen für das Jubiläum der Gutenberg-Universität 2021 für die erste Anregung zu dieser Themenstellung und insbesondere Herrn Christian George, dem Leiter des Universitätsarchivs Mainz für beharrliche Unterstützung bei der Recherche, fachkundigen Rat und die kritische Sichtung des Texts. Ebenso gilt mein Dank den Leiterinnen der Zentralarchive der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau, Frau Ute Dieckhoff, und der Evangelischen Kirche der Pfalz, Frau Christine Lauer für vielfältige Unterstützung bei der Recherche. Herrn Altpreses Ulrich Oelschläger (Worms), Student und Doktorand der Mainzer Fakultät, danke ich sehr herzlich für die zahlreichen Gespräche über die Mainzer Evangelisch-Theologische Fakultät, die mir wichtige Hintergrundinformationen gegeben haben. Frau Janina Serfas danke ich herzlichst für die wie immer sorgfältige Korrekturdurchsicht. – Abkürzungen: BK: Bekennende Kirche; EKH: Evangelische Kirche in Hessen und Nassau; ZA.EKH: Zentralarchiv der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau, Darmstadt; ZA.EKPF: Zentralarchiv der Evangelischen Kirche der Pfalz; UA.Mz: Universitätsarchiv Mainz.

4.4. Erneutes Scheitern der Berufspläne	157
4.5. Dauerhafte Wiederbesetzung der beiden NT-Professuren	160
5. Personelle Entwicklung der Fakultät 1949–1962	167
5.1. Entwicklung der übrigen Fächer	167
5.2. Nachwuchsförderung: Promotionen, Habilitationen, Assistenten	180
6. Die Außenbeziehungen der Fakultät	191
6.1. Mitwirkung der Kirchen	191
6.2. Beziehungen innerhalb der Universität und zu Stadt, Gesellschaft und Politik	200
6.3. Anfänge der Theologischen Arbeitsgemeinschaft	203
7. Resümee	204

Abstract

Die Gründung der Mainzer Universität war ein zentrales Element der französischen Besatzungsmacht in ihrem Programm der Umerziehung, Entnazifizierung und »Déprussification«. Dabei kam der Evangelisch-Theologischen Fakultät eine wichtige Rolle zu. Frühe Konzepte für die neue Fakultät strebten einen Beitrag zur deutsch-französischen Völkerverständigung und eine ausgesprochen starke Mitwirkung der umliegenden Landeskirchen an – auch bei den Berufungsverfahren. Der erste Impuls durch Martin Niemöller und das Wirken des Gründungsdekans Wilhelm Jannasch zielten auf eine an Personen und Ideen der Bekennenden Kirche ausgerichtete Fakultät, dem aber konservativere Kräfte unter Professoren und Rektorat sowie in den Landeskirchen entgegenstanden. Der Beitrag zeichnet die daraus resultierenden Konflikte und die allgemeine Entwicklung der Fakultät unter anfangs schwierigen Bedingungen nach. Die dürftigen Lebensumstände vieler Studierender, die prekäre Finanzsituation und vor allem der Mangel an Büchern beeinträchtigten die Entwicklung der Fakultät in den ersten Jahren massiv, wie exemplarisch die Krise im Fach Neues Testament (1949–1952) zeigt. Erst in den letzten Jahren vor dem Staatskirchenvertrag von 1962 konsolidierte sich die Fakultät mit der sich verbessernden materiellen und personellen Ausstattung allmählich. In dieser Phase änderten sich mit neuen Formaten der Lehrveranstaltungen und der Zusammenarbeit auch die Diskussionskultur und die theologische Arbeit an der Fakultät, worin sich der beginnende gesellschaftliche Wandel der 1960er Jahre ankündigte.

Schlüsselwörter: Besatzungsmacht Frankreich, Umerziehung, Martin Niemöller, Pierre Jacobsen, Evangelische Kirche in Hessen und Nassau, Evangelische Kirche im Rheinland, Evangelische Kirche der Pfalz, Reinhard Becker, Wilhelm Jannasch, Berufungsverfahren, Studienbedingungen, Büchermangel, Neues Testament, Karl Georg Kuhn, wissenschaftlicher Nachwuchs, Evangelische Studentengemeinde, Theologische Arbeitsgemeinschaft

The founding of Mainz University was a central element of the French occupying forces program of re-education, denazification and »Déprussification«. The Faculty of Protestant Theology played a significant role in this program. Early concepts for the new faculty sought to contribute to French-German understanding (»Völkerverständigung«) and to involve the neighboring regional churches to a marked degree – including in the appointment procedures. The initial impetus from Martin Niemöller and the work of the founding dean Wilhelm Jannasch aimed to create a faculty orientated towards the people and ideas of the Confessing Church, but this was opposed by more conservative forces among professors and the rectorate as well as in the regional churches. This article traces

the resulting conflicts and the general development of the faculty under initially difficult conditions. The miserable living conditions of many students, the precarious financial situation and, above all, the lack of books had a massive impact on the development of the faculty in the early years, as exemplified by the crisis in the department of New Testament (1949–1952). It was only in the final years before the state-church treaty of 1962 that the faculty gradually consolidated as material and personnel resources improved. During this phase, the culture of discussion and theological work at the faculty also changed with new formats for courses and collaboration, foreshadowing the incipient social change of the 1960s.

Keywords: French Occupying Forces, re-education, Martin Niemöller, Pierre Jacobsen, Protestant Church in Hesse and Nassau, Protestant Church in the Rhineland, Evangelical Church of the Palatinate, Reinhard Becker, Wilhelm Jannasch, appointment procedure, study conditions, lack of books, New Testament, Karl Georg Kuhn, junior scientific staff, protestant student congregation, Academic Theological Study Group

Die Johannes Gutenberg-Universität Mainz zählt neben der Freien Universität Berlin und der Universität des Saarlandes zu den wenigen Gründungen einer Universität unter dem Besatzungsregiment nach 1945. Sie ist eng mit den bildungspolitischen Interessen der Militärregierung verknüpft, welche die politischen Ziele Frankreichs im besetzten Südwesten flankieren sollten. Die bei der Gründung von Beginn an mitgedachte Evangelisch-Theologische Fakultät fügte sich in die Leitlinien der Direction de l'Education Publique (DEP) unter Raymond Schmittlein (1904–1974) gut ein, manche hatten ihr sogar eine Vorreiterrolle bei der Neuausrichtung der akademischen Ausbildung zugeordnet. Diese kleine Studie zeichnet nach, wie die neue Fakultät ein besonderes, von den Erfahrungen der Bekennenden Kirche unter NS-Diktatur bestimmtes Gepräge erhielt, dem aber von Beginn an das Beharrungsvermögen traditioneller Vorstellungen und der Widerstand der prekären Nachkriegsverhältnisse entgegenstanden. Sie beschreibt, wie sich die Mainzer Fakultät unter sich allmählich verbessernden äußeren Umständen aus bescheidensten Anfängen entwickelte, erweiterte und normalisierte. Dieser Prozess kam mit dem am 31.03.1962 geschlossenen Vertrag des Landes Rheinland-Pfalz mit den evangelischen Kirchen auf seinem Gebiet, der auch den Rechtsstatus der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Mainz neu definierte und an die Verhältnisse in anderen Bundesländern anpasste, zu einem vorläufigen Abschluss.

Im Forschungsfeld der Universitätsgeschichte des 20. Jahrhunderts gibt es für die Nachkriegszeit nur recht wenige Arbeiten zur evangelischen Theologie¹ und

1 Zur Universitätsgeschichte nach 1945 vgl. allgemein (in Auswahl) Christian George: Studieren in Ruinen. Die Studenten der Universität Bonn in der Nachkriegszeit (1945–1955). Göttingen 2010 (= Bonner Schriften zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte 1); Michaela Keim: Die Universität als Arena des Politischen. Sozialer Raum und akademische Kultur an der

für die Evangelisch-Theologische Fakultät Mainz nur eine Studie. Die Arbeit des ehemaligen Mainzer Studenten, Assistenten und späteren Oberkirchenrats der EKHN Karl Dienst (1930–2014) leistete Pionierdienste, wird wissenschaftlichen

Universität zu Köln von 1945 bis in die langen 1960er Jahre. Köln u. a. 2024 (= Kölner Historische Abhandlungen 59); Barbara Wolbring: Trümmerfeld der bürgerlichen Welt. Universität in den gesellschaftlichen Reformdiskursen der westlichen Besatzungszonen (1945–1949). Göttingen 2014 (= Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 87); Universität, Wissenschaft und Öffentlichkeit in Westdeutschland (1945 bis ca. 1970). Hg. von Sebastian Brandt u. a. Stuttgart 2014; Mitchell G. Ash: Konstruierte Kontinuitäten und divergierende Neuanfänge nach 1945. In: Gebrochene Wissenschaftskulturen. Universität und Politik im 20. Jahrhundert. Hg. von Michael Grüttner u. a. Göttingen 2010, S. 215–246; Corine Defrance: Die Westalliierten als Hochschulreformatoren (1945–1949). Ein Vergleich. In: Zwischen Idee und Zweckorientierung. Vorbilder und Motive von Hochschulreformen seit 1945. Hg. von Andreas Franzmann und Barbara Wolbring. Berlin 2007 (= Wissenskultur und gesellschaftlicher Wandel 21). Berlin 2007, S. 35–45; Karin Kleinen: Ringen um Demokratie. Studieren in der Nachkriegszeit. Die Akademische Jugend Kölns 1945–1950. Göttingen 2005 (= Studien zur Geschichte der Universität Köln 17); Universitäten und Hochschulen im Nationalsozialismus und in der frühen Nachkriegszeit. Hg. von Karen Bayer u. a. Stuttgart 2004; Christoph Oehler: Die Hochschulentwicklung nach 1945. In: Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte. Bd. VI/1: 1945 bis zur Gegenwart. Bundesrepublik Deutschland. Hg. von Christoph Führ und Carl-Ludwig Furck. München 1998, S. 412–446; Waldemar Krönig und Klaus-Dieter Müller: Nachkriegs-Semester. Studium in der Kriegs- und Nachkriegszeit. Stuttgart 1990. Zur Geschichte Evangelisch-Theologischer Fakultäten nach 1945 vgl. Heiner Faulenbach: Die Evangelisch-Theologische Fakultät Bonn. Sechs Jahrzehnte aus ihrer Geschichte seit 1945. Göttingen 2009; Tobias Sarx: Reform, Revolution oder Stillstand? Die 68er Bewegung an den Evangelisch-Theologischen Fakultäten Marburg, Bochum und der Kirchlichen Hochschule Berlin. Stuttgart 2018 (= Konfession und Gesellschaft 52); Friedemann Stengel: Die theologischen Fakultäten in der DDR als Problem der Kirchen- und Hochschulpolitik des SED-Staates bis zu ihrer Umwandlung in Sektionen 1970/71. Leipzig 1998 (= Arbeiten zur Kirchen- und Theologiegeschichte 3); Rainer Hering: Theologie im Spannungsfeld von Kirche und Staat. Die Entstehung der Evangelisch-Theologischen Fakultät an der Universität Hamburg 1895 bis 1955. Berlin 1992 (= Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte 12); Wolf-Dieter Hauschild: Der Wiederaufbau der Evangelisch-Theologischen Fakultät nach 1946. In: Die Evangelisch-Theologische Fakultät. 1914 bis 1989. Hg. von Wilhelm Neuser. Bielefeld 1991 (= Unio und confessio 15), S. 95–130; Karl Schwarz: »Haus in der Zeit«. Die Fakultät in den Wirrnissen dieses Jahrhunderts. In: Zeitenwechsel und Beständigkeit. Beiträge zur Geschichte der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Wien 1821–1996. Hg. von Karl Schwarz und Falk Wagner. Wien 1997 (= Schriftenreihe des Universitätsarchivs Wien 10), S. 125–208; Tobias Jammerthal und Gury Schneider-Ludorff: Warum eine kirchliche Hochschule? Beobachtungen zur Entstehung der Augustana-Hochschule. In: Theologische Aufbrüche. Perspektiven für Theologie und Kirche im 21. Jahrhundert. FS 75 Jahre Augustana-Hochschule. Hg. von Daniel Hoffmann u. a. Stuttgart 2022, S. 271–288; Rudolf Leeb: Eine kurze Geschichte der Evangelisch-theologischen Fakultät der Universität Wien (1821–2021). In: Zukunft der Theologie – Theologie der Zukunft. 200 Jahre Evangelisch-Theologische Fakultät Wien. Hg. von Uta Heil und Annette Schellenberg. Göttingen 2023 (= Wiener Jahrbuch für Theologie 14), S. 37–66; Wolf-Friedrich Schäufele: Fünfhundert Jahre Theologie in Marburg. Eine Geschichte der Evangelisch-Theologischen Fakultät. In: 500 Jahre Theologie in Marburg. Beiträge zur Geschichte der Evange-

Ansprüchen aber nur mit Einschränkungen gerecht.² Sie wurde daher nachfolgend nur vereinzelt berücksichtigt. Die vorliegende Studie basiert auf einer umfangreichen Neusichtung der Bestände des Mainzer Universitätsarchivs sowie der kirchlichen Archive in Darmstadt und Speyer und des Landesarchivs Speyer.³

Die Darstellung folgt thematisch geordnet der Chronologie. Sie ist keine Theologiegeschichte, sondern eine Fakultätsgeschichte, sie sucht die Besonderheiten ihrer Entstehung und ihre weitere Entwicklung nachzuzeichnen und nimmt daher auch die äußeren Bedingungen in den Blick, soweit der darstellerische Rahmen dies zuließ. Anhand des Abschnitts zur »Krise im Fach Neues Testament« sollen die Personal- und Ressourcenprobleme, mit denen sich die junge Fakultät in besonderem Maße konfrontiert sah, exemplarisch profiliert werden.

1. Die Gründung der Mainzer Universität 1946

Nach dem Ende der Alten Universität Mainz unter französischer Herrschaft war die Idee einer Universität in der Stadt im späteren 19. und frühen 20. Jahrhundert nie ganz eingeschlafen.⁴ Es war wiederum die französische Besatzungsregierung, die seit Sommer 1945 in ihrer Zone die Gründung einer Universität betrieb.⁵

lisch-Theologischen Fakultät. Hg. von dems. Münster und New York 2024 (= *Academia Marburgensis* 20), S. 9–41.

- 2 Karl Dienst: »... auch mit Evangelisch-Theologischer Fakultät«. Die Anfänge der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Mainz. Darmstadt 2002 (= *Quellen und Studien zur hessischen Kirchengeschichte* 7). Die Darstellung ist in der Auswahl der Themen und Quellen sowie der Belegangaben eklektisch und teilweise unstrukturiert und nicht vollständig durchgearbeitet. Karl Diensts Studie ist zudem im Urteil, insbesondere im »Fall Wilhelm Boudriot« (S. 148–178), nicht immer ausgewogen; s. u. S. 80–83.
- 3 Damit sind nicht alle, jedoch die wichtigsten Bestände einbezogen. Da die Archivablage der neuen Universität in den ersten Jahren ihres Bestehens nicht immer sehr systematisch erfolgte, wurde breit recherchiert, Lücken in der Erfassung sind gleichwohl nicht auszuschließen. Doppel- oder Mehrfachüberlieferungen werden nachfolgend i. d. R. nur mit einem Belegort nachgewiesen.
- 4 Ob die Urkunde vom 28. September 1798 als Aufhebung verstanden werden sollte, wie es in der Forschung teilweise zu lesen ist, hat zuletzt Michael Matheus in Frage gestellt; vgl. Michael Matheus: Die »alte« Universität Mainz und ihre Bedeutung für die Wiedergründung 1946. In: 75 Jahre Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Universität in der demokratischen Gesellschaft. Hg. von Georg Krausch. Regensburg 2021, S. 27–39, hier S. 27–37 (Anm. 10). Zu den Vorschlägen einer Neugründung der Mainzer Universität während der Weimarer Republik vgl. zusammenfassend Christophe Baginski und Klaus-Bernward Springer: Die Bedeutung der katholischen Kirche für die Neugründung und die Anfänge der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. In: *Mainzer Zeitschrift. Mittelrheinisches Jahrbuch für Archäologie, Kunst und Geschichte* 92/93 (1997/98), S. 213–238, hier S. 218 f.
- 5 Vgl. Corine Defrance: Die Franzosen und die Wiedereröffnung der Mainzer Universität, 1945–1949. In: *Kulturpolitik im besetzten Deutschland 1945–1959*. Hg. von Gabriel Clemens.

Frankreich war spät Besatzungsmacht geworden, erst bei der Konferenz von Jalta im Februar 1945 wurde ihm eine eigene Besatzungszone zugesprochen, deren endgültiger Zuschnitt aus der britischen und amerikanischen Zone erst sechs Wochen nach der deutschen Kapitulation festgelegt worden war.

Trotz der kurzen Frist ging Frankreich nicht unvorbereitet in die Besatzungsherrschaft. Seit 1943 gab es französische Planungen für ein Besatzungsregiment, die 1944 verdichtet wurden und 1945 die Ebene des Generalstabs erreichten.⁶ Die französische Kulturpolitik war in der Besatzung ein zentrales, eng mit der Demokratisierungs- und Sicherheitspolitik verzahntes Element, das mit dem Konzept der Reedukation dem Geist des deutschen Militarismus, Expansionismus und Nationalsozialismus entgegenwirken und so die übrige französische Politik flankieren sollte.⁷ »Déprussification« war ein Leitbegriff dieser französischen Politik im besetzten Deutschland, der auch für die Universitäten Gewicht hatte.⁸ In diesem Zusammenhang galt die Gründung einer neuen Universität in der Militärregierung, insbesondere beim Leiter der Direction de l'Education Publique (DEP) der Besatzungsregierung Raymond Schmittlein (1904–1974)⁹, als »Grundlage der Umerziehungspolitik«,¹⁰ denn gegen die ebenfalls im Bereich der französischen Zone liegenden alten Universitäten Tü-

Stuttgart 1994, S. 117–130; dies.: »Das Wunder von Mainz«. Die Franzosen und die Neugründung der JGU. In: Krausch (Hg.): 75 Jahre (Anm. 4), S. 43–55, hier S. 47.

6 Vgl. Rainer Hudemann: Kulturpolitik in der französischen Besatzungszone – Sicherheitspolitik oder Völkerverständigung? Notizen zur wissenschaftlichen Diskussion. In: Clemens (Hg.): Kulturpolitik (Anm. 5), S. 185–199, hier S. 193.

7 Vgl. Hudemann: Kulturpolitik (Anm. 6), S. 187–189.

8 Der Begriff tauchte schon in der ersten Geheimdirektive vom 20. Juli 1945 auf; vgl. Hudemann: Kulturpolitik (Anm. 6), S. 189 mit Anm. 16; Defrance: Wunder (Anm. 5); Martin Greschat: Die Kirchenpolitik Frankreichs in seiner Besatzungszone. In: Zeitschrift für Kirchengeschichte 109 (1998), S. 289–310, hier S. 219, 225.

9 Vgl. Corine Defrance: Raymond Schmittlein (1904–1974), ein Kulturmittler zwischen Deutschland und Frankreich? In: Der Intellektuelle und der Mandarin. FS Hans Manfred Bock. Hg. von François Beilecke und Katja Marmetschke. Kassel 2005 (= Intervalle 8), S. 481–502, wiederabgedruckt: Raymond Schmittlein (1904–1974). Leben und Werk eines Gründungsvaters der Universität Mainz. In: Ut omnes unum sint. Gründungspersönlichkeiten der Johannes Gutenberg-Universität. Teil 1. Hg. von Michael Kißener und Helmut Mathy. Stuttgart 2005 (= Beiträge zur Geschichte der Johannes Gutenberg-Universität Mainz NF 2), S. 11–30.

10 Defrance: Wiedereröffnung (Anm. 5), S. 118. »Le corps professoral n' a pas été dans son entier infesté de nazisme, il a été cependant pour la plus grande partie gagné aux idées nationalistes, actuellement plus dangereuses pour nous que l'idéologie nationale-socialiste en voie d'effondrement. Les quelques éléments sains qui restent sont peu utilisables pour la rééducation parce que ce sont des savants trop spécialisés ou indifférents à toutes les politiques, et qui se réfugient volontiers dans leur tour d'ivoire. Par ailleurs, leurs traditions et leurs liens de confraternité aient amènent à soutenir leurs collègues les plus douteux [...] l'Université allemande traditionnelle est devenue un anachronisme dans le monde moderne«, Raymond Schmittlein, zitiert nach ebd. (Archives française de l'Occupation en Allemagne et en Autriche, Colmar, série Affaires Culturelles, n°75 (3), »Réouverture de l'Université de Mayence, exposé des motifs«, 25/02/46, Schmittlein); vgl. Defrance: Wunder (Anm. 5), S. 45.

bingen und Freiburg bestand wegen ihrer nationalistischen und partiell nationalsozialistischen Prägung ein tiefes Misstrauen, auch wenn man sich auf französischer Seite bald für deren Wiedereröffnung entschied. Unter den Besatzungsmächten im Westteil Deutschlands war der Schritt zur Neugründung einer Universität einzigartig.¹¹ Das Vorhaben einer solchen Gründung passte freilich auch gut in die frühen Pläne für eine Abtrennung und Verselbstständigung der linksrheinischen deutschen Gebiete zu Pufferstaaten gegenüber Frankreich; diese Absichten wurden jedoch bald aufgegeben.¹²

Wo die neue Universität errichtet werden sollte, war zunächst offen. Da der Süden der französischen Besatzungszone bei etwa 2,3 Millionen Einwohnern mit Tübingen und Freiburg über zwei etablierte Universitäten verfügte, kam dafür nur das rheinische oder pfälzische Gebiet in Frage, ein Raum mit etwa vier Millionen Einwohnern ohne eigene Universität.¹³ Von den vier Städten, die sich um den Sitz der Universität bewarben, Neustadt an der Weinstraße, Speyer, Trier und Mainz, hatte Neustadt keine reellen Chancen. Mainz behielt am Ende des Entscheidungsprozesses die Oberhand, obwohl sich Schmittlein im November 1945 zunächst für das kaum vom Krieg zerstörte Speyer entschieden hatte¹⁴ und der Gouverneur der Region Rheinland-Hessen-Nassau Claude Hettier de Boislambert (1906–1986) sich für Trier einsetzte¹⁵. Die Lage zwischen den Bezirken Trier und Koblenz auf der einen und den südlichen Bezirken auf der anderen Seite, am Zusammenfluss von Main und Rhein, war günstig, auch wenn die

11 Vgl. Defrance: Die Westalliierten als Hochschulreformatoren (Anm. 1), S. 37–39, 42–44. Neben der neuen Universität in Mainz wurden wenige Monate später auch die Verwaltungshochschule in Speyer und das Dolmetscherinstitut in Germersheim gegründet; vgl. Defrance: Wunder (Anm. 5), S. 46f. Die 1948 gegründete Universität des Saarlands war zunächst nicht als deutsche, sondern als deutsch-französische Universität konzipiert worden; an ihrer Spitze standen ein französischer Rektor und ein deutscher Prorektor.

12 Vgl. Defrance: Wiedereröffnung (Anm. 5), S. 119; Alain Lattard: Zielkonflikte französischer Besatzungspolitik in Deutschland. Der Streit Laffon – Koenig 1945–1947. In: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 39 (1991), S. 1–35.

13 Raymond Schmittlein schrieb dazu: »Si l'on admet que la même proportion d'établissements supérieurs doit normalement exister entre le chiffre total de la population et le nombre des candidats aux études universitaires, on peut tabler raisonnablement pour la Sarre le Palatinat-Hesse-rhénane et les provinces du Rhin sur 11000 étudiants environ, soit trois Universités. Il est donc acquis que la zone rhénane peut certainement alimenter immédiatement deux Universités de chacune 3000 étudiants. [...] Nous sommes donc amenés par la force des choses à envisager la création rapide, sur la rive gauche du Rhin, d'établissements d'enseignement supérieur auxquels on peut donner le statut d'Université si la chose est possible, et qui devront répondre aux besoins de la population locale«, zitiert nach Defrance: Wiedereröffnung (Anm. 5), S. 117f. (Archives française de l'Occupation en Allemagne et en Autriche, Colmar, série Affaires Culturelles, n° 75 (3), »Réouverture de l'Université de Mayence, exposé des motifs«, 25/02/46, Schmittlein).

14 Vgl. Defrance: Wunder (Anm. 5), S. 47f.

15 Defrance: Wiedereröffnung (Anm. 5), S. 120f.

Wohnungssituation unter der Zerstörung der Mainzer Innenstadt litt.¹⁶ Eine wichtige Rolle für die Standortentscheidung spielte auch die Fürsprache einiger prominenter Mainzer,¹⁷ darunter insbesondere Oberbürgermeister Emil Kraus (1893–1972) und August Reatz (1889–1967)¹⁸.

Im Sinne der Reedukation sollte die neue Universität in Mainz nicht nur der Bildung der Bevölkerung in ihrem Einzugsgebiet und dem Aufbau einer eigenen Bildungselite dienen, sondern dabei auch konsequent auf eine soziale und politische Demokratisierung der Studierenden und auf Völkerverständigung ausgerichtet sein.¹⁹ Als erster Rektor wurde von Raymond Schmittlein der Geograph Josef Schmid (1898–1978) eingesetzt (01.03.1946), sein Nachfolger sollte gemäß den Statuten gewählt werden.²⁰ Ihm wurden als Verwaltungsdirektor Fritz Eichholz (1902–1994), Schmittleins Schwager, und als Prorektor der Rechtshistoriker Adalbert Erler (1904–1992) zur Seite gestellt.

Die Berufung des Lehrkörpers der neuen Universität war eine besondere Herausforderung, da sie nicht nur in großer Eile jenseits der üblichen Berufungsverfahren durchgeführt werden sollte, sondern auch dem Anspruch

16 1949 galten mehr als die Hälfte der Mainzer Wohnungen von 1939 als zerstört; vgl. Frank Hüther: *Diversität und Korpsgeist. Die Berufung der ersten Mainzer Professoren*. In: Krausch (Hg.): 75 Jahre (Anm. 4), S. 364–377, hier S. 365; vgl. auch *Leben in den Trümmern – Mainz 1945–1948*. Hg. von Anton Maria Keim und Alexander Link. Mainz 1985. Insbesondere die Zeitzeugeninterviews geben einen anschaulichen Eindruck von den Lebensverhältnissen in Mainz in den ersten Nachkriegsjahren; vgl. Alexander Link: *Leben in den Trümmern: Mainzer erzählen. Eine Montage von Interviewauszügen*. In: Keim und Link (Hg.): Mainz 1945–1948, S. 163–195. Zu den Gründen der Entscheidung für Mainz vgl. Defrance: *Wiedereröffnung* (Anm. 5), S. 121; Helmut Mathy: *Die Wiedereröffnung der Mainzer Universität 1945/46. Dokumente, Berichte, Aufzeichnungen, Erinnerungen*. Mainz 1966, Dokumente 1–5, in Verbindung mit den Dokumenten 6f., S. 21–73. Allerdings waren mit der Flakkaserne in Mainz-Bretzenheim, die nur teilweise zerstört war, Gelände und Gebäude für die zu gründende Universität vorhanden. Über die nötigen Bauarbeiten gab es Konflikte mit den für den Wiederaufbau in der Stadt Mainz Verantwortlichen; vgl. Defrance: *Wunder* (Anm. 5), S. 48.

17 Vgl. Baginski und Springer: *Bedeutung* (Anm. 4), S. 219–222.

18 Zu ihm s. u. S. 8. Louis Théodore Kleinmann nennt als eigentlichen Initiator der Gründung in Mainz, Walter Hummelsheim (1904–1984), der zu den Widerstandskreisen unter der NS-Herrschaft gehört und engere Verbindungen nach Frankreich geknüpft hatte; vgl. Mathy: *Wiedereröffnung* (Anm. 16), Dokument Nr. 7, Ludwig Theodor Kleinmann, S. 67–73, hier S. 69f.; Friedrich Schütz: *Louis Théodore Kleinmann (1907–1979). Französischer Stadtkommandant von Mainz 1945/46: der »Vater der Stadt«*. In: *Ut omnes unum sint. Gründungspersönlichkeiten der Johannes Gutenberg-Universität*. Teil 2. Hg. von Michael Kißener und Helmut Mathy. Stuttgart 2006 (Beiträge zur Geschichte der Johannes Gutenberg-Universität Mainz NF 3), S. 9–21, hier S. 14–17.

19 Hudemann: *Kulturpolitik* (Anm. 6), S. 195; Defrance: *Wiedereröffnung* (Anm. 5), S. 122. Dies spiegelt sich auch in der Präambel der Universitätsstatuten; vgl. Mathy: *Wiedereröffnung* (Anm. 16), Dokument Nr. 12, Statuten der Universität Mainz, S. 103–110, hier S. 105 (Punkt 4).

20 Vgl. Mathy: *Wiedereröffnung* (Anm. 16), Dokument Nr. 12, Statuten der Universität Mainz, S. 106.



Abb. 1: Luftbild der vom Krieg zerstörten Mainzer Innenstadt (1947). Am linken Bildrand ist in der Mitte das Proviantmagazin zu sehen. © Hanns Tschira, Tschiraphot Wiesbaden.

Schmittleins und der französischen Besatzungsregierung genügen musste, eine neue wissenschaftliche Elite heranzubilden, welche in der NS-Zeit weitgehend unbelastet geblieben war und den Zielen der Universitätsgründung genügte. Die Neugründung einer Universität gerade einmal ein Jahr nach Kriegsende weckte im besetzten Deutschland mit seiner desolaten Arbeits- und Versorgungssituation Hoffnungen. Etwa 2500 Bewerbungen sollen damals eingegangen sein,²¹ darunter zahlreiche Initiativbewerbungen von Wissenschaftler:innen, deren Hochschulkarriere unter der NS-Herrschaft beschädigt oder abgebrochen worden war, die aus den ehemaligen Ostgebieten oder aus der sowjetisch besetzten Zone kamen oder die unter den etwas geänderten Mainzer Anforderungen²² auf

21 Vgl. Michael Kißener: Kontinuität oder Wandel? Die erste Professorgeneration der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. In: *Ut omnes unum sint 1* (Anm. 9), S. 97–123, hier S. 102, unter Verweis auf Rainer Möhler: *Entnazifizierung in Rheinland-Pfalz und im Saarland unter französischer Besatzung von 1945 bis 1952*. Mainz 1992 (= Veröffentlichungen der Kommission des Landtages für die Geschichte des Landes Rheinland-Pfalz 17), S. 170 Anm. 156.

22 Hier sind insbesondere ein möglicher Verzicht auf die üblichen akademischen Qualifikationsarbeiten und eine stärkere Praxisorientierung zu nennen; vgl. Defrance: Wunder (Anm. 5), S. 50; Kißener: Kontinuität (Anm. 21), S. 108.

eine akademische Karriere hofften. Zwar entsprach das Anstellungsverfahren nicht dem üblichen akademischen *Procedere*, gleichwohl gab es eine Reihe von Instanzen, die zu berücksichtigen waren, neben Universitäts- und Fakultätsleitung das zuständige Oberpräsidium (Hessen-Pfalz) bzw. später das entsprechende Landesministerium und die französische Militärverwaltung. Bei den beiden theologischen Fakultäten waren auch die im Einzugsbereich der Universität liegenden Kirchenleitungen zu beteiligen.

Die erste Kohorte der Professoren, ausschließlich Männer,²³ ließ den von der französischen Kulturpolitik angestrebten grundlegenden Neuanfang allerdings kaum erkennen. Die Mehrzahl der Hochschullehrer der Anfangssemester kam aus bildungsbürgerlich-akademischem Milieu, war überwiegend habilitiert, kam nur zum geringen Teil aus dem rheinischen Raum und war mehrheitlich protestantisch. Noch gravierender war, dass ein nicht geringer Teil der Berufenen zumindest formal,²⁴ in einigen Fällen aber auch engagiert und überzeugt Mitglied von NS-Organisationen²⁵ gewesen war. Andere der früh nach Mainz berufenen Professoren hatten sich aber auch am Widerstand beteiligt.²⁶ Frank Hüther hat seine Untersuchung der ersten 100 Professoren der neuen Universität markant zusammengefasst:

»Ausnahmslos männlich übernahm ein typischer Professor der erweiterten Gründergeneration seinen Lehrstuhl durchschnittlich im Alter von 47 Jahren. Meist hatte er zuvor noch kein Vollordinariat bekleidet. Entgegen der Ankündigung in den Statuten und Eröffnungsreden war er überwiegend habilitiert, protestantisch und nicht im Rheinland geboren. Bezüglich der Formalbelastung im Nationalsozialismus lagen die eingestellten Professoren im bundesweiten Durchschnitt. [...] Zudem lässt sich feststellen, dass die Mainzer Professoren ihrer neuen Wirkungsstätte überwiegend treu blieben und auch an der JGU emeritiert wurden, so sie nicht während der Dienstzeit verstarben.«²⁷

23 Eine gründliche Untersuchung fehlt bislang; erste fundierte Einblicke bieten aber Kißener: *Kontinuität* (Anm. 21), und Hüther: *Diversität* (Anm. 16), S. 364–377. Unter den ersten 75 bis zum Wintersemester 1946/47 nach Mainz berufenen (ordentliche öffentliche, planmäßige außerordentliche und außerplanmäßige) Professoren gab es keine einzige Frau; vgl. Kißener: *Kontinuität* (Anm. 21), S. 109.

24 36 der bis einschließlich des WS 1946/47 angestellten Professoren waren Mitglied der NSDAP, deren Gliederungen oder anderer NS-Organisationen gewesen, allerdings waren nur vier von ihnen vor 1933 eingetreten. Kißener weist zu Recht darauf hin, dass solche Mitgliedschaften nicht von vornherein eine Übereinstimmung mit der NS-Ideologie bedeuten müssen.

25 Ein besonderes drastisches Beispiel war der Neutestamentler Carl Schneider (1900–1977), dem der Beitrag von Gabriele Stüber in diesem Band gewidmet ist; s. auch u. S. 323–342.

26 Für die Evangelisch-Theologische Fakultät ist hier insbesondere auf den Gründungsdekan Wilhelm Jannasch (1888–1966) und den Neutestamentler Ernst Käsemann (1906–1998) zu verweisen; s. dazu die Beiträge in diesem Band von Hansjörg Buss und Ruben Zimmermann. Vgl. allgemein Kißener: *Kontinuität* (Anm. 21), S. 114–188; Hüther: *Diversität* (Anm. 16), S. 370–374.

27 Hüther: *Diversität* (Anm. 16), S. 376. Die Universität hatte wenige Jahre nach ihrer Gründung mit der Stadt eine Vereinbarung über ein eigenes Grabfeld auf dem Mainzer Hauptfriedhof

Als am 22. Mai 1946, nur etwas mehr als ein Jahr nach der Kapitulation Hitler-Deutschlands, die neue alma mater in einer sorgfältig inszenierten Feier²⁸ eröffnet wurde, waren weder der Lehrkörper vollständig noch die Bauten renoviert²⁹ oder die Bibliotheken ausreichend bestückt. Es war in vielerlei Hinsicht ein improvisierter Neubeginn in einem unsicheren politischen, wirtschaftlichen und bildungspolitischen Umfeld.

2. Die Gründung der Mainzer Evangelisch-Theologischen Fakultät

2.1. Ausgangslage

Mainz war für die Gründung einer evangelisch-theologischen Fakultät ein besonderer Ort, denn über viele Jahrhunderte war die Stadt mit dem Erzbischof als Reichskanzler das Zentrum der katholischen Kirche im Alten Reich gewesen. Daher war die Einbeziehung der evangelischen Theologie in die Universitätsgründung, in der zur »rheinischen Pfaffengasse« gehörenden Metropole, alles andere als selbstverständlich. Die Politik der französischen Besatzungsregierung gegenüber Kirchen und Religionsgruppen war zwar grundsätzlich an der der übrigen Alliierten³⁰ orientiert, in mancher Hinsicht aber auch von der in Frankreich seit 1905 praktizierten strikten Trennung von Staat und Kirche be-

geschlossen; es wird seit einiger Zeit nur noch selten belegt; vgl. Grabfeld 71. Professorengräber auf dem Mainzer Hauptfriedhof seit 1946. Hg. von Marcus Giebler u. a. Stuttgart 2012 (Beiträge zur Geschichte der Johannes Gutenberg-Universität Mainz NF 9).

28 Vgl. Defrance: Wunder (Anm. 5), S. 43–45. Zur Vorbereitung der Feier vgl. Helmut Mathy: Neue Dokumente zur Wiedereröffnung der Mainzer Universität 1945/46. In: Jahrbuch der Vereinigung »Freunde der Universität Mainz« 25/26 (1976/77), S. 208–225, hier S. 222–224; die Ansprachen der Eröffnungsfeier wurden gedruckt: Ansprachen zur Eröffnung der Johannes Gutenberg-Universität Mainz am 22. Mai 1946. Mainz 1946. Vgl. auch UA.Mz, Best. 01-121, das Programmheft und die Einladungsliste zur Eröffnungsfeier.

29 Einen Überblick über die Raumausstattung gibt ein Organisationsplan von Colonel Louis Theodor Kleinmann (1907–1979), dem Mainzer Stadtkommandanten für die Aufteilung der Räume in der ehemaligen Flakkaserne; vgl. Mathy: Neue Dokumente (Anm. 28), S. 221f. Kleinmann trug erheblich zur baulichen Aufbereitung der Räumlichkeiten bei; u. a. durch den Einsatz von bis zu 1500 deutschen Kriegsgefangenen, die nach Ende der Bauarbeiten freigelassen wurden.

30 Das Handbuch des alliierten Hauptquartiers für eine künftige Militärregierung in Deutschland zeichnet für die Offiziere des Besatzungsregiments ein erstaunlich differenziertes Bild der beiden großen Kirchen und gibt recht genaue Verhaltensmaßregeln; vgl. Supreme Headquarters Allied Expeditionary Force (SHAEP): Handbook für Military Government in Germany prior to defeat or surrender. S. I. 1944. Part III, Section II. Religious Affairs, Nrr. 844f., S. 849–853.

stimmt.³¹ Neben der allgemeinen Erwartung, dass die neue Universität eine wichtige Rolle bei der Umerziehung der Deutschen einnehmen könnte, war für die Gründung einer evangelisch-theologischen Fakultät offensichtlich auch die Absicht von Bedeutung, ein Gegengewicht zur katholischen Kirche zu schaffen, deren Episkopat zumindest teilweise antifranzösische Tendenzen unterstellt wurden.³² Solche Befürchtungen haben aber weder die Politik der Besatzungsbehörden noch das Verhältnis der beiden Mainzer theologischen Fakultäten längerfristig geprägt.

Die praktische Politik Frankreichs im besetzten Südwesten Deutschlands förderte, wie in anderen Bereichen auch, in Kirche und Theologie Personen, von denen sie sich eine Stärkung der demokratischen Elemente versprach. Eine wichtige Rolle für die evangelischen Kirchen nahm der oberste französische Militärseelsorger für die Protestanten ein: Marcel Sturm (1905–1950) war ein Nachfahre des für die Straßburger Reformationsgeschichte des 16. Jahrhunderts bedeutenden Jakob Sturm (1489–1553).³³ Sturm fungierte einerseits als Kontaktperson der Besatzungsverwaltung und des Gouverneurs Pierre König (1898–1970), andererseits war er von der Protestantischen Kirche in Frankreich als Verbindungsmann zu den deutschen protestantischen Kirchen benannt worden.³⁴ Sturm stand dem bruderrätlichen Flügel der Bekennenden Kirche (BK) nahe, der nach dem Zusammenbruch des NS-Regimes für einen personellen und institutionellen Neubeginn in den protestantischen Kirchen in Deutschland eintrat.³⁵ Er förderte aktiv die Wiedereinbeziehung der deutschen protestanti-

31 Vgl. Greschat: Kirchenpolitik (Anm. 8), S. 217, 227–230.

32 Vgl. Greschat: Kirchenpolitik (Anm. 8), S. 234, unter Anführung einer Antwort Jaques Tarbé de St.-Hardouins (1899–1956) auf eine diesbezügliche Anfrage des französischen Außenministeriums, vom 15.10.1945. Exemplarisch verwies Tarbé auf Bischof Bornewasser von Trier (1866–1951).

33 Vgl. Ulrike Schröber: Auf dem Weg zur europäischen Völkerverständigung – Die deutsch-französische Annäherung nach dem Zweiten Weltkrieg. Marcel Sturm und Robert Picard de la Vacquerie als oberste französische Militärggeistliche in Deutschland. Hamburg 2017 (= Studien zur Zeitgeschichte 101), S. 115–170; Jörg Thierfelder und Michael Losch: Der evangelische »Feldbischof« Marcel Sturm – ein »Brückenbauer« zwischen den evangelischen Christen Deutschlands und Frankreichs. In: Blätter für Württembergische Kirchengeschichte 99 (1999), S. 208–251. Zur Organisation der französischen Besatzungsregierung und -verwaltung und zur Position Sturms, S. 212f. Zu Jakob Sturm vgl. Thomas Brady Jr.: Communities, politics, and reformation in early modern Europe. Leiden 1998 (= Studies in Medieval and Reformation Thought 68).

34 Vgl. Schröber: Sturm (Anm. 33), S. 138–142, 148–170; Thierfelder und Losch: Sturm (Anm. 33), S. 214f.; Greschat: Kirchenpolitik (Anm. 8), S. 233f.

35 Vgl. Thierfelder und Losch: Sturm (Anm. 33), S. 218–224. Exemplarisch sei hier auf die Haltung Martin Niemöllers verwiesen, der bei Kriegsende für eine Abschaffung aller seit 1933 geschaffenen kirchlichen Amtsstellen, die Entfernung aller Amtsträger, welche die Nazi-herrschaft gefördert oder auch nur schweigend geduldet hatten, und eine völlige Neubildung der Kirchenleitung von der Gemeindeebene aus eintrat; vgl. Benjamin Ziemann: Martin Niemöller. Ein Leben in Opposition. München 2019, S. 384f.

schen Kirchen in die ökumenischen Zusammenhänge.³⁶ Auch bei der Gründung der Mainzer Evangelisch-Theologischen Fakultät spielte Sturm eine nicht unwichtige Rolle; die größeren Anteile aber hatte vor Ort General Pierre Jacobsen (1917–1957), der Delegierte des französischen Militärs für die Region Rheinhessen.³⁷

Die Gründung der Katholisch-Theologischen Fakultät konnte an das bereits seit dem frühen 19. Jahrhundert existierende Priesterseminar des Bistums in Mainz anknüpfen. In August Reatz, der dort seit 1920 lehrte (zunächst historische Theologie, seit 1935 Dogmatik), hatte das Bistum gemeinsam mit Bischof Albert Stohr (1890–1961) eine treibende Kraft für dieses Anliegen³⁸. Reatz wurde 1946 der erste Dekan der katholischen Fakultät und ab Oktober 1947 der zweite Rektor der neuen Universität. Reatz fädelt auch die Überleitung der akademischen Ausbildung des Priesterseminars an die neue Fakultät ein: Am 17. Dezember 1945 wurde die Trennung von wissenschaftlicher und spiritueller Ausbildung am Priesterseminar beschlossen, die den Übergang der akademischen Lehre an die Universität vorbereitete; mit den Entscheidungen zum Wechsel von fünf Professoren an die neue Fakultät am 22. Januar 1946 und zur Verlagerung der theologischen Ausbildung an die neue Universität am 25. März 1946 wurde

36 Im Herbst 1945 organisierte er unter den schwierigen äußeren Bedingungen des zerstörten Deutschlands den überraschenden Besuch einer Delegation hochrangiger Vertreter der Ökumene bei der zweiten Sitzung des neukonstituierten Rats der Evangelischen Kirche in Deutschland am 18./19. Oktober 1945 in Stuttgart, der den Weg zur bekannten Stuttgarter Schulderklärung ebnete. Diese Schulderklärung war ein wichtiger Baustein für die Wiederaufnahme ökumenischer Kontakte durch die deutschen Kirchen; vgl. Thierfelder und Losch: Sturm (Anm. 33), S. 225 f.; Die Protokolle des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland. Bd. 1: 1945/46. Hg. von Carsten Nicolaisen und Nora Andrea Schulze. Göttingen 1995 (= Arbeiten zur Kirchlichen Zeitgeschichte A 5), S. 24 f., 32, 39–46, 50–58, 60 f. (Text der Schulderklärung), S. 73 f.; Schröber: Sturm (Anm. 33), S. 126 f.

37 Der dänischstämmige Jacobsen war aufgrund seiner militärischen Erfolge Anfang 1945 im Alter von 28 Jahren zum Brigadegeneral ernannt worden, der jüngste französische Militär in diesem Rang seit der napoleonischen Zeit. Im November 1945 wurde er zum Délégué Militaire für den Bezirk Rheinhessen ernannt. Im Oktober 1947 wechselte er zur Organisation internationale pour les réfugiés (OIR; engl.: International Refugee Organization, IRO) in Genf, der Vorläuferorganisation des UNHCR. Er kam in dieser Funktion 1957 bei einem Verkehrsunfall ums Leben.

38 Reatz hatte bereits vor der deutschen Kapitulation ein Konzept für eine eigenständige Philosophisch-Theologische Hochschule am Mainzer Priesterseminar erarbeitet, dem am 17. Mai 1945 das Professorenkollegium zustimmte; vgl. Michael Kißener: Eine »causa major«. Die Katholisch-Theologische Fakultät an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. In: 1946–2016. 70 Jahre katholische Theologie in Mainz an Universität und Priesterseminar. Historische Vergewisserungen – rechtliche Perspektiven. Hg. von Thomas Berger, Uwe Glösenkamp und Matthias Pulte. Würzburg 2018 (= Mainzer Beiträge zu Kirchen- und Religionsrecht 5), S. 103–127; Thomas Berger und Wolfgang Breul: Die Theologischen Fakultäten. Der Fachbereich 01. In: Krausch (Hg.): 75 Jahre (Anm. 4), S. 187–197, hier S. 187 f. (Thomas Berger); Baginski und Springer: Bedeutung (Anm. 4), S. 219 f.

sie vollzogen.³⁹ Auch am Prozess der Gründung der Universität insgesamt wirkten Reatz, die Bistumsleitung und katholische Organisationen planerisch und organisatorisch von Beginn an tatkräftig mit.

Während also für die Gründung der Katholisch-Theologischen Fakultät an bestehende Strukturen, die Unterstützung durch die Bistumsleitung und eine tradierte und rege Interaktion zwischen Kirche und kommunalen bzw. regionalen politischen Instanzen angeknüpft werden konnte, war für die evangelische Seite nicht einmal klar, wer auf Seiten der Kirchen für die Gründung einer evangelisch-theologischen Fakultät in Mainz angesprochen und wem eine federführende Rolle zugesprochen werden konnte. Die Evangelische Landeskirche Nassau-Hessen, die 1933 im Zuge der NS-Kirchenpolitik gebildet worden war, hatte sich bei Kriegsende wieder in ihre drei Teilkirchen Frankfurt, Hessen-Darmstadt und Nassau aufgelöst. Erst über ein Jahr nach der Gründung der Mainzer Universität vereinigten sie sich beim »Kirchentag« in Friedberg am 30. September 1947 zur Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau (EKHN).⁴⁰ Die drei Teilkirchen befanden sich in der Übergangszeit zwischen Kriegsende und Gründung der EKHN in recht unterschiedlichen Leitungsverhältnissen.⁴¹ Die evangelische Kirche der Pfalz hatte zwar über den Zusammenbruch 1945 ihre organisatorische Kontinuität wahren können, doch erwachsen aus ihrem Festhalten an den beiden Führungspersönlichkeiten an ihrer Spitze, Hans Otto Stichter (1877–1948) und Eugen Roland (1889–1947),⁴² erhebliche Probleme mit der französischen Besatzungsmacht. Erst mit dem Rücktritt der beiden Ober-

39 Vgl. Baginski und Springer: Bedeutung (Anm. 4), S. 223f. Die Ausbildung im Priesterseminar wurde entsprechend angepasst. Vom Priesterseminar an die neue Fakultät wechselten neben Reatz für den Lehrstuhl Dogmatik Johannes Kraus (1893–1969) (Moraltheologie), Ludwig Lenhart (1902–1971) (Kirchengeschichte), Nikolaus Adler (1902–1970) (Neues Testament) und Ludwig Link (1900–1960) (Kirchenrecht). Diese fünf Professoren nahmen in Kooperation mit der Bistumsleitung und Bischof Albert Stohr (1890–1961) die Berufung der weiteren Professuren in die Hand. »Unter dem Druck der anstehenden Erfordernisse agierte der Mainzer Oberhirte recht unabhängig von der zuständigen römischen Instanz«, Baginski und Springer: Bedeutung, S. 226.

40 Vgl. zur Vorgeschichte Julia Csehan und Malte Dücker: Hessische Kirchenleiter, Prälaten, Präsidenten von 1918/19 bis 1947 – Die Vorläufer der Kirchenpräsidenten: »Männer der Mitte«? In: Politik – Kirche – politische Kirche (1919–2019). Die evangelischen Kirchen in Hessen und Nassau im Spiegel ihrer kirchenleitenden Persönlichkeiten. Hg. von Gisa Bauer. Tübingen 2019, S. 27–88. Der »Kirchentag« (Synode) wählte Martin Niemöller am Tag nach der Vereinigung der drei Teilkirchen am 1. Oktober 1947 zu ihrem ersten Kirchenpräsidenten; vgl. Ziemann: Niemöller (Anm. 35), S. 412–415.

41 Vgl. Clemens Vollnhals: Evangelische Kirche und Entnazifizierung 1945–1949. Die Last der nationalsozialistischen Vergangenheit. München 1989 (= Studien zur Zeitgeschichte 36), S. 203–208.

42 Der schwer belastete Landesbischof Ludwig Diehl (1934–1945) war auf Druck der US-Besatzungsmacht als Bischof zurückgetreten; vgl. Christoph Picker: Art. Diehl, Ludwig (1894–1982). In: Protestanten ohne Protest. Die evangelische Kirche der Pfalz im Nationalsozialismus. Bd. 1 u. 2. Hg. von Christoph Picker u. a. Speyer 2016, hier Bd. 1, S. 683–685.

kirchenräte und der Wahl des – ebenfalls nicht unbelasteten – Hans Stempels (1894–1970) zum Präses der Pfälzischen Kirche im August 1946 entspannte sich die Zusammenarbeit der pfälzischen Kirche mit den Franzosen.⁴³ Daher war es für die französische Seite nicht einfach, einen geeigneten Ansprechpartner oder eine Institution für die Gründung einer evangelisch-theologischen Fakultät zu finden. So war es eine glückliche Fügung, dass eine der bekannten Figuren des protestantischen Widerstands Ende 1945 in den Mainzer Einzugsbereich gezogen war: Martin Niemöller (1892–1984).

2.2. Niemöllers Liste

Schon bevor General Pierre Jacobsen am 7. Januar 1946 den Beschluss der französischen Militärregierung, in Mainz eine Universität eröffnen zu wollen,⁴⁴ offiziell bekannt gab, hatte er Kontakt zu Martin Niemöller aufgenommen. Angesichts der Sympathie Marcel Sturms und anderer Verantwortlicher für den bruderrätlichen Flügel der Bekennenden Kirche ist diese Entscheidung nicht überraschend. Insbesondere in den USA hatte Niemöller durch seine KZ-Haft den Status eines Widerstandskämpfers und Märtyrers erlangt. Allein das Time Magazine berichtete im Zeitraum seiner KZ-Haft 167-mal über Niemöller und bezeichnete ihn auf dem Titelblatt der Weihnachtsausgabe vom 23. Dezember 1940 als »Martyr of 1940«⁴⁵. Seine nationalprotestantische Haltung, die Nie-

43 Vgl. Gabriele Stüber: Der Umgang mit der NS-Vergangenheit 1945 bis 1949. In: Picker: Protestanten. Bd. 1 (Anm. 42), S. 208–226; Christophe Baginski: Frankreichs Kirchenpolitik im besetzten Deutschland 1945–1949. Mainz 2001 (= Quellen und Abhandlungen zur mittelrheinischen Kirchengeschichte 87), S. 105–111. Zu den Protagonisten der Entwicklung vgl. Klaus Bümlein: Stichter, Hans Otto (1877–1948). In: Picker: Protestanten. Bd. 2 (Anm. 42), S. 801–803; Friedhelm Hans: Roland, Eugen (1889–1947). In: Picker: Protestanten. Bd. 2, S. 772–774; Erich Schunk: Stempel, Hans (1894–1970). In: Picker: Protestanten. Bd. 2, S. 797–799; Christophe Baginski: Kirchenpräsident Hans Stempel und sein Verhältnis zur französischen Besatzungsmacht. In: Mitteilungen des Historischen Vereins der Pfalz 96 (1998), S. 289–310.

44 Vgl. General Jacobsen an den Regierungspräsidenten von Rheinhessen, Mainz, 7. Jan. 1946. In: Mathy: Neue Dokumente (Anm. 28), S. 218; vgl. Baginski und Springer: Bedeutung (Anm. 4), S. 222.

45 Vgl. Ziemann: Niemöller (Anm. 35), S. 364–368. Das Titelblatt der Ausgabe des Time Magazines vom 23. Dezember 1940 ist digital verfügbar: <https://content.time.com/time/covers/0,16641,19401223,00.html> (abgerufen am 07.07.2025). Karl Barth hat in einem Brief an ihn vom 9. Juli 1945 diese Heroisierung Niemöllers (»Sie waren *das* Symbol *des* Widerstands gegen Hitler«) in feiner Ironie mit dem »historischen« Niemöller« in Kontrast gesetzt, dessen Haltung »zum vorhitlerschen deutschen Nationalismus [er] in nicht so einfachen Konturen in Erinnerung hatte«; ZA.EKHN, Best. 62/544, zitiert nach Ziemann: Niemöller (Anm. 35), S. 366 (Kursivierung im Original). Vgl. auch Matthew Hockenos: Martin Niemöller's Reception in the United States. In: Martin Niemöller – Brüche und Neuanfänge. Beiträge zu

möller in den Wochen und Monaten nach Kriegsende in Verhören und Gesprächen mit US-Offizieren und Zeitungsinterviews recht unverhüllt gezeigt hatte,⁴⁶ weckte zwar Zweifel, veränderte aber die Sicht auf Niemöller weder bei der amerikanischen noch bei der französischen Besatzungsregierung grundlegend.⁴⁷ Niemöller war am 14. November 1945 mit seiner Familie in eine Wohnung im Büdinger Schloss gezogen.⁴⁸ Seine Hoffnung auf eine Rückkehr auf seine Pfarrstelle in Berlin-Dahlem, in der er bis zu seiner Verhaftung am 1. Juli 1937 tätig gewesen war, hatte er zwar noch nicht aufgegeben, doch bereits seit dem Sommer 1945 Aktivitäten im Rhein-Main-Gebiet entfaltet.

Am 4. Advent 1945 (23. Dezember) besuchte General Jacobsen den Gottesdienst Niemöllers, der über Jesaja 40,1–11 predigte. Vermutlich wurde schon bei dieser Gelegenheit über die Pläne zur Gründung einer evangelisch-theologischen Fakultät gesprochen, denn nach den Weihnachtsfeiertagen reiste Niemöller am 4. Januar 1946 über Mainz ins rheinhessische Albig.⁴⁹ Dort hatte der kommissarisch als Superintendent amtierende Reinhard Becker (1897–1980) die Pfarrstelle inne, der kurz darauf die organisatorische Umsetzung der Berufungen für die neue Fakultät in die Hand nehmen sollte.⁵⁰ Wenige Tage nach der ersten

seiner Biographie und internationalen Rezeption. Hg. von Lukas Bormann und Michael Heymel. Göttingen 2023 (= Beiträge zur kirchlichen Zeitgeschichte 87), S. 173–196.

46 Ziemann: Niemöller (Anm. 35), S. 360–364.

47 Auf US-Seite gab es allerdings wegen seiner nationalistischen und militaristischen Vorstellungen erhebliche Bedenken gegen Niemöller; vgl. Ziemann: Niemöller (Anm. 35), S. 372f.

48 Das Fürstenpaar Otto Friedrich (1904–1990) und Felicitas (1914–1989) zu Isenburg-Büdingen hatte Niemöller und seiner Familie dort eine Vier-Zimmer-Wohnung angeboten; er hatte das Ehepaar 1935 getraut; vgl. Christoph von Wolzogen: Die Patronin. Fürstin Marie zu Isenburg und Büdingen und die Bekennende Kirche im Büdinger Kirchenkampf. Briefwechsel 1934–1965. Frankfurt 2019, S. 15; zur Datierung des Einzugs vgl. den dort abgedruckten Brief der Fürstin Marie an Olga vom 15. November 1945, S. 87. Niemöller standen dort ein Büro und eine Sekretärin für seine umfangreiche Korrespondenz zur Verfügung; vgl. Ziemann: Niemöller (Anm. 35), S. 372.

49 Niemöllers Schreibkalender notiert unter dem 23. 12. 1945 nur den Gottesdienstbesuch General Jacobsens in Büdingen. Niemöller vermerkt für den 4. Januar 1946 einen Besuch bei Jacobsen in Mainz, den er aber nicht erreicht habe. Es ist daher davon auszugehen, dass Jacobsen schon am 23. 12. 1945 mit Niemöller über sein Anliegen gesprochen hat. Am 23. 12. 1945 hielt Niemöller nachmittags einen Vortrag in der Büdinger Kirche, bei dem der Superintendent für Rheinhessen, Reinhard Becker (s. u. Anm. 50) anwesend war, den er am 4. Januar 1946 in Albig besuchte: »Zu Mainz vergeblich General Jacobsen aufgesucht. Von dort weiter nach Albig«; ZA.EKHN, Amtskalender Martin Niemöller. Ich danke der Familie Niemöller für die Erlaubnis zur Einsichtnahme in den Schreibkalender.

50 Reinhard Becker war bei Kriegsende gemeinsam mit einem anderen Pfarrer Leiter des Landesbruderrats für Nassau-Hessen geworden; am 16. 05. 1945 wurde er kommissarischer Verwalter der Superintendentur Rheinhessen, später (1950) Propst für Rheinhessen und Mitglied der Kirchenleitung (1956) der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau; vgl. ZA.EKHN, Best. 120A/1235 (Personalakte R. Becker). Wer Becker mit der Erarbeitung der Berufsungsliste beauftragte – wohl Niemöller oder Jacobsen, geht aus den Unterlagen nicht hervor.

Begegnung mit Jacobsen legte Martin Niemöller, der unter NS-Herrschaft 1935 an der Gründung der Kirchlichen Hochschulen in Berlin und Elberfeld mitgewirkt hatte,⁵¹ eine Liste von Vorschlägen zur Besetzung der Mainzer Evangelisch-Theologischen Fakultät vor; Reinhard Becker war offensichtlich von Beginn an in die Absprachen Niemöllers mit den Ansprechpartnern der Besatzungsregierung eingebunden.⁵² Bereits am 09.01.1946 unterrichtete er die Vorläufige Leitung der Kirche von Hessen-Darmstadt über die geplante Gründung der Universität mitsamt einer Evangelisch-Theologischen Fakultät in Mainz.⁵³ Dass Vertretern der Bekennenden Kirche bei den Berufungen für eine neue Fakultät eine federführende Rolle zugesprochen wurde, ist nicht nur mit den Verhältnissen unmittelbar nach Kriegsende und der sehr kurzen Frist bis zur geplanten Eröffnung der neuen alma mater, die zur Improvisation nötigten, zu erklären. Dieses Vorgehen der französischen Besatzungsregierung entsprach den Zielen ihrer Bildungspolitik, die mit den Traditionen der deutschen Ordinarienuniversität zu brechen suchte,⁵⁴ was bei einer Neugründung einfacher war als bei der Weiterführung bestehender Universitäten und Fakultäten (Tübingen, Freiburg). Dazu gehörte neben der Förderung von Personen und Gruppierungen, die in Opposition zum Nationalsozialismus gestanden hatten, auch die Berufung von Personen ohne Habilitation oder gar Promotion,⁵⁵ um eine stärkere Praxisorientierung zu för-

51 Vgl. Kurt Meier: Die Theologischen Fakultäten im Dritten Reich. Berlin 1996, S. 189–221, bes. S. 190–198; Gerhard Besier: Zur Geschichte der Kirchlichen Hochschulen oder: Der Kampf um den theologischen Nachwuchs. In: Theologische Fakultäten im Nationalsozialismus. Hg. von Leonore Siegele-Wenschkewitz und Carsten Nicolaisen. Göttingen 1993 (= Arbeiten zur kirchlichen Zeitgeschichte 18), S. 251–275; Günther van Norden: Die Kirchliche Hochschule in Wuppertal. In: Siegele-Wenschkewitz und Nicolaisen (Hg): Theologische Fakultäten, S. 277–290.

52 Pfarrer Reinhard Holler (1913–1986), Assistent Niemöllers in Büdingen, sandte am 21. Januar 1946 an Superintendent Becker in Albig »ihrer Bitte vom 10.1. entsprechend die Vorschlagsliste für die evangelisch-theologische Fakultät in Mainz, wie sie unter dem 7.1. dem Herrn Gouverneur (!) von Rheinhessen, durch Bruder Niemöller vorgelegt wurde«, ZA.EKHN, Best. 193/65; vgl. Dienst: Fakultät (Anm. 2), S. 15. Holler kam aus Westfalen und verwaltete ab Mai 1946 die Pfarrstelle in Romrod (freundliche Auskunft von Frau Dieckhoff, ZA.EKHN). Beckers zentrale Rolle in den ersten Monaten der Berufungsverfahren für die Mainzer Fakultät zeigt sich auch darin, dass die Berufungskorrespondenz dieses Zeitraums nicht in universitären oder anderen staatlichen Archiven aufbewahrt wird, sondern im Zentralarchiv der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau (Bestand 193, Propstei Rheinhessen, Faszikel 65) überliefert ist.

53 Vgl. Dienst: Fakultät (Anm. 2), S. 5.

54 Vgl. Defrance: Wunder (Anm. 5), S. 45–47; Greschat: Kirchenpolitik (Anm. 8), S. 225f.; vgl. auch allgemein Christoph Oehler: Hochschulen. In: Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte. Bd. VI/1: 1945 bis zur Gegenwart/Bundesrepublik Deutschland. Hg. von Christoph Führ und Carl-Ludwig Furck. München 1998, S. 412–446, hier S. 420–423.

55 Auf Niemöllers Berufungsliste befanden sich mit Günther Dehn (1882–1970), Hermann Diem (1900–1975), Hellmuth Frey (1901–1982), Paul Schempp (1900–1959), Erich Schick (1897–1966), Karl Gerhard Steck (1908–1983) und Heinrich Vogel (1902–1989) sieben

dern. Es war daher für General Jacobsen und die übergeordneten französischen Stellen offensichtlich kein Hindernis, dass Reinhard Becker und Martin Niemöller eine engere Bindung zur akademischen Theologie fehlte.⁵⁶



Abb. 2: Superintendent Reinhard Becker (1897–1980). © Zentralarchiv der EKH, Best. 120-1235.

Ende Januar 1946 erhielt Reinhard Becker Niemöllers Vorschläge für die Berufung auf die Mainzer Lehrstühle, die mit General Jacobsen abgestimmt waren.⁵⁷ Die fünftägige Laufzeit des Briefes von Niemöllers Assistent Holler an Becker, d.h. von Büdingen in der amerikanischen Besatzungszone nach Albig in der französischen Zone, illustriert exemplarisch die logistischen Schwierigkeiten, mit denen dieses Vorhaben in der Nachkriegszeit belastet war. Briefe hatten über die Grenzen von Besatzungszonen hinweg fast durchweg lange Laufzeiten; ihre Zustellung war unsicher; häufig wurden daher Telegramme gesandt. Niemöller und Becker teilten den Willen der französischen Verantwortlichen, der neuen Fakultät durch die Berufung von Vertretern der Bekennenden Kirche eine eigene,

Theologen ohne Promotion und mit Georg Eichholz (1909–1973), Kurt Frör (1905–1980), Ernst Käsemann und Walter Künneth (1901–1997) vier Theologen ohne Habilitation. Somit verfügte nur weniger als ein Drittel seiner Kandidaten über eine vollständige akademische Qualifikation für eine Universitätsprofessur.

56 Niemöllers ausgedehnte Vortragstätigkeit widerspricht dem nicht; sie verfolgte kein im engeren Sinne akademisches Interesse. Niemöller selbst bekundete seine Distanz zur Universitätstheologie: Am 04. 04. 1946 schrieb Niemöller an Wilhelm Jannasch, dass ihn die Aufgabe des Fakultätsaufbaus selbst reizen würde, »wenn ich ein besserer Theologe wäre«, ZA.EKH, Best. 193/65, Niemöller an Jannasch, Albig, 04. 04. 1946.

57 S. o. Anm. 52.

stärker auf die kirchliche Praxis bezogene Prägung zu verleihen und damit die Grundlage für ihre enge Zusammenarbeit mit den evangelischen Landeskirchen der Region zu schaffen⁵⁸. Letztere sahen dies als ein Element ihrer Politik der Reedukation, erstere hofften, auch damit der in den Bruderräten der Bekennenden Kirche nach Kriegsende befürchteten Restauration in der evangelischen Kirche entgegenwirken zu können.

Niemöllers Liste, die je drei Kandidaten für die fünf Hauptfächer der Evangelischen Theologie enthielt, nannte mit wenigen Ausnahmen Vertreter der Bekennenden Kirche.⁵⁹

Tabelle 1: Berufungsvorschläge Martin Niemöllers für die Evangelisch-Theologische Fakultät Mainz (Januar 1946)

AT	Hellmuth Frey (1901–1982) Bethel	Walther Zimmerli (1907–1983) Zürich	Hans Hellbardt (1910– 1944) Bethel
NT	Ernst Lohmeyer (1890– 1946) Greifswald	Günther Bornkamm (1905–1990) Bethel	Ernst Käsemann (1906– 1998) Gelsenkirchen
KG	Erich Schick (1897–1966) Missionshaus Basel	Emil Weber (1882– 1950) Münster i. W.	Kurt Frör (1905–1980) München
ST	Paul Schempp (1900–1959) Kirchheim/Teck	Walter Künneth (1901– 1997) Erlangen	Heinrich Vogel (1902– 1989) Berlin
PT	Günther Dehn (1882–1970) Ravensburg	Georg Eichholz (1909– 1973) Barmen	Hermann Diem (1900– 1975) Ebersbach/Fils

Trotz seiner Ferne zur akademischen Theologie lässt Niemöllers Liste der Berufungsvorschläge für die exegetischen Fächer durchaus Qualitätsbewusstsein erkennen. Mit *Walther Zimmerli*, *Günther Bornkamm* und *Ernst Käsemann* hatte er drei die Nachkriegsjahrzehnte prägende Exegeten nominiert.⁶⁰ Auch *Ernst*

58 So schrieb Becker z. B. am 22.02.1946 an Kurt Frör über die Intention der Mainzer Neugründung: »Es liegt uns sehr viel daran, daß neben dem an sich in Mainz sehr starken katholischen Einfluß (Sitz des Bischofs, Predigerseminar) das evang. Element noch durch die evgl.theol Fakultät verstärkt wird. Mainz steht bisher schon, wie auch jetzt besonders, unter des [!] Vorherrschaft de [!] Katholizismus. Deshalb erscheint es dringend geboten, daß seitens der evang. Kirche alles getan wird, das wiederaufblühende evangelische Leben zu heben und zu fördern«, ZA.EKHN, Best. 193/65. Ähnlich lautende Anfragen liegen auch vor an Peter Brunner (1900–1981), Heinrich Greeven (1906–1990) und Ernst Gerstenmeier (* 1895; Todesjahr nicht ermittelt).

59 Vgl. ZA.EKHN, Best. 193/65, Vorschlagsliste für die Evangelisch-Theologische Fakultät Mainz [Martin Niemöller, bearbeitete Fassung]; Dienst: Fakultät (Anm. 2), S. 17f.

60 Vgl. einführend Wolf Dietrich von Kloeden: Art. Walther Zimmerli. In: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon 14 (1998), Sp. 478–486; Klaus Grünwaldt: Art. Zimmerli, Walther. In: WiBiLex, <https://bibelwissenschaft.de/stichwort/35394/> (erstellt Januar 2007; abgerufen am 07.07.2025); Gerd Theißen: Neutestamentliche Wissenschaft vor und nach 1945. Karl Georg Kuhn und Günther Bornkamm. Heidelberg 2009, S. 151–227; Ferdinand Hahn: Günther Bornkamm (1905–1990). In: Neutestamentliche Wissenschaft nach 1945.

Lohmeyer, dessen Leben durch die sowjetische Besatzungsmacht 1946 jäh beendet wurde,⁶¹ gehörte Anfang 1946 zu den verheißungsvollen Vertretern seines Fachs. *Hellmuth Freys* Wirken nach 1945 blieb dagegen wegen seiner evangelikalischen Prägung und seiner Distanz zur historisch-kritischen Methode, verbunden mit der Kritik an Rudolf Bultmanns (1884–1976) Entmythologisierungsprogramm,⁶² begrenzt. Die Nachricht vom Tod *Hans Hellbarchts* am 1. September 1944 hatte Niemöller offensichtlich noch nicht erreicht.⁶³

Für die Praktische und die Systematische Theologie⁶⁴ nennt Niemöller mit Ausnahme Walter Künneths⁶⁵ nur Theologen, die zur Bekenntenden Kirche

Hauptvertreter der deutschsprachigen Exegese in der Darstellung ihrer Schüler. Hg. von Cilliers Breytenbach und Rudolf Hoppe. Neukirchen-Vluyn 2008, S. 137–145. Zu Käsemann vgl. den Beitrag von Ruben Zimmermann in diesem Band.

61 Biographie und Exegese Ernst Lohmeyers, der sowohl vom NS-Regime als auch von der sowjetischen Besatzungsmacht verfolgt wurde, sind in den letzten Jahren aufgearbeitet worden; vgl. Ernst Lohmeyer. Beiträge zu Leben und Werk. Hg. von Christfried Böttrich. Leipzig 2018 (= Greifswalder Theologische Forschungen 28); Andreas Köhn: Der Neutestamentler Ernst Lohmeyer. Studien zu Biographie und Theologie. Tübingen 2004. In den Mainzer Berufsakten findet sich ein kurzes Schreiben seiner Frau vom 18. März 1946 aus Berlin, die für ihren inhaftierten Mann Interesse an einer Berufung nach Mainz bekundete: »Wir möchten sehr gerne in den Westen, wenn mein Mann frei kommt, was lediglich eine Frage des Zufalls ist«, ZA.EKHN, Best. 193/65. Lohmeyer wurde in der Nacht vor dem Antritt seines Rektorats in Greifswald (15.02.1946) durch den NKWD verhaftet und – ohne weiteren Kontakt zu seiner Frau – am 19.09.1946 hingerichtet. Seine Familie wurde über sein Schicksal jahrzehntelang im Unklaren belassen.

62 Frey gehörte mit Walter Künneth und anderen zu den Gründern der »Bekenntnisbewegung ›Kein anderes Evangelium‹« (1966).

63 Vgl. Hans-Jochen Boecker: Auslegung des Alten Testaments bei Hans Hellbardt. In: Monatshefte für evangelische Kirchengeschichte des Rheinlandes 37/38 (1988/89), S. 595–606; Klaus Koenen: Unter dem Dröhnen der Kanonen. Arbeiten zum Alten Testament aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs. Neukirchen-Vluyn 1998, S. 69–74.

64 Vgl. zum Folgenden Wolfgang Breul: Die Anfänge des Fachs Systematische Theologie an der Universität Mainz nach dem zweiten Weltkrieg. In: Fides quaerens intellectum. Festschrift für Walter Dietz. Hg. von Jutta Koslowski und Thorsten A. Leppke. Leipzig 2020, S. 17–47, hier S. 22–25.

65 Künneth zählte nach dem Zweiten Weltkrieg zu den führenden Vertretern eines konservativen Luthertums und auch zur Bekenntnisbewegung »Kein anderes Evangelium« (s. o. Anm. 62). Er war 1927 Dozent und 1932 Leiter der Apologetischen Centrale der Inneren Mission in Berlin geworden. Künneth gehörte zu den Gründern der »Jungreformatorischen Bewegung« und hatte 1935 eine Gegenschrift gegen Alfred Rosenbergs »Mythus des 20. Jahrhunderts« verfasst; vgl. Walter Künneth: Antwort auf den Mythus. Die Entscheidung zwischen dem nordischen Mythus und dem biblischen Christus. Berlin 1935. Künneths Werk ist allerdings selbst nicht frei von Antisemitismen; vgl. Ulrich Oelschläger: Judentum und evangelische Theologie 1909–1965. Das Bild des Judentums im Spiegel der ersten drei Auflagen des Handwörterbuchs »Die Religion in Geschichte und Gegenwart«. Stuttgart 2005 (= Judentum und Christentum 17), S. 53f.; Evangelische Landeskirche Nassau Hessen und Nationalsozialismus. Auswertungen der Kirchenkampfdokumentation der EKHN. Hg. von Klaus-Dieter Grunwald und Ulrich Oelschläger. Darmstadt 2014 (= Quellen und Studien zur hessischen Kirchengeschichte 22), S. 299f.; Axel Töllner: Eine Frage der Rasse? Die Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern, der

zählten. *Paul Schempp* gehörte zu den frühen Vertretern der Dialektischen Theologie Karl Barths (1886–1968) am Tübinger Stift und war später als Mitglied der Kirchlich-Theologischen Sozietät dem bruderrätlichen Flügel der Bekenennenden Kirche zuzurechnen. Mit bemerkenswerter Offenheit trat er der NS-Herrschaft im kirchlichen Raum entgegen; in der Folge verlor er bereits 1933 seine Schulstelle, zog sich aber 1943 – nach seiner beharrlichen Kritik am moderaten Kurs seines Landesbischofs Theophil Wurm (1868–1953) – auch aus dem Pfarramt in Iptingen zurück.⁶⁶ In den bruderrätlichen Kreisen genoss er hohe Anerkennung, er besaß aber 1946 keine akademischen Titel.⁶⁷ *Heinrich Vogel* war 1935 an die von Martin Niemöller mitgegründete Kirchliche Hochschule in Berlin-Dahlem als Dozent berufen worden und war von 1937 bis zu ihrer Schließung 1941 ihr Leiter. Er war als Mitglied des Berliner Bruderrats der Bekenennenden Kirche wiederholt mit dem NS-Regiment in Konflikt geraten, mehrfach in Gestapohaft und erhielt 1941 ein Schreibverbot und ein Aufenthaltsverbot für Berlin und Potsdam.⁶⁸ Der für die Praktische Theologie vorgeschlagene *Günther Dehn* war eine der profiliertesten und ältesten Persönlichkeiten auf Niemöllers Liste; er war religiöser Sozialist und Leiter einer Berliner Gruppe der Neuwerk-Bewegung. Nach einem Vortrag in Magdeburg im No-

Arierparagraf und die bayerischen Pfarrerrfamilien mit jüdischen Vorfahren im »Dritten Reich«. Stuttgart 2007 (= Konfession und Gesellschaft 36), S. 35–39, 43–46, 94–98. Auf autobiographische Verzerrungen weist Wolfgang Maaser hin: Theologische Ethik und politische Identität. Das Beispiel des Theologen Walter Künneth. Bochum 1990, S. 140–198. In der Folge erhielt Künneth Schreibverbot, die akademische Lehrbefugnis wurde ihm entzogen und er wechselte auf eine Pfarrstelle in Starnberg (Bayern). Aufgrund dieser Repressionen durch den NS-Staat konnte Künneth 1946 noch als Vertreter der Bekenennenden Kirche gelten. Vgl. Joachim Kummer: Politische Ethik im 20. Jahrhundert. Das Beispiel Walter Künneths. Leipzig 2011; Personenlexikon zum deutschen Protestantismus 1919–1949. Bearbeitet von Hannelore Braun und Gertraud Grünzinger. Göttingen 2006 (= Arbeiten zur Kirchlichen Zeitgeschichte A12), S. 148.

66 Vgl. Sören Widmann: Paul Schempp (1900–1959). In: Wir konnten uns nicht entziehen. 30 Portraits zu Kirche und Nationalsozialismus in Württemberg. Hg. von Rainer Lächele und Jörg Thierfelder. Stuttgart 1998, S. 351–377; Martin Widmann: Die Geschichte der Kirchlich-theologischen Sozietät in Württemberg. In: Predigtamt ohne Pfarramt? Die »Illegalen« im Kirchenkampf. Hg. von Karl-Adolf Bauer. Neukirchen-Vluyn 1993, S. 110–190. Schempp war schon im Mai 1945 für ein Schulbekenntnis der evangelischen Kirche, insbesondere wegen ihres Schweigens zur Judenverfolgung, eingetreten; vgl. Der Weg der Kirche (29. Mai 1945). Dokumentation über einen unerledigten Streit. Hg. von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste u.a. Göttingen 1985. Nach Kriegsende berief ihn die reformierte Gemeinde in Stuttgart zum Prediger, 1949 wurde er Religionslehrer an einem Stuttgarter Gymnasium.

67 1955 verlieh die Bonner Theologische Fakultät Schempp einen Ehrendokortitel und berief ihn im Wintersemester 1958/59 auf eine Professur für Praktische Theologie; er verstarb jedoch schon am 4. Juni 1959. Vgl. auch Siegfried Hermle: Paul Schempp. In: Stiftsköpfe. Hg. von Volker Henning Drecoll u.a. Tübingen 2012, S. 359–365; weitere Literatur bei Breul: Systematische Theologie (Anm. 64), S. 22f.

68 Vgl. Personenlexikon zum deutschen Protestantismus 1919–1949 (Anm. 65), S. 265.

vember 1928 wurde er zur Zielscheibe deutschnationaler und völkischer Kreise. In der Folge scheiterte zweimal die Berufung auf einen Lehrstuhl für Praktische Theologie (in Heidelberg und Halle). Ab 1935 wirkte er für die Bekennende Kirche als theologischer Berater und später bis 1941 als Dozent an der Hochschule in Berlin-Zehlendorf. Nach einer einjährigen Haft wegen verbotener Lehr- und Prüfungstätigkeit berief ihn Theophil Wurm auf eine Pfarrstelle in Ravensburg. Günther Dehn lehnte mit einem auf den 5. März 1946 datierten Schreiben die Mainzer Einladung ab, da er bereits einen Ruf an die Universität Bonn zugesagt habe.⁶⁹ *Georg Eichholz*, Dozent am Seminar der Rheinischen Missionsgesellschaft in Barmen, hatte seine theologischen Schwerpunkte eigentlich in der Systematik und im Neuen Testament. Für beide Fächer hatte er am 31. 10. 1945 einen Lehrauftrag an der Kirchlichen Hochschule in Wuppertal erhalten. 1946 übernahm er die Leitung des Missionsseminars, einen Ruf nach Bern (1965) lehnte er ab.⁷⁰ auf die Mainzer Anfrage scheint Eichholz nicht reagiert zu haben.⁷¹ *Hermann Diem* gehörte zur Kirchlich-Theologischen Sozietät der Württembergischen Kirche, ab 1936 war er ihr Vorsitzender. 1937 verweigerte er den Treueeid auf Hitler, 1941 forderte er seinen Landesbischof Theophil Wurm zu einem deutlichen Wort in der »Judenfrage« auf. Er gehörte zum Münchner Kreis um Albert Lempp (1884–1943), für den er zu Ostern 1943 einen Laienbrief gegen die Judenverfolgung verfasste, der durch den Münchner Bischof Hans Meiser (1881–1956) veröffentlicht werden sollte. Dieser lehnte jedoch ab. Diem wurde nicht verhaftet, sondern konnte seine Pfarrstelle in Ebersbach an der Fils bis 1956 ausüben, als er an die Theologische Fakultät Tübingen auf eine Professur für Praktische Theologie berufen wurde. In den Berufsakten ist keine Korrespondenz mit Diem überliefert.

Im Fach Kirchengeschichte lässt Niemöllers Liste dagegen Fachkenntnis vermissen, worin sich möglicherweise die Geringschätzung der theologischen Disziplin durch Karl Barth⁷² spiegelt, der die Theologie der Bekennenden Kirche

69 Vgl. ZA.EKHN, Best. 193/65. Dehn empfahl im gleichen Brief Wilhelm Jannasch; s. u. S. 24 mit Anm. 126. Dehn trat seine Bonner Professur zum Sommersemester 1946 an; zum 31. 03. 1952 wurde er emeritiert. Zu Günther Dehn vgl. exemplarisch Michael Grüttner: Nationalsozialistische Gewaltpolitik an den Hochschulen 1929–1933. In: Jahrbuch für Universitätsgeschichte 2 (2018), S. 179–201; Friedemann Stengel: Wer vertrieb Günther Dehn (1882–1970) aus Halle? In: Zeitschrift für Kirchengeschichte 114 (2003), S. 384–403; Friedrich Wilhelm Bautz: Art. Dehn, Günther. In: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon 1² (1990), Sp. 1242–1248.

70 Vgl. Erich Gräßer: Georg Eichholz – Neutestamentler zwischen Barth und Bultmann. In: Zeitschrift für die Neutestamentliche Wissenschaft 101 (2010), S. 300–306.

71 In einem Schreiben an die Kirchenregierung der Pfalz vom 15. März 1946 notiert Reinhard Becker Georg Eichholz unter denjenigen, die noch nicht geantwortet haben; vgl. ZA.EKHN, Best. 193/65.

72 Vgl. das bekannte Urteil über die Kirchengeschichte als – für exegetische, dogmatische und praktische Theologie freilich unentbehrliche – »Hilfsdisziplin«, Karl Barth: Die kirchliche

maßgeblich geprägt hatte. Niemöller war offensichtlich nicht bewusst, dass die beiden von ihm vorgeschlagenen Emil Weber und Kurt Frör keine Vertreter des historischen Fachs waren. (Hans) *Emil Weber* war ein Grenzgänger zwischen Neuem Testament und Systematischer Theologie, 1905 in Greifswald mit einer Arbeit über den Römerbrief zum Lizenziaten promoviert, habilitierte er sich 1907 in Halle/Saale mit einer Schrift zur lutherischen Orthodoxie für die Fächer Neues Testament und Geschichte der Theologie.⁷³ 1912 erhielt er ein Extraordinariat an der Universität Bonn, das 1913 nach der Ablehnung eines Rufs nach Rostock in ein Ordinariat umgewandelt wurde; später lehrte Weber Systematische Theologie.⁷⁴ In Bonn hatte sich Weber trotz inhaltlicher Kritik für seinen Kollegen Karl Barth eingesetzt, als dieser wegen seiner Eidverweigerung 1935 entlassen wurde.⁷⁵ Im Zuge der Zerschlagung der Bonner Theologischen Fakultät wurde Weber nach Münster strafversetzt und bat schließlich 1937 um seine vorzeitige Emeritierung. Sein widerständiges Verhalten in seiner Bonner Zeit dürfte ihm das Interesse Niemöllers und Beckers eingetragen haben. Gleichwohl spiegelt die Mainzer Lehrstuhlanfrage an den damals 64-jährigen eine Verlegenheit.⁷⁶ *Kurt Frör* hatte sich in seinen Schriften unter der NS-Herrschaft als

Dogmatik. Bd. I/1. Zürich 1932, S. 3. Vgl. dazu kritisch differenzierend Friedrich de Boor: Kirchengeschichte oder Auslegungsgeschichte? In: Theologische Literaturzeitung 97 (1972), Sp. 401–414, hier Sp. 403f. Vgl. zur Stellung des Fachs den anregenden Beitrag von Albrecht Beutel: Vom Nutzen und Nachteil der Kirchengeschichte. Begriff und Funktion einer theologischen Disziplin. In: Zeitschrift für Theologie und Kirche 94 (1997), S. 84–110.

73 Vgl. (Hans) Emil Weber: Die Beziehungen vom Röm. 1–3 zur Missionspraxis des Paulus. Gütersloh 1905 (= Beiträge zur Förderung christlicher Theologie 9/4); ders.: Die analytische Methode der lutherischen Orthodoxie. Naumburg a. S. 1907.

74 Vgl. Catalogus Professorum Halensis, <https://www.catalogus-professorum-halensis.de/weberhansemil.html> (abgerufen am 07.07.2025).

75 Zu Barths Haltung in der Eidesfrage, zu dem gegen ihn gerichteten Strafverfahren und seiner Entlassung sowie zu seiner Berufung nach Basel 1934/35 vgl. Christiane Tietz: Karl Barth. Ein Leben im Widerspruch. München 2018, S. 259–271. Auf die Haltung der Bonner Kollegen der Theologischen Fakultät geht Tietz nicht ein. Weber wurde in der Folge von Bonn nach Münster strafversetzt; vgl. Der Fall Karl Barth 1934–1935. Chronographie einer Vertreibung. Hg. von Hans Prolingheuer. Neukirchen-Vluyn 1977, S. 50, 67, 73f., 80f., 90, 173, 279, 336.

76 In seiner Antwort auf Reinhard Beckers Einladung zur Bewerbung in Mainz schreibt Weber am 5. März 1946, dass er als alter Akademiker, der die kritischen Phasen der deutschen Universitäten in den letzten Jahrzehnten erlebt habe, durchaus den Reiz verspüre, an der Neugründung mitzuwirken. Die Anfrage sei daher Ehre und Auszeichnung für ihn. »So sehr ich mich freue, durch mein grosses Werk über Reformation, Orthodoxie und Rationalismus (wie durch frühere Arbeiten über die philosophische Scholastik des deutschen Protestantismus) den Ruf eines Dogmenhistorikers erlangt zu haben, so bleibt es doch dabei, daß ich als Neutestamentler und Systematiker meine akademische Arbeit getan habe, als solcher jetzt auch wieder nach Bonn zurückgekehrt bin.« ZA.EKHN, Best. 193/65, Bl. 1^{r-v}, (Hans) Emil Weber an Reinhard Becker. Gleichwohl gab Weber ausführliche Informationen über seinen Werdegang und seine Haltung zum NS-Regime, offensichtlich in der Hoffnung, seinen Pflegesohn Dr. Helmuth Coester-Weber unterbringen zu können; vgl. ebd. In seiner Antwort vom 16. März entschuldigte sich Becker für die falsche Fachzuordnung, die auf Auskünften

Pädagoge und Praktischer Theologe profiliert. Er hatte nach seiner Promotion in Erlangen 1930 die kirchliche Laufbahn eingeschlagen⁷⁷ und lehnte daher auch die Mainzer Anfrage am 5. März 1946 mit Verweis auf die gerade in München übernommene Pfarrstelle ab: »Neben diesem entscheidenden Grund, der mich zurzeit hier festhält, spielt es keine geringe Rolle, dass ich für das Fach, der Kirchengeschichte unter gar keinen Umständen in Frage komme, da ich darin nicht gearbeitet habe, noch sonst eingearbeitet bin.«⁷⁸ Frör nahm zum 1. Oktober 1952 den Ruf auf eine außerordentliche Professur für Praktische Theologie in Erlangen an; am 1. April 1959 wurde er zum ordentlichen Professor für Praktische Theologie, Pädagogik und Didaktik ernannt (Emeritierung 1972). Auch *Erich Schick*, Lehrer am Basler Missionsseminar, verfügte nicht über eine akademische Qualifikation im Fach Kirchengeschichte.⁷⁹ Schick hatte wegen Kriegsschädigungen ab 1919 nur auf Umwegen den pfarramtlichen Dienst erreicht. Nach einer wechselhaften Pfarrlaufbahn wurde er 1931 theologischer Lehrer am Basler Missionsseminar, an dem er bis 1959 blieb. Theologisches

Niemöllers und der Kirchenleitung in Speyer beruhten. Becker rechtfertigte das ungewöhnliche Berufungsverfahren unter so starker Mitwirkung der Kirchen mit dem ausdrücklichen »Wunsch der zuständigen Militärregierung« und bat Weber, noch einmal zu prüfen, ob er bereit sei, eine Professur in den Fächern Neues Testament oder Systematische Theologie zu übernehmen, weil auch dort ähnlich wie in der Praktischen Theologie noch verbindliche Zusagen fehlten; vgl. ZA.EKHN, Best. 193/65, Reinhard Becker an (Hans) Emil Weber. Am 1. April erwiderte Weber auf Beckers zweite Einladung, dass sie ihm das Herz schwer machen könne. »Ich freue mich, daß ich auch als Systematiker mit neutestamentlicher Basis und gerade auch als Mann einer Bekenntnistheologie willkommen bin«, ZA.EKHN, Best. 193/65, (Hans) Emil Weber an Reinhard Becker. Er habe sich nun aber für das Sommersemester schon an Bonn gebunden, auch wenn dort die Verhältnisse noch schwierig seien. Doch sei ja auch der Mainzer »Arbeitskreis« noch »völlig im Unklaren«, ebd.

77 Die Lizenziatsarbeit erschien unter dem Titel *Evangelisches Denken und Katholizismus seit Schleiermacher*. Diss.theol. Erlangen 1932, München 1932 (= *Forschungen zur Geschichte und Lehre des Protestantismus V/2*). Frör stand seit 1928 im kirchlichen Dienst, 1932 wurde er Studieninspektor am Predigerseminar in Nürnberg, 1936 Pfarrer an der Christuskirche in München. Am 1. September 1945 übernahm er die Pfarrstelle an der Münchner Stephanuskirche, 1949 wurde er Beauftragter für die kirchliche Unterweisung in der Bayerischen Landeskirche.

78 ZA.EKHN, Best. 193/65, Kurt Frör an Reinhard Becker. Anfangs hatte Frör die NS-Herrschaft als Mittel gegen den Weimarer Liberalismus begrüßt, sich aber bald der bayerischen Pfarrerbruderschaft angeschlossen und Kontakte zu Martin Niemöller gepflegt. Für ein Flugblatt zur Unterstützung des inhaftierten Niemöller wurde er 1939 verurteilt. Er gehörte zu den führenden Vertretern des Kreises um den Münchner Verleger Albert Lempp, der 1943 (vergeblich) den bayerischen Landesbischof Hans Meiser zu einer Stellungnahme gegen die Judenverfolgung zu bewegen suchte. 1954 wurde er von seiner Erlanger Fakultät zum Dr. theol. h.c. promoviert.

79 Schick wurde aber 1953 unter Bezug auf seine Schriften und seinen Seelsorgedienst der Ehrendokortitel der Theologischen Fakultät der Universität Tübingen verliehen; vgl. Jochen Eber: Art. *Erich Schick*. In: *Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon* 16 (1999), Sp. 1412–1418 (mit umfangreicher Bibliographie).

Profil gewann er, als er 1938 mit einer Schrift der Pietismuskritik des jungen Karl Barth widersprach.⁸⁰ Schick ist der einzige eindeutig pietistisch geprägte Theologe auf Niemöllers Liste, wie Schempp verfügte er 1946 nicht über einen akademischen Grad. Von einer Berufung hat man offensichtlich gleichwohl früh abgesehen, ein Briefwechsel mit Schick ist in der Berufungskorrespondenz Reinhard Beckers nicht überliefert.⁸¹

2.3. Listen der Hessisch-Darmstädtischen und der Pfälzischen Kirche

Am 15. Februar 1946 besuchten Rektor Josef Schmid und ein Vertreter der französischen Besatzungsregierung⁸² Superintendent Becker in Albig. Unter Bezug auf die in drei Monaten bevorstehende Eröffnung der Universität in Mainz und die von Martin Niemöller »auf Veranlassung von General Jacobsen« erstellte Vorschlagsliste stellten die Besucher klar, dass »um der Parität willen, die evgl. theol. Fakultät ebenfalls 10 Köpfe umfassen« solle. Es sei aber »nicht erforderlich, daß 10 Ordinarien berufen würden, vielmehr könne in dieser Zahl auch die Berufung von Dozenten, mit Lehraufträgen versehenen Personen bzw. von Repetenten enthalten sein«⁸³. Angesichts der drängenden Zeit solle bis Ende Februar eine Vorschlagsliste vorliegen und bis Mitte März sollten die Berufungen versandt werden.

»Da die Fakultät für beide Kirchengebiete, Pfalz und Hessen (Rhein Hessen) in Frage komme, sollten sich die beiden Kirchenleitungen in Speyer und Darmstadt verständigen. Beide sollten an den Rektor der Universität Mainz eine Vorschlagsliste von mindestens 10 Namen einreichen. Dieser Liste seien ein Lebenslauf und ein ausgefüllter Fragebogen⁸⁴ beizufügen. Der Rektor gibt diese Vorschlagsliste Ende Februar an die Militärregierung in Baden-Baden, die ihrerseits die politische Zulassung erteilt. Dabei werde – unter Bestätigung des anwesenden Colonels – sehr weitherzig verfahren. Wenn das Einverständnis der Militärregierung vorläge, dann sollten die Kirchenregierungen [!] die Berufungen hinaus gehen lassen bis spätestens 15. März.«⁸⁵

80 Erich Schick: Die Botschaft des Pietismus in den theologischen Kämpfen der Gegenwart. Basel 1938.

81 Vgl. ZA.EKHN, Best. 193/65.

82 Bei dem namentlich nicht genannten »Colonel« dürfte es sich um Louis Théodore Kleinmann gehandelt haben; s. o. Anm. 18.

83 ZA.EKHN, Best. 155/307, [Reinhard Becker:] Niederschrift über die Verhandlung mit dem Rektor der Universität Mainz, Albig, 15.02.1946.

84 Es dürfte sich um den üblichen Fragebogen zur Mitgliedschaft in NS-Organisationen und sonstigen Mitwirkungen unter dem NS-Regime handeln.

85 ZA.EKHN, Best. 155/307, [Reinhard Becker:] Niederschrift über die Verhandlung mit dem Rektor der Universität Mainz, Albig, 15.02.1946.

Explizit erklärten Rektor und Colonel im Sinne der französischen Maßgaben für die Besetzung der Dozentenpositionen: Es »müßten nicht solche Personen sein, die bisher schon im Hochschulberuf standen, es könnten vielmehr auch solche benannt werden, die seitens der Kirchenleitungen für dieses Amt als geeignet gehalten werden und bisher im praktischen Pfarramt standen. Eine Habilitation oder Promotion sei nicht unbedingt erforderlich.«⁸⁶ Es sei wichtiger, dass die Lehrenden vor allem fähig seien, die Studierenden für ihren zukünftigen Beruf zu formen und die dafür nötigen pädagogischen Eigenschaften mitbrächten.⁸⁷ Das Protokoll der Verhandlungen zeigt, welche großen Mitwirkungsmöglichkeiten die Franzosen den evangelischen Kirchenleitungen geben wollten und wie wichtig ihnen die Praxisorientierung der theologischen Ausbildung war. Diese Vorstellungen waren nicht uneingeschränkt mit den tradierten Zielen und Verfahren der deutschen Universitäten vereinbar.

Im Anschluss verständigte sich Superintendent Becker mit dem »Landesbischof der Pfalz, D. Stichter«,⁸⁸ dass die Darmstädter Kirche binnen fünf Tagen eine Vorschlagsliste mit wenigstens zehn Namen vorlegen solle, von denen sie fünf vorschlage und fünf weitere gerne berufen wolle. Bei einer Besprechung in Speyer am Folgetag könne die pfälzische Kirche fünf Gegenvorschläge machen und es sollten dabei weitere Verabredungen getroffen werden.⁸⁹

Entsprechend diesem Verfahrensvorschlag wurde die Niemöllersche Liste in den anschließenden Wochen durch Reinhard Becker mit den Kirchenleitungen in Darmstadt und Speyer abgestimmt.⁹⁰ In den Archiven in Darmstadt und Speyer finden sich weitere – undatierte – Berufungslisten für die Mainzer Fakultät, leider jedoch kaum Korrespondenz, die es erlauben würde, die Interessen und Interventionen der Kirchenleitungen bei der Konstitution der neuen Fakultät genauer zu bestimmen. Zwei Listen ragen aus der Überlieferung heraus, die sich relativ deutlich den Kirchenleitungen in Darmstadt und Speyer zuordnen lassen. Sie dürften im Zuge des am 15. 02. 1946 verabredeten Verfahrens bis

86 Ebd.

87 Im Weiteren wurde über die Frage der Unterbringung der Theologiestudierenden gesprochen. Es sei den Kirchen überlassen, ob sie eine gemeinschaftliche Wohnform (Konvikt) oder eine Unterbringung mit den anderen Studierenden vorzögen. Auf dem Gelände der ehemaligen Flakkaserne sei die Unterbringung möglich; Beckers Vorschlag, Kirchengemeinden zur Spende von Mobiliar aufzurufen, wurde begrüßt; vgl. ebd.

88 ZA.EKHN, Best. 155/307, Aktenvermerk zur Niederschrift über die Verhandlungen mit Rektor und Colonel.

89 Vgl. ebd.

90 In einem Brief an Karl Gerhard Steck vom 16. 03. 1946 beschrieb Superintendent Becker das Vorgehen beim Berufungsvorschlag für die Mainzer Evangelisch-Theologische Fakultät: »Aufgestellt wurde er durch die beiden Kirchen [2r] regierungen in Darmstadt und Speyer unter Zugrundelegung des vorschläges [!] Niemöller, der durch weitere Namen noch ergänzt wurde«, ZA.EKHN, Best. 193/65.

zum 20./21. Februar erstellt worden sein.⁹¹ Die Liste mit der Aufschrift »KR Hessen« dürfte der hessischen »Kirchenregierung« in Darmstadt zuzuordnen sein. Diese Liste übernimmt die meisten von Niemöller genannten Namen (13 von 15), erweitert jedoch die Fächer- und Personenzahl nicht unerheblich.⁹²

Tabelle 2: Berufungsvorschlag der Kirchenleitung in Darmstadt für die Evangelisch-Theologische Fakultät Mainz (Februar 1946). – Grau unterlegt: neue Personen, Disziplinen und Positionen gegenüber der Niemöller-Liste

AT	Hellmuth Frey (1901–1982) Bethel	Hans Hellbardt (1910–1944) Bethel	Hans Wilhelm Hertzberg (1895–1965) Hofgeismar
	Otto Weber (1902–1966) Göttingen	Ernst Ludwig Dietrich (1897–1974) Wiesbaden, Lehrauftrag für semitische Sprachwissenschaft	
NT	Günther Bornkamm (1905–1990) Bethel	Ernst Lohmeyer (1890–1946) Greifswald	Ernst Käsemann (1906–1998) Gelsenkirchen
	Heinrich Seesemann (1904–1988) Gambach (Oberhessen)		
KG	Erich Schick (1897–1966), Missionshaus Basel	Emil Weber (1882–1950) Münster i. W.	Kurt Frör (1905–1980) München
	Wilhelm Boudriot (1892–1948) Gernsheim, mit Lehrauftrag für reformierte Theologie		
ST	Heinrich Vogel (1902–1989) Dobbrikow ⁹³	Walter Künneth (1901–1997) Erlangen	Harald Kruska (1908–1999) Berlin
	Peter Brunner (1900–1981) Elberfeld	Walter Kreck (1908–2002) Oberfischbach	Karl Gerhard Steck (1908–1983) Sulzbach-Rosenberg
PT	Günther Dehn (1882–1970) Ravensburg	Georg Eichholz (1909–1973) Barmen	August Dell (1890–1979) Herborn
	Hermann Diem (1900–1975) Ebersbach/Fils	Ernst Gerstenmaier (geb. 1895 ⁹⁴) Friedberg	

91 Dieser Termin passt zu den ersten Absagen von Personen, die auf den beiden Listen genannt wurden. Die frühesten Absagen auf die Anfrage Reinhard Beckers, ob die Betroffenen bereit seien, sich auf die Mainzer Berufungsliste setzen zu lassen, kamen von Heinrich Seesemann (25.02.1946), Walther von Loewenich (25.02.), Walter Künneth (26.02.), August Dell (27.02.) und Hellmuth Frey (27.02.); vgl. ZA.EKHN, Best. 193/65. Bei Dienst: Fakultät (Anm. 2), S. 19–24, sind die Listen nicht näher datiert.

92 Vgl. ZA.EKHN, Best. 193/65; Dienst: Fakultät (Anm. 2), S. 19f.

93 Vogel hatte 1932 die Pfarrstelle in Dobbrikow bei Potsdam übernommen, lehrte aber 1946 an der Kirchlichen Hochschule Berlin.

94 Todesjahr nicht ermittelt (nach 1961).

RP/ RPh ⁹⁵	Friedrich Ruhland (1891–1953) Hirschhorn	Wolfgang Sucker (1905–1968) Weiterstadt	Erwin Wißmann (1895–1967) Gießen
CA ⁹⁶	Besetzung dringend erwünscht, z. Zt. aber ein Vorschlag nicht möglich; Nachberufung soll noch erfolgen.		
Repetent	Friedrich Hahn (1910–1982) Hopfmannsfeld (Oberhessen)	Theodor Schleiermacher (1906–1985) Bad Vilbel	

16 neue Namen werden genannt und die Bereiche Religionspädagogik und Religionsphilosophie, Christliche Archäologie (ohne Namensnennung) und die Position eines Repetenten ergänzt. Es fehlen unter den von Niemöller genannten Kandidaten für eine Mainzer Professur nur *Walther Zimmerli* und *Paul Schempp*. Während Zimmerli in den Akten zur Fakultätsgründung im Übrigen nicht erscheint, eine Berufung des Züricher Alttestamentlers also offensichtlich nicht länger erwogen wurde, tritt Schempps Name bis zum Sommer 1946 wiederholt in Erscheinung. Martin Niemöller, Reinhard Becker und der Gründungsdekan konnten offensichtlich den entschiedenen Vertreter des bruderrätlichen Flügels der Bekennenden Kirche gegen den Widerstand der Kirchenleitungen nicht durchsetzen, obwohl er vor anderen wegen einer Berufung nach Mainz angefragt worden war.⁹⁷ Dass die Liste »KR Hessen« statt Paul Schempp vier neue, moderatere Vertreter der Bekennenden Kirche für die Systematische Theologie nennt, mehr als in jedem anderen Fach, könnte in der Absicht begründet sein, eine Berufung Schempps auf diese Weise zu verhindern: Während von *Harald Kruska*, 1946 Dozent an der Kirchlichen Hochschule Berlin,⁹⁸ keine Korrespondenz in den Berufungsakten überliefert ist, hat man sich um *Peter Brunner*, *Walter Kreck* und *Karl Gerhard Steck* ernsthaft bemüht. Sie gehörten zu den aktiven Vertretern der Bekennenden Kirche und wiesen Bezüge zum hessischen Raum auf. Brunner hatte als Dozent und Professor an der Universität Gießen und als Pfarrer in Oberhessen gewirkt,⁹⁹ Kreck und Steck hatten einige Jahre ge-

95 Religionspädagogik und Religionsphilosophie.

96 Christliche Archäologie.

97 Schempp fragte am 16.02.1946 per Telegramm bei Reinhard Becker nach dem angekündigten Brief, da ihm auch ein anderes Angebot vorliege, ZA.EKHN, Best. 193/65. Die meisten überlieferten Anfragen Beckers an Kandidaten für die Mainzer Fakultät sind auf den 22.02.1946 datiert.

98 Vgl. Personenlexikon zum deutschen Protestantismus 1919–1949 (Anm. 65), S. 147.

99 Peter Brunner erhielt nach seiner theologischen Promotion in Harvard 1927 in Gießen die *venia legendi* und wurde dort 1932 Studentenpfarrer. Seine Berufung auf die dortige Professur für Systematische Theologie (Ordinariat) wurde mit Beginn der NS-Herrschaft 1933 rückgängig gemacht. Er wurde Pfarrer in Ranstadt (Wetterau). Wegen seines Engagements für die Bekennende Kirche saß er 1935 drei Monate in KZ-Haft in Dachau; ihm wurde 1936 die *venia legendi* in Gießen entzogen. Im Anschluss war Brunner Pfarrer in der BK-Gemeinde

meinsam am Predigerseminar der Bekennenden Kirche in Frankfurt/Main gearbeitet.¹⁰⁰

Hessische Bezüge weisen auch weitere neue Namen der Liste »KR Hessen« auf: *Hans Wilhelm Hertzberg* leitete das Predigerseminar in Hofgeismar,¹⁰¹ *Heinrich Seesemann*, *Wilhelm Boudriot*, *Friedrich Hahn* und *Theodor Schleiermacher* hatten hessische Pfarrstellen inne.¹⁰² *August Dell* und *Ernst Gerstenmaier* wirkten als Dozenten an den Predigerseminaren in Herborn und Friedberg. *Erwin Wißmann*, Pfarrer in Gießen (1938–1947), hatte ebenso wie *Wolfgang Sucker* (ab 1945 Pfarrer in Weiterstadt) Erfahrung in der Lehrerbildung.¹⁰³ Bei *Ernst Ludwig Dietrich* handelte es sich um den

in Elberfeld und Dozent an der dortigen illegalen Theologischen Schule (1936–1939), an der er auch nach deren Wiedereröffnung im November 1945 erneut wirkte (1945–1947); vgl. Werner Führer: Peter Brunner (Theologe). In: Biographisch-bibliographisches Kirchenlexikon 14 (1998), Sp. 834–837.

- 100 Walter Kreck wirkte von 1935 an bis zu seiner Ausweisung aus dem Gebiet der EKHn (1940) als Pfarrer an der französisch-reformierten Gemeinde in Frankfurt am Main und gleichzeitig am dortigen Predigerseminar der Bekennenden Kirche. 1936 stieß Karl Gerhard Steck zum Dozentenkreis des Seminars; 1943 wurde er Pfarrer in Sulzbach-Rosenberg.
- 101 Hertzberg hatte seit 1931 ein Extraordinariat für Altes Testament in Marburg; seit 1932 versah er parallel die Pfarrstelle im nahen Caldern, von 1936 bis 1946 war er Studiendirektor am Predigerseminar in Hofgeismar. 1946 wurde er Prälat der Evangelischen Kirche in Kurhessen-Waldeck, im Folgejahr wurde er auf das Ordinariat für Altes Testament und Palästinakunde nach Kiel berufen.
- 102 Der aus Tartu (Estland) stammende Heinrich Seesemann hatte seine akademischen Grade in Göttingen 1932 und 1935 erworben und Dozententätigkeiten in Riga und Berlin ausgeübt. Nach seiner Rückkehr aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft übernahm er 1945 die Pfarrstelle im mittelhessischen Gambach. Wilhelm Boudriot war von 1932 bis 1944 Pfarrer der französisch-reformierten Gemeinde in Offenbach, seit 1934 hatte er sich in der Bekennenden Kirche engagiert. Zum Fall Boudriot s. u. S. 80–83. Friedrich Hahn hatte zwar über ein reformationsgeschichtliches Thema promoviert, wirkte aber anschließend als Assistent bei Leonhardt Fendt (1881–1957) in Berlin am Seminar für Praktische Theologie. Wegen seines Engagements für die Bekennende Kirche wurde er 1934 aus dem Vikarsdienst der Kirche Nassau-Hessen entlassen und versah für die BK die Pfarrstelle Hopfmansfeld in Mittelhessen, bis er 1939 zum Kriegsdienst eingezogen wurde. Theodor Schleiermacher hatte von 1934–1940 die Pfarrstelle in Bad Vilbel verwaltet und war für die BK engagiert; 1948 übernahm er die Pfarrstelle in Hirschhorn am Neckar.
- 103 Erwin Wißmann war 1928–1938 als Studienrat und Religionsdozent an den Pädagogischen Instituten in Darmstadt und Mainz bzw. an der Hochschule für Lehrerbildung in Friedberg bzw. Darmstadt sowie Marburg tätig; Stadtleikon Darmstadt; vgl. <https://www.darmstadt-stadtleikon.de/w/wissmann-erwin.html> (abgerufen am 07.07.2025). Wolfgang Sucker war Dozent an der Hochschule für Lehrerbildung 1934–1940, Mitglied der SA (ab 1934) und der NSDAP (ab 1937). 1945/46 amtierte er als Pfarrer in Weiterstadt, 1946 wurde er Leiter des Katechetischen Amtes in Starkenburg, 1947 Vorsitzender des Evangelischen Bundes in Hessen-Nassau. 1947 initiierte er die Gründung des bis heute existierenden Konfessionskundlichen Instituts in Bensheim und übernahm dessen Leitung. Nach Positionen in der Leitung der EKHn (seit 1950) wurde er 1964 Nachfolger Martin Niemöllers als Kirchenpräsident. Seit 1960 hatte er einen Lehrauftrag an der Mainzer Evangelisch-Theologischen Fakultät inne; einen Ruf nach Marburg (1963) lehnte er ab; vgl. UA.Mz, Best. 106-33; Best. 106-163, Protokollbuch der Fakultät 2, Eintrag vom 11.05.1960, S. [29].

ehemaligen Landesbischof von Nassau-Hessen (1934–1945), der sich, nach anfänglich großer Nähe zum Nationalsozialismus, ab 1937 allmählich von ihm distanziert hatte, ohne sich der Bekennenden Kirche anzuschließen. Seine Benennung durch die Kirchenleitung überrascht angesichts seiner Suspendierung und eines laufenden kirchlichen Entnazifizierungsverfahrens.¹⁰⁴

Das Personaltableau der Liste »KR Hessen« ist damit nicht nur deutlich stärker regional, sondern auch in erheblichem Maße auf die pädagogische und pastorale Praxis ausgerichtet. Die Orientierung an der Bekennenden Kirche blieb bestehen, verlor aber in dieser Zusammenstellung etwas an Prägnanz.

Das Zurücktreten von Vertretern der Bekennenden Kirche ist noch viel deutlicher in der Liste greifbar, die der Pfälzischen Kirchenleitung zuzuordnen ist.¹⁰⁵ Es dürfte sich um jene Liste handeln, die Eugen Roland nach einem fernmündlichen Anruf Superintendent Beckers am 22. Februar 1946 übersandte.¹⁰⁶

Tabelle 3: Berufungsvorschlag der Kirchenleitung in Speyer für die Evangelisch-Theologische Fakultät Mainz (Februar 1946). – Hellgrau unterlegt: neue Personen, Disziplinen und Positionen gegenüber der Niemöller-Liste. Dunkelgrau unterlegt: neue Personen und Disziplinen gegenüber der Darmstädter Liste

AT	Hellmuth Frey (1901–1982) Bethel	Edo Osterloh (1909–1964) Oldenburg	Kurt Galling (1900–1987) Halle
	Hans Wilhelm Hertzberg (1895–1965) Hofgeismar	Lehrauftrag für semitische Sprachen: 1. Eugen Ludwig Rapp (1904–1977) Oberludstadt. 2. Ernst Ludwig Dietrich (1897–1974) Wiesbaden	
NT	Günther Bornkamm (1905–1990) Bethel	Julius Schniewind (1883–1948) Halle	Ernst Lohmeyer (1890–1946) Greifswald
	Otto Michel (1903–1993) Tübingen	Heinrich Seesemann (1904–1988) Gambach (Oberh.)	Heinrich Greeven (1906–1990) Heidelberg-Wieblingen

104 Vgl. Hermann Otto Geißler: Ernst Ludwig Dietrich (1897–1974). Ein liberaler Theologe in der Entscheidung. Darmstadt 2012 (= Quellen und Studien zur hessischen Kirchengeschichte 21). Dietrich war 1945–1949 suspendiert; 1949 wurde ihm die Führung einer Pfarrstelle wieder gestattet; 1950 erhielt er einen Lehrauftrag am Orient-Institut und 1956 einen Lehrauftrag für jüdische Literatur und hebräische Sprache an der Goethe-Universität Frankfurt am Main.

105 Vgl. ZA.EKHN, Best. 193/65; Dienst: Fakultät (Anm. 2), S. 22f.

106 »Betreff.: Theol. Fakultät in Mainz mit 1 Beilage. Sehr geehrter Herr Amtsbruder! Ein Beamter unserer Landeskirchenkasse machte uns heute Nachmittag Mitteilung von ihrem fernmündlichen Anruf. In der Anlage behändigen wir Ihnen die gewünschte Liste. Mit freundlicher Begrüßung Ihr ergebener Ruland«, ZA.EKHN, Best. 193/65. Demnach wurde das wenige Tage zuvor verabredete Verfahren offensichtlich nicht genau eingehalten; s. o. S. 37f.

KG	Walther von Loewenich (1902–1992) Erlangen	Kurt Frör (1905–1980) München	Emil Weber (1882–1950) Münster i. W.
	Kurt Dietrich Schmidt (1896–1964) Kiel		
	Lehrauftrag für Pfälzische KG: Georg Biundo (1892–1988) Roxheim-Bobenheim	Lehrauftrag für reformierte KG: Wilhelm Boudriot (1892–1948) Gernsheim	
ST	Peter Brunner (1900–1981) Elberfeld	Friedrich Karl Schumann (1886–1960) Halle	Walter Kreck (1908–2002) Oberfischbach
	Walter Künneth (1901–1997) Erlangen	Helmuth Thielicke (1908–1986) Tübingen	Harald Kruska (1908–1999) Berlin
	Karl Gerhard Steck (1908–1983) Sulzbach-Rosenberg		
PT	Hans Stempel (1894–1970) Landau	Günther Dehn (1882–1970) Ravensburg	Georg Eichholz (1909–1973) Barmen
	August Dell (1890–1979) Herborn	Ernst Gerstenmaier (1895–1988) Friedberg	
Religionspädagogik u. Religionsphilosophie	Friedrich Ruhland (1891–1953) Hirschhorn	Wolfgang Sucker (1905–1968) Weiterstadt	Erwin Wißmann (1895–1967) Gießen
Chr. Archäologie	Kein Vorschlag		
Repetent	Friedrich Hahn (1910–1982) Hopfmannsfeld (Oberhessen)		Theodor Schleiermacher (1906–1985) Bad Vilbel
Kirchenmusik	Imo Schäfer (1905–1972) ¹⁰⁷ Mechttersheim b. Speyer		

Mit der Übernahme zahlreicher Ergänzungen aus der Liste »KR Hessen« gibt sich die »Pfälzische Liste« deutlich als deren Fortschreibung zu erkennen. Von der Niemöller-Liste wurden nur zwei weitere Namen – *Heinrich Vogel* und der 1944 im Krieg gefallene *Hans Hellbardt* – gestrichen, von den neuen Vorschlägen aus »KR Hessen« wurden vier Namen getilgt: *Otto Weber*, *Erich Schick*, *Hermann Diem* und bemerkenswerterweise auch *Ernst Käsemann*. Demgegenüber wurden 13 Namen und ein weiteres Nebenfach ergänzt, die Kirchenmusik, die durch den Mechttersheimer Pfarrer und Komponisten *Imo Schäfer* vertreten werden sollte.

107 Freundlicher Hinweis von Christine Lauer, ZA.EKPF.

Die pfälzische Besetzungsliste lässt mit den Namen *Rapp*, *Biundo*, *Stempel*, *Schäfer* und vielleicht auch *Greeven*¹⁰⁸ ebenfalls eine gewisse regionale Komponente erkennen, die aber nicht so dominant wie bei der Liste »KR Hessen« ist. Der Pfälzer Vorschlag zeigt aber gegenüber den früheren Listen eine größere theologische Breite. Der erfahrene *Julius Schniewind* war Schüler Martin Käblers (1835–1912), *Otto Michel* vertrat eine konservativ geprägte biblisch-heilsgeschichtliche Position. *Walther von Loewenich* war ein Schüler des Lutheraners Paul Althaus (1888–1966) und *Kurt Dietrich Schmidt* des missionswissenschaftlich orientierten Kirchengeschichtlers Carl Mirbt (1860–1929). *Friedrich Karl Schumann* vertrat eine konservative biblisch orientierte und gegen moderne philosophische Strömungen orientierte Theologie,¹⁰⁹ *Helmut Thielicke* hatte sich – als Kritiker der Theologie Karl Barths und des Entmythologisierungsprogramms Rudolf Bultmanns gleichermaßen – ebenfalls als konservativer systematischer Theologe profiliert. Unklar ist, warum der akademisch kaum profilierte *Edo Osterloh*¹¹⁰ auf die Pfälzer Liste geraten ist. Eine modernitätskritische konservative Tendenz prägt die Pfälzer Liste¹¹¹ insgesamt. Zudem nahm sie wenig Rücksicht auf das Verhalten während der NS-Zeit.¹¹²

Der Austausch mit der hessischen und pfälzischen Kirche über die Niemöllersche Liste hatte zu einer deutlichen Erweiterung des Personenkreises für die Mainzer Professuren und Lehraufträge geführt. Das klassische Fächerprofil war hinsichtlich der praktischen Ausbildung und der Studienbegleitung ausgeweitet, das klare BK-Profil war deutlich aufgeweicht und regionale Kräfte insbesondere für Lehraufträge waren in den Blick genommen worden.

108 Greeven hatte in Bad Kreuznach Abitur abgelegt; Rapp, Biundo, Stempel und Schäfer waren bei Kriegsende Pfarrer der Pfälzischen Kirche.

109 Vgl. Jan Rohls: *Protestantische Theologie der Neuzeit*. Bd. II: Das 20. Jahrhundert. Tübingen 1997, S. 289.

110 Osterloh verfügte weder über akademische Qualifikationen noch – abgesehen von wenigen Jahren Lehre an der Kirchlichen Hochschule Berlin – über nennenswerte alttestamentliche Lehrerfahrung. Der Bauernsohn Osterloh ging allerdings einen bemerkenswert erfolgreichen Weg in Kirchenleitung (Ev.-Luth. Kirche Oldenburg, EKD) und Politik (CDU).

111 Karl Dienst: *Fakultät* (Anm. 2), S. 23, sieht »mit gebotener Vorsicht« einige liberalere Tendenzen, ohne diese namhaft zu machen. Nicht jede Theologie, die nicht zur »radikalen BK« gehört, kann jedoch als »liberal« gelten.

112 Gallig und Greeven waren in der NS-Zeit »Parteigenossen« geworden; der später hoch dekorierte Regionalhistoriker Biundo hatte seit 1941 sogar zum berüchtigten Eisenacher »Institut zur Erforschung und Beseitigung des Jüdischen Einflusses auf das Deutsche Kirchliche Leben« gezählt.

2.4. Berufungsbemühungen des Superintendenten Reinhard Becker

Dem in Albig wirkenden rheinhessischen Superintendenten Reinhard Becker oblag es in den folgenden Wochen, die Berufungskorrespondenz mit den vorgeschlagenen Kandidaten¹¹³ zu führen, auf Initiativbewerbungen zu reagieren und die Schritte im Berufungsverfahren nicht nur mit Niemöller und den französischen Behörden, sondern auch mit den Kirchenleitungen in Darmstadt und Speyer abzustimmen. Das war unter den schwierigen infrastrukturellen Bedingungen der unmittelbaren Nachkriegszeit neben den pfarramtlichen und kirchenleitenden Aufgaben eine beachtliche Herausforderung. Noch bevor Becker die pfälzische Liste in den Händen hielt, schrieb er am 22. Februar 1946 die ersten gleichlautenden Anfragen an Kandidaten für die Mainzer Evangelisch-Theologische Fakultät. Er verwies darin auf die Absicht, der französischen Militärregierung für die im Sommersemester eröffnende Universität in Mainz neben der schon gebildeten Katholisch-Theologischen Fakultät auch eine evangelische einzurichten, für welche die Kirchenleitungen in Darmstadt und Speyer Vorschlagslisten einreichen sollten. Mainz stehe sehr »unter der Vorherrschaft des Katholizismus«. Die neue Fakultät habe daher eine besonders verantwortungsvolle Aufgabe für »das wiederaufblühende evangelische Leben«¹¹⁴. Becker fragte die Adressaten, ob sie bereit seien, sich auf die Berufsungsliste für die Fakultät setzen zu lassen und bat ggf. um Lebenslauf und die Einsendung des politischen Fragebogens zum Verhalten in der NS-Zeit.¹¹⁵

Das ungewöhnliche – wesentlich von den französischen Besatzungsbehörden eingesetzte – Verfahren führte relativ zügig zu Reaktionen. Von den 36 auf der pfälzischen Liste genannten Personen sagten innerhalb von zwei Wochen zwölf ab.¹¹⁶ Von weiteren sieben Personen dieser Liste liegt keine Korrespondenz Beckers vor.¹¹⁷ Zusagen erhielt Becker nur von Theologen, die bis dahin keine

113 Es handelte sich wie bei der Mainzer Universität insgesamt ausschließlich um Männer.

114 ZA.EKHN, Best. 193/65, die weitgehend gleichlautenden Schreiben Beckers an Kurt Frör, Peter Brunner, Heinrich Greeven und Ernst Gerstenmaier vom 22. 02. 1946. Die eingehenden Antworten legen nahe, dass Becker eine deutlich höhere Zahl von Anfragen versandt hatte.

115 Becker ergänzte, dass die Militärregierung bei der Wohnungsfrage Unterstützung zugesagt habe, für die Universitätsbibliothek könne die Bibliothek der Stadt Mainz als Grundstock verwendet werden; zur Entwicklung der Mainzer Bibliothekssituation s. u. S. 119–128.

116 Altes Testament: Hellmuth Frey (25.02.); Neues Testament: Heinrich Seesemann (25.02.), Julius Schniewind (07.03.); Kirchengeschichte: Emil Weber (05.03.), Walther von Loewenich (25.02.), Kurt Frör (05.03.); Systematische Theologie: Walter Künneth (26.02.), Walter Kreck (04.03.), Karl Gerhard Steck (02.03., mit Einschränkungen); Praktische Theologie: August Dell (27.02.); Günther Dehn (05.03.); Erwin Wißmann (05.03.); vgl. die entsprechenden Schreiben in ZA.EKHN, Best. 193/65.

117 Altes Testament: Walther Zimmerli, Otto Weber, Kirchengeschichte: Kurt Dietrich Schmidt; Praktische Theologie: Hans Stempel, Friedrich Hahn, Theodor Schleiermacher, Imo Schäfer. Becker nennt in seiner Aufstellung vom 15.03.1946 (s. u. Anm. 124) weitere Per-

Professur innegehabt hatten – mit Ausnahme der beiden Hallenser Kurt Galling und Friedrich Karl Schumann. Galling war aufgrund seiner NS-Vergangenheit 1945 entlassen und anschließend nur unterqualifiziert weiterbeschäftigt worden,¹¹⁸ Schumann verlor bei Kriegsende ebenfalls seine Professur, wurde aber noch 1945 in die Leitung der Kirchenprovinz Sachsen aufgenommen.¹¹⁹ Daneben gab es eine Reihe eingeschränkter Interessebekundungen oder Zusagen, darunter einige später angesehene wissenschaftliche Theologen: Günther Bornkamm, Peter Brunner, Friedrich Ruhland, Heinrich Greeven und Otto Michel.¹²⁰ Bewegend ist das kurze handschriftliche Schreiben von Melie Lohmeyer, die am 18. März von der Verhaftung ihres Mannes fünf Wochen zuvor in der Nacht vom 14. zum 15. Februar durch die sowjetische Geheimpolizei (NKWD) berichtete. Man bemühe sich um seine Freilassung. »Er hat nichts Böses getan u. ist völlig unschuldig, aber seine Situation ist schwer zu ändern. Wir möchten sehr gerne in den Westen, wenn mein Mann frei kommt, was lediglich eine Frage des Zufalls ist.« Sie bitte darum, ihren Mann auf die Mainzer Liste zu setzen und schloss an: »Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie durch ihre vorgesetzten Behörden Schritte unternehmen könnten meinen Mann zu befreien.«¹²¹ Darüber hinaus gab es eine Reihe von Initiativbewerbungen und Empfehlungen von dritter Seite, auf die hier nicht näher eingegangen wird.¹²²

sonen, die er zur Bewerbung aufgefordert, die aber noch nicht geantwortet haben: Edo Osterloh, Harald Kruska, Georg Eichholz, Ernst Gerstenmaier und Wolfgang Sucker. Auch für sie ist keine Korrespondenz in den Berufsakten überliefert. Das Fehlen kann unterschiedliche Gründe haben: mündliche Absagen, insbesondere bei Personen aus der hessischen Kirche, telefonische Kommunikation, Verlust der Korrespondenz oder Verzicht auf eine Anfrage (bei den zuerst Genannten).

- 118 Vgl. Personenlexikon zum deutschen Protestantismus 1919–1949 (Anm. 65), S. 84; Christoph Schmitt: Art. Galling, Kurt Franz Willi. In: Biographisch-bibliographisches Kirchenlexikon 29 (2008), S. 485–494. Zu Galling s. auch den Beitrag von Wolfgang Zwickel in diesem Band. Die anderen Zusagen kamen von Hans-Wilhelm Hertzberg, Ernst Ludwig Dietrich, Ernst Käsemann (der nicht auf der Pfälzischen Liste gestanden hatte), Wilhelm Boudriot, Georg Biundo und Alfred Trommershausen; vgl. ZA.EKHN, Best. 193/65. Letzterer war Ersatzkandidat für Friedrich Ruhland; vgl. ZA.EKHN, Best. 193/64, das Protokoll der ersten Sitzung des »Universitätsausschusses« der Ev. Landeskirchen von Hessen-Nassau, der Pfalz und im Rheinland vom 21.08.1946.
- 119 Vgl. Personenlexikon zum deutschen Protestantismus 1919–1949 (Anm. 65), S. 232; Eckhard Lessing: Geschichte der deutschsprachigen evangelischen Theologie von Albrecht Ritschl bis zur Gegenwart. Bd. 2: 1918–1945. Göttingen 2004, S. 71–75.
- 120 Günther Bornkamm (06.03.), Peter Brunner (01.03.), Friedrich Ruhland (26.02., 07.04. u. ö.), Heinrich Greeven (03.04.) und Otto Michel (28.02.); vgl. ZA.EKHN, Best. 193/65.
- 121 ZA.EKHN, Best. 193/65, Melie Lohmeyer an die Präsidenten der ev. Landeskirchen Müller und Stichter. Zu Lohmeyers Schicksal s. o. Anm. 61.
- 122 So empfahl z. B. der Marburger Religionswissenschaftler Friedrich Heiler am 13.04.1946 in zwei Schreiben an das Mainzer Universitätssekretariat seine Schüler Kurt Goldammer (1916–1997) und Christel Matthias Schröder (1915–1996); vgl. ZA.EKHN, Best. 193/65; zu den Initiativbewerbungen gehörte u. a. der Neutestamentler Georg Bertram (1896–1979), der seit

Bemerkenswert ist das Schreiben von Helmut Thielicke, der in seiner Antwort auf die Einladung zur Bewerbung einige weitere Informationen erbat, sich dann aber grundsätzlich über das Mainzer Vorgehen äußerte. In seiner Kritik am Berufungsmodus spiegeln sich Bedenken, die auch andere etablierte Akademiker geteilt haben dürften: 1. Wenn es der neuen Fakultät im Gegenüber zum Katholizismus um wissenschaftliches Niveau gehen solle, dann müsse das akademisch übliche Verfahren eingehalten werden, zu dem Bewerbungsschreiben, Lebensläufe etc. nicht gehörten. »Kein ausgewiesener Wissenschaftler – und nur auf solche werden Sie ja zurückgreifen dürfen – wird dazu bereit sein, da sich eine Lehrstuhlbesetzung gerade in diesem Punkte traditionsgemäß und prinzipiell von sonstigen Beamten- und Angestellten-Einstellungen unterscheidet.« 2. »Als jemand, der über die gründliche Behandlung akademischer Lehrstuhlbesetzungen einigermaßen Bescheid weiss und als Berater anderer Fakultäten den vorhandenen sehr mageren Bestand an berufungsfähigen wissenschaftlichen Theologen ziemlich genau übersieht, bin ich über ihre Mitteilung sehr erschrocken, dass bis zum Sommersemester 1946 die Fakultät stehen soll. Gerade weil ich die Aufgabe ihrer neuen Fakultät als eines wissenschaftlichen Vorpostens gegenüber dem Katholizismus für eminent wichtig halte, möchte ich Sie beschwören, mit langem Atem und ohne Nervosität an ihren Aufbau heranzugehen«. Man solle lieber ein Semester später oder mit einer Rumpffakultät beginnen, als in Eile auf die zweite oder dritte Garnitur zurückgreifen. »Gerade weil es hier um den einzigartigen u. einmaligen Ausnahmefall« gehe, »dass eine akademische Fakultät durch die Kirche berufen wird, darf sich die Kirche nicht bloßstellen«.¹²³

Thielickes höflich vorgetragene Mahnung sollte sich weitgehend bewahrheiten. Am 15. März legte Reinhard Becker eine Zwischenbilanz vor, die ausgesprochen mager ausfiel:¹²⁴ Unter den Zusagen nannte Becker nur sieben Personen, von denen die beiden Professoren, Hans Wilhelm Hertzberg (AT) und Friedrich Karl Schumann (ST), letztlich nicht nach Mainz kamen. Die übrigen

1925 eine Professur in Gießen innehatte und 1943 die Leitung des Eisenacher Instituts »zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben« übernommen hatte. In seinem Bewerbungsschreiben vom 07.04.1946 an den Rektor der Mainzer Universität erklärt er: »Der Partei und ihren angeschlossenen Verbänden habe ich nicht angehört«. In einem weiteren Schreiben vom 12.04. an Superintendent Becker warb er für seine »Biblische Theologie des Neuen Testaments«, die auch von jungen Theologen der Bekennenden Kirche rezipiert worden sei; ZA.EKHN, Best. 193/65.

123 ZA.EKHN, Best. 193/65, Helmut Thielicke an Reinhard Becker. Anders äußerte sich diesbezüglich der Göttinger Systematiker Ernst Wolf (1902–1971): »Das Experiment, eine Fakultät wesentlich mit Kräften aufzubauen, die nicht aus dem akademischen Lehramt kommen, muss m.E. gewagt werden. Auch den Hamburgern habe ich dazu geraten.«, UA.Mz, Best. NL 16-3, Ernst Wolf an Wilhelm Jannasch, 11.09.1946.

124 Vgl. im Folgenden, ZA.EKHN, Best. 193/65, Superintendent Becker an die Kirchenregierung der Pfalz, 15. März 1946.

fünf Zusagen betrafen mit einer Ausnahme Lehraufträge, die von aus der Region kommenden Personen besetzt werden sollten.¹²⁵ Die Zahl der Absagen und der unbeantworteten Anfragen war deutlich höher. Becker hat sich daher nach telefonischer Rücksprache mit der Kirchenleitung um weitere Personen und um noch unentschiedene Kandidaten bemüht.¹²⁶

Für den geringen Erfolg von Reinhard Beckers Bemühungen um Kandidaten für die Mainzer Neugründung lassen sich unterschiedliche Gründe erkennen: Viele der Kandidaten aus den Reihen der Bekennenden Kirche, die an kirchlichen Hochschulen und anderen kirchlichen Ausbildungsstätten lehrten, blieben (zunächst) an den kirchlichen Ausbildungsstätten oder in einem anderen kirchlichen Dienst.¹²⁷ Offensichtlich sahen sie die kirchliche Trägerschaft – nach

125 Eugen Ludwig Rapp, Ernst Ludwig Dietrich (Hebraistik), Georg Biundo (Pfälzische Kirchengeschichte) und Friedrich Ruhland (Religionspädagogik). Als Zusage wird der Kittel-Schüler Otto Michel geführt, der in Tübingen seit 1943 die Professur seines Lehrers vertreten hatte. In seiner Antwort auf Reinhard Beckers Bewerbungsanfrage vom 22.02. schrieb er am 28.02., dass er noch von einer anderen westdeutschen Fakultät den Militärbehörden als Ordinarius vorgeschlagen worden sei und sich derzeit noch nicht entscheiden könne; vgl. ZA.EKHN, Best. 193/65 und seine Postkarte vom 15.03.1946 an gleicher Stelle. Michel erhielt noch 1946 in Tübingen ein Ordinariat für Neues Testament.

126 »An nachfolgende Herrn haben wir noch nachträglich nach telefonischer Rücksprache mit Herrn Oberkirchenrat Roland eine Aufforderung gerichtet: Lic. Käsemann=Gelsenkirchen für NT, Pf. Dr. Jannasch=Berlin für Prakt. Theologie, Prof. Leube=Leipzig für Kirchengeschichte, Pfarrer lic. Trommershausen für Rel.Pädagogik«, ZA.EKHN, Best. 193/65, Superintendent Becker an die Kirchenregierung der Pfalz, 15. März 1946. Käsemann hatte auf den Listen Niemöllers und der hessischen Kirchenleitung gestanden; Jannasch war von Günter Dehn empfohlen worden, vgl. ZA.EKHN, Best. 193/65, Dehn an Superintendent Becker, 05.03.1945. An »Bruder Steck« schrieb Becker am 16. März in einem bewegendem Schreiben. Steck hatte in seiner Antwort auf die Bewerbungsfrage Beckers am 2. März deutliches Interesse, aber auch deutliche Bedenken, insbesondere wegen der Beteiligung der Pfälzischen Kirche und der ihm fehlenden akademischen Titel erkennen lassen. Becker warb unter wiederholter Berufung auf das gemeinsame Engagement in der BK und die Gefahr einer kirchlichen Restauration für den interkonfessionellen Charakter der neuen Fakultät und ihre Praxisorientierung; vgl. ZA.EKHN, Best. 193/65.

127 Dies trifft u. a. zu für Hellmuth Frey (blieb an der Kirchlichen Hochschule Bethel), Günther Bornkamm (blieb zunächst an der Kirchlichen Hochschule Bethel, nahm 1947 einen Ruf nach Göttingen, 1949 nach Heidelberg an), Erich Schick (blieb am Basler Missionsseminar), Heinrich Vogel (blieb zunächst an der Kirchlichen Hochschule Berlin, 1948 Humboldt-Universität Ostberlin), Georg Eichholz (seit 1935 Dozent am Missionsseminar der Rheinischen Missionsgesellschaft, seit Oktober 1945 Lehrauftrag an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal), Hermann Diem (Pfarrer in Ebersbach an der Fils, 1950 Lehrauftrag an der Evangelisch-Theologischen Fakultät Tübingen, 1957 Professur), Heinrich Seesemann (Pfarrer in Gambach/Hessen, später in Frankfurt am Main; ab 1950 Lehrauftrag in Frankfurt/Main, 1971 Honorarprofessur), Kurt Dietrich Schmidt (Dozent am Missionsseminar Hermannsburg, seit 1948 an der Kirchlichen Hochschule Hamburg, seit 1950 Professor, seit 1953 ordentlicher Professor an der Evangelisch-Theologischen Fakultät Hamburg), Harald Kruska (blieb an der Kirchlichen Hochschule Berlin), Peter Brunner (blieb zunächst an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal, 1947 Professur in Heidelberg), Walter Kreck (Pfarrer und Dozent am Predigerseminar Herborn, 1948 Lehrauftrag in Frankfurt, 1952 Professur in

den Erfahrungen der NS-Zeit und angesichts der vielfältigen Unsicherheiten staatlicher Institutionen unter dem Besatzungsregiment – in ihrer theologischen Ausrichtung und pekuniären Ausstattung als eine verlässlichere Größe an. Einige der angefragten Theologen, die eher nicht zum Spektrum der Bekennenden Kirche gehörten, bevorzugten Offerten der traditionellen Universitäten¹²⁸ und waren teilweise auch über das ungewöhnliche Berufungsverfahren irritiert.¹²⁹ Politische Unsicherheiten taten ein Übriges.¹³⁰

Am 1. April 1946 traf sich Superintendent Becker mit den Vertretern der Kirchenleitungen in Darmstadt und Speyer, Präsident Dr. Friedrich Müller (1879–1947) und Landesbischof Hans Otto Stichter¹³¹ und übersandte Rektor Schmid eine gemeinsam beschlossene Berufsliste¹³².

Für vier der sechs Ordinariate nennt sie sechs Namen, Kirchengeschichte und Christliche Archäologie sollten später benannt werden: Kurt Galling, Hans Wilhelm Hertzberg (AT), Ernst Lohmeyer, Otto Michel und als Ersatzkandidat Ernst Käsemann (NT), Friedrich Karl Schumann (ST) und Wilhelm Jannasch (1888–1966) (PT). Immerhin konnten für alle sechs Lehraufträge (regionale) Dozenten benannt werden, für die semitischen und orientalischen Sprachen sogar zwei: Eugen Ludwig Rapp, Ernst Ludwig Dietrich; Georg Biundo (Pfälzi-

Bonn), Karl Gerhard Steck (Pfarrer in Sulzbach-Rosenberg, 1952 Professor in Frankfurt am Main, 1964 in Münster i. W.), Kurt Frör (Pfarrer in München, 1952 a. o. Professur in Erlangen, 1959 Professur), August Dell (Professor am Predigerseminar Friedberg, ab 1953 Direktor), Ernst Gerstenmeier (Professor am Predigerseminar Friedberg, ab 1959 Direktor), Erwin Wißmann (Pfarrer in Gießen, ab 1947 Oberkirchenrat der EKH), Wolfgang Sucker (Pfarrer in Weiterstadt, 1947 Gründer und Leiter des Konfessionskundlichen Instituts in Bensheim, 1950 Mitglied der Kirchenleitung der EKH, 1964 Kirchenpräsident der EKH).

128 Dies trifft zu für Günther Dehn (1942 Pfarrer in Ravensburg, 01.04.1946 Professur in Bonn), Emil Weber (1913 Professur in Bonn, 1935 strafversetzt nach Münster i. W., 1937 emeritiert, 01.04.1946 Rückkehr auf die Professur in Bonn); Ernst Wilhelm Hertzberg (1936 Studiendirektor am Predigerseminar Hofgeismar, 1946 Prälat der Evang. Kirche von Kurhessen-Waldeck; 1947 Professur in Kiel), Helmut Thielicke (1936 Professur in Heidelberg, 1940 abgesetzt, 1940 Pfarrer in Ravensburg, seit 1944 in Korntal, 1945 Professur in Tübingen), Otto Michel (1935 Lehrstuhlvertretung in Halle, 1943 Lehrstuhlvertretung in Tübingen, 1946 Professur in Tübingen).

129 S. o. S. 47 f.

130 Peter Brunner äußerte am 01.03.1946 in seiner Antwort auf die Aufforderung zur Bewerbung für Mainz seine Sorge vor einer neuen Festsetzung der Westgrenze Deutschlands; vgl. ZA.EKH, Best. 193/65. Diese Sorge war nicht aus der Luft gegriffen, denn in der Tat gab es in den ersten Monaten nach Kriegsende bei der französischen Besatzungsmacht Überlegungen, durch die Abtrennung westlicher Gebiete Deutschlands eine Art Schutzkorridor vor dem östlichen Nachbarn zu schaffen; s. o. S. 19 Anm. 12.

131 S. o. S. 26 mit Anm. 42.

132 Die Liste war mit Adressen und Anmerkungen zu den beigelegten Unterlagen (Lebenslauf, politischer Fragebogen) versehen, die nicht in der Akte vorhanden sind; die Liste ist überliefert in ZA.EKH, Best. 193/65 mit Begleitschreiben und in UA.Mz, Best. 45-150 mit Bearbeitungsvermerken.

sche Kirchengeschichte), Wilhelm Boudriot (reformierte Kirchengeschichte, reformierte Theologie), Alfred Trommershausen (1910–1966) (Religionspädagogik), Imo Schäfer (Kirchenmusik). Nur drei der Vorschläge für die Ordinariate konnten zu Beginn bzw. im Laufe des Sommersemesters realisiert werden: Wilhelm Jannasch, Ernst Käsemann und Kurt Galling. Die schon vor dem 1. April angebahnte Berufung Jannaschs sollte zum Ausgangspunkt einer Neuausrichtung der Gründungsbemühungen werden.¹³³

Tabelle 4: Liste der Berufungsvorschläge der Kirchenleitungen in Darmstadt und Speyer an den Rektor der Universität Mainz (01.04.1946)

AT Ordinarius	1. Kurt Galling (1900–1987) Halle	2. Hans Wilhelm Hertzberg (1895–1965) Hofgeismar
AT Lehrauftrag semit. und orient. Sprachen ¹³⁴	1. Eugen Ludwig Rapp (1904–1977) Oberlustadt	2. Ernst Ludwig Dietrich (1897–1974) Wiesbaden
NT 2 Ordinarien	Ernst Lohmeyer (1890–1946) Greifswald	Otto Michel (1903–1993) Tübingen
Falls letzterer ablehnt, soll berufen werden	Ernst Käsemann (1906–1998) Gelsenkirchen	
KG Ordinarius	»Meldungen laufen noch; Nachberufung soll noch erfolgen«	
KG Lehrauftrag	Reformierte Kirchengeschichte Wilhelm Boudriot (1892–1948) Gernsheim	Pfälzische Kirchengeschichte Georg Biundo (1892–1988) Roßheim-Bobenheim
ST Ordinarius	Friedrich Karl Schumann (1886–1960) Halle	
ST A.o. Prof.	Reformierte Theologie Wilhelm Boudriot (1892–1948) Gernsheim	
PT Ordinarius	Wilhelm Jannasch (1888–1966) Berlin	
PT Lehrauftrag	Evangelische Religionspädagogik Alfred Trommershausen (1910–1966) Gießen	
Christl. Archäologie	»Z. Zt. noch unbesetzt, soll später nach-berufen werden.« ¹³⁵	
Kirchenmusik Lehrauftrag	Imo Schäfer (1905–1972) Mecktersheim	

133 Jannasch hatte in einem Schreiben vom 29.03.1946 an Reinhard Becker seine Bereitschaft zur Bewerbung in Mainz auf den Lehrstuhl für Praktische Theologie erklärt, da mit dem Übergang zur Professur ein Herzenswunsch in Erfüllung gehe; vgl. ZA.EKHN, Best. 193/65.

134 Die beiden Genannten sollen gleichzeitig mit Lehrauftrag versehen werden.

135 ZA.EKHN, Best. 193/65, beide Zitate aus der Berufungsliste der beiden Kirchen vom 01.04.1946; UA.Mz, Best. 45–150.

2.5. Neuansatz mit der Berufung des Gründungsdekans Wilhelm Jannasch

Während die Berufungen nach der mit den Kirchen am 1. April 1946 abgestimmten Liste vorangetrieben wurden,¹³⁶ kam es Anfang April zu einer zweitägigen Besprechung mit dem wieder nach Rheinhessen zurückgekehrten Martin Niemöller im Albiger Pfarrhaus, an der zeitweise auch General Pierre Jacobsen teilnahm.¹³⁷ Das Gespräch Becker-Niemöller-Jacobsen suchte der nur langsam vorankommenden Gründung der Evangelisch-Theologischen Fakultät sieben Wochen vor der geplanten Eröffnung der Mainzer Universität einen neuen Impuls und eine neue Ausrichtung zu geben. Darüber informieren ein Memorandum und ein Brief Martin Niemöllers an Wilhelm Jannasch, beide vom 4. April. Niemöller berichtet in seinem Memorandum:

»Gelegentlich unserer gestrigen Besprechung am 3. April ergab sich der Wunsch, die neue Universität in Mainz in der Weise für eine Förderung des Verständnisses zwischen den Völkern einzusetzen, daß unter den Studierenden möglichst von Anfang an eine gewisse Zahl von französischen Studenten sein möchten, die in enger Studien- und Lebensgemeinschaft mit deutschen Studierenden leben sollten.« Der Anfang sollte »auf christlicher Grundlage« gesucht werden, da der ökumenische Gedanke unter der christlichen Jugend in Deutschland und Frankreich »gegenwärtig in erheblichem Fortschreiten begriffen« sei. Ab dem zweiten oder dritten Semester sollten dann auch die übrigen Fakultäten einbezogen und das Vorhaben damit auf Gewerkschafts- und Wirtschaftskreise ausgedehnt werden. Daher bedürfe die »Zusammensetzung des Lehrkörpers ganz besondere[r] Aufmerksamkeit«. Es empfehle sich daher, »nicht von vornherein endgültige Besetzungen der einzelnen Lehrstühle vorzunehmen«, was man später nur unter großen Schwierigkeiten ändern könne. Daher solle »das erste evangelisch-theologische Semester durch eine größere Anzahl von Gastvorlesungen« bestritten werden, »aus deren Ergebnis festgestellt werden könnte, welche Dozenten im Blick auf die oben genannte Aufgabe für eine dauernde Tätigkeit an der Universität Mainz besonders wünschenswert sind (Gastvorlesungen von jeweils circa 4 Wochen?)«.

136 Das in den Universitätsakten befindliche Exemplar der Berufungsliste vom 1. April trägt Einstufungsvermerke (o.Prof., a.o.Prof., Lehrauftrag) und Personalnummern, die mit einer Liste übereinstimmen für die erforderlichen Unterlagen (Lebenslauf, politischer Fragebogen), die von Superintendent Becker am 2. April beim Oberbürgermeister der Stadt Mainz eingereicht wurden; vgl. Berufungsliste, Albig, 01.04.1946; UA.Mz, Best. 45-150, Schreiben Regierungsrats Op(p)enheim an Rektor Schmid, 03.04.1945.

137 Superintendent Becker berichtete seinem BK-Genossen Karl Gerhard Steck am 16.03.1946 über die große »Aufbauarbeit« der BK, die in Rheinhessen geleistet werde. In diesem Kontext erwähnt er, dass Martin Niemöller vom 2.–4. April nach Rheinhessen komme; vgl. ZA.EKHN, Best. 193/65. General Jacobsen kam am 3. April ins Albiger Pfarrhaus. Am 04.04. schrieb Niemöller an Wilhelm Jannasch aus dem Albiger Pfarrhaus »Gestern war auch der französische Gouverneur zu einer Besprechung hier«, ZA.EKHN, Best. 193/65. Da Becker am 2. April noch in Mainz war (s. o. Anm. 136), kann das Treffen mit Niemöller erst im Laufe des 2. April begonnen haben, möglicherweise aber auch erst am 3. April mit der Ankunft Jacobsens.

Zur Durchführung solle zunächst ein Theologe berufen werden, der als »einstweiliger Dekan« die Gastvorlesungen organisiere. Für diese Aufgabe sei an Wilhelm Jannasch gedacht. »Pfarrer Jannasch hat während der gesamten Jahre meiner Haft die Geschäftsführung des Pfarrernotbundes verwaltet und verfügt infolgedessen über eine ungewöhnliche Personalkennntnis, besonders auch in der jüngeren Theologengeneration.« Die Fakultät solle mit »verhältnismäßig jungen Theologen« besetzt werden, weil diese am ehesten die Befähigung hätten, »die übernationale Bedeutung eines solchen Neuanfanges zu erkennen und der sich daraus ergebenden Aufgabe gerecht zu werden.«¹³⁸ Auf diesem Weg solle der endgültige Aufbau der Fakultät in ein bis zwei Semestern erfolgen.



Abb. 3: Pierre Jacobsen (1917–1957), Generaldelegierter der franz. Besatzungsmacht für den Bereich Rheinhessen in Mainz (1945–1947), 1954. © Wikipedia: CC BY-SA 3.0.

Das von Niemöller vorgestellte Konzept dürfte wesentlich auf Impulse General Jacobsens zurückgehen. Es zeigt in einem bemerkenswerten Ausmaß das edukative Interesse der französischen Besatzungsmacht, dem die neue Mainzer Universität dienen sollte. Nicht einmal ein Jahr nach Kriegsende präsentierte sie durch ihren Delegierten für Rheinhessen eine Linie, die anstelle der anfänglich

138 UA.Mz, Best. 45-150, Memorandum Martin Niemöllers, z. Zt. Albig, 4. April 1946. In seinem Schreiben an Wilhelm Jannasch vom gleichen Tag äußert sich Niemöller ganz ähnlich: »Die neue Universität soll vor allem auch unter dem Gesichtspunkt geschaffen werden, daß hier eine engere Fühlungnahme zwischen der französischen und deutschen Jugend herbeigeführt werden soll, wozu die ökumenische Bewegung einen Ansatzpunkt bietet«. Bei Besetzung der Lehrstühle sei Vorsicht geboten, damit »wir nun hier nicht Leute herbekommen, die zu alt sind, um die Bedeutung dieser Aufgabe für eine europäische Verständigung zu erfassen und zu praktizieren«. Niemöller entfaltet auch hier den Vorschlag der Gastvorlesungen, die durch einen »Professor für evangelische Theologie« organisiert werden sollten. »Ich habe vorgeschlagen, daß Sie für dieses Amt des einstweiligen Dekans fest berufen werden, wobei ich auf ihre besondere Personalkennntnis unter der jüngeren Theologengeneration hingewiesen habe.« Seine Aufgabe sei es, »die Fakultät im Benehmen mit den zuständigen Besatzungsstellen, die sehr wohlmeinend sind, und mit den Kirchenleitungen bzw. dem Landesbruderrat vorzubereiten und aufzubauen, eine Aufgabe, die mich persönlich reizen würde, wenn ich ein besserer Theologe wäre«, ZA.EKHN, Best. 193/65. General Jacobsen wolle diesen Plan morgen im Hauptquartier in Baden-Baden besprechen.

angedachten Friedenssicherung durch vorgelagerte deutsche Kleinstaaten¹³⁹ die Völkerverständigung durch Koedukation einer jungen akademischen Elite beider Länder an der alma mater Moguntina setzte.¹⁴⁰ Der evangelischen Theologie kam dabei eine Pionierrolle zu, weil es im Nachkriegsprotestantismus durch die Bekennende Kirche und durch den Fortbestand wenigstens rudimentärer ökumenischer Kontakte während des Kriegs bereits Ansätze einer grenzüberschreitenden Verständigung gab.¹⁴¹ Die Verwirklichung eines solchen Konzepts hätte über die Berufungspolitik hinaus Aktivitäten für die Studierenden in Mainz erfordert wie etwa ein deutsch-französisches Studierendenwohnheim, Partnerschaftsorganisationen oder ein Austauschprogramm. Von solchen Maßnahmen finden sich in den Mainzer Akten der Gründungsjahre jedoch keine weiterführenden Dokumente. Das Konzept wurde offensichtlich angesichts der drängenden elementaren Aufgaben bei der Gründung von Fakultät und Universität nicht weiterverfolgt. Auf die Berufungspolitik hat sich das neue Konzept der Albiger Dreier-Runde aber durchaus ausgewirkt.

Eine gute Woche später reagierte Wilhelm Jannasch in einem Telegramm zustimmend auf den Vorschlag Niemöllers – »Erweiterter Auftrag entspricht völlig meinen ökumenischen und kirchlichen Tendenzen« – und wünschte dringend, den »wohl noch Kriegsgefangenen Wilhelm Rott als Mithelfer«¹⁴² an seine Seite gestellt zu bekommen. Rott (1908–1967) war eine der profilierten Persönlichkeiten der Bekennenden Kirche.¹⁴³ Trotz Bemühungen Jannaschs und auch von Rotts Frau Anni gelang es offensichtlich nicht, ihn für die Main-

139 S. o. S. 19 mit Anm. 12.

140 Vgl. Kißener: *causa major* (Anm. 38).

141 So hatte es bei der zweiten Sitzung des neu gegründeten Rats der Evangelischen Kirche in Deutschland in Stuttgart im Oktober 1945 den Besuch einer ökumenischen Delegation gegeben. Der Besuch bahnte die sog. Stuttgarter Schuldklärung an, welche die Rückkehr der deutschen evangelischen Kirche in die internationale Ökumene ermöglichte. Der Besuch der ökumenischen Delegation war wesentlich durch den obersten evangelischen Feldgeistlichen der französischen Besatzungsmacht, Marcel Sturm, ermöglicht worden; s. o. S. 24f. mit Anm. 36.

142 Vgl. ZA.EKHN, Best. 193/65, die Abschrift des Telegramms von Wilhelm Jannasch an Martin Niemöller vom 13. 04. 1946 und das Telegramm Jannaschs an Becker vom 14. 04.

143 Rott hatte als Studieninspektor an der Seite Dietrich Bonhoeffers im Finkenwalder Predigerseminar gearbeitet; vgl. Tim Lorentzen: *Bekennende Kirche*. In: *Bonhoeffer Handbuch*. Hg. von Christiane Tietz. Tübingen 2021, S. 176–188, hier S. 182; Bertold Klappert: *Israel und Judentum*. In: *Bonhoeffer Handbuch*, S. 188–200, hier S. 194, 196. Am 01. 03. 1937 wurde er Mitarbeiter in der vorläufigen Leitung der BK in Berlin und durfte in dieser Zeit auch mit Jannasch als Geschäftsführer des Pfarrernotbunds in engeren Kontakt gekommen sein. Seinen Kriegsdienst konnte er in der Abwehr der Wehrmacht leisten und wurde bei Kriegsende im US-amerikanischen Internierungslager Moosburg nordöstlich von München festgehalten; vgl. Hartmut Ludwig: *Der Kirchenkampf prägte sein Leben: Wilhelm Rott*. In: *Dietrich Bonhoeffer Jahrbuch 4* (2009/10), S. 148–190, bes. S. 187–189.

zer Fakultät freizubekommen.¹⁴⁴ Wenige Tage später, am 16. April, kündigte Jannasch seine Ankunft in Mainz für den 21. April an.¹⁴⁵ Mit seiner Ankunft wechselte die Federführung in allen Berufungsfragen wie geplant von Becker zum kommenden Gründungsdekan.¹⁴⁶

2.6. Berufungen für das erste Semester

Jannasch wurde innerhalb von zwei Wochen zum Dekan der Evangelisch-Theologischen Fakultät ernannt.¹⁴⁷ Er trieb offensichtlich schon bald nach seiner Ankunft die Sondierungen für die Berufungen weiter voran. Eine handschriftliche auf den 30.04.1946 datierte Liste aus seiner Feder zeigt bereits deutliche Änderungen gegenüber den Planungen der beiden Kirchenleitungen in Darmstadt und Speyer:

Tabelle 5: Erste Berufsungsliste Wilhelm Jannaschs für die Evangelisch-Theologische Fakultät Mainz (30.04.1946)

AT Ordinariat	Wilhelm Vischer (1895–1983) Basel	Kurt Galling (1900–1987) Halle
AT Lehrauftrag	Eugen Ludwig Rapp (1904–1977) Oberlustadt	Erich Groß (1902–1991) ¹⁴⁸ Kreuznach
NT Ordinariat	Ernst Käsemann (1906–1998) Gelsenkirchen	Eduard Schweizer (1913–2006) Nesslau (St. Gallen)

144 Vgl. ZA.EKHN, Best. 193/65, das Telegramm von Anni Rott an Becker: »Pfarrer Wilhelm Rott Mosburg Oberbayern Internierungslager N. 6576 Entlassungsgesuch an Military Gouvernment München Ternsee Landstrasse«. Ein weiteres Telegramm dokumentiert, dass sich Jannasch offensichtlich persönlich bei den französischen Besatzungsbehörden in Baden-Baden um die Freilassung Rotts bemühte; ZA.EKHN, Best. 193/65, Niemöller an Becker, 14.06.1946. Rott übernahm nach seiner Entlassung trotz anderer Angebote ein Gemeindepfarramt in Koblenz (ab 1959 Superintendent) und setzte sich für die internationale Versöhnungsarbeit, insbesondere mit Frankreich und Israel, ein.

145 Vgl. ZA.EKHN, Best. 193/65, Telegramm an Superintendent Becker vom 16.04.1946.

146 Nach dem Datum von Jannaschs Ankunft in Mainz finden sich im einschlägigen Bestand der Superintendentur Rheinhessen zur Fakultätsgründung noch zahlreiche Eingänge, aber nahezu keine Durchschläge mehr von Postausgängen. Offensichtlich hat Becker die betreffenden Unterlagen an Jannasch weitergeleitet. Vgl. ZA.EKHN, Best. 193/65.

147 Jannasch war schon am 12. April die Berufung auf die Mainzer Professur zugesichert worden: »Berufung nach Mainz perfekt, bitte sofort um Besuch. Französischer Verbindungsoffizier Wiesbaden, Landeshaus, leitet sie weiter«; UA.Mz, Best. NL 16–11, Telegramm von Superintendent Becker an Jannasch. Eine offizielle Bescheinigung General Jacobsens vom 07.05.1946 stellt fest, dass Jannasch soeben zum Dekan ernannt worden sei und bittet die französischen und alliierten Behörden um seine Unterstützung; vgl. ebd.

148 Freundlicher Hinweis von Dr. Stefan Flesch, Archiv der Evangelischen Kirche im Rheinland, Düsseldorf.

KG Ordinariat	Derselbe (Schweizer)	Walther Völker (1896–1988), Tübingen
KG Lehrauftrag	Reformierte Kirchengeschichte Wilhelm Boudriot (1892–1948) Gernsheim	Pfälzische Kirchengeschichte Georg Biundo (1892–1988) Roxheim
ST Ordinariat	Alfred de Quervain (1896–1968) Basel	Hermann Diem (1900–1975) Ebersbach/Fils
	Friedrich Delekat (1892–1970) Stuttgart (mit LA Religionspädagogik)	
ST Extraordinariat	Erwin Reisner (1890–1966) Wien	Wilhelm Boudriot (1892–1948) (reformierte Theologie)
PT Ordinariat	Wilhelm Jannasch (1888–1966) (s. auch Delekat)	
PT Extraordinariat	Wilhelm Rott (1908–1967) (Kirchlicher Gesamtunterricht, Gemeindegestaltung, Ökumene)	
PT Lehrauftrag	Imo Schäfer (1905–1972) Mecktersheim (Kirchenmusik)	
Missionswissenschaft		Walter Holsten (1908–1982)
Christliche Archäologie		s. Philos. Fakultät
Adjunkt der Fakultät und Studentenfarrer		Pers. extraord. Wilhelm Rott

Im Alten Testament wurde der unsichere Kandidat Hertzberg¹⁴⁹ durch *Wilhelm Vischer* ersetzt, der schon vor 1933 während seiner Professur an der Betheler Kirchlichen Hochschule mit Anhängern des Nationalsozialismus in Konflikt geraten war.¹⁵⁰ Der 1934 in seine Schweizer Heimat emigrierte Alttestamentler bildete ein deutliches Gegengewicht zum NS-Belasteten Kurt Galling. Bei den beiden Lehraufträgen wurde *Ernst Ludwig Dietrich* gestrichen, vermutlich wegen seiner noch laufenden Suspendierung aufgrund seiner anfänglichen Sympathie für die NS-Diktatur. Für den Bereich der altorientalischen Sprachen waren der sprachlich breit ausgebildete Pfälzer Pfarrer *Eugen Ludwig Rapp* und der Kreuznacher Pfarrer Lic. *Erich Groß*¹⁵¹ vorgesehen. Im Neuen Testament wurden

149 Hertzberg wurde am 29.07.1946 zum Prälaten der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck ernannt; 1947 übernahm er die Vertretung des alttestamentlichen Lehrstuhls an der Universität Kiel; im Oktober 1947 wurde er dort zum ordentlichen Professor berufen; vgl. Marburger Professorenkatalog, <https://professorenkatalog.online.uni-marburg.de/de/pkatng/gsrec/details?current=1&q=Hertzberg> (abgerufen am 07.07.2025).

150 Vgl. Stefan Felber: *Wilhelm Vischer als Ausleger der Heiligen Schrift. Eine Untersuchung zum Christuszeugnis des Alten Testaments*. Göttingen 1999; ders.: *Wilhelm Vischer*. In: *Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon* 17 (2000), Sp. 1493–1504.

151 Er vertrat häufig die Evangelische Kirche im Rheinland im Zwischenkirchlichen Ausschuss; vgl. ZA.EKHN, Best. 155/307, partim; zum Ausschuss s. u. Abschnitt II.7.

Lohmeyer und Michel ersetzt durch Ernst Käsemann und *Eduard Schweizer*. Mit Schweizer war ein ausgesprochen junger, pfarramtserfahrener Neutestamentler im Blick, der auch in der Patristik ausgewiesen war. Er wurde von Jannasch auch explizit für das Fach Kirchengeschichte benannt.¹⁵² Dass ihm mit *Walther Völker* ein weiterer Patristiker zur Seite gestellt wurde, weist auf die offensichtliche Personalnot in diesem Fach. Die regionalgeschichtlichen Lehraufträge blieben erhalten. In der Systematischen Theologie kam es zu einer Rückkehr zu den Vertretern der Bekennenden Kirche. Neben Hermann Diem, der seit der Pfälzer Berufsliste nicht mehr genannt worden war, sind mit Alfred de Quervain, Friedrich Delekat und Erwin Reisner drei sehr unterschiedliche Personen benannt, die sich allesamt gegen die nationalsozialistische Herrschaft gestellt hatten. *De Quervain* hatte lange in Elberfeld gewirkt und gemeinsam mit Peter Brunner, Paul Schempp und Hans Hellbardt die Kirchliche Hochschule gegründet.¹⁵³ Auch *Friedrich Delekat* hatte sich während der NS-Zeit deutlich auf Seiten der Bekennenden Kirche positioniert.¹⁵⁴ *Erwin Reisner* weist mit seinen Kompetenzen in Kultur, Theater und Philosophie ein für die Theologie der Bekennenden Kirche ungewöhnliches Profil auf; möglicherweise hat ihn sein Engagement für das Büro Grüber in Wien und Berlin den Kontakt zu Jannasch und die Berücksichtigung durch ihn eingebracht.¹⁵⁵ Praktische Theologie und Kir-

152 Dissertation: Ego Eimi. Die religionsgeschichtliche Herkunft und theologische Bedeutung der johanneischen Bildreden. Göttingen 1939 (= Forschungen zur Religion und Literatur des Alten und Neuen Testaments 56); Habilitationsschrift: Diodor von Tarsus als Exeget. In: Zeitschrift für die Neutestamentliche Wissenschaft 40 (1941), S. 33–75. Eine kirchengeschichtliche Lehraufgabe lehnte Schweizer aber ab; abgesehen von seiner Habilitationsschrift habe er »überhaupt noch nie im Gebiet der Kirchengeschichte gearbeitet [...] Ich wäre also nicht im Stande, mindestens nicht in den ersten Semestern, Kirchengeschichte fruchtbar zu lesen. Vermutlich könnte ich mich für spätere Jahre einarbeiten«, ZA.EKHN, Best. 193/65, Eduard Schweizer an Rektor Schmid, Colonel Sturm und Reinhard Becker, Nesslerau, 16.05.1946.

153 De Quervain sah es als seine Hauptleistung an, in »Predigten, Vorlesungen, Schriften und Gutachten zur Zeit des beginnenden Nationalsozialismus meine deutschen Mitchristen zum Widerstand gegen den totalen Staat und seinen Angriff auf den nächsten aufgerufen zu haben. Was ich seitdem geschrieben habe, ist eine Entfaltung dessen, was ich in dieser Zeit gelesen habe« (1955), zitiert nach Werner Göllner: Alfred de Quervain (1896–1968). In: Schweizer Ethiker im 20. Jahrhundert. Der Beitrag theologischer Denker. Hg. von Wolfgang Lienemann und Frank Mathwig. Zürich 2005, S. 105–131, hier S. 105. De Quervains kurze Mainzer Wirksamkeit findet bei Göllner keine Erwähnung.

154 Vgl. Breul: Systematische Theologie (Anm. 64), S. 41–43; Henrik Simojoki: Evangelische Erziehungsverantwortung. Eine religionspädagogische Untersuchung zum Werk Friedrich Delekats (1892–1970). Tübingen 2008 (= Praktische Theologie in Geschichte und Gegenwart 3), S. 204–277.

155 Von Erwin Reisner ist keine Korrespondenz in den Mainzer und Darmstädter Berufsakten überliefert; er trat 1947 eine Professur für Systematik und Philosophie an der Kirchlichen Hochschule in Berlin an. Eine Beschäftigung mit Reisner oder wenigstens eine Berücksichtigung in einschlägigen Lexika ist ein Desiderat der Forschung.

chenmusik blieben gegenüber der Liste vom 1. April unverändert. Neu hinzugekommen sind in der Jannasch-Liste das Fach Missionswissenschaft mit dem Vorschlag *Walter Holsten* und der vom Gründungsdekan schon zuvor erbetene *Wilhelm Rott*. *Walter Holsten* hatte in Göttingen mit einer Missionsarbeit aus der Lutherperspektive promoviert (1932) und sich mit einer Studie zu *Johannes Evangelista Goßner* in Göttingen habilitiert (1946).¹⁵⁶ *Wilhelm Rott* sollte den Status eines persönlichen Extraordinarius erhalten und einerseits als Adjunkt und Studentenpfarrer fungieren, andererseits in der Praktischen Theologie die Themenfelder Kirchlicher Gesamtunterricht, Gemeindegestaltung und Ökumene¹⁵⁷ anbieten.

Jannaschs Berufsliste lässt eine deutliche Verschiebung zugunsten von Vertretern der Bekennenden Kirche erkennen. Mit Ausnahme von *Galling* sowie den Lehrbeauftragten *Boudriot* und *Biundo* befanden sich keine politisch stärker belasteten Lehrkräfte mehr unter den zu berufenden Professoren und Dozenten. Nach der Absage von *Wilhelm Vischer* war die Berufung von *Kurt Galling* aber offensichtlich auch durch Jannasch nicht mehr aufzuhalten.¹⁵⁸ *Galling* hatte zwar

156 Der in Osnabrück geborene Holsten war nach Studium in Wien, Halle, Tübingen und Göttingen 1932 mit einer Arbeit über »Christentum und nichtchristliche Religion nach der Auffassung Luthers« (Göttingen 1932. Allgemeine Missionsstudien 13) promoviert worden. Holsten zählte zur Bekennenden Kirche und hatte vor seiner Berufung nach Mainz Pfarrstellen in Hildesheim (1932/33), Elvershausen (Northeim, 1933/34), Moringen (Solling, 1934–1938), Hasbergen (Osnabrück, 1938–1946, ab 1943 Vertretung in Papenburg), Papenburg (Ems, 1946/47) inne; vgl. UA.Mz, Best. 106-12, Daten für Lebenslauf. Unter seinen Publikationen sind neben der Promotion zu nennen *Johannes Evangelista Goßner*. Glaube und Gemeinde. Göttingen 1949; *Martin Luther: Schriften wider Juden und Türken*. Bearb. von *Walter Holsten*. München 1936; *Das Kerygma und der Mensch*. Einführung in die Religions- und Missionswissenschaft. München 1953 (= Theologische Bücherei 1). Holsten gehörte zum Kuratorium der Gossner Mission und war Mitherausgeber von »Verkündigung und Forschung«. Für sein jahrelanges Engagement in Gremien der Studierendenförderung der JGU wurde er 1975 mit dem Verdienstkreuz am Band ausgezeichnet. Mit der Studentenbewegung tat sich der konservative Holsten allerdings schwer; 1967 geriet er mit der Evangelischen Studierendengemeinde in Mainz in Konflikt; s.u. Anm. 331.

157 Da es nicht zur Berufung von *Rott* nach Mainz kam, ist unklar, was Jannasch mit diesen Stichworten genau meinte.

158 Schreiben von oder an *Vischer* sind in den Berufsakten der EKH und der Fakultät nicht überliefert. Im Nachlaß Jannasch gibt es aber ein offensichtlich an ihn gerichtetes frühes Schreiben des Gründungsdekans, in dem er bedauert, ihn bei einem Besuch in Basel nicht angetroffen zu haben. Mit Blick auf seine Absicht, »eine geschlossene und einheitliche Fakultät zusammenzustellen«, wirbt Jannasch darin für einen Wechsel *Vischers* nach Mainz: »Was das Aeussere betrifft, so wird als Minus lediglich die Tatsache zu buchen sein, dass wir Dozenten zunächst in Mainz selbst nicht wohnen können, weil es so stark zerstört ist und also von unseren Wohnorten aus in der Nachbarschaft durch Fahrten etwas von unserer Zeit opfern müssen. Die Besoldung ist ordentlich. Sie wird ja nach Familienstand usw. bei Ihnen 15.000 M. und mehr betragen. An Lebensmitteln bekommt man die Schwerarbeiterkarte, Zahlungen in Devisen sind nicht möglich«, UA.Mz, Best. NL 16-7, *Wilhelm Jannasch* an [*Wilhelm Vischer*], Basel, 28.04.1946. Jannaschs abschließende Bitte,

schon im März 1946 seine Unterlagen eingereicht, aber im darauffolgenden Mai noch keine verbindliche Nachricht erhalten.¹⁵⁹ Schon Anfang Juni hielt er sich in Mainz auf, seine Vorlesungen nahm er aber erst Anfang Juli auf.¹⁶⁰

Im Neuen Testament hatte Jannasch den als BK-Vertreter bekannten Ernst Käsemann wieder an die erste Stelle gerückt.¹⁶¹ Seine Berufung zog sich jedoch wegen dessen kurzzeitiger Mitgliedschaft bei den »Deutschen Christen« in die Länge. Nach Auskunft von Günther Bornkamm, der Käsemann nachdrücklich für Mainz empfahl, war schon seine Berufung nach Münster daran gescheitert, obwohl er »als einer der zuverlässigsten BK-Leute hier in Westfalen gearbeitet und außer einer mehrwöchentlichen Gefängnishaft auch sonst mancherlei Konflikte mit der Gestapo zu bestehen hatte«¹⁶². Käsemann nannte in einem Schreiben vom 18.04.1946 »unvorhergesehene und erhebliche Schwierigkeiten« und bat um ein persönliches Gespräch in Mainz.¹⁶³ In einem an Marcel Sturm¹⁶⁴ gerichteten Memorandum vom 26.06.1946 schildert Käsemann den Sachverhalt:

Vischer möge seine Entscheidung für Montpellier überdenken, blieb aber ohne Erfolg. Auf eine Absage Vischers bezog sich Emil Weber in einem Schreiben an Reinhard Becker, um für die vakante alttestamentliche Professur seinen Freund Friedrich Horst zu empfehlen, der 1935 wegen seines tapferen Einstehens für die BK seine Position als Stiftsinspektor (in Bonn) verloren habe und nun eine Pfarrstelle in Steeg bei Bacharach versehe; vgl. ZA.EKHN, Best. 193/65, Weber an Becker, 14.05.1946. Friedrich Horst erhielt im WS 1947/48 einen Lehrauftrag und ab SoSe 1948 das alttestamentliche Extraordinariat an der Mainzer Evangelisch-Theologischen Fakultät. Gallings Berufung nach Göttingen ließ Horst im Frühjahr 1955 auf das freigewordene Ordinariat im Alten Testament aufrücken; vgl. UA.Mz, Best. 106-13, Dekan Jannasch an Horst, 20.04.1955.

159 Vgl. die beiden Briefe Gallings vom 5. und 6. März 1946 an Reinhard Becker, die – vermutlich, weil sie aus der SBZ abgesandt waren – eine fast zweiwöchige Laufzeit hatten. Gallings erklärte in seinem zweiten Schreiben »zwangsweise seit 37/40 Parteimitglied« gewesen und »daher Kummer gewohnt« zu sein. Er stehe der BK nahe; ZA.EKHN, Best. 193/65. Am 10. Mai erbat er telegraphisch aus Göttingen »Bescheid« an seine neue Adresse. Eine Berufungsurkunde war nicht auffindbar.

160 S. u. S. 68–70. Für das Sommersemester 1946 kündigte Gallings eine Vorlesung über »Jeremia und seine Zeit« mit Beginn am 01.07. und eine Übung über »Das Amt des Wortes im AT« mit Beginn am 04.07. an; vgl. Vorlesungsverzeichnis der Johannes-Gutenberg-Universität, S.S. 1946, <http://doi.org/10.25358/openscience-319> (abgerufen am 07.07.2025), S. 6. In seinem Mitte August verfassten Bericht zum ersten Semester der Mainzer Ev.-Theol. Fakultät notiert Dekan Jannasch, dass Gallings ab Anfang Juli las; vgl. UA.Mz, Best. NL 16-11, »Die Ev. Theologische Fakultät Mainz« [August 1946], S. 1.

161 Käsemann war auf der Pfälzer Liste nicht mehr genannt und in der Kirchenliste vom 1. April nur als Ersatzkandidat aufgetaucht; s. o. S. 42, 50.

162 ZA.EKHN, Best. 193/65, Günther Bornkamm an Reinhard Becker, 06.03.1946. Eine Aufforderung an Käsemann zur Einsendung von Bewerbungsunterlagen ist offensichtlich noch in der ersten Märzhälfte erfolgt; Am 20.03. übersandte er den ausgefüllten Fragebogen der Militärregierung zum Verhalten in der NS-Zeit zusammen mit einer Anlage, welche über Repressionen gegen Käsemann ab 1937 Auskunft gibt; vgl. ebd.

163 ZA.EKHN, Best. 193/65, Käsemann an Reinhard Becker, 18.04.1946. Zu den »Schwierigkeiten« vgl. das nachfolgende Memorandum Käsemanns an Feldbischof Marcel Sturm vom 27.06.1946.

»Von der evangelischen Kirche Westfalens und der evang.-theol. Fakultät der Landes-Universität Münster zum Dozenten für Neues Testament vorgeschlagen, wurde ich lt. einer Mitteilung des Oberpräsidenten in Münster vom 1.2.46 durch die englische Militärregierung unter dem 7.1.46 als ihr nicht genehm bezeichnet. Als Grund dieser Ablehnung wurde meine Zugehörigkeit zur Bewegung »Deutsche Christen« vom 1.7.33 bis 15.1.34 angegeben. Unter dem 7.2.46 wurde daraufhin auf Grund einer Liste der Reichsbank Münster Nr. 113/40 die Sperrung meines Vermögens und die Anwendung des Gesetzes 52¹⁶⁵ gegen mich angeordnet. Alle Versuche der westfälischen Kirchenleitung, der Universität Münster und einzelner Dienststellen und Personen, die verfügte Maßregelung rückgängig zu machen, wurden ebenso wie ein von 3000 Gliedern meiner Gemeinde Gelsenkirchen-Rotthausen erhobener schriftlicher Einspruch seitens der englischen Militärregierung und des Oberpräsidiums in Münster damit beantwortet, das ich die Entscheidung eines Entnazifizierungs-Ausschusses abzuwarten hätte. Der kommunale Entnazifizierungs-Ausschuß Gelsenkirchen darf sich nach seinen Vorschriften mit mir als einem Geistlichen nicht befassen. Die entsprechenden Ausschüsse der westfälischen Kirche können es ebenso wenig, da ich nicht als Geistlicher, sondern als vorgesehener Dozent gemäßregelt wurde. Ein für mich zuständiger Ausschuß provinzieller Art besteht meines Wissens nicht. Soviel mir bekannt ist, bin ich wohl der einzige ehemalige »Deutsche Christ«, der rein als solcher bisher von einer Militärregierung belangt worden ist.«¹⁶⁶

Das bald zustande gekommene Gespräch mit Rektor Josef Schmid verlief aus Käsemanns Sicht allerdings »ziemlich negativ«¹⁶⁷. Hilfe versprach er sich nur von einer Intervention Martin Niemöllers und der »Bischöfe« (Kirchenleitungen). Um »die Engländer nicht unnötig durch eine Ernennung zu reizen«, ¹⁶⁸ schlug er vor, ihm für das Sommersemester einen Lehrauftrag zu erteilen und kündigte seine Ankunft für den 21. Mai an. Die Angelegenheit zog sich in die Länge, obwohl sich Wilhelm Jannasch bei der französischen Militärregierung in Baden-Baden und Martin Niemöller über seine englischen Kontakte und Vertreter der Westfälischen Kirche für Käsemann einsetzten.¹⁶⁹ Käsemann hat seine Lehrver-

164 Zu Sturm s. o. S. 24f.

165 Gesetz der Militärregierung in der Amerikanischen Zone zur Sperre und Kontrolle von Vermögen vom 14.07.1945.

166 ZA.EKHN, Best. 193/65.

167 ZA. EKHN 193/65, Ernst Käsemann an Reinhard Becker, 30.04.1946 (Eingang).

168 Ebd.

169 Vgl. ZA.EKHN, Best. 193/65, die Nachricht Martin Niemöllers an Reinhard Becker über ein verstümmelt übermitteltes Telegramm Jannaschs aus Baden-Baden, 14.06.1946; ZA.EKHN, Best. 193/65, die Zeugnisse des Gelsenkirchener Superintendenten Ernst Kluge (1905–1994) und von Präses Heinrich Held (1897–1957) für Käsemann vom 27.06.1946. Jannasch schrieb am 05.06.1946 an den Rektor, dass im »Fall Käsemann« in Baden-Baden, dem Sitz der französischen Militärregierung, »noch nichts besonderes unternommen worden« sei. Käsemann erwarte sich mehr vom »Eingreifen einer englischen Kirchenstelle. Dafür ist ja bereits Martin Niemöller mobil gemacht«, den er kürzlich noch einmal telegraphisch an diese Sache erinnert habe, UA.Mz, Best. 45-150.

anstaltungen pünktlich zum Beginn des Sommersemesters 1946 aufgenommen,¹⁷⁰ sein Status war aber nach Ende des Vorlesungsbetriebs offensichtlich noch immer nicht geklärt, eine Verlängerung seines Lehrauftrags war nicht möglich.¹⁷¹ Vor Beginn des Wintersemesters konnten die Hindernisse aber offensichtlich aus dem Weg geräumt werden.¹⁷² Eduard Schweizer war noch am Tag der Erstellung der Berufsungsliste (30.04.1946) vom angehenden Gründungsdekan brieflich angefragt worden und sagte in einem bemerkenswert höflichen und ehrlichen Brief vom 16.05.1946 sein Kommen nach Mainz zunächst für ein Semester zu, »damit wir in diesem Semester gegenseitig uns klar werden darüber, ob meine Arbeit in Mainz fruchtbar wäre, ohne dass ich mich schon zum voraus unbedingt binden müsste«. Schweizer ergänzte seine Zusage um den Hinweis, dass sein Lehrer Gottlob Schrenk (1879–1965) in Zürich voraussichtlich mit dem WS 1948/49 in den Ruhestand gehen und er als Züricher Bürger und Privatdozent seit 1941 dann vielleicht einen Ruf erhalten werde. »Sie müssten also damit rechnen, dass ich dann unter Umständen Sie schon wieder verlassen müsste.«¹⁷³ Schweizer kam wie angekündigt im Winter 1946/47 für ein Probese semester und wurde zum 01.05.1947 zum Ordinarius ernannt.¹⁷⁴ Nach zwei Jahren verließ er wie angedeutet Mainz, um über Bonn nach Zürich zu wechseln.¹⁷⁵

-
- 170 Käsemann hat im SoSe 1946 vierstündig den 2. Korintherbrief ausgelegt und ein Seminar (ohne nähere Themenangabe) angeboten; vgl. Vorlesungsverzeichnis S.S. 1946 (Anm. 160), S. 7. Jannasch schreibt in seinem Bericht zum ersten Semester der Fakultät (Anm. 160, S. 2), dass Käsemann trotz seiner »infolge eines Konflikts mit der britischen Besatzungsbehörde ungeklärten Stellung voll tätig« gewesen sein soll.
- 171 Eine Übersicht über die Professuren der Evangelisch-Theologischen Fakultät, die für eine Besprechung des Rektors mit General Jacobsen am 29.08.1946 erstellt wurde, vermerkt für Käsemann: »Lehrauftrag für Sommersemester abgelaufen; unbestimmt, ob Verlängerung des Lehrauftrags mögl.«, UA.Mz, Best. 45-150. Käsemann hatte in seinem Memorandum an Marcel Sturm (s.o. S. 32 mit Anm. 166) vom 26.06. darauf hingewiesen, dass seine Beurlaubung durch die Westfälische Kirche auslaufe und er ohne die Aufhebung der Sperrung seines Vermögens durch die britische Militärregierung nicht umziehen könne.
- 172 Weitere diesbezügliche Aktenstücke waren in den Mainzer und Darmstädter Archivbeständen nicht aufzufinden. Dekan Jannasch begrüßte in der ersten Fakultätssitzung des Wintersemesters neben Friedrich Delekat Eduard Schweizer und Ernst Käsemann als »nun in die Fakultät eingetretene Professoren«; UA.Mz, Best. 106-162, S. 1 (20.11.1946).
- 173 ZA.EKHN, Best. 193/65, Eduard Schweizer an Rektor Schmid(t), Colonel (Marcel) Sturm und Superintendent Becker, Nesslau/St. Gallen, 16.05.1946. Schweizer schrieb einleitend: »Es ist mir klar, dass die Aufgabe keine leichte sein wird. Ich weiss um die Schwierigkeiten eines Lebens in Deutschland. Es erscheint mir aber als Dankesschuld, dass wir, die wir in den Jahren des Krieges verschont geblieben sind, uns, soweit dies möglich ist, zur Verfügung stellen, wenn wir gerufen werden von den Brüdern in Deutschland«. Schweizer verband seine Zusage für ein Probese semester im Winter 1946/47 mit Lehrangebotsvorschlägen und einigen technischen Fragen. Nach einer Wohnung oder Unterkunft fragte er bemerkenswerterweise nicht. Einen handschriftlichen Lebenslauf und eine knappe Liste der Veröffentlichungen sandte Schweizer am 25.07. an Becker; vgl. ZA.EKHN, Best. 193/65.
- 174 Schweizers Ernennungsurkunde wurde am 17.02.1947 ausgestellt; vgl. UA.Mz, Best. NL 16-2. Er hielt nach dem Bericht von Jannasch zum ersten Semester der Fakultät (Anm. 160, S. 1)

Im Fach Kirchengeschichte hatten sich die hessen-darmstädtische und die pfälzische Landeskirche für einen Lehrauftrag zur reformierten und einen zur pfälzischen Kirchengeschichte ausgesprochen; an ihrer Besetzung durch Wilhelm Boudriot und Georg Biundo rührte auch Jannasch nicht mehr. Im ersten Semester hielt Boudriot eine Vorlesung zur reformierten Kirchengeschichte (vierstündig), Georg Biundo die pfälzische Kirchengeschichte (zweistündig) und bot eine Übung zur »heimatl. Kirchengeschichtsforschung« an.¹⁷⁶ Das kirchengeschichtliche Ordinariat blieb jedoch im ersten Semester der Fakultät unbesetzt obwohl mit *Gerhard Ebeling* (1912–2001), *Ernst Bizer* (1904–1975) und *Heinrich Bornkamm* (1901–1977) kompetente Namen im Spiel waren.¹⁷⁷ Von den auf der Pfälzischen Berufsliste genannten Kirchengeschichtlern¹⁷⁸ hatte *Walther von Loewenich* noch im Februar abgesagt; von Kurt Dietrich Schmidt ist in Mainz keine Korrespondenz überliefert; *Hans Leube* (1896–1947) hatte sich trotz anfänglichen Interesses für Rostock entschieden.¹⁷⁹ Daher sprang für das Lehran-

während einer Woche im Juli neutestamentliche Vorlesungen; am 25.07. verfasste er handschriftlich einen Lebenslauf und eine knappe Veröffentlichungsliste. Er nahm zusammen mit Ernst Käsemann an der ersten protokollierten Sitzung der Fakultät am 20. 11. 1946 teil. Eine von Schweizer gesammelte »und aus der Schweiz mitgebrachte Liebesgabe« ermöglichte im Dezember 1946 eine Freizeit von Studenten und Studierenden; vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, S. 1, 4f.; zur Freizeit s. u. S. 68 mit Anm. 388.

175 S. u. S. 137.

176 Vgl. Vorlesungsverzeichnis S.S. 1946 (Anm. 170), S. 5, 7.

177 Die Namen finden sich auf einer vor dem 25.05. 1946 erstellten Liste in den Rektoratsakten zum Stand der Berufungen in der Evangelischen Theologie; ein handschriftlicher Ablehnungsvermerk trägt das Datum 25.05. (s. u. Anm. 186); vgl. UA.Mz, Best. 106-150. Der Name Ebeling ist darauf gestrichen und mit dem handschriftlichen Vermerk der Ablehnung versehen. Ebeling hatte sich tatsächlich Anfang Mai 1946 in Mainz aufgehalten, wie aus einem Telegramm Reinhard Beckers an Jannasch hervorgeht: »Ebeling war hier[,] will wegen Habilitation erst Wintersemester anfangen[,] wenn unerwünscht[,] Drahtantwort nach Tübingen[,] Rektor hält seine Berufung noch zurück«, 11.05. 1946, ZA.EKHN, Best. 193/65. Ebeling begründet in einem ebenso späten wie ausführlichen Schreiben seine Absage mit den »im Verhältnis mit Tübingen katastrophalen Bibliotheksverhältnisse[n]« und der Zeit fordernden Aufbausituation in Mainz, UA.Mz, Best. NL 16-3, Ebeling an Jannasch, 22.09. 1946. Aus ähnlichen Gründen habe er auch den Ruf an die Kirchliche Hochschule Berlin abgelehnt. Darüber hinaus sei ein Ruf auf ein Ordinariat nach Bonn unterwegs; vgl. ebd. Als Ersatz werden auf der Rektoratsliste – neben dem schon von der Pfälzischen Kirche nominierten Kurt Dietrich Schmidt – Ernst Bizer und Heinrich Bornkamm benannt. In den Mainzer und Darmstädter Berufsakten ist keine Korrespondenz mit einem dieser später renommierten Kirchengeschichtler überliefert.

178 S. o. S. 43.

179 Am 25.02. schrieb Loewenich an Reinhard Becker, er sei »soeben erst in Erlangen zum Ordinarius ernannt worden [...] und habe einen ehrenvollen Ruf nach Bonn sowie ein Angebot von Kiel ausgeschlagen«, ZA.EKHN, Best. 193/65. – Hans Leube wird in einer Aufstellung Reinhard Beckers über den Stand der Berufungen für die pfälzische Kirchenleitung vom 15.03. 1946 unter der Rubrik »bis jetzt noch keine Antwort« geführt. Leubes Antwort auf ein Schreiben vom 13.03. ging erst zwei Wochen nach ihrer Abfassung (27.03.) ein. Zwar gab er darin sein Einverständnis zur Aufnahme in die Berufsliste, seine Be-

gebot in der Kirchengeschichte im ersten Semester Jannasch selbst ein, der Kirchengeschichte I und ein Fachseminar anbot.¹⁸⁰



Abb. 4: Paul Schempp (1900–1959), 1956. © Dieter Ehlermann, Wikipedia: Copyrighted free use.

Besonders schwierig gestalteten sich die Berufungen im Fach Systematische Theologie, weil hier die theologischen Positionen besonders hart aufeinandertrafen. Der von Martin Niemöller und Wilhelm Jannasch favorisierte Paul Schempp wurde von den beiden Kirchenleitungen in Darmstadt und Speyer abgelehnt, vermutlich wegen seiner kompromisslosen Kritik an der Haltung seines Landesbischofs Theophil Wurm unter der NS-Herrschaft.¹⁸¹ Auch der Mainzer Rektor Josef Schmid zeigte sein Desinteresse Schempp gegenüber recht deutlich;¹⁸² doch spielte für die französische Besatzungsregierung überraschen-

rufung nach Mainz kam jedoch nicht zustande, möglicherweise wegen seiner Annahme des Rufs nach Rostock; vgl. ZA.EKHN, Best. 193/65. Möglicherweise hat Leube am 30. April noch einmal telegraphisch zu seinen Aussichten auf die »kirchengeschichtliche Professur [!] in Mainz« nachgefragt, wenn es sich bei der Namensangabe Hans Leutz, Leipzig, um einen Übermittlungsfehler handelt; vgl. ebd. Weitere Korrespondenz mit Leube ist in Mainz nicht überliefert.

- 180 Wilhelm Jannaschs monographische Publikationen lassen sowohl in seinem Werdegang bis zur Mainzer Berufung ebenso wie in der Zeit danach einen kirchengeschichtlichen Schwerpunkt erkennen; vgl. Wilhelm Jannasch: Erdmuth Dorothea Gräfin von Zinzendorf, geb. Gräfin Reuss zu Plauen. Ihr Leben als Beitrag zur Geschichte des Pietismus und der Brüdergemeine dargestellt. Heidelberg 1914, Gnadau 1915 (= Zeitschrift für Brüdergeschichte 8, 1914); ders.: Geschichte des Lutherischen Gottesdienstes in Lübeck. Von den Anfängen der Reformation bis zum Ende des Niedersächsischen als gottesdienstlicher Sprache (1522–1613). Gotha 1928.

- 181 S. o. S. 33.

- 182 Nach Schempps Schilderung war er am 08.05.1946 von Rektor Schmid per Telegramm aufgefordert worden, unverzüglich nach Mainz zu kommen. Schempp gelang es, zügig einen

derweise offensichtlich auch eine Rolle, dass Schempp keinen akademischen Grad erworben hatte.¹⁸³ Der von den Kirchenleitungen ins Spiel gebrachte Friedrich Karl Schumann wurde von Jannasch wegen seiner Mitgliedschaft in der NSDAP zurückgewiesen.¹⁸⁴ Die Bemühungen um die übrigen von Martin Niemöller und den beiden Landeskirchen genannten Namen hatten sich allesamt zerschlagen oder waren nicht verfolgt worden¹⁸⁵. Nachdem auch Otto Bauernfeind (1889–1972) abgesagt hatte,¹⁸⁶ bestand für das Sommersemester 1946 dringender Handlungsbedarf. So gelang es Wilhelm Jannasch schließlich *Alfred de Quervain* gegen die Vorstellungen des Darmstädter Kirchenpräsidenten Friedrich Müller durchzusetzen und damit einen Vertreter aus der Schweiz zu gewinnen, der seit 1931 als Pfarrer in der niederländisch-reformierten Gemeinde in Elberfeld und seit 1935 an der dortigen Hochschule der Bekennenden Kirche

Passierschein für die Reise zu erhalten und am 13.05. im Rektorat vorzusprechen. Dort erklärte ihm Schmid, dass er leider abreisen müsse. Später am Tag habe er den Rektor aber wiederholt angetroffen; vgl. UA.Mz, Best. NL 16-7, Paul Schempp an Wilhelm Jannasch, 16.05.1946. Schempps ungehaltene Reaktion auf diese Behandlung weckte aber auch bei Jannasch Zweifel an dessen Eignung für die Professur; vgl. UA.Mz, Best. NL 16-7, Jannasch an Karl Barth, 01.06.1946. Gleichwohl erklärte er gegenüber Karl Barth, er wolle sich um seine Berufung bemühen, um sich nicht auf (Friedrich Karl) Schumann einlassen zu müssen; vgl. ebd.

183 »Zu meiner Überraschung erfuhr ich gelegentlich der Universitätseinweihung [...], daß die Franz. Unterrichtsstelle in Baden-Baden ihn wegen mangels eines theologischen Grades abgelehnt habe. Der hiesige Franz. General [Pierre Jacobsen; Anm. W.B.] missbilligt dies (falls es wahr ist) und er wollte zu Gunsten von Schempp vorstellig werden. Auch von Colonel [Marcel] Sturm scheint man dies erwarten zu dürfen«, UA.Mz, Best. NL 16-7, Jannasch an Karl Barth, 01.06.1946. Jannasch fragte Barth im gleichen Brief, ob es möglich sei, »Schempp den Doktor zuzuschreiben. Es ist schon recht dumm, dass alle Sozietätler samt und sonders diese Äusserlichkeit verschmählt haben«, ebd. Zur Kirchlich-Theologischen Sozietät der Württembergischen Kirche s. o. S. 33f.

184 Eine Gesprächsnotiz des Prorektors Adalbert Erler (1904–1992) über einen Besuch beim hessisch-darmstädtischen Kirchenpräsidenten Friedrich Müller (1879–1947) in Darmstadt am 31.07.1946 unter zeitweiser Teilnahme Reinhard Beckers hält fest, dass nach Aussage Beckers »Jannasch Herrn Schumann wegen Zugehörigkeit zur Partei ablehne«, UA.Mz, Best. 45-150, Gesprächsnotiz vom 01.08.1946, S. 1. Müller votierte entschieden für Schumann und erwiderte gegen Jannaschs Bedenken, »dass man den politischen Gesichtspunkt wohl nicht überspannen dürfe«, ebd. Gegen de Quervain ließ Müller deutliche Bedenken erkennen.

185 S. o. S. 40f.

186 Eine vor dem 25.05.1946 entstandene Liste in den Rektoratsakten nennt drei Namen für die Systematische Theologie als »noch nicht berufen«: Paul Schempp, Otto Bauernfeind und Alfred de Quervain. Schempps Name ist darin gestrichen und durch die Namen Schumann (Halle) und Friedrich Delekat ersetzt. Bei Bauernfeind ist notiert, dass er am 25.05. die Anfrage abgelehnt habe. De Quervain trägt den Vermerk »d.[urch] Prof. Jannasch«; vgl. UA.Mz, Best. 106-150.

gewirkt hatte.¹⁸⁷ De Quervain hat wie Kurt Galling seine Vorlesungen in Mainz erst zum Ende des Sommersemesters 1946 gehalten.¹⁸⁸ Er hielt sich die Entscheidung über den Antritt einer Professur in Mainz gleichwohl offen.¹⁸⁹ Anfang August 1946 legte Jannasch bei der ersten Sitzung des Universitätsausschusses der drei Landeskirchen Hessen-Nassau, Pfalz und Rheinland für die beiden Systematikprofessuren den Plan vor, das erste Ordinariat mit 1. Friedrich Delekat oder 2. Ernst Bizer und das zweite Ordinariat mit 1. Alfred de Quervain oder 2. Paul Schempp zu besetzen.¹⁹⁰ Jannasch unternahm unter den schwierigen Bedingungen der Nachkriegszeit eine Reise in die Schweiz, um de Quervain zu gewinnen, doch bat er Mitte Oktober darum, an dessen Stelle Paul Schempp in den Blick zu nehmen.¹⁹¹ Die Berufung Schempps kam jedoch trotz Bemühungen

187 Erst Ende 1938 hatte de Quervain eine Pfarrstelle in Laufen (Kanton Basel-Land) übernommen und 1944 eine außerordentliche Professur für Ethik in Bern erhalten; vgl. Göllner: Quervain (Anm. 153), S. 126f.

188 Korrespondenz im Vorfeld ist nicht überliefert. Das Vorlesungsverzeichnis kündigt eine vierstündige Vorlesung für vier Tagen je Woche und ein zweistündiges Seminar an; vgl. Vorlesungsverzeichnis S.S. 1946 (s.o. Anm. 160), S. 4. Die für ein Treffen am 29.08.1946 erstellte Liste der Professuren der Evangelisch-Theologischen Fakultät (s.o. Anm. 171) notiert, dass die Berufung de Quervains von der Militärregierung genehmigt, er aber noch nicht ernannt sei und hält fest: »hat im SS einige Wochen gelesen«, ebd. Dem entspricht der Bericht von Jannasch zum Ende des ersten Fakultätssemesters, der festhält, dass »während der letzten vier Wochen Professor de Quervain (Dogmatik)« (Anm. 160, S. 1f.) gelesen habe.

189 »Prof. de Quervain wird sich erst nach Semesterschluß darüber schlüssig werden, ob er im Winter endgültig wiederkommen wird«, UA.Mz, Best. 45-150, Jannasch an Rektor Schmid, 19.07.1946. Auf einer Postkarte, die er vor seiner Schweizreise an Schempp richtete, spricht Jannasch davon, dass er hoffe, dort »bald unseren Zauderer« zu treffen und beklagt sich über das zähe Vorankommen des Verfahrens; UA.Mz, Best. NL 16-3.

190 Vgl. ZA.EKHN, Best. 193/64, Protokoll des Universitätsausschusses vom 21.08.1946; UA.Mz, Best. NL 16-3, Jannasch an Superintendent Becker, undatierte Durchschrift [06.10.1946].

191 Vor seiner Abreise in die Schweiz schrieb Jannasch an Superintendent Becker: »Gleich nach meiner Ankunft in der Schweiz werde ich mich mit Bruder de Quervain in Verbindung setzen und Ihnen eine Nachricht über seinen Entscheid zukommen lassen.« Sollte de Quervain absagen, dann käme nach dem Beschluss des Zwischenkirchlichen Ausschusses Schempp zum Zuge. Der sei darüber informiert. Für diesen Fall »möchte ich Sie, lieber Bruder Becker, sehr herzlich bitten, doch die Berufung von Schempp sofort in die Hand zu nehmen. [...] Hinderungen von seiten der Franzosen werden also kaum kommen, dagegen sicher von seiten des Rektors, der sicher noch einmal versuchen wird, Schumann aufs Tapet zu bringen. Da nun Galling die Fakultätssachen in Händen hat, weiß man nicht, was geschieht, und ich bitte Sie daher sehr inständig, wohl auf der Hut zu sein«, offensichtlich falsch datiert, 06.08.1946 statt richtig 06.10.1946, UA.Mz, Best. 11-3. Zehn Tage später schrieb de Quervain aus der Schweiz an Becker: »Lieber Bruder Becker! Ich habe nicht leichten Herzens, aber im Blick auf die Verantwortung in meiner Heimatkirche mich bereit erklärt, noch 14 Tage für einen Dienst hier mich bereit zu halten. Die Entscheidung kann nicht vordem fallen. Noch einmal: Ich habe es schweren Herzens getan im Blick auf die Arbeit in Mainz. Darum bitte ich Sie auf eine Depesche, Br. Schempp zu berufen, denn man darf [im Blick auf die Entscheidungen, vor denen er steht] ihn nicht länger warten lassen. Es tut mir sehr leid, dass meinetwegen die Entscheidung hinausgeschoben wurde. Da es un-

Reinhard Beckers und Wilhelm Jannaschs¹⁹² auch zum Wintersemester nicht zustande; sie scheiterte am Widerstand der Kirchenleitungen¹⁹³ und des Mainzer Rektors¹⁹⁴. Immerhin gelang es, mit Friedrich Delekat einen Fachvertreter für das Wintersemester 1946/47 zu gewinnen.¹⁹⁵ Die Bemühungen um ihn wurden ab Mitte September forciert, als sich abzuzeichnen begann, dass de Quervain in der Schweiz bleiben würde.¹⁹⁶

sicher ist, ob ich für Mainz frei werde – die Sache entscheidet sich in 14 Tagen – sollte er möglichst schnell berufen werden. Ich setze ihn von meinem Zurücktreten zu seinen Gunsten ebenfalls telegraphisch in Kenntnis. In herzlichem Gedenken Ihr Alfred de Quervain«, ZA.EKHN, Best. 193/65, Handschriftliche Postkarte de Quervains an Reinhard Becker, 16. 10. 1946.

- 192 Eine undatierte Telegrammabschrift an Schempp durch Reinhard Becker informierte ihn über den Rückzug de Quervains zu seinen Gunsten und die Einleitung von Berufungsverhandlungen mit dem Rektor. Am 22.10. bat Becker Kurt Galling als stellvertretenden Dekan für den abwesenden Jannasch, beim Rektor die Berufung von Schempp einzuleiten. Schempp hatte sich am 25.09.1946 noch offen für die Mainzer Professur gezeigt, bat aber wegen des Angebots einer Redakteursstelle um eine zügige Entscheidung; vgl. UA.Mz, Best. NL 16-3, Postkarte an Jannasch.
- 193 An der Sitzung des Universitätsausschusses vom 21.08.1946 hatte ein Vertreter der Pfälzischen Kirchenleitung nicht teilnehmen können. Das im Pfälzischen Archiv überlieferte Protokoll exemplar trägt markante handschriftliche Anmerkungen. Zu Eduard Schweizer: »NT: Warum nicht Otto Michel?« Besonders deutlich sind die Bemerkungen zu Schempp: »Schempp Pfalz nein [...] | kein Mann der Kirche | ausgetreten«, ZA.EKPF, Best. Altregistratur 202/04-02, Protokoll der Sitzung des Universitätsausschusses vom 21.08.1946, S. 2. Zum Hintergrund dieser Bemerkung s. o. S. 33 mit Anm. 66.
- 194 In seinem Bericht nach Ende des ersten Semesters schreibt Jannasch: »Längst berufen sein könnte Pfarrer Paul Schempp-Kirchenheim (Teck, Württemberg) als Ordinarius für Systematische Theologie. Bei der Einweihung der Universität erklärte der Rektor dem Unterzeichneten [Jannasch], die französische Militärregierung habe Sch. nicht bestätigt, da er keinen (!) akademischen Grad besitze. Nach neuester Mitteilung von General Jacobsen an den Unterzeichneten hat sie sich aber gar nicht äussern können, weil der Rektor ihr die Kandidatur Sch. überhaupt nicht genannt hat. Nachdem nun eine sehr günstige Beurteilung der Persönlichkeit Schempps seitens von Professor Karl Barth vorliegt, läge aller Anlass vor die Berufung von Sch. beschleunigt zu vollziehen«, UA.Mz, Best. NL 16-11 (Anm. 160), S. 2. Anderenfalls bestehe die Gefahr, dass er anderweitig berufen werde. Die Fakultät benötige für das Wintersemester einen Systematiker, zumal noch ungewiss sei, ob sich de Quervain zum Kommen entschlüsse. Auch zu Beginn des Wintersemesters 1946/47 wurde die Berufung Schempps noch verfolgt; vgl. UA.Mz, Best. 106-162, das Protokollbuch der Fakultät, Eintrag vom 20. 11. 1946, S. 3f.
- 195 Vgl. UA.Mz, Best. NL 16-3, das Schreiben Wilhelm Jannaschs an Kurt Galling, der ihn im bevorstehenden Urlaub vertreten sollte, 06. 10. 1946.
- 196 Auf ein längeres Telegramm Jannaschs vom 16.09. hin sagte Delekat in einem Brief an Reinhard Becker vom 17.09. – vorbehaltlich der Klärung seines Abschieds aus dem Stuttgarter Kultusministerium – zu und benannte bereits Lehrveranstaltungen für das Wintersemester; vgl. ZA.EKHN, Best. 193/65; vgl. dort auch die weiteren Schreiben Delekats vom 19. und 30.10. Delekat war erstmals in Jannaschs Berufsliste vom 30.04.1946 genannt worden; s. o. S. 54f. Am 21.08.1946 wurde bei der Sitzung des Universitätsausschusses der Landeskirchen sein Name für die noch zu besetzenden Lehrstühle genannt; s. o. S. 64 mit Anm. 190.

Für die Praktische Theologie war die Situation vergleichsweise unkompliziert. Die Professur war mit Jannasch fest besetzt, für die Kirchenmusik war Pfarrer Imo Schäfer gewonnen worden, das geplante Extraordinariat für Religionspädagogik wurde – auch mit Rücksicht auf die mögliche Gründung eines Pädagogischen Instituts an der Universität – noch nicht besetzt.¹⁹⁷ Die Einrichtung einer in der Jannasch-Liste vom 30.04.1946 erstmals genannten missionswissenschaftlichen Professur wurde erst zum Ende des Wintersemesters 1946/47¹⁹⁸ angegangen. Die von der hessen-darmstädtischen und der pfälzischen Kirche gewünschte Einrichtung einer Professur für Christliche Archäologie wurde vorerst nicht vorangetrieben.

Bei der Eröffnung der Universität am 22. Mai 1946 war das Ergebnis der dreimonatigen Bemühungen von Becker und Jannasch in Abstimmung mit den Kirchenleitungen in Darmstadt und Speyer sowie dem Rektorat ebenso überschaubar wie die Zahl der Studierenden. Für 26 Pfarramtsstudierende und wenige Lehramtsstudierende wurden ab Ende Mai angeboten:

- Einführung in das theologische Studium (2 h), Jannasch.
- AT: Einführung (2 h), Sprachkurse Hebräisch (2 h), Arabisch (1 h), Syrisch (1 h), Assyrisch (1 h), allesamt durch den Lehrbeauftragten Rapp.
- NT: 2. Korintherbrief (4 h), neutestamentliches Seminar (2 h), beide durch Käsemann.
- KG: Kirchengeschichte I (4 h), kirchengeschichtliches Seminar (2 h), beide durch Jannasch; Reformierte Kirchengeschichte (4 h), Boudriot; Pfälzische Kirchengeschichte I (2 h), Technik heimatgeschichtlicher Kirchengeschichtsforschung (2 h), beide Biundo.
- ST: –
- PT: Praktisch-Theologisches Kolloquium (2 h), Jannasch; Vorgeschichte der evang. Kirchenmusik (1 h), Hauptprobleme des Gemeindegesangs (2 h), beide Schäfer.

Gegen Ende des Semesters erweiterten Kurt Galling mit einer Vorlesung über Jeremia (4 h) und einer Übung (2 h) sowie Alfred de Quervain mit einer Vorlesung zum Gebet (4 h) und einem systematisch-theologischen Seminar (2 h) für jeweils vier Wochen und Eduard Schweizer für eine Woche das Lehrangebot. Mit Ausnahme Jannaschs wurde das Programm in den ersten Semesterwochen nur von Lehrbeauftragten mit unterschiedlicher Qualität¹⁹⁹ bestritten. Hauptdiszi-

197 Vgl. ZA.EKHN, Best. 193/64, das Protokoll des Universitätsausschusses vom 21.08.1946. S. u. S. 88f.

198 S. u. S. 89–95.

199 Jannasch spricht in seinem Semesterrückblick (s.o. Anm. 160) von den »sehr speziellen« Vorlesungen Boudriots, UA.Mz, Best. NL 16-11 (Anm. 160), S. 1.

plinen wie die Kirchengeschichte und die Systematische Theologie waren gar nicht oder nur vertretungsweise im Angebot.

Aufs Ganze gesehen hatten sich weder die Tendenzen der Kirchenleitungen zu einer klassisch-konservativen evangelisch-theologischen Fakultät noch das Programm von Jacobsen und Niemöller zu einer auf Völkerverständigung ausgerichteten jungen Fakultät durchsetzen können. Angesichts der prekären äußeren Bedingungen und einer schwierigen Nachwuchssituation fehlten für ihre schnelle Realisierung auf beiden Seiten die Voraussetzungen. Die Gründe dafür sind vielfältig. Kriegsbedingt mangelte es wie an vielen Stellen auch in der akademischen Theologie an (männlichem) Nachwuchs, insbesondere unter den Theologen der Bekennenden Kirche, die vom Kriegsdienst nicht freigestellt worden waren. Diejenigen unter ihnen, die nicht verstorben waren oder sich in Gefangenschaft befanden, blieben in den ersten Jahren nach Kriegsende häufig in ihren kirchlichen Positionen, die ihnen nach den Erfahrungen der NS-Zeit und angesichts der vielfältigen Unsicherheiten staatlicher Institutionen unter dem Besatzungsregiment offensichtlich in ihrer theologischen Ausrichtung ebenso wie in ihrer pekuniären Ausstattung eine verlässlichere Größe zu sein schienen. Theologen, die nicht zur Bekennenden Kirche gehörten, bevorzugten häufig Angebote der traditionellen Universitäten oder waren über das ungewöhnliche Mainzer Berufungsverfahren irritiert. Hinzu kamen politische Unsicherheiten. So war der Kreis der Kandidaten²⁰⁰ nicht allzu groß, die sich für eine Professur oder einen Lehrauftrag an der Mainzer Fakultät gewinnen ließen. Der Aufbau der Fakultät sollte nicht wenige Monate dauern, sondern sich über mehrere Jahre hinziehen.²⁰¹

200 Kandidatinnen kamen in der Mainzer Evangelisch-Theologischen Fakultät erst eine Generation später in den Blick. Obwohl sich das evangelische Milieu in den Nachkriegsjahrzehnten offener für die Bildungskarriere von Frauen zeigte und von den bis 1973 in Mainz berufenen 13 Professorinnen die große Mehrzahl evangelisch war, wurde im gleichen Zeitraum keine einzige Frau an die Evangelisch-Theologische Fakultät Mainz berufen; vgl. Frank Hühner: *Die Alma Mater ruft – aber wen? Die Berufungspraxis der JGU 1946–1973 in gender-historischer Perspektive*. In: *Frauen an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz (1946–2022). Historische, biographische und hochschulpolitische Perspektiven*. Hg. von Christian George, Sabine Lauderbach und Livia Prüll. Göttingen 2023 (= Beiträge zur Geschichte der Universität Mainz, NF 19), S. 45–63, hier S. 46–48, 54. Diese reservierte bis ablehnende Haltung bekam noch in den frühen 1970er Jahren Luise Schottroff zu spüren, obwohl sie seit 1961 in Mainz lehrte; vgl. Esther Kobel: *Seminarpapieraffäre, Solidaritätsaktionen und Sozialgeschichte. Ein Portrait der Neutestamentlerin Luise Schottroff in Mainz*. In: George, Lauderbach und Prüll (Hg.): *Frauen an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz*, S. 129–163.

201 S. o. S. 49f.

2.7. Abkommen zur Mitwirkung der Kirchen bei den Berufungsverfahren

In den ersten Wochen nach seiner Berufung konnte Jannasch als Gründungsdekan relativ unbeeinträchtigt wirken, die Zusammenarbeit mit den Kirchenleitungen gestaltete sich recht unkompliziert, vor allem durch die gute Kooperation mit Superintendent Becker. Das änderte sich mit der Ernennung von Kurt Galling zum zweiten Ordinarius der Fakultät. Galling beanspruchte Mitsprache bei den Berufungen der Fakultät und suchte Unterstützung bei der Universitätsleitung, während Jannasch sich als Gründungsdekan bemühte, ohne Galling die mit Niemöller und Becker verabredete Linie mit Unterstützung General Jacobsens durchzusetzen. Galling fand Unterstützung bei der Universitätsleitung. Neben möglichen persönlichen Dissonanzen und Gallings Interesse, seinen Hallenser Kollegen Friedrich Karl Schumann in der Systematischen Theologie in Mainz zu platzieren,²⁰² spielte dabei die grundsätzliche Ausrichtung der Fakultät eine Rolle. Sie kommt eindrücklich in einem Aktenvermerk vom 08.06.1946 zum Ausdruck, in dem Prorektor Adalbert Erler²⁰³ ein Gespräch mit Kurt Galling festgehalten hat:

»Herr Professor Galling und ich waren uns einig, dass bei der Berufung evangelischer Theologen die wissenschaftlichen Leistungen des Bewerbers den leitenden Gesichtspunkt bilden müssen, wenn auch natürlich eine unsichere oder gleichgültige Haltung in der Zeit des Kirchenkampfes die Berufung eines evangelischen Theologen ausschliesse.²⁰⁴ Eine Berufung trotz unterbliebener Habilitation komme nur dann in Frage, wenn

202 Am 11.09.1946 schrieb der Göttinger Systematiker Ernst Wolf (1902–1971) an Jannasch über Kurt Galling, den er durch gemeinsame Zeiten an der Theologischen Fakultät in Halle (1935–1942) kannte: »Mir ist durch Ihren Brief auch deutlich geworden, dass insbesondere sein Bestreben, einen ehemaligen Hallenser Koll. nach M.[ainz] zu bringen, wohl Hauptgrund für sein Verhalten gewesen sein muss. Und gerade hier hatte auch ich ihn davor gewarnt, da ich, gleich Ihnen, der Ansicht bin, dass wir wenigstens in der Theol. Fakultät ehemalige PGs [Parteigenossen] heraushalten wollten. Zumal wenn diese unverkennbar, um Einfluss zu gewinnen, sich einst angeschlossen haben. Das ist auch in diesem Fall, an den ich denke, geschehen. Und ich habe, wo immer ich auf die Frage Mainz gestossen wurde, deutlich abgeraten. Ich halte auch jenen Systematiker nicht für irgendwie produktiv und beurteile ihn anders als etwa Koll. Schniewind, mit dem ich hierin noch in Halle wiederholt Meinungsverschiedenheiten hatte. [...] Schempp erscheint mir als der viel bessere Mann, und ich bat – in Unkenntnis Ihrer dahin gehenden Absichten – Galling ausdrücklich, Sie auf Schempp hinzuweisen und sich für Schempp einzusetzen«, UA.Mz, Best. NL 16-3, Ernst Wolf an Wilhelm Jannasch [Klammeranmerkungen W.B.].

203 Vgl. die allerdings recht unkritische Darstellung von Anno Vey: Adalbert Erler (1904–1992). Der erste Prorektor der Johannes Gutenberg-Universität (1946/47). In: Ut omnes unum sint 2 (Anm. 18), S. 115–133.

204 Galling und Erler verband das späte Bemühen um eine Mitgliedschaft in der NSDAP. Erler wie Galling waren am 1. Januar 1940 aufgenommen worden; zur Parteimitgliedschaft von Wissenschaftlern im NS-Staat und ihren Motiven vgl. allgemein: Michael Grüttner: Talar und Hakenkreuz. Die Universitäten im Dritten Reich. München 2024, S. 306–315 (freundlicher Hinweis von Ulrich Oelschläger, Worms). Wegen eines Aufnahmestopps zwischen

das Fehlen der Habilitation unmittelbare Folge der kirchlichen Notlage sei.«²⁰⁵ Galling biete sich an, selbst zu gutachten bzw. auswärtige Gutachter anzufragen.

Diese grundsätzliche Verständigung zwischen Galling und Erler bildete jedoch nur die Basis, um die Kompetenz des Dekans Wilhelm Jannasch in Berufsangelegenheiten in Frage zu stellen:

»Herr Prof. Jannasch sei in Dingen des Hochschulwesens noch unerfahren und unsicher. Er verfolge daher keine eigene Linie, sondern reise im In- und Ausland von Stelle zu Stelle, um Informationen zu sammeln. Dadurch begäbe er sich immer mehr in die Hände seiner Ratgeber. Die Gesichtspunkte bei der Besetzung der Lehrstühle würden auf diese Weise unübersichtlich und unkontrollierbar«. Mit Blick auf die Vorlesungen von Alfred de Quervain und Eduard Schweizer zum Ende des Sommersemesters äußerte Galling: Dies »erwecke den irrigen Eindruck, als sei die deutsche Theologie nicht mehr im Stande, die geeigneten Persönlichkeiten für Mainz zu stellen.«²⁰⁶ Die Mainzer Fakultät müsse nicht aus der Schweiz mit Lehrkräften versorgt werden, zumal den helvetischen Theologen die Erfahrung des Kirchenkampfes fehle.²⁰⁷

Bemerkenswert ist, wie schnell Galling begann, hinter dem Rücken des Gründungsdekans gegen ihn zu agieren.²⁰⁸ Weitere Aktenvermerke von Rektor Josef Schmid²⁰⁹ und Prorektor Erler dokumentieren bereits kurz darauf ein tiefes Zerwürfnis von Jannasch mit der Universitätsleitung²¹⁰ sowie zwischen Jannasch

1. Mai 1933 und 1937 konzentrierten sich die Aufnahmewellen auf die ersten Monate des Jahres 1933 und auf 1937. Erler und Galling traten also spät in die NSDAP ein.

205 UA.Mz, Best. 45-150, Aktenvermerk, Prorektor Adalbert Erler, 08.06.1946 (handschriftliche Unterstreichungen im Original).

206 Beide Zitate ebd.

207 Vgl. ebd. Diese Aussage ist zumindest für Alfred de Quervain unzutreffend; s. o. S. 56 mit Anm. 153.

208 Mitte Mai hielt sich Galling noch in Göttingen auf, erst Anfang Juli nahm er seine Vorlesungen auf; s. o. S. 58. Das Gespräch mit Erler könnte im Rahmen eines seiner Mainzer Professur vorbereitenden Besuche stattgefunden haben. Otto Weber berichtete am 10.06.1946, dass Galling (erneut) in Göttingen weilte; vgl. UA.Mz, Best. 45-150, Otto Weber an Mertz.

209 Zu Schmid vgl. Christophe Baginski: Frankreichs Universitätspolitik am Beispiel der »Affäre Josef Schmid«, Freiburg i. Br./Mainz 1945–1952. In: Jahrbuch für westdeutsche Landesgeschichte 22 (1996), S. 353–371; Helmut Mathy: Josef Schmid (1898–1978). Der umstrittene Gründungsrektor der Johannes Gutenberg-Universität 1945–1947. In: Ut omnes unum sint 1 (Anm. 9), S. 57–79.

210 Ein Aktenvermerk Rektors Schmid vom 19.06.1946 berichtet über ein sehr erregtes Auftreten von Jannasch gegenüber Rektor und Prorektor am Vortag »wegen angeblich unwarhen Angaben über ihn, gegenüber Oberst Sturm«. Schmid resümiert im Sinne Gallings: »Ich habe aus dem Gespräch den Eindruck, dass Herr Jannasch im Hochschulwesen völlig unerfahren ist und auch menschlich kaum die Qualitäten hat, die man von einem Hochschullehrer und Erzieher von Studenten verlangen muss«, UA.Mz, Best. 45-150. Jannasch hatte am 05.06. dem Rektor eine sachliche Zusammenfassung seiner Gespräche mit Colonel Marcel Sturm übersandt; der sachliche Bericht lässt keinerlei Verärgerung erkennen; vgl. UA.Mz, Best. 45-150. Schmid forderte daraufhin vom Dekan der Evangelisch-Theologischen

und Galling²¹¹. Ernst Käsemann suchte offensichtlich zwischen beiden zu vermitteln,²¹² das Verhältnis blieb aber bis zum Beginn des Wintersemesters gespannt.²¹³

Die Universitätsleitung suchte nun über Gespräche mit den Kirchenleitungen, Einfluss auf die Entwicklung der Evangelisch-Theologischen Fakultät und ihre Berufungen zu nehmen.²¹⁴ Eine von Rektor Schmid einberufene Zusammenkunft

Fakultät einen Bericht über die bisherigen Berufungsverhandlungen und baldige Berufungen für die noch offenen Ordinateure.

- 211 In einem weiteren Vermerk vom 04. 07. 1946 über ein Gespräch mit Kurt Galling am gleichen Tag hält Prorektor Erler fest, »dass zwischen ihm und Herrn Jannasch die Lage so schwierig geworden sei, dass er selber leider mit Herrn Jannasch nur noch schriftlich verkehren könne«, UA.Mz, Best. 45-150. Galling habe zwar in Ernst Käsemann »eine Stütze« gefunden, doch könne dieser nur begrenzt helfen, da er nur einen Lehrauftrag habe. Erler notiert abschließend: »Meine Bemerkung, dass man vielleicht Herrn Käsemann sofort zum Ordinarius machen könne, wurde von Herrn Galling mit Genugtuung entgegen genommen«, ebd. Erler übergeht damit allerdings, dass sich die Berufung Käsemanns wegen des Widerstands der britischen Besatzungsbehörden verzögerte und von Jannasch mit großem Engagement vorangetrieben wurde; s. o. S. 58–60. Jannasch hatte die Berufung Käsemanns auch bei Colonel Sturm thematisiert und Martin Niemöllers Auslandsverbindungen dafür zu mobilisieren versucht; s. o. Anm. 210.
- 212 Käsemann schrieb am 09.07.1946 an Superintendent Becker: »Doch drohen neue Entwicklungen zwischen J.[annasch] und Herrn Galling, die über den Rahmen der Fakultät hinausgreifen. Es wird nötig sein, mit aller Macht auf beide Teile einzuwirken, damit eine Zusammenarbeit nicht schier illusorisch ist, bevor die Fakultät überhaupt steht. Falls es nicht anders ginge, dürfte ich ja wohl auch auf Ihr vermittelndes Eintreten hoffen?« ZA.EKHN, 193/65.
- 213 In einem Schreiben vom 08.07.1946 an Jannasch hatte Galling die Mitwirkung bei Berufungen als Voraussetzung für eine kollegiale Zusammenarbeit bezeichnet, was von Jannasch aber bestritten werde. Zu Beginn des Wintersemesters (21.11.1946) richtete Galling ein handschriftliches Schreiben an Rektor Schmid, dass er nun an den Fakultätssitzungen des Wintersemesters teilgenommen habe, es aber nach wie vor nicht für richtig halte, »daß den berufenen Ordinarien keine Möglichkeit gegeben ist, zu den neuen Berufungen o. Berufungsplänen der Kirchen (Dr. Völker + Schempp) Stellung zu nehmen«, beide Schreiben in UA.Mz, Best. 45-150.
- 214 Am 31.07.1946 besuchte Prorektor Erler den Kirchenpräsidenten der Hessisch-Darmstädtischen Kirche, Friedrich Müller (1879–1947); s. o. S. 63 mit Anm. 184. Unter zeitweiliger Hinzuziehung von Superintendent Reinhard Becker wurde vor allem über Berufsfragen (Religionspädagogik, Systematische Theologie) gesprochen. Erler hielt fest, dass der Kirchenpräsident den Heidelberger Systematiker Edmund Schlink (1903–1984) mit der Aussage zitierte, Jannasch sei »als Dekan [...] ungeeignet«, UA.Mz, Best. 45-150, Gesprächsnotiz Adalbert Erler, 01.08.1946. Unter vier Augen überreichte Müller ein »politisches Gutachten« Theophil Wurms, des EKD-Ratsvorsitzenden, »das Herrn Galling und mich von dem Vorwurf der politischen Untragbarkeit entlastet«, ebd. Bei dieser Gelegenheit hat Erler Müller zum Gespräch mit Rektor Schmid am 06.08.1946 eingeladen; auch der pfälzische Landesbischof Otto Stichter sollte zugegen sein; vgl. UA.Mz, Best. 45-150. Müller regte für das avisierte Gespräch des Rektors an, »dass es vielleicht rätlich wäre, wenn die Kirchenführer am Dienstag zunächst mit seiner Magnifizenz verhandelten, sodann aber anschließend Herr Jannasch mit hinzugezogen würde«, UA.Mz, Best. 45-150, Gesprächsnotiz Adalbert Erler, 01.08.1946.

mit den Kirchenführern aus Darmstadt, Speyer und Düsseldorf am 06.08.1946 fand bezeichnenderweise ohne Dekan Jannasch statt. Es sollte über ein »Abkommen über die Mitwirkung der Evangelischen Landeskirchen bei der Berufung von Hochschullehrern an die Universität Mainz« gesprochen werden.

Der von Prorektor Erler konzipierte Entwurf²¹⁵ sah sechs Ordinariate für die fünf theologischen Hauptdisziplinen sowie für Apologetik und drei Extraordinariate für Religionspädagogik, reformierte Kirchengeschichte und Liturgie und Kirchenmusik vor, die paritätisch von lutherischen und reformierten Vertretern besetzt werden sollten. Die Berufungen sollten nach dem Universitätsstatut erfolgen. Nur bei der Erstbesetzung sollten die drei Landeskirchen ein gemeinschaftliches Vorschlagsrecht erhalten, in den nachfolgenden Besetzungsverfahren verblieb ihnen lediglich die Möglichkeit einer gutachterlichen Stellungnahme.²¹⁶

Der Entwurf wurde wenige Tage später von dem bei dem Gespräch vom 06.08. anwesenden Vertreter der Kirche der Rheinprovinz Kirchenrat Ernst Sachsse (1889–1967) kritisiert, weil er die erklärte Absicht, eine zum Vertrag mit der katholischen Kirche²¹⁷ analoge Berufsregelung zu finden, nicht umsetze. Dort sei festgelegt, »dass für jede Berufung der Bischof zustimmen muss, bzw. dass ohne die Zustimmung des Bischofs kein Professor berufen werden darf«.²¹⁸ Ein dem Schreiben beigefügtes Memorandum postuliert die Verantwortung der Kirchen auch für das »theol. Studium an der Universität«; daher sehen sich die Hochschullehrer der Evangelisch-Theologischen Fakultät »als in einem kirchlichen Amt stehend an« und müssen daher »den kirchlichen Charakter der theolog. Ausbildung an den staatlichen Universitäten sicher stellen. Das kann aber nur so geschehen, daß sie bei Berufungen der Professoren bei Beauftra-

215 Vgl. ZA.EKHN, Best. 155/307, undatierter Entwurf, [06.–10.08.1946] Prorektor Erlers. Die Verfasserschaft Erlers ergibt sich aus dem Schreiben des Prorektors an Kirchenpräsident Friedrich Müller, Darmstadt, 10.08.1946, ZA.EKHN, Best. 155/307. Das Protokoll des Universitätsausschusses vom 21.08.1946 bezeichnet die Vorlage als Entwurf des Rektors; s. u. Anm. 221.

216 Vgl. ZA.EKHN, Best. 155/307, undatierter Entwurf, [06.–10.08.1946] Prorektor Erlers. Weitere Regelungen befassten sich mit der Berufung eines Universitätspredigers, dem Verfahren, falls ein Hochschullehrer der Ev.-Theol. Fakultät in Lehre oder Lebenswandel Grund zur Beanstandung gebe, und der Besetzung einer Kirchenrechtsprofessur in der juristischen Fakultät.

217 Zum Abkommen zwischen dem Bischof von Mainz, dem Rektor der neuen Universität und dem Oberregierungspräsidenten von Hessen-Pfalz vom 15./17.04.1946 vgl. Hermann-Josef Braun: Bischof Albert Stohr (1890–1961) und die Gründung der Johannes Gutenberg-Universität. In: *Ut omnes unum sint* 2 (Anm. 18), S. 33–61, hier S. 48–58. Da das päpstliche Staatssekretariat sich mit verschiedenen Punkten der Vereinbarung nicht einverstanden erklärte, wurde am 05.10.1946 ein Zusatzabkommen geschlossen; vgl. Braun: Stohr, S. 58–60.

218 ZA.EKHN, Best. 155/307, Schreiben Sachsse an Kirchenpräsident Müller und Landesbischof Stichter, Oberwinter, 14.08.1946.

gungen usw. in stärkerem Maße als bisher beteiligt wird». ²¹⁹ Eine bloße Mitteilung an die Kirchenleitung oder ein Placet ohne Vetorecht genügten nicht mehr. Er schlug vor, einen »Fakultätsbeirat« aus je einem Vertreter der drei Kirchen zu bilden, der bei Berufungen und Erteilung von Lehraufträgen entscheidende Mitsprache erhalten sollte. ²²⁰

Sachsses Schreiben diente auch der Vorbereitung der ersten Sitzung des »Universitätsausschusses der evangelischen Landeskirchen von Hessen-Nassau, Pfalz und Rheinland« am 21.08. – ohne Beteiligung der Universitätsleitung, aber unter Mitwirkung Dekan Jannaschs. Nach dem Protokoll dieser Sitzung geht die Einrichtung des Ausschusses zurück auf »die Anregung der zuständigen französischen Militärbehörde«. Sein Ziel sollte es sein, »ein Abkommen über die Art der Berufung der Mitglieder der evangelisch-theologischen Fakultät« vorzulegen »und einen gemeinsamen Vorschlag zur Berufung bestimmter Persönlichkeiten zu machen« ²²¹. Aus diesem Treffen entstand das bald »Zwischenkirchlicher Ausschuss« genannte Kontaktgremium, in dem zwischen den Vertretern der später drei Landeskirchen Hessen-Nassau, Rheinland und Pfalz und dem jeweiligen Dekan der Evangelisch-Theologischen Fakultät Mainz nicht nur Berufsangelegenheiten der Fakultät, sondern auch viele weitere Fragen der theologischen Ausbildung thematisiert wurden. Über den Zwischenkirchlichen Ausschuss wurden nötigenfalls auch kirchliche Interventionen zugunsten der Fakultät bei den politischen Instanzen initiiert und organisiert. ²²²

In der Frage der Mitwirkung der Landeskirchen an den Berufungsverfahren der Mainzer Fakultät bewegt sich der Ausschuss auf der Linie Kirchenrat Sachsses und postuliert ein Mitwirkungsrecht der drei Landeskirchen an den Berufungen in Gestalt eines notwendigen Einverständnisses der Landeskirchen. ²²³ Weitere Regelungen des Erler-Entwurfs wurden leicht korrigiert und

219 ZA.EKHN, Best. 155/307, alle Zitate aus dem Memorandum, das dem Schreiben Sachsses vom 14.08.1946 (s. Anm. 218) beigelegt ist.

220 Das Memorandum schlug vor, dass der Fakultätsbeirat der Kirchen aus einer von der Fakultät vorzulegenden Dreierliste eine geeignet erscheinende Person auswählen oder einen Gegenvorschlag unterbreiten sollte, den dann Fakultät und Beirat in gemeinsamer Sitzung beraten sollten; vgl. ebd.

221 ZA.EKPf, Best. Altregistratur 202/04-02, Protokoll der ersten Sitzung des Universitätsausschusses der evangelischen Landeskirchen von Hessen-Nassau, Pfalz und Rheinland in Mainz am 21.08.1946, S 1. Nach Auskunft des Protokolls war die französische »Anregung« durch den Rektor an die drei Landeskirchen übermittelt worden.

222 S. u. S. 122–126.

223 Vgl. ZA.EKPf, Best. Altregistratur 202/04-02, Protokoll der ersten Sitzung des Universitätsausschusses der evangelischen Landeskirchen von Hessen-Nassau, Pfalz und Rheinland in Mainz am 21.08.1946, S 1. Die grundsätzliche Mitwirkung der Landeskirchen bei den Berufungen sei »durch den Vertreter der französischen Militär-Regierung neuerdings bestätigt« (ebd.) worden.

spezifiziert,²²⁴ eine überarbeitete Fassung des Vertrags sollte durch die rheinische Kirche erstellt und in einer gemeinsamen Unterredung dem Universitätsrektor vorgelegt werden.²²⁵ Trotz des Drucks der französischen Militärregierung (General Schmittlein)²²⁶ verzögerte sich der Abschluss des Abkommens, da zunächst die Universitätsleitung kleinere Präzisierungen im Blick auf das universitäre Berufungsverfahren wünschte und sich anschließend die Landesregierung Zeit mit ihrer Stellungnahme ließ. Erst Anfang März 1948 lag der Vertrag in der Fassung vom 22.04.1947 mit der Zustimmung der Landesregierung in beglaubigter Form vor.

Die »Vereinbarung über die Berufung von Hochschullehrern der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Johannes Gutenberg-Universität Mainz« wird zwischen den vier Landeskirchen Hessen, Nassau²²⁷, Pfalz und Rheinland sowie der Landesregierung Rheinland-Pfalz geschlossen. Sie legt zunächst die Lehrstühle der Fakultät fest: je zwei Ordinariate für Neues Testament und Systematik, je eines für Altes Testament, Kirchengeschichte und Praktische Theologie. Außerdem waren zwei planmäßige Extraordinariate vorgesehen, deren fachliche Bestimmung »von Fall zu Fall von der Fakultät im Einvernehmen mit den vier Landeskirchen zu bestimmen ist«²²⁸. Gleiches gilt für die Einsetzung weiterer Lehraufträge. Konfessionelle Parität in der Besetzung der Dozenten wird nicht mehr verlangt, sondern lediglich die Berücksichtigung von lutherischem und reformiertem Bekenntnis (§ 2). In der Schlüsselfrage des Berufungsverfahrens blieb es bei der notwendigen Genehmigung durch die vier Landeskirchen. Es wurde lediglich eine Bestimmung ergänzt, die das Einvernehmen mit den Landeskirchen auch im Falle einer ausnahmsweisen Berufung ohne Vorschlagsliste forderte (§ 3). Im Falle einer Beanstandung von Lehre oder Lebenswandel eines Hochschullehrers der Fakultät bleibt die Formulierung vage²²⁹ (§ 4), vermutlich um der Hochschulleitung die Handlungsfreiheit zu erhalten. Die Berufung des Universitätspredigers erfolgt durch die Darmstädtische Kirchenleitung im Einvernehmen mit den anderen, i. d. R. soll der

224 Die kleineren Änderungen betrafen u. a. die Berufung des Universitätspredigers, Vorlesungen über das Kirchenrecht durch einen Vertreter der juristischen Fakultät und das Vorgehen bei Beanstandungen von Lehre oder Lebenswandel eines Hochschullehrers der Fakultät.

225 Ein geänderter Entwurf lag bereits am 24.08.1946 vor; am gleichen Tag bat der Darmstädter Kirchenpräsident Müller den Rektor um einen Gesprächstermin für Anfang September; vgl. ZA.EKHN, Best. 155/307.

226 Am 02.09.1946 übermittelte der rheinhessische Superintendent Becker der Universitätsleitung den Wunsch der französischen Militärregierung (General Schmittlein), um Gleichstellung der evangelischen Landeskirchen in den Fragen der Berufung und einen zügigen Abschluss des Abkommens; vgl. ZA.EKHN, Best. 155/307.

227 Zum Zeitpunkt der Beglaubigung des Abkommens im Februar 1948 hatten sich die Kirchen von Hessen, Nassau und Frankfurt bereits zur Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau zusammengeschlossen (30.09.1947).

228 ZA.EKHN, Best. 155/307, Beglaubigte Abschrift der Vereinbarung vom 22.04.1947.

229 In diesem Fall »wird die Universität im Einvernehmen mit den vier Landeskirchen die notwendigen Folgerungen in Bezug auf seine weitere Tätigkeit ziehen«, ebd.

Inhaber der Professur für Praktische Theologie das Amt ausüben (§ 5). Das Fach evangelisches Kirchenrecht wird nun durch einen Lehrauftrag geregelt.²³⁰

Das Abkommen bildet mit seinen Mitwirkungsrechten der Landeskirchen in gewisser Weise den Abschluss der Bemühungen der Vertreter der Bekennenden Kirche und der französischen Militärregierung um eine kirchliche Orientierung der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Mainz und ihre Gleichstellung mit den Mitwirkungsrechten des Bistums bei den Berufungen der katholischen Schwesterfakultät. Diese Regelungen bedeuteten eine gewisse Klerikalisierung der akademischen Ausbildung evangelischer Theologiestudierender in Mainz, die nicht von allen Anwärtern auf eine Professur in Mainz gutgeheißen wurde. Die Mitwirkungsmöglichkeiten wurden von den Landeskirchen insbesondere in den ersten Jahren intensiver genutzt. In den Jahren vor der Neuregelung im Staatskirchenvertrag von 1962 nahmen die Vertreter der Landeskirchen nur noch selten größeren Einfluss auf die Berufungsverfahren der Mainzer Fakultät. Dass diese von den BK-orientierten Vertretern gewünschte Mitwirkung der Kirchen auch für sie nicht immer von Vorteil war, musste Dekan Jannasch schon zu Beginn seines Wirkens in Mainz im Fall Paul Schempp zur Kenntnis nehmen.²³¹

2.8. Vervollständigung des Lehrkörpers 1946–1949

Der Zwischenkirchliche Ausschuss hatte bei seiner ersten Sitzung am 21.08.1946 einen ergänzten Stellenplan vorgelegt, an dem sich die Berufungspolitik der nachfolgenden Jahre orientierte. Er beinhaltet:

- 1 Ordinariat für Altes Testament,
- 2 Ordinariate für Neues Testament,
- 1 Ordinariat für Kirchengeschichte,
- 2 Ordinariate für Dogmatik und
- 1 Ordinariat für Praktische Theologie.

Darüber hinaus waren zwei Extraordinariate für reformierte Kirchengeschichte und Religionspädagogik sowie Lehraufträge für Pfälzische Kirchengeschichte, Hessische Kirchengeschichte, Orientalia, Religionspädagogik und Kirchenmusik vorgesehen.²³² Da selbst zum Ende des ersten Semesters der neuen Fakultät nur

230 Darüber hinaus wird für je einen Professor der Philosophie und der Neueren Geschichte in der Philosophischen Fakultät die Mitgliedschaft in der Evangelischen Kirche verlangt (§ 7).

231 S. o. S. 64f.; s. u. S. 85f.

232 ZA.EKPf, Best. Altregistratur 202/04-02, Protokoll des Zwischenkirchlichen Ausschusses vom 21.08.1946. Ähnlich berichtete Dekan Jannasch in der ersten Sitzung des Fakultätsrats am 20.11.1946: »Vorgesehen ist die Bildung der Fakultät aus 7 Ordinariaten und 2 Extraordinariaten und einer nicht begrenzten Zahl von Lehraufträgen«, UA.Mz, Best. 106-162,

zwei Ordinariate (Praktische Theologie und Altes Testament) besetzt waren, blieb die Vervollständigung des Lehrpersonals und Lehrangebots eine sich länger hinziehende Herausforderung, die dringlicher wurde, weil die Zahl der Studierenden in den ersten Semestern stark stieg.

Altes Testament. Das Fach Altes Testament war mit der Berufung Kurt Gallings und Eugen Ludwig Rapps als Lehrbeauftragten für den Sprachunterricht zum Ende des ersten Semesters planmäßig besetzt. Als Jannasch Anfang Januar 1947 jedoch die Nachricht erhielt, dass Rapp auf den angesehenen Hamburger Lehrstuhl Carl Meinhofs (1857–1944) für Afrikanistik in der engeren Wahl stand,²³³ forcierte er die Bemühungen um seinen Verbleib in Mainz, denn Rapp sollte die von ihm geplante Einrichtung einer Stiftungsprofessur für allgemeine Religionswissenschaft und Missionskunde²³⁴ mit einem afrikanistischen Sprachangebot (in der philosophischen Fakultät) flankieren. Daher regte Jannasch bei der nächsten Sitzung des Zwischenkirchlichen Ausschusses am 30.01.1947 die Gründung und Finanzierung einer Stiftungsprofessur für christliche Orientalistik für Eugen Ludwig Rapp an.²³⁵ Zwar fand man schnell einen Ansatz zur Lösung der Finanzfragen,²³⁶ gleichwohl zogen sich die Verhandlungen zwischen Fakultät, Universität und Kirchen in die Länge. Trotz der zwischenzeitlichen Währungsreform²³⁷ konnten die Finanzierung, der Stiftungsvertrag und weitere Detailfragen schließlich im Frühjahr 1949 zu einer abschließenden Klärung gebracht werden.²³⁸ Zum Sommersemester 1949 wurde Rapp zum Inhaber eines

S. 2. Der Fakultätsrat konstituierte sich aus den Lehrstuhlinhabern sowie einem Vertreter der »weiteren Fakultät«, anfangs Wilhelm Boudriot, UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät der Sitzung vom 20.11.1946, S. 1. Die Bezeichnung des Gremiums ist nicht einheitlich, gelegentlich wird einfach von (engerer oder weiterer) Fakultät gesprochen.

233 Vgl. UA.Mz, Best. 45-150, Dekan Jannasch an Rektor Schmid, Nierstein, 14.01.1947, S. 1.
234 S. u. S. 89–95.

235 In seinem Schreiben an den Rektor vom 14.01.1947 (s.o. Anm. 233) hatte Jannasch dem Rektor die »Verleihung einer vollen Professur« entweder in Gestalt eines persönlichen Ordinariats in der Philosophischen Fakultät oder eines planmäßigen Extraordinariats (in der Theologischen Fakultät) angeregt. Nur für den Fall, dass die Mittel »gar nicht ausreichen«, empfahl er, die Pfälzische Kirche um einen Beitrag zu bitten, ebd.

236 Vgl. ZA.EKHN, Best. 155/307, das Protokoll des Zwischenkirchlichen Ausschusses vom 30.01.1947 (Punkt 6).

237 Wegen der Währungsreform am 20.06.1948 hatte man in der Finanzierung der Stelle noch einmal neu ansetzen müssen; vgl. UA.Mz, Best. NL 16-3, Präses Stempel an Wilhelm Jannasch, 06.10.1948.

238 Vgl. zum gesamten Vorgang ZA.EKHN, Best. 155/307, die Protokolle des Zwischenkirchlichen Ausschusses vom 31.03.1947 (Punkt 1), 22.04.1947 (Punkt 4), 11.07.1947, 04.03.1948, 16.07.1948 (Punkt 7b), 28.11.1948 (Punkt 3), 23.03.1949 (Punkt 3). Auch in der letztgenannten Sitzung des Ausschusses war die Ernennung Rapps noch nicht erfolgt. Von ihr berichtet Dekan Galling in der ersten Sitzung des Fakultätsrats am 11.05.1949, vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, S. 25.

persönlichen Ordinariats in der Evangelisch-Theologischen Fakultät ernannt,²³⁹ das im August 1962 in eine ordentliche Professur umgewandelt wurde.²⁴⁰

Entgegen der ursprünglichen Planung erhielt das Fach Altes Testament im Frühjahr 1948 noch eine weitere Professur. *Friedrich Horst* (1896–1962), 1930 in Bonn habilitierter Privatdozent und seit 1945 Honorarprofessor (ebenfalls in Bonn) sollte zum Sommersemester 1947 einen Lehrauftrag für Altes Testament erhalten, der zwei Vorlesungen und zwei Proseminare umfasste.²⁴¹ Der Plan konnte jedoch erst zum Wintersemester 1947/48 realisiert werden, Horst hielt eine vierstündige Vorlesung zur alttestamentlichen Religionsgeschichte und ein Proseminar zu Micha.²⁴² Kurt Galling setzte sich für eine weitergehende Lösung ein, die über den ursprünglichen Stellenplan hinausging, indem er ein Extraordinariat für Horst forderte, falls die Stelle Wilhelm Boudriots frei werden würde.²⁴³ Als sich dies abzeichnete, beschloss der Fakultätsrat am 18.10.1947 das zweite noch unbesetzte Extraordinariat nicht mit einem Kirchengeschichtler, sondern mit einem Alttestamentler zu besetzen und verabschiedete eine Dreierliste mit den Namen 1. Friedrich Horst, Steeg bei Bacharach, 2. Ernst Würthwein (1909–1996), Tübingen, 3. Oskar Grether (1902–1949), Erlangen.²⁴⁴ Friedrich Horst hatte am 27.01.1936 seine Position an der Bonner Fakultät wegen seines Engagements für die Bekennende Kirche 1935 verloren und ein Pfarramt

239 Vgl. ebd. Ende 1959 wollte die Fakultät die Umwandlung in ein planmäßiges Ordinariat beantragen; vgl. UA.Mz, Best. 106-163, Protokollbuch der Fakultät 2, Eintrag vom 09.12.1959, S. 20.

240 1959/60 gutachtete Rapp gemeinsam mit Friedrich Horst über die judaistische Dissertation von Günter Mayer (1936–2004), dem späteren ersten Inhaber der Judaistikprofessur an der Mainzer Fakultät; Mayer hatte dafür die an der Fakultät bestehende pfälzische Famulatur nutzen können; vgl. UA.Mz, Best. 106-163, Protokollbuch der Fakultät 2, Einträge vom 11.11.1959, 11.05. und 15.06.1960, S. 14, [32], [34]. Zur Famulatur s. u. S. 194 mit Anm. 756.

241 Vgl. ZA.EKHN, Best. 155/307, das Protokoll des Zwischenkirchlichen Ausschusses vom 31.03.1947 (Punkt 3.1).

242 Vgl. Vorlesungsverzeichnis der Johannes Gutenberg-Universität, Wintersemester 1947/48, S. 23 u. 38f.

243 Vgl. ZA.EKHN, Best. 155/307, das Protokoll des Zwischenkirchlichen Ausschusses vom 11.07.1947 (Punkt 4.b); vgl. auch ZA.EKHN, Best. 155/307, die Protokolle des Ausschusses vom 22.04.1947, Begleitschreiben an Rektor Schmid, 04.03.1948 (Involvierung Marcel Sturms für eine zügige Abwicklung der Berufung von Friedrich Horst). Zu Boudriot s. u. S. 80–83.

244 Vgl. UA.Mz, Best. 11-11, den Berufungsvorschlag der Fakultät in Entwurf und Reinschrift vom 25.11.1947; UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, Eintrag vom 18.10.1947, S. 14. Am 23.10.1947 stimmte der Zwischenkirchliche Ausschuss dem Vorschlag der Fakultät zu, einen Dozenten für Altes Testament zu berufen (gegen den Widerspruch von Präses Stempel), und folgte dann einstimmig dem Listenvorschlag der Fakultät; vgl. ZA.EKHN, Best. 155/307, Protokoll des Zwischenkirchlichen Ausschusses vom 23.10.1947. – Während Grether in seinen Schriften einen philologisch-theologischen Schwerpunkt erkennen lässt, entwickelte sich Ernst Würthwein zu einem der profiliertesten Kenner der alttestamentlichen Textkritik und ihrer Methodik.

in Steeg bei Bacharach übernommen (bis 1948); sein Schwerpunkt war das alttestamentliche Recht, das auch zum wesentlichen Gesichtspunkt seines Fragment gebliebenen Hiob-Kommentars wurde.²⁴⁵ Horst wurde zum 01.04.1948 als Extraordinarius für Altes Testament an der Mainzer Fakultät berufen;²⁴⁶ nach dem Weggang Gallings wurde er 1955 zum ordentlichen Professor ernannt und übernahm die Leitung des Alttestamentlichen Seminars.²⁴⁷ Zum 01.04.1959 wurde er wegen einer schweren Erkrankung auf eigenen Antrag von seinen Pflichten entbunden;²⁴⁸ er verstarb am 12.06.1961 in Mainz.

Dank des Engagements von Jannasch für Rapp und von Gallings für Horst hatte das Fach Altes Testament schon vor der Entwicklung eines Schwerpunkts in der Biblischen Archäologie²⁴⁹ an der Mainzer Fakultät eine dem Neuen Testament vergleichbare starke Ausstattung erhalten.

Neues Testament. Das zweite exegetische Fach war zum Wintersemester 1946/47 mit zwei vielversprechenden jungen Exegeten besetzt.²⁵⁰ Eduard Schweizer erhielt im Sommersemester 1947 ein Freisemester, um das Pfarramt in seiner Schweizer Heimat ordentlich abzuschließen.²⁵¹ Als er im selben Semester einen Ruf an die Kirchliche Hochschule Berlin erhielt, sagte er ab und informierte

245 Vgl. Das Privilegrecht Jahves. Rechtsgeschichtliche Untersuchungen zum Deuteronomium [Habilitationsschrift]. Göttingen 1930 (= Forschungen zur Religion und Literatur des Alten und Neuen Testaments NF 28); Die zwölf kleinen Propheten. Teilbd. 2: Nahum bis Maleachi. Tübingen 1938 (= Handbuch zum Alten Testament 1,14); 3. Aufl. 1964; Gottes Recht. Gesammelte Studien zum Recht im Alten Testament. Hg. von Hans Walter Wolff. München 1961 (= Theologische Bücherei 12); Hiob. Neukirchen-Vluyn (1960–1968) (= Biblischer Kommentar 16.1).

246 Vgl. UA.Mz, Best. 45–151, die Schreiben von Wilhelm Jannasch an den Rektor, Mainz, 24.02.1948; Rektor Reatz an Dekan Jannasch, Mainz, 06.03.1948; Rektor Reatz an Dekan Jannasch, Mainz, 11.03.1948 (Genehmigung der Berufung durch deutsche und französische Dienststellen und erfolgte Aushändigung der Urkunde an Horst); UA.Mz, Best. 106–162, Protokollbuch der Fakultät, Eintrag vom 30.04.1948, S. 16.

247 Vgl. UA.Mz, Best. 11–1, Rektor an Friedrich Horst, Ernennung zum ordentlichen Professor, 18.04.1955.

248 Vgl. UA.Mz, Best. 106–104, die Bitte Horsts an das Kultusministerium um Beurlaubung für das Wintersemester 1958/59 und anschließende Emeritierung vom 12.10.1958; UA.Mz, Best. 11–42, das Rundschreiben des Rektors der JGU Nr. 88 (26.02.1959); ÜA.Mz, 106–13, undatierte Aktennotiz aus dem Jahr 1959.

249 Siehe in diesem Band den Beitrag von Wolfgang Zwickel »Die Geschichte der Biblischen Archäologie in Mainz«.

250 S. o. S. 58–60. An der ersten protokollierten Sitzung des Fakultätsrats am 20.11.1946 nahmen beide Neutestamentler teil, auch wenn Schweizer den Mainzer Ruf noch nicht angenommen hatte; vgl. UA.Mz, Best. 106–162, Protokollbuch der Fakultät, S. 1; vgl. auch den Eintrag vom 10.12.1946, S. 6.

251 Vgl. ZA.EKHN, Best. 155/307, das Protokoll des Zwischenkirchlichen Ausschusses vom 30.01.1947, nach Punkt 10 (S. 3). Vgl. UA.Mz, Best. NL 16–2, den Druck seiner Abschiedspredigt in Nesselau vom 28.09.1947.

Dekan Jannasch.²⁵² Allerdings war Schweizer allein nach Mainz gekommen; seine Frau und seine vier Kinder lebten in Basel, von wo aus er nach Mainz pendelte.²⁵³ Anfang 1949 realisierte sich aber die von Schweizer bei seiner Berufung bereits angedeutete Möglichkeit, nach Zürich berufen zu werden.²⁵⁴ Damit begann eine Entwicklung, die das Fach Neues Testament in Mainz in eine mehrjährige Krise stürzte.²⁵⁵

Kirchengeschichte. Nachdem im Gründungssemester der Fakultät die Kirchengeschichte vor allem durch Dekan Jannasch versehen worden war – zu Lasten des Angebots in der Praktischen Theologie, normalisierte sich die Situation zu Beginn des nachfolgenden Wintersemesters. Mit *Walther Völker* (1896–1988), Schüler von Friedrich Loofs (1858–1928), gewann die Fakultät einen Patristiker, der in Leipzig und Halle seine akademischen Grade erworben und nach einer langen Tätigkeit als Privatdozent und Dozent²⁵⁶ an der Universität Halle-Wittenberg von 1942 bis 1945 eine Lehrstuhlvertretung in Tübingen (für Hanns Rückert (1901–1974)) übernommen hatte. Völker konnte seine Lehrtätigkeit etwas verspätet im Wintersemester 1946/47 aufnehmen²⁵⁷ und hatte dabei

252 In einem als Durchschlag im Jannasch-Nachlass erhaltenen Schreiben an den Berliner Rektor verwies Schweizer auf seine Zusage für Mainz bis zum Frühjahr 1949. Nach Berlin könne er nur kommen, wenn er von der Mainzer Fakultät förmlich entbunden würde; vgl. UA.Mz, Best. NL 16-2, Schweizer an den Rektor [der Berliner Kirchlichen Hochschule], 27.06.1947.

253 Vgl. ebd. Schweizer schreibt, dass seine Familie dort dank eines Zuschusses des Schweizer Evangelischen Hilfswerks lebe.

254 S. o. S. 60 mit Anm. 173. Am 10.02.1949 notiert das Protokollbuch der Fakultät, dass Schweizer seinen Vertrag zum Ende des Wintersemesters 1948/49 gekündigt habe; vgl. UA.Mz, Best. 106-162, S. 23.

255 S. u. S. 136–167.

256 Völker wirkte in Halle vom 25.02.1927 bis 19.11.1939 als Privatdozent, anschließend bis zum 31.05.1942 als Dozent; vgl. UA.Mz, Best. 106-34, Bescheinigung der Universität Halle (Abschrift) vom 20.12.1963. Seine Ernennung zum a. o. Professor war 1934 und 1943 abgelehnt worden, obwohl sich die Theologischen Fakultäten in Halle und Tübingen für ihn eingesetzt hatten.

257 Völker war erst zur zweiten Sitzung des Fakultätsrats am 10.12.1946 anwesend. Im Protokoll der ersten Sitzung vom 20.11.1946 heißt es: »Der Dekan berichtet über den Stand der mit Prof. Dr. Völker geführten Verhandlungen. Ende August ist dem letzteren mitgeteilt worden, daß seiner Berufung in das Kirchengeschichtliche Ordinariat nichts mehr im Wege stünde. Am 2.11.46 hat er die Berufung erhalten, seine Tätigkeit jedoch bisher nicht aufgenommen, da er vor seinem Kommen die Fragen der Wohnungsbeschaffung, der Verpflanzungsmöglichkeit der Versorgung mit Heizmaterial geregelt zu sehen wünscht.« Dem Wunsch der Tübinger Fakultät um eine »Beurlaubung bis Weihnachten zur Abrundung seiner dortigen Vorlesungen und Übungen« entsprach der Fakultätsrat nicht und bat um »den sofortigen Dienstantritt von Prof. Dr. Völker«; »die Regelung der äußeren Lebensverhältnisse [könne] nur persönlich erfolgen«, UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, S. 1f.

nach Auskunft von Jannasch »großen Erfolg«²⁵⁸. Völker verfasste in seiner Mainzer Zeit eine ganze Reihe von Monographien und Aufsätzen mit einem Schwerpunkt in der Mystik der Ostkirche,²⁵⁹ er war bei Studierenden vor allem wegen seiner verbindlichen und humorvollen Art sehr beliebt und pflegte gute Kontakte zur katholischen Kirche.²⁶⁰ Aus den Konflikten der Fakultät hielt er sich weitestmöglich heraus und wünschte auch bei seiner Emeritierung und danach kein Aufhebens um seine Person.²⁶¹ Allerdings promovierte er 1956 mit Bernd Moeller (1931–2020) einen der bedeutendsten deutschen Kirchenhistoriker des

258 ZA.EKHN, Best. 155/307, Dekan Jannasch an den Zwischenkirchlichen Ausschuss, Nierstein, 23.12.1946.

259 *Der wahre Gnostiker nach Clemens Alexandrinus*. Berlin, Leipzig 1952 (= Texte und Untersuchungen zur Geschichte der altchristlichen Literatur V.2); *Gregor von Nyssa als Mystiker*. Wiesbaden 1955; *Kontemplation und Ekstase bei Pseudo-Dionysius Aeropagita*. Wiesbaden 1958. Vor seinem Wechsel nach Mainz erschienen: *Das Bild vom nichtgnostischen Christentum bei Celsus* (Habilitationsschrift). Halle a.d. Saale 1928; *das Vollkommenheitsideal des Origenes. Eine Untersuchung zur Geschichte der Frömmigkeit und zu den Anfängen christlicher Mystik*. Tübingen 1931 (= Beiträge zur Historischen Theologie 7); *Fortschritt und Vollendung bei Philo von Alexandrien*. Leipzig 1938 (= Texte und Untersuchungen zur Geschichte der altchristlichen Literatur 4.4.1); außerdem die *Quellen-sammlung: Quellen zur Geschichte der christlichen Gnosis*. Tübingen 1932. Auch nach seiner Emeritierung hat Völker bis ins hohe Alter in regelmäßigen Abständen Monographien publiziert; er blieb dabei seiner theologie- und frömmigkeitsgeschichtlichen Linie und seinem Interesse an der ostkirchlichen Mystik treu: *Maximus Confessor als Meister des geistlichen Lebens*. Wiesbaden 1965; *Scala paradisi. Eine Studie zu Johannes Climacus und zugleich eine Vorstudie zu Symeon dem Neuen Theologen*. Wiesbaden 1968; *Praxis und Theoria bei Symeon dem Neuen Theologen. Ein Beitrag zur byzantinischen Mystik*. Wiesbaden 1974; *Die Sakramentsmystik des Nikolaus Kabasilas*. Wiesbaden 1977.

260 Völker setzte seine Vorlesungen bis kurz vor seinem Tod im Sommersemester 1988 fort; vgl. Gerhard May: *Kirchenhistoriker von Rang. Der Mainzer Professor D. Dr. Walther Völker starb mit 93 Jahren*. In: *Mainzer Allgemeine Zeitung*, 08.10.1988, UA.Mz, Best. 106-34. Nach mündlicher Überlieferung soll Völker für seine Quellenabende Voranmeldelisten geführt haben für Raucher und Nichtraucher, die entweder einen Zigarillo oder einen Schokoladenriegel erhielten (Hinweis von Ulrich Oelschläger, Worms).

261 Nach dem Protokollbuch der Fakultät war Völker zwar bei den Fakultätssitzungen häufig präsent, trat aber nur selten hervor. Aufsehen dürfte erregt haben, dass er am 10.01.1951 seine Wahl zum Fakultätsdekan ablehnte. Die Fakultät akzeptierte die Entscheidung mit knapper Mehrheit, wollte aber die rechtliche Möglichkeit einer solchen Ablehnung klären. An seiner Stelle wurde Wilhelm Wiesner zum Dekan gewählt; vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, S. 38. Seine Ablehnung der Wahl könnte mit dem »ama nesciri« (Thomas a Campis) zu tun haben, mit dem er Ende 1965 alle Pläne zu einer Ehrung zu seinem 70. Geburtstag ablehnte; vgl. UA.Mz, Best. 106-34, Völker an Dekan Otto, Mainz, 15.12.1965. Zwei Zeitungsartikel, die sein Nachfolger Martin Schmidt 1961 anlässlich seiner Emeritierung verfasste, konnte er allerdings nicht verhindern (24.07.1961); vgl. UA.Mz, Best. 106-34. Zu seinem 90. Geburtstag wurde Völker von Universität und Fakultät mit einer akademischen Feier überrascht (26.06.1986, fünf Tage vor seinem Geburtstag); die Laudatio hielt Adolf Martin Ritter (geb. 1933) aus Heidelberg; vgl. die Einladung in UA.Mz, Best. 106-34.

letzten Drittels des 20. Jahrhunderts.²⁶² Moeller blickte 1986 in einem Gratulationsschreiben zum 90. Geburtstag Völkers auf seine Promotion in Mainz zurück:

Moeller berichtet, dass er im 2. Semester an einem Seminar Völkers (mit insgesamt drei Studierenden) teilnahm und im Anschluss eine Seminararbeit schrieb. »Sie gaben mir das Thema ›Die Anfechtung bei Johann Tauler‹, und ich machte daraus, als Sie sie in einer ersten Fassung freundlich beurteilt hatten, kurzerhand eine Doktorarbeit – ich fürchte, daß ich Sie damit nicht bloß überrascht, sondern überrumpelt und wohl geradezu entsetzt habe. Denn ich war ihr erster Doktorand und wäre wohl auch der einzige geblieben, wenn nicht traurige Gründe²⁶³ mir später noch einige Nachfolger verschafft hätten. Die näheren Umstände meiner Mainzer Promotion vor etwas mehr als dreißig Jahren kommen mir heute, wo ich nun selbst Doktoranden habe, ganz kurios und fast märchenhaft vor. Ich bin ja niemals in irgendeinem ernstlichen Sinne von Ihnen ›betreut‹ worden, weder wurden lange Briefe gewechselt noch habe ich Sie etwa gar besucht – mein ›Doktorvater‹ wurden Sie, indem ich Sie dazu nötigte, es zu sein. Die Arbeit ist denn leider auch kein Meisterwerk geworden [...] Aber ich wurde frühzeitig, mit 24 Jahren, ein Doktor – und in der Folge, da ich das Glück hatte, in Heidelberg noch einmal ähnlich großzügig behandelt zu werden wie durch Sie, als 27jähriger bereits Privatdozent und damit aller akademischen Prüfungen ledig«. Abschließend bemerkt Moeller: »Sie erscheinen mir in der Erinnerung als ein besonders liebenswerter Repräsentant dieser alten, liberalen und humanen Universität, aus der hervorgegangen zu sein, ich das Glück habe. Ich könnte sagen: Sie sind mir ehrwürdig, gerade weil Sie mir so wenig ein ›Doktorvater‹ gewesen sind.«²⁶⁴

Walther Völker verstarb im Alter von 92 Jahren am 03. 10. 1988.

Kurz nachdem Völker im Wintersemester 1946 seine Vorlesungstätigkeit aufgenommen hatte, wurde die Position des Extraordinarius für reformierte Theologie und Kirchengeschichte, *Wilhelm Boudriot* (1892–1948), fraglich. Ein Zeitungsartikel von Gustav Zerres im Rheinischen Merkur vom 13. 12. 1946²⁶⁵

262 Vgl. Bernd Moeller: Die Anfechtung bei Johann Tauler. Diss. masch. o. O. [Mainz] 1956, und UA.Mz, Best. 106-162, die Einträge im Protokollbuch der Fakultät vom 25.01.1956, 22.02.1956 und 25.07.1956, S. 105, 107, 113.

263 Vermutlich der Tod von Völkers Kollegen Adolf Hamel am 26.4.1958; s.u. S. 170f. mit Anm. 662.

264 UA.Mz, Best. 106-34, Moeller an Völker, Göttingen, 22.06.1986.

265 Vgl. Rheinischer Merkur 1 (1946), Nr. 79, S. 1f. Die causa Boudriot wird hier nur kurz vorgestellt. Karl Dienst hat sich in einer Monographie und weiteren längeren und kürzeren Beiträgen wiederholt und ausführlich zum Thema geäußert. Er hatte Zugang zum Nachlass Boudriot, tendiert aber in seinen Publikationen dazu, Boudriot zu einem Märtyrer einer Barth-kritischen Haltung zu stilisieren, die auch Dienst selbst teilt; vgl. Karl Dienst: Der »andere« Kirchenkampf. Wilhelm Boudriot – Deutschnationale – Reformierte – Karl Barth. Eine theologie- und kirchenpolitische Biographie. Berlin, Münster 2007 (= Vergessene Theologen 4); ders.: Fakultät (Anm. 2), S. 148–178, 215–222; ders.: Professor Werwolf? Ein Kapitel Barth-Rezeption und ihre Folgen. In: Der evangelische Erzieher 42 (1990), S. 431–452; ders.: Der Fall Wilhelm Boudriot. Eine Kritik an Karl Barth. In: Jahrbuch der Hessischen

erhob wegen einer kritischen Stellungnahme Boudriots zu einer Schrift Karl Barths vom 14.02.1946²⁶⁶ schwere Vorwürfe gegen ihn, beschuldigte ihn einer deutsch-nationalen und latent nazistischen Haltung, die auch die neue Universität und Fakultät in den Verdacht stellten, »eine Pflanzstätte nationalistischer Bestrebungen« und ein Ort der »Metamorphose des braunen Untiers«²⁶⁷ zu sein. Boudriot hatte seit 1911 in Bonn Theologie studiert und dort auch die Promotion (1924) absolviert. Seit 1919 auf verschiedenen Pfarrstellen tätig hatte er insbesondere als Pfarrer der Französisch-Reformierten Gemeinde in Offenbach am Main ein reformiertes Profil entwickelt. Unter der NS-Herrschaft stand er auf Seiten der Bekennenden Kirche, freilich mit deutschnationaler Position. Aus einer solchen Haltung heraus hatte er auch am 14.02.1946 seine Kritik an Karl Barths Schrift *Die Deutschen und wir*²⁶⁸ verfasst, die aber nicht für die Öffentlichkeit bestimmt war.²⁶⁹ Zerres' zehn Monate später erschienener polemischer Artikel überraschte daher Boudriot; er informierte umgehend Dekan Jannasch,²⁷⁰ schon wenige Tage später (18. 12. 1946) gab es eine Besprechung, an der neben Boudriot und den Dekanen beider theologischen Fakultäten in Mainz auch Rektor Reatz und Kultusminister Ernst Lotz (1887–1948) teilnahmen. Die hochkarätige Besetzung zeigt, wie ernst man in Universitätsleitung und provisorischer Landesregierung die Vorwürfe gegen Boudriot nahm. Ihm wurden politisch bedenkliche Äußerungen vorgeworfen²⁷¹ und er wurde von seiner

Kirchengeschichtlichen Vereinigung 41 (1990), S. 87–110; ders.: Pfarrer Dr. Wilhelm Boudriot – ein Kämpfer für den Glauben. Geschichte als Erbe und Auftrag für eine reformierte Gemeinde in unserer Zeit. In: Hugenotten 64 (2000), S. 39–59; ders.: Zu Einflüssen der Französischen Besatzungsmacht auf die Mainzer Universität unter besonderer Berücksichtigung der Evangelisch-Theologischen Fakultät. In: Jahrbuch der Hessischen Kirchengeschichtlichen Vereinigung 48 (1997), S. 125–134; ders.: Eingriffe der französischen Besatzungsmacht in die Mainzer Universität unter besonderer Berücksichtigung der Evangelisch-theologischen Fakultät. In: Blätter für pfälzische Kirchengeschichte und religiöse Volkskunde 65 (1998), S. 107–116. Die beiden letztgenannten Titel sind inhaltlich weitgehend identisch.

266 Vgl. Dienst: Fakultät (Anm. 2), 153–156; Karl Barth: *Die Deutschen und wir*. Zürich 1945. Die Schrift erreichte eine ganze Reihe von Auflagen und wurde auch ins Niederländische, Englische und Französische übersetzt.

267 Rheinischer Merkur 1 (1946), Nr. 79, S. 1 f.

268 S.o. Anm. 266.

269 Boudriot wehrte sich darin vor allem gegen die von Barth postulierte »Kausalkette« Friedrich der Große – Bismarck – Wilhelm II. – Hitler; vgl. Dienst: Fakultät (Anm. 2), S. 154–156.

270 Schon einen Tag nach dem Erscheinen des Artikels berichtete Jannasch am 14. 12. 1946 im Fakultätsrat darüber; Jannasch wurde beauftragt, mit der Universität Kontakt aufzunehmen, »um gemeinschaftlich einer weiteren Verwicklung vorzubeugen und nötig machende weitere Schritte vorzubereiten«, UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, S. 7.

271 Vgl. Dienst: Fakultät (Anm. 2), S. 158. Jannasch berichtete am 05.02.1947 in Anwesenheit Boudriots im Fakultätsrat, dass der Kultusminister Boudriot inzwischen suspendiert habe und weitere Gespräch im Rektorat und mit Vertretern des Kultusministeriums keine

Lehrtätigkeit suspendiert. Die politischen Instanzen, vor allem die französische Besatzungsmacht,²⁷² schlossen bald darauf eine Rückkehr auf seine Professur aus, zu heikel war offensichtlich der Vorwurf der Nähe zu deutschnationalen und nationalsozialistischen Positionen. Die französische Seite hatte nach Ende des Wintersemesters 1946/47 schriftlich erklärt, »daß Prof. Dr. Boudriot für die Universität nicht mehr tragbar sei«.²⁷³ Dies dürfte entscheidend dazu beigetragen haben, dass Dekan Jannasch, die Darmstädter Kirchenleitung und der Landesbruderrat der Bekennenden Kirche Boudriot, wenn überhaupt, nur noch sehr verhalten unterstützten.²⁷⁴ Auch ein Ausgleichsversuch mit Karl Barth scheiterte, weil jener die deutsch-nationale Haltung des Verfassers grundsätzlich ablehn-

sachliche Klärung herbeigeführt hätten; die Haltung der französischen Militärregierung habe sich nicht eindeutig klären lassen; der Fakultätsrat beauftragte nach Aussprache die Professoren Jannasch, Gallig und Käsemann, eine Stellungnahme des Rektors herbeizuführen. Auch ohne Kenntnis des Texts von Boudriot vom 14. 02. 1946 halte man Ton und Art der Darstellung im Rheinischen Merkur »für unwürdig und unanständig. Sie [sc. die Fakultät] ist der Meinung, daß unter allen Umständen ein offizielles und baldiges Verfahren gegen Herrn Boudriot gefordert werden muß, falls nicht die Militärregierung das Verbleiben von Herrn Boudriot im Lehrkörper der Universität einhellig als untragbar erklärt«, UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, S. 9.

- 272 Jannasch hatte schon am 30. 01. 1947 im Zwischenkirchlichen Ausschuss berichtet, dass der Mainzer Rektor keine Möglichkeit mehr sehe, Boudriot zu halten; es sei die beste Lösung, »B. seitens der Kirchen einen Ruf zu erteilen«, ZA.EKHN, Best. 155/307, Protokoll des Zwischenkirchlichen Ausschusses vom 30. 01. 1947 (Punkt 9). Es wurden unterschiedliche Schritte verabredet, die aber nicht zu einer Lösung führten. Bei der letzten Sitzung des Fakultätsrats im Wintersemester 1946/47 berichtete Jannasch über weitere Gespräche in der causa Boudriot. Es bestehe keine akute Gefahr für ihn, ein Gespräch Boudriots mit einem Vertreter des Kultusministeriums habe aber auch nicht zu einer Entschärfung geführt. »Festzustehen scheint, daß Herr Boudriot bei der Militärregierung als persona ingrata gilt«, UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, Eintrag vom 22. 02. 1947, S. 10. Der Rektor habe sich bereit erklärt, bei einem anstehenden Gespräch im Kultusministerium, die Sache noch einmal zur Sprache zu bringen; die Fakultät verabschiedete für diesen Anlass eine Eingabe.
- 273 Vgl. ZA.EKHN, Best. 155/307, die entsprechende Mitteilung von Dekan Jannasch im Zwischenkirchlichen Ausschuss am 31. 03. 1947 (Punkt 5).
- 274 Vgl. Dienst: Fakultät (Anm. 2), S. 167–176. Boudriot beklagte sich wiederholt beim Zwischenkirchlichen Ausschuss und bei Dekan Jannasch über mangelnde Unterstützung; die Vorwürfe wurden höflich, aber klar zurückgewiesen; vgl. UA.Mz, Best. 11-11 (unter Buchstabe A/B), Boudriot an Jannasch, Mainz-Gonsenheim, 26. 07. 1948; Antwort Dekan Jannaschs am 28. 07. 1947; ZA.EKHN, Best. 155/307, Protokoll des Zwischenkirchlichen Ausschusses vom 22. 04. 1947 (Punkt 5). Boudriot hatte sich auch mit Eingaben an die Kirchenkanzlei der EKD und ihren Ratsvorsitzenden Wurm gewandt und auch den Moderamen des Reformierten Bunds eingeschaltet. Der EKD-Rat gewährte Boudriot bei seiner Sitzung am 27./28. 04. 1948 in Frankfurt am Main 2000 Reichsmark für die Abfassung einer »Geschichte der reformierten Kirche in Deutschland«; vgl. Die Protokolle des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland, Bd. 2: 1947/48, S. 4f., 55, 183–185 mit Anm. 38, 205–207, 219, 455.

te.²⁷⁵ Die Fakultät bat die EKHN darum, Boudriot auf eine Pfarrstelle zu versetzen, was sich aber ebenfalls als schwierig erwies.²⁷⁶ Eine Lösung der causa war noch nicht gefunden, als Boudriot plötzlich am 23.08.1948 an einem Herzinfarkt verstarb.²⁷⁷ Seine Suspendierung von seiner Mainzer Lehrtätigkeit im zweiten Semester seines Wirkens verdankt sich offensichtlich vor allem der entschiedenen Haltung der französischen Besatzungsmacht. Boudriots deutschnational gefärbte Kritik mit offener Flanke zum Nationalsozialismus erschien der Militärregierung mit ihren Zielen der Entgermanisierung und »Déprussification«²⁷⁸, die sie auch mit der Gründung der Mainzer Universität verfolgte, offensichtlich nicht vereinbar. Dass Barths Kritik an preußisch-wilhelminischen Traditionen mit diesen Leitgedanken der französischen Besatzungspolitik konvergierte, hat zu dem Missverständnis geführt, als sei vor allem Boudriots Barth-Kritik für das Vorgehen gegen ihn verantwortlich gewesen, sie war aber lediglich Auslöser der Affaire. Zum Wintersemester 1950 erhielt Heinrich Steitz (1907–1998) den Lehrauftrag für Hessische Kirchengeschichte, der 1956 um Diasporakunde erweitert wurde.²⁷⁹

Fast zeitgleich mit dem Beginn der Affaire Boudriot forcierte Dekan Jannasch die Besetzung des zweiten noch freien Extraordinariats in der Kirchengeschichte, das nach der Berufung von Völker mit einem jüngeren Kirchenhistoriker besetzt werden sollte, der »Fachmann für die neuere Kirchengeschichte«²⁸⁰ ist. Der Unitätsdirektor der Brüdergemeinde Heinz Renkewitz (Bad Boll, 1902–1974) sei

275 Vgl. Dienst: Fakultät (Anm. 2), S. 162–165. Die causa Boudriot wird von Christiane Tietz, Tietz: Karl Barth (Anm. 75), nicht thematisiert.

276 Am 30.04.1948 berichtet Dekan Jannasch im Fakultätsrat, dass die Verwaltung der Universität im Falle Boudriot »eine Weiterzahlung des Gehaltes auf unbegrenzte Zeit nicht meint verantworten zu können«, UA.Mz, Best. 106-162, S. 16. Kurz zuvor war die Absicht der EKHN, Boudriot auf die Pfarrstelle im rheinhessischen Zotzenheim zu versetzen von der französischen Militärregierung abgelehnt worden; vgl. Dienst: Fakultät (Anm. 2), S. 174; vgl. ZA.EKHN, Best. 155/307, die Protokolle des Zwischenkirchlichen Ausschusses vom 04.03.1948 (Punkt 2) und 16.07.1948 (Punkt 4).

277 Am 18.07.1948 teilte Dekan Galling im Fakultätsrat mit, dass Verwaltungsdirektor Fritz Eichholz (1902–1994) vom Kultusministerium Mitteilung erhalten habe, »wonach der Fall Boudriot in allernächster Zeit eine Regelung erfahren wird«, UA.Mz, Best. 106-162, S. 19.

278 S. o. S. 18 mit Anm. 8.

279 Zum Ende des WS 1948/49 brachte der Fakultätsrat auf Ersuchen der EKHN einen Antrag für einen Lehrauftrag für hessische Kirchengeschichte für »Pfr. Lic. Dr. Steitz« auf den Weg, der im WS 1955/56 auf Antrag des Gustav Adolf-Werks erweitert wurde; vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, Einträge vom 16.02.1949 und 14.12.1955, S. 24, 104; im Wintersemester 1957/58 wurde im Fakultätsrat über eine Honorarprofessur für Steitz und Biundo beraten; vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, Einträge vom 27.11.1957 und 01.02.1958, S. 146, 148. Zu seinem weiteren Werdegang vgl. <https://www.gutenberg-biographics.ub.uni-mainz.de/personen/register/eintrag/s/heinrich-steitz.html> (abgerufen am 07.07.2025).

280 ZA.EKHN, Best. 155/307, Jannasch an die Mitglieder des Zwischenkirchlichen Ausschusses, Nierstein, 23.12.1946. Jannasch gab an, damit den Wunsch von Völker zu formulieren.

ein solcher Fachmann »mit guter Lehrgabe und Lehrerfahrung und von ausgezeichneten persönlichen Qualitäten«, mit dem zudem die Chance bestünde, »eine Anzahl Herrnhuter Studenten« zu sammeln, »deren krichliche [!] Eigenart für Fakultät und Studentengemeinde von grosser Wichtigkeit werden könnte«. Der selbst aus der Brüdergemeinde stammende und mit ihr verbundene Jannasch gab dies als Wunsch Völkers aus, der »weitgehende Zustimmung der Fakultät«²⁸¹ genieße. Renkewitz hatte nach seinem Theologiestudium in Herrnhut, Göttingen und Leipzig seit 1928 verschiedene Positionen in der Brüdergemeinde und der Ökumenischen Bewegung ausgeübt und war ein profilierter Kirchengeschichtler²⁸². Nach längeren Bemühungen um ihn²⁸³ lehnte Renkewitz schließlich im Herbst 1947 einen Wechsel nach Mainz ab.²⁸⁴ Nach der Besetzung des zweiten Extraordinariats mit Friedrich Horst und dem Tod Boudriots verabschiedete der Fakultätsrat am 22. 11. 1948 eine Liste für die Nachfolge Boudriot mit drei Namen: 1. Adolf Hamel (1904–1958), 2. Günther Moldaenke (1908–2008), 3. Heinz Renkewitz.²⁸⁵ Das Berufungsverfahren zog sich jedoch trotz der Zustimmung des

281 Ebd. Jannasch räumte ein, dass sich damit die Besetzung des Extraordinariats mit dem Religionspädagogen Friedrich Ruhland zerschlagen werde, wenn nicht die Landeskirchen bereit seien, den entsprechenden Lehrauftrag zu einem Extraordinariat aufzustocken; vgl. ebd.

282 Seine Arbeit über den radikalen Pietisten Ernst Hochmann von Hohenau galt als so quellenreich und qualitativ, dass sie 1969 nachgedruckt wurde; vgl. Heinz Renkewitz: Hochmann von Hohenau (1670–1721). Breslau 1935 (= Breslauer Studien zur Theologie und Religionsgeschichte 2); Nachdruck: Witten 1969 (= Arbeiten zur Geschichte des Pietismus 5).

283 Einstimmiger Beschluss des Zwischenkirchlichen Ausschusses zur Berufung von Heinz Renkewitz, ZA.EKPF, Best. Altregistratur 202/04-02, Protokoll vom 30.01.1947; ZA.EKHN, Best. 155/307. Ein Fakultätsvotum ist erst für den 05.02.1947 überliefert; vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, S. 7; vgl. UA.Mz, Best. NL 16-7, das Schreiben der Unitätsdirektion Herrnhut, Bad Boll an Jannasch, 25.06.1947, nach dem die Frage noch offen ist. Am 27.06.1947 teilte Rektor Josef Schmid Renkewitz mit, dass die französische Militärregierung und der rheinland-pfälzische Ministerpräsident seine Anstellung bewilligt hätten, und forderte ihn auf, seine Anstellungsurkunde im Rektoratsbüro abzuholen; vgl. UA.Mz, Best. NL 16-7.

284 Vgl. die diesbezüglichen Schreiben der Synode West der Brüderunität und der Finanzdirektion, die zeigen, dass die Haltung der Brüdergemeinde in dieser Sache nicht einhellig war, Bad Boll, 25.08.1947 und 26.08.1947, UAMz, NL 16-2 und 16-7. Vgl. ZA.EKHN, Best. 155/307, das Protokoll des Zwischenkirchlichen Ausschusses vom 23.10.1947; 1954 übernahm er die Position des Theologischen Studienleiters der EKHN-Akademie in Arnoldshain, die im selben Jahr ihr Tagungshaus in Schmitten-Arnoldshain bezogen hatte.

285 Vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, Eintrag vom 22.11.1948, S. 20 (und Zusatzserklärung Eduard Schweizers, S. 21). Adolf Hamel war 1929 in Bonn promoviert worden und hatte sich dort 1947 habilitiert. Vgl. Der Kirchenbegriff Hippolyts (Promotionsschrift). Borna, Leipzig 1929; Der junge Luther und Augustin, 2 Teile (Habilitationsschrift). Gütersloh 1934, 1935. Günter Moldaenke wurde 1934 in Berlin promoviert und 1936 in Königsberg habilitiert, Lehre 1934–1937 in Tartu (Dorpat) und ab 1937 Lehrstuhlvertretung in Heidelberg; vgl. Schriftverständnis und Schriftdeutung im Zeitalter der Reformation. Teil 1: Matthias Flacius Illyricus. Stuttgart 1936.

Zwischenkirchlichen Ausschusses am 28.11.1948 in die Länge, erst zum Wintersemester 1949/50 gehörte Hamel zum Kollegium.²⁸⁶ Adolf Hamel verstarb am 26.04.1958, sein Nachfolger wurde Martin Schmidt (1909–1982).

Systematische Theologie. Mit der Berufung Friedrich Delekats zum Wintersemester 1946/47 (23.11.1946) war zumindest eine der beiden vorgesehenen Systematik-Professuren besetzt.²⁸⁷ Dekan Jannaschs Bemühungen, nach der Absage von de Quervain²⁸⁸ die zweite Professur mit Paul Schempp zu besetzen, wurden zu Beginn desselben Wintersemesters vom Darmstädter Kirchenpräsidenten Friedrich Müller endgültig blockiert.²⁸⁹ Jannasch beschwerte sich in einem Brief an den Zwischenkirchlichen Ausschuss über das Verhalten Müllers und bat um eine kurzfristig angesetzte Sitzung des Gremiums:

»Ich bin von dem Ausschuss in dieser Sache in einem Augenblick im Stich gelassen worden, in dem ich bereits entscheidende Schritte in Sachen Schempp eingeleitet hatte. Ich hatte bereits an die Militärregierung geschrieben, den Rektor verständigt und

286 Vgl. ZA.EKHN, Best. 155/307, die Protokolle des Zwischenkirchlichen Ausschusses vom 28.11.1948 und 23.03.1949; UA.Mz, Best. 11-11 (Buchst. H), Berufungsabsicht, mitgeteilt durch Rektor Reetz an Dekan Galling, Mainz, 10.12.1948; UA.Mz, Best. 11-9, Dekan Galling an Administrateur Col. Fosse, Mainz, 08.06.1949, Bitte um Berufung von Adolf Hamel; UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, Eintrag vom 14.06.1949, Nachricht über die Bestätigung von Hamel im Fakultätsrat, S. 26; UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, Eintrag vom 24.11.1949, Begrüßung im Fakultätsrat, S. 29. Am 30.04.1952 wurde Hamel zum persönlichen Ordinarius ernannt; vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, Eintrag vom 30.04.1952 (Punkt 8), S. 57; vgl. Eintrag vom 19.12.1951, Beantragung des persönlichen Ordinariats, S. 49; UA.Mz, Best. 11-11 (Buchst. H), Antrag Dekan Wiesners an Rektor Galling, Mainz, 07.01.1952. Im Wintersemester 1954/55 lehnte Hamel die Wahl zum Dekan ab; vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Eintrag vom 01.12.1954 im Protokollbuch der Fakultät, S. 91. Möglicherweise verzögerte sich Hamels Verfahren, weil Wilhelm Jannasch am 19.12.1948 ein undatiertes Separatvotum zu dem Verfahren einreichte, das aber von Dekan Galling am 27.12.1948 aus formalen Gründen zurückgewiesen wurde, was zu einer erheblichen Verstimmung zwischen Jannasch und der Mehrheit des Fakultätsrats führte; vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, Zusatzserklärung von Jannasch am 25.11.1948, S. 21; UA.Mz, Best. 11-11 (Buchst. H), Jannasch an Dekan Galling, Nierstein, 19.12.1949; Dekan Galling an Jannasch, 27.12.1948; Jannasch an Fakultätsrat, Nierstein, 10.02.1949. Jannasch hatte in seinem Votum Heinz Renkewitz an erste und Adolf Hamel an zweite Stelle gesetzt (Platz 3: vacat).

287 Zu Delekat vgl. Breul: Systematische Theologie (Anm. 64), S. 39–45; Simojoki: Delekat (Anm. 154), bes. S. 284–337.

288 S. o. S. 64f. mit Anm. 191.

289 Mit Schreiben an Superintendent Becker vom 16.11.1946 zog Kirchenpräsident Müller seine im Zwischenkirchlichen Ausschuss am 21.08.1946 gegebene Zusage für die Besetzung der zweiten Systematikprofessur (1. De Quervain, 2. Schempp) nach der endgültigen Absage de Quervains »in aller Form zurück« und schlug vor, »nochmals zu erwägen, ob nicht nunmehr Professor D. Schumann, Halle, auf das erste Ordinariat für Dogmatik berufen werden könnte. Man könnte für dieses Ordinariat auch an Lic. Trommershausen in Gießen denken«, ZA.EKHN, Best. 155/307.

insbesondere Colonel Sturm²⁹⁰ gebeten, sich für Schempp einzusetzen. Colonel Sturm hat sich nun bei mir darüber beschwert, dass er für eine Sache engagiert worden sei, zu der man nun nicht stünde. Die Verantwortung ihm gegenüber trage natürlich ich, aber ich muss sie letztlich demjenigen der hochwürdigen Herren zuschieben, der die Kandidatur Schempp zu Falle gebracht hat.«²⁹¹

Bei seiner Sitzung am 30.01.1947 ließ sich der Ausschuss jedoch nicht von Jannaschs Beschwerde und seinen nebulösen Drohungen²⁹² beeindrucken. Schempp war damit ebenso wie der von Müller favorisierte Friedrich Karl Schumann aus dem Spiel. Der Ausschuss beschloss nach weiteren Absagen, sich nun erneut um Walter Kreck zu bemühen, der 1946 bereits abgelehnt hatte.²⁹³ Nach der abermaligen Absage Krecks kam neben anderen im Sommersemester 1947 erstmals der Name *Werner Wiesner* (1902–1974) ins Spiel;²⁹⁴ nach einem Vortrag vor einer Pfarrkonferenz in Kaiserslautern und einem positiven Votum vom pfälzischen Präses entschied sich der Ausschuss für die Berufung von Wiesner, dessen Berufung sich aber wegen Schwierigkeiten beim Entnazifizierungsnachweis in die Länge zog;²⁹⁵ Erst am 4. Dezember 1948 teilte Dekan Galling mit, dass die Berufung von Wiesner nun genehmigt sei;²⁹⁶ zum 1. Januar 1949 konnte er an die Mainzer Fakultät berufen werden.

290 S. o. S. 24f.

291 ZA.EKHN, Best. 155/307, Jannasch an den Zwischenkirchlichen Ausschuss, Nierstein, 23. 12. 1947, S. 1.

292 Jannasch sprach im selben Schreiben von personellen Folgerungen, welche die Blockade Müllers haben werde, blieb aber unklar, was er meinte. Zugleich bedauerte er das unklare Votum von Landesbischof Wurm, der sich »sowohl zu seiner positiven wie zu seiner negativen Einstellung gegenüber Schempp bekannt« habe, ebd.

293 Vgl. ZA.EKHN, Best. 155/307, Protokoll des Zwischenkirchlichen Ausschusses vom 30.01. 1947 (Punkte 3f.). De Quervain hatte zwischenzeitlich abgesagt.

294 Vgl. ZA.EKHN, Best. 155/307, die Protokolle des Zwischenkirchlichen Ausschusses vom 31.03.1947 (Punkt 6), 11.07.1947 (Punkt 1). Nach der Absage von Kreck hatte man für die Besprechung im Ausschuss Gutachten eingeholt, deren Ergebnis den Ausschuss aber nicht zufrieden stellte. Er beschloss daher, Werner Wiesner (Göttingen) und Heinz-Horst Schrey (Tübingen, 1911–1993) zu Vorträgen vor Pfarrkonferenzen zur Urteilsbildung von Kirchenleitungen und Fakultät einzuladen; vgl. Protokoll des Zwischenkirchlichen Ausschusses vom 11.07.1947 (Punkt 1).

295 Wegen der zwischenzeitlichen Einrichtung von Spruchkammern für die Entnazifizierungsentscheidungen zog sich das Verfahren in die Länge. Wiesner war engagiertes Mitglied der Bekennenden Kirche gewesen und hatte wegen seiner Haltung unter NS-Herrschaft Nachteile erlitten. Am 03.11.1947 war er durch die Göttinger Spruchkammer entlastet worden, die notwendige Einwilligung der Instanzen der französischen Militärregierung in Baden-Baden und Koblenz zog sich jedoch in die Länge. Zum Verlauf des Verfahrens vgl. ZA.EKHN, Best. 155/307, die Protokolle des Zwischenkirchlichen Ausschusses vom 25.08. 1947 (Punkt 1), vom 23.10.1947 (Punkt 2), vom 05.03.1948 (Punkt 3) und vom 26.07.1948 (Punkt 3).

296 Vgl. ZA.EKHN, Best. 155/307, Protokoll des Zwischenkirchlichen Ausschusses vom 04.12. 1948 (Punkt 3).

Bei der Besetzung des Fachs Systematische Theologie trafen deutlicher als in den übrigen Disziplinen der evangelischen Theologie unterschiedliche Positionen aufeinander. Niemöllers und Jannaschs Bemühungen um eine klare BK-Besetzung der beiden Lehrstühle scheiterten zunächst am anfänglich geringen Interesse der Kandidaten an einer universitären Tätigkeit in Mainz. Jannasch gelang es immerhin für das erste Semester mit de Quervain eine Notlösung zu finden, die aber nicht von Dauer war. Nach der Berufung von Friedrich Delekat scheiterte die Besetzung der zweiten Stelle mit Paul Schempp am Widerstand des Darmstädter Kirchenpräsidenten Müller. So war es ausgerechnet die von den BK-Vertretern gewünschte stärkere kirchliche Orientierung der theologischen Ausbildung an der Mainzer Fakultät, die sich in der weitreichenden Mitwirkung der drei regionalen Landeskirchen im Zwischenkirchlichen Ausschuss institutionell materialisierte, welche die Besetzung mit einem entschiedenen BK-Vertreter verhinderte. An seiner Stelle kam mit Werner Wiesner ein Systematiker, der zwar gut in der Fakultät mitarbeitete, publizistisch aber kaum in Erscheinung trat.²⁹⁷

Praktische Theologie. Die Professur für Praktische Theologie blieb bis zur altersbedingten Emeritierung von Wilhelm Jannasch unverändert. Anders als im ersten Semester war es für Jannasch jedoch nicht mehr nötig, Kirchengeschichtsveranstaltungen anzubieten. Sein für einen Dekan ausgesprochen umfangreiches Lehrangebot von 12 SWS wies bei den Seminaren gleichwohl Übergänge zur neutestamentlichen Exegese und zur Patristik auf.²⁹⁸ Das Lehrangebot wurde von Beginn an durch spezielle Lehraufträge ergänzt. Bereits seit dem ersten Semester existierte ein Lehrauftrag für Kirchenmusik, der zunächst durch den pfälzischen Pfarrer *Imo Schäfer* versehen wurde, der jedoch bald wegen der Unzuverlässigkeit seines Angebots²⁹⁹ durch die Studiendirektorin *Hanna Eggert*

297 Zu Wiesner vgl. Breul: Systematische Theologie (Anm. 64), S. 45f.

298 Neben einer vierstündigen Vorlesung zu Homiletik und Liturgik bot Jannasch zwei Übungen (je 2 h) an: »Die Bibel im Lebens- und Arbeitsbereich des evangelischen Pfarramtes« und »Der erste Johannesbrief in der katechetischen und homiletischen Behandlung«. Seminar und Proseminar (je 2 h) hatten das Thema »Die Anfänge der christlichen Tauf liturgie« und »Stilistische Übungen zur Homiletik an Hand von Augustinlektüre« (Proseminar), Vorlesungsverzeichnis der JGU WS 1946/47, S. 20. An dieser Ausrichtung seiner Vorlesungen, Übungen und Seminare hielt Jannasch auch in den nachfolgenden Semestern fest, reduzierte den Umfang seines Angebots jedoch über 10 SWS (SoSe 1947) auf 8 SWS (WS 1947/48 und SoSe 1948).

299 Erstmals wurde am 04.03.1948 im Zwischenkirchlichen Ausschuss Klage geführt, »dass Pfarrer Imo Schäfer im WS nur sehr unregelmäßig seinen Verpflichtungen, Vorlesungen über Kirchenmusik zu halten, nachgekommen sei«. Präses Stempel sollte deshalb mit ihm reden und »ihn auffordern, seine Habilitation unverzüglich in Angriff zu nehmen«, ZA.EKHN, Best. 155/307, Protokoll (Punkt 8). Als Schäfer auch im SoSe 1948 seine Lehrveranstaltungen nicht regelmäßig hielt, wurde die pfälzische Kirchenleitung gebeten,

und diese wiederum durch Kirchenmusikdirektor *Franz Kessler* (1914–2007) abgelöst wurde.³⁰⁰ Kessler wechselte zum Wintersemester 1959/60 an die Erlanger Evangelisch-Theologische Fakultät.³⁰¹ Auf Wunsch der Kirchen war in den anfänglichen Planungen für die Ausstattung des Lehrangebots ein Extraordinariat für Religionspädagogik und Religionsphilosophie vorgesehen,³⁰² das jedoch mit Einverständnis des Zwischenkirchlichen Ausschusses zunächst an das Fach Altes Testament übertragen wurde.³⁰³ Zudem war die Vergabe der Position strittig,³⁰⁴

Schäfer eine Aufgabe seines Lehrauftrags nahezulegen; vgl. ZA.EKHN, Best. 155/307, Protokoll des Zwischenkirchlichen Ausschusses vom 16. 07. 1948 (Punkt 6).

300 Am 26. 11. 1948 schlug die Fakultät im Zwischenkirchlichen Ausschuss vor, anstelle von Imo Schäfer Dr. Hanna Eggert aus Frankfurt für einen Lehrauftrag mit einer zweistündigen Vorlesung und einer Übung von gleichem Umfang zu berufen; vgl. ZA. EKHN 155/307, Protokoll (Punkt 1). Der Lehrauftrag war von vornherein nur als Übergangslösung gedacht. Mit seiner Bitte um Bewilligung an Rektor Galling bat Dekan Wiesner am 17. 11. 1951 Franz Kessler aus Wiesbaden zu den gleichen finanziellen Konditionen bereits zum bevorstehenden Wintersemester als Nachfolger von Hanna Eggert anzustellen, da jene ihren Lehrauftrag bereits aufgegeben habe. Kessler sollte wie Eggert eine Garantiesumme von 150 DM je Semesterwochenstunde erhalten, die von den Kolleggeldern nicht aufgebracht werden könne; vgl. UA.Mz, Best. 11-1; Eggert hatte am 28. 10. 1951 wegen eines Anstellungswechsels ihres Mannes den Lehrauftrag gegenüber Dekan und Rektor gekündigt; vgl. UA.Mz, Best. 11-11 (Buchst. E); dort findet sich weitere Korrespondenz zum kirchenmusikalischen Lehrangebot und zu dessen Vergütung (Buchst. E und K).

301 Vgl. UA.Mz, Best. 106-16, die Schreiben des Erlanger Dekans vom 29.06.1959 und der Mainzer Professoren bzw. des Mainzer Dekans vom 06.07.1959 und vom 13.11.1959; UA.Mz, Best. 106-163, Protokollbuch der Fakultät 2, Eintrag vom 11. 11. 1959, S. 14.

302 S. o. S. 40.

303 S. o. S. 76f.

304 Um das Extraordinariat bzw. später den Lehrauftrag konkurrierten Friedrich Ruhland und Alfred Trommershausen; s.o. S. 46 mit Anm. 118, 125. Zudem waren Wolfgang Sucker (Darmstadt) und Erwin Wißmann (Gießen) angefragt worden; vgl. ZA.EKHN, Best. 155/307, die Listen vom 01.04.1946. In den Akten findet sich diesbezüglich einige Korrespondenz, die hier nicht referiert wird; vgl. ZA.EKHN, Best. 155/307; 193/65. Der Darmstädter Kirchenpräsident Müller setzte sich wiederholt für Trommershausen ein; vgl. bspw. ZA.EKHN, Best. 155/307, Müller an Jannasch, Darmstadt, 16.09.1946. Trommershausen hatte wiederholt bei der Kirchenleitung und der Mainzer Fakultät in eigener Sache interveniert; vgl. exemplarisch ZA.EKHN, Best. 155/307, Trommershausen an die Darmstädter Kirchenregierung, Gießen, 15.11.1946. Superintendent Becker hatte Edmund Schlink, der Trommershausens Vorgänger auf der Repetentenposition der Theologischen Fakultät Gießen (bis 1935) gewesen war, um ein kurzes Gutachten zu Trommershausen und Ruhland gebeten. Schlinks Votum fiel eindeutig aus: Trommershausen habe trotz mehrerer ruhiger Jahre in Gießen weder wissenschaftlich etwas Bedeutendes geleistet, noch »hatte er einen nennenswerten Lehrerfolg [...] Zudem hat er sich den notwendigen Entscheidungen, die die Kirche damals gegenüber dem Nationalsozialismus zu treffen hatte, entzogen.« Ruhland dagegen besitze die wissenschaftlichen und praktischen Voraussetzungen für einen Lehrauftrag oder Extraordinariat in der Religionspädagogik; er habe insbesondere eine religionspädagogische Gabe im Umgang mit Kindern und in der Anleitung zur kirchlichen Unterweisung »in seiner umfassenden Arbeit im hessischen Kindergottesdienstverband gezeigt«, beide Zitate ZA.EKHN, Best. 155/307, Gutachten Schlinsk an Becker, Heidelberg, 14. 11. 1946. Zudem habe Ruhland den Nationalsozialismus klar abgelehnt und sei 1935 als

sodass *Friedrich Ruhland* erst im Sommersemester 1947 seine Lehrtätigkeit aufnehmen konnte. Vergütung und Status seiner Lehrtätigkeit blieben aber Gegenstand weiterer Korrespondenz.³⁰⁵ Friedrich Ruhland legte im Wintersemester 1949/50 seinen Lehrauftrag aus Krankheitsgründen nieder; er verstarb 1953.³⁰⁶ Sein Nachfolger wurde der Theologe und Mediziner *Wilhelm Loew* (1887–1997), der von 1952 bis 1963 eine Honorarprofessur für Praktische Theologie an der Fakultät innehatte.

Religions- und Missionswissenschaft. Eine Professur für Religions- und Missionswissenschaft war in den ursprünglichen Planungen Martin Niemöllers und der beiden Kirchenleitungen nicht vorgesehen; sie taucht erstmals in der Liste auf, die Wilhelm Jannasch am 30.04.1946 wenige Wochen nach seiner Ankunft in Mainz erstellte, hier schon mit dem Namen Walter Holsten.³⁰⁷ Bei der Festlegung des Stellenplans nach dem ersten Semester war diese Professur jedoch wieder zugunsten der traditionellen Fächer entfallen.³⁰⁸ Jannasch hat sein Vorhaben gleichwohl weiterverfolgt. Vermutlich über Verbindungen aus seiner Berliner Zeit hatte er Kontakt in »dortige Missionskreise« aufgenommen³⁰⁹ und konnte dem Rektor am 14.01.1947 mitteilen, dass diese »beabsichtigen, für die Evangelisch-Theologische Fakultät unserer Universität ein Ordinariat für allge-

einer der ersten deutschen Pfarrer in einem KZ inhaftiert worden (01.04.–20.05.1935) – mit vier anderen Pfarrern der Ev. Kirche Nassau-Hessen, die sich ebenfalls gegen Landesbischof Ernst Ludwig Dietrich gestellt hatten; vgl. Björn Mensing: Evangelische Pfarrer aus ganz Europa im KZ Dachau. In: Namen statt Nummern. Dachauer Lebensbilder und Erinnerungsarbeit. Hg. von Sabine Gerhardus und Björn Mensing. Leipzig 2009, S. 195–284, hier S. 210–213. Allerdings gestalte sich auch das Gespräch mit Ruhland nicht einfach, da er ein Extraordinariat unter Aufgabe seines Pfarramts anstrebte, während ihm die Fakultät nur einen Lehrauftrag anbieten wollte; vgl. UA.Mz, Best. NL 16-3, Jannasch an Superintendent Becker, undatierte Durchschrift [06.10.1946].

305 Im Sommersemester 1947 bot Ruhland zweistündige Veranstaltungen zum Kindergottesdienst und zur evangelischen Pädagogik an; vgl. ZA.EKHN, Best. 155/307, die Übersicht vom 28.12.1946; Vorlesungsverzeichnis der JGU SoSe 1947, S. 35. Im WS 1947/48 erweiterte er sein Lehrangebot im Rahmen des Lehrauftrags auf insgesamt zehn Stunden (im SoSe 1949 acht Stunden, im WS 1949/50 sechs Stunden). Strittig waren die Vergütung des Lehrauftrags und die Aufwertung seiner Position zu einer Honorarprofessur, der aber seine geringe Lehrerfahrung entgegenstand; vgl. ZA.EKHN, Best. 155/307, die Protokolle des Zwischenkirchlichen Ausschusses vom 30.01.1947 (Punkt 8), 16.07.1948 (Punkt 5), 26.11.1948 (Punkt 1); UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, Einträge vom 20.11.1946 (S. 3), 10.12.1946 (S. 5), 22.11.1948 (S. 20), 14.06.1949 (S. 27).

306 Vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, Eintrag vom 19.01.1950, S. 29.

307 S. o. S. 55.

308 S. o. S. 71–74.

309 Die Gossner Mission unterhielt ihr Missionshaus im Berliner Ortsteil Friedenau (Handje-yrstr. 20), in dem Wilhelm Jannasch die Gemeinde Friedenau der Bekennenden Kirche versammelt hatte. Ihr Missionsdirektor Hans Lokies war in der NS-Zeit ebenfalls für die Bekennende Kirche engagiert und wurde mehrfach inhaftiert. Jannasch dürfte also über einen guten Kontakt zu Lokies verfügt haben, der sich auch im Briefwechsel zwischen beiden spiegelt; vgl. UA.Mz, Best. NL 16-8.

meine Religionswissenschaft und Missionskunde zu stiften«. Zudem sei geplant, »ein Studentenheim für evangelische Missionstheologen ins Leben zu rufen, sodass unsere Universität in dieser Hinsicht zu einer wichtigen Zentralstelle werden würde«.³¹⁰ Es sei geplant, in diesen Schwerpunkt Eugen Ludwig Rapp, der selbst Missionserfahrungen habe, einzubeziehen.³¹¹ Diese Idee war offensichtlich zwischen dem Gossner Missionsdirektor Hans Lokies (1895–1982), in dessen Gottesdienstsaal in Berlin-Friedenau Wilhelm Jannasch ab 1940 mit seiner BK-Gemeinde Zuflucht gefunden hatte, und Jannasch entstanden.³¹² Beide waren nicht nur in der BK engagiert gewesen, sondern auch für verfolgte jüdische Bürger und Bürgerinnen eingetreten.³¹³ Die Gossner Mission wollte mit der Errichtung eines Wohnheims für Missionsstudierende in Mainz-Kastel zugleich Wohnungen und Büro für Holsten und für eine Vertretung der Mission in den westlichen Besatzungszonen sorgen.³¹⁴ Schon Ende Januar 1947 konnte Jannasch

310 UA.Mz, Best. 45-150, Dekan Jannasch an Rektor Schmid, Nierstein, 14.01.1947, S. 1. Jannasch berichtet, dass dieser Nachricht »allerlei Korrespondenzen und Besprechungen vorangegangen« (ebd.) seien. In seinem Rückblick auf die ersten Jahre der Fakultät spricht Jannasch explizit davon, dass er »frühere Berliner Beziehungen« genutzt habe; vgl. Wilhelm Jannasch: Die Anfänge der Evangelisch-theologischen Fakultät der Johannes Gutenberg-Universität in Mainz. In: Jahrbuch der Vereinigung »Freunde der Universität Mainz« (1954), S. 16–23, hier S. 22; vgl. auch UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, Eintrag vom 05.02.1947, S. 7.

311 Jannasch warb daher im gleichen Schreiben darum, Rapp, dessen Weggang drohe, mit der Aufwertung seines Lehrauftrags an der Fakultät zu halten, entweder durch ein persönliches Ordinariat an der Philosophischen Fakultät oder durch ein planmäßiges Extraordinariat in der Ev. Theologie; vgl. UA.Mz, Best. 45-150, Dekan Jannasch an Rektor Schmid, Nierstein, 14.01.1947, S. 2; s. o. S. 75.

312 Der erste explizite Hinweis ist ein Schreiben von Lokies an Jannasch vom 28.09.1946. Unter Bezug auf die Habilitation Holstens in Göttingen fragt er an, ob es in Mainz nicht möglich wäre, »für Holsten einen Lehrstuhl für Missionswissenschaften einzurichten? Wir würden dann Missionare, die wir für unser Missionsfeld brauchen und die jetzt auch möglichst Volltheologen sein sollen, zu Euch schicken.« Holsten wird aber schon in Jannaschs erster eigener Berufsliste genannt; s. o. S. 57 mit Anm. 156. Holsten habe in Göttingen wegen Mitgliedschaft in einer Parteiorganisation keine Perspektive, da dies ähnlich schwierig wie im Fall Käsemann sei; s. o. S. 58–60. »Ich glaube, es wäre für die Fakultät ein Gewinn, ihn in ihren Lehrkörper mit einzubauen. Und für uns würde das eine Lösung bedeuten, die wir für unsere Missionarsausbildung nur wünschen könnten. Gott wolle uns hier den rechten Weg zeigen.«, UA.Mz, Best. NL 16-3, Lokies an Jannasch, 28.09.1946. In einem Schreiben vom 15.01.1947 spricht Lokies von Jannaschs Plan, der mit Holsten verfolgt werde; vgl. UA.Mz, Best. NL 16-8.

313 Jannasch wurde mit seiner Frau Elisabeth für sein Engagement unter »die Gerechten unter den Völkern« der Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem aufgenommen; s. den Beitrag von Hansjörg Buss in diesem Band.

314 Lokies schätzte offensichtlich die Lage der Gossner Mission im Ostteil Berlins – mehr als ein Jahr vor Beginn der Berlin-Blockade – schon als problematisch ein; vgl. UA.Mz, Best. NL 16-8, Lokies an Jannasch, 15.01.1947 u. ö. Trotz einiger Kontakte in die Region und trotz detaillierterer Planungen kam das Vorhaben jedoch nicht voran; vgl. UA.Mz, Best. NL 16-8, Lokies an Oberbürgermeister Redlhammer (Wiesbaden), 04.01.1948. Holsten musste in

im Zwischenkirchlichen Ausschuss berichten, dass die Universitätsleitung »diese Stiftung angenommen«³¹⁵ habe; der Ausschuss stimmte der Errichtung des neuen Lehrstuhls und der Berufung von Walter Holsten zu; seine Vorlesungstätigkeit sollte schon mit dem nachfolgenden Sommersemester 1947 beginnen.³¹⁶ In Verbindung mit der zweiten Stiftungsprofessur (Rapp) und flankierenden Maßnahmen (Ausbildungsangebot für Missionsmediziner und Missionsapotheker) wollte Jannasch die Mainzer Fakultät zu einem Schwerpunkt der universitären Missionsausbildung in Deutschland entwickeln.³¹⁷ Dafür sollte auch die Herrnhuter Brüdergemeine gewonnen werden.³¹⁸ Die prekären finanziellen Bedingungen der Nachkriegsjahre bereiteten jedoch bald Schwierigkeiten und stutzten die weitgespannten Pläne zusammen.³¹⁹ Ließ sich die Zustimmung der

den ersten Semestern getrennt von seiner Familie und in wechselnden Unterkünften leben. Aus der später entstandenen Zentrale in Mainz-Kastel entwickelte sich der Missions-schwerpunkt »Dienst in der Arbeitswelt«, ebd.; vgl. auch UA.Mz, Best. NL 16-8, Lokies an Jannasch, 10.04.1947.

- 315 ZA.EKHN, Best. 155/307, Protokoll des Zwischenkirchlichen Ausschusses vom 30.01.1947 (Punkt 5). Zu diesem Zeitpunkt waren noch viele Fragen ungeklärt. So ging die Gossner Mission zunächst davon aus, dass Holsten mit einem Pfarrergehalt ausreichend alimentiert sei, musste dann jedoch akzeptieren, dass sie ein Ordinariengehalt zu zahlen hatte; vgl. UA.Mz, Best. NL 16-8, die Schreiben von Lokies an Jannasch vom 25.01. und 03.03.1947.
- 316 Holsten beklagte noch Ende April, dass ihm amtliche Dokumente über seine Berufung fehlten; der für den 06.05.1947 geplante Stellenantritt verzögerte sich; vgl. UA.Mz, Best. NL 16-8, Holsten an Jannasch, 30.04.1947. Gleichwohl hat er Mitte Juni 1947 seine Tätigkeit in Mainz aufgenommen, ohne jedoch Sicherheit über seinen Verbleib zu haben; vgl. UA.Mz, Best. NL 16-8, Lokies an Jannasch, 17.06.1947. Holsten wird allerdings schon im SoSe 1947 und in den nachfolgenden Semestern im Vorlesungsverzeichnis unter den Professoren der Fakultät genannt und bot Lehrveranstaltungen im Umfang von fünf bis sieben Semester-wochenstunden an; vgl. die Vorlesungsverzeichnisse der JGU für den entsprechenden Zeit-raum. Allerdings durfte er im SoSe offensichtlich noch nicht lehren; s. u. Anm. 320. Jannasch schreibt in seiner Antwort an Lokies am 01.07.1946: »Holstens äußere Unterbringung ist im Vergleich zu dem, was andere Kollegen, beispielsweise auch Delekat, in ihren Anfangszeiten durchgemacht haben, wirklich nicht unerfreulich.« Es sei sinnvoll, dass er seine Familie noch nicht nachhole, auch wegen der Heizsituation. Er sei aber »körperlich so heruntergekom-men«, weil »er einen Teil seiner Ration an seine Angehörigen abgetreten hat«, UA.Mz, Best. NL 16-8. Jannasch bemühte sich für Holsten einen dreimonatigen Aufenthalt zur Erholung in der Schweiz zu organisieren, Holsten nahm dieses Angebot aber nicht an.
- 317 In einem Schreiben an den Zwischenkirchlichen Ausschuss entwickelte Jannasch sein Konzept. Für Missionsärzte und -apotheker sollten in der medizinischen und wissen-schaftlich-mathematischen Fakultät jeweils einige Studienplätze freigehalten werden; die Studierenden sollten neben ihrem Fachstudium bestimmte theologische und missions-wissenschaftliche Lehrangebote in der theologischen Fakultät besuchen. Darüber hinaus sollten an der Johannes Gutenberg-Universität Lehrstühle für Tropenmedizin und asiati-sche Sprachen eingerichtet werden; vgl. ZA.EKHN, Best. 155/307, Jannasch an den Zwi-schenkirchlichen Ausschuss, Mainz, 12.04.1947.
- 318 Vgl. UA.Mz, Best. NL 16-8, Lokies an Jannasch, 10.04.1947.
- 319 Für Walter Holsten war neben der prekären Wohnsituation auch die finanzielle Situation von Beginn an unbefriedigend; der Geldfluss für Holstens Gehalt von der Gossner Mission stockte; es war zunächst nicht geklärt, wer seine Altersversorgung trug und die französi-

französischen Militärregierung für Holsten offensichtlich noch relativ bald gewinnen,³²⁰ so blieb die Finanzierung der Professur mehrere Jahre prekär.

Zunächst misslang der Versuch, die Stiftung über die federführende Gossner Mission hinaus durch die Beteiligung weiterer Missionsgesellschaften auf breitere Füße zu stellen.³²¹ Mit der Währungsreform am 21.06.1948 war die Stiftung der Gossner Mission nicht mehr in der Lage, für das Gehalt von Holsten in vollem Umfang aufzukommen;³²² erneute Bemühungen um eine Finanzierung der Professur mittels der Unterstützung durch weitere evangelische deutsche Missionsgesellschaften scheiterten.³²³ Die drei mit

schen Behörden ließen sich mit seiner Bestätigung monatelang Zeit; vgl. exemplarisch UA.Mz, Best. NL 16-8, den Brief Jannaschs an Lokies, 01.07.1947; erst am 16.07.1947 bestätigte Rektor Schmid den Eingang der Zahlung der Gossner Mission und den Beginn der Gehaltszahlungen an Holsten; vgl. UA.Mz, Best. NL 16-8, Rektor an Jannasch. Holstens beharrliche mündliche und briefliche Klagen gegenüber Jannasch und Lokies und schließlich seine Drohung, die Professur aufzugeben, sorgten für häufige Telegramm- und Briefwechsel zwischen Dekan und Missionsdirektor; vgl. exemplarisch UA.Mz, Best. NL 16-8, Lokies an Jannasch, 15.07.1947; UA.Mz, Best. NL 16-8, Jannasch an Lokies, 21.07.1948. Der Privatdienstvertrag zwischen Universität und Holsten, der das Dienstverhältnis regelte, wurde erst am 23.10.1947 geschlossen; vgl. UA.Mz, Best. NL 16-8.

320 Am 10.07.1947 teilte der Rektor Dekan Jannasch mit, dass zwar die Militärregierung in Baden-Baden ihre Zustimmung erteilt, dass die Militärregierung in Koblenz aber »ihre Bestätigung bis heute versagt« habe, UA.Mz, Best. 45-151; UA-Mz, 106-12. Gleichwohl begrüßte ihn Dekan Jannasch am 04.06.1947 im Fakultätsrat »mit guten Wünschen für seine Arbeit«, UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, S. 12. Für das Sommersemester 1948 erhielt er eine Reduktion seines Lehrangebots zur Organisation seines Umzugs; vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, Eintrag vom 08.12.1947, S. 15f.

321 Im o. g. Schreiben vom 12.04.1947 (Anm. 317) hatte Jannasch angekündigt, die Evangelischen Missionsgesellschaften um Unterstützung der beiden Stiftungsprofessuren (Holsten und Rapp) zu bitten, da die mit ihr verbundenen finanziellen Lasten nicht von den »Heimatkirchen allein (Pfalz, Rheinland, Hessen, Nassau)« getragen werden könnten, ZA.EKHN, Best. 155/307, Jannasch an den Zwischenkirchlichen Ausschuss, Mainz, 12.04.1947. Entsprechende Schreiben sind nicht im UA.Mz, Best. überliefert.

322 Vgl. UA.Mz, Best. 106-12, Jannasch an Regierungsdirektor N., 01.07.1948; ZA.EKHN, Best. 155/307, die Protokolle des Zwischenkirchlichen Ausschusses 16.07.1948 (Punkt 7A) und 26.11.1948 (Punkt 5). Die Schwierigkeiten der Gossner Missionsgesellschaft in der Finanzierung der Stiftung mündeten direkt in die Bemühungen um Unterstützung durch weitere Missionsgesellschaften. Lokies kündigte am 14.07.1948 an, dass man die Gehaltsbeiträge nicht wie vereinbart für ein ganzes Jahr zahlen könne. Er bat darum, wie bei seinen 1600 Katecheten der Gossner Mission zunächst nur einen Teilbetrag zahlen zu dürfen; vgl. UA.Mz, Best. NL 16-8, Lokies an Jannasch.

323 In einem Schreiben vom 10.12.1948 bat Dekan Galling die Missionsgesellschaften darum, durch kleinere oder größere regelmäßige Beiträge die Stiftungsprofessur zum »Gesamtinteresse der deutschen Missionen« zu machen, UA.Mz, Best. 106-12; zum Adressatenkreis vgl. die in UA.Mz, Best. 106-12, überlieferte Adressenliste mit ihren Markierungen; Galling bat auch den deutschen Evangelischen Missionstag um Unterstützung, UA.Mz, Best. 106-12, undatiertes Konzept. Nur wenige Missionsgesellschaften gaben kleinere Zusagen; die Mehrzahl begrüßte zwar die neue Mainzer Stiftungsprofessur, gab aber keine Finanzzusagen, da sie meist selbst in finanziellen Schwierigkeiten steckten. Dekan Galling resümierte in einem Schreiben an den hessen-nassauischen Oberkirchenrat Hans-Erich Heß (1904–1982),

der Fakultät verbundenen Landeskirchen sprangen im Frühjahr 1949 erstmals mit Zahlungen für einen Hilfsfonds zugunsten der Professur von Walter Holsten ein; im Frühjahr 1950 musste Dekan Delekat um die erneute Auffüllung des Hilfsfonds bitten.³²⁴ Wegen der anhaltenden Finanzprobleme der Stiftungsprofessur und weil man eine Abwanderung Holstens befürchtete, hatte die Fakultät mit Unterstützung der Kirchenleitungen aber bereits am 11.02.1950 einen Antrag auf Einrichtung eines planmäßigen Extraordinariats für die Professur von Walter Holsten gestellt.³²⁵ Galling hatte dabei auch auf die noch nicht erreichte Gleichstellung mit der Katholisch-Theologischen Fakultät verwiesen; der Antrag wurde offensichtlich noch im Laufe des SoSe 1950 bewilligt.³²⁶

dass die Bemühungen »im grossen und ganzen als gescheitert anzusehen« seien, UA.Mz, Best. 106-12, Galling an Heß, 16.02.1949.

- 324 Am 23.03.1949 erklärten die drei Kirchenleitungen im Zwischenkirchlichen Ausschuss – unter grundsätzlichem Festhalten an der Verantwortung der Gossner Missionsgesellschaft für die Finanzierung der Stiftungsprofessur – ihre Bereitschaft, einen Überbrückungsfonds in Höhe von 2000 DM (je 800 DM seitens der EKIR und der EKHN, 400 DM seitens der EKPf) einzurichten. Sollte die Gossner Missionsgesellschaft nicht mehr in der Lage sein, ihre Zahlungen zu leisten, dann sollte der »Missionsrat« für die Dotierung der Professur angefragt werden. Es wird festgehalten, »daß der Goßnerschen Missionsgesellschaft davon keine Mitteilung gemacht werden soll, es sich lediglich um eine interne Vereinbarung der Kirchen handelt, um den Dekan der Fakultät in die Lage zu versetzen, bei auftretenden Zahlungsverzögerungen dem jeweiligen Inhaber des Lehrstuhles eine finanzielle Hilfe leisten zu können«, ZA.EKHN, Best. 155/307, Protokoll des Zwischenkirchlichen Ausschusses vom 23.03.1948 (Punkt 7). Am 29.04.1950 bat Dekan Delekat um einen weiteren Überbrückungskredit für Holsten, erneut in Höhe von 2000 DM bis zum 01.07.1950; vgl. ZA.EKHN, Best. 155/307, Protokoll des Zwischenkirchlichen Ausschusses vom 29.04.1950 (Punkt 1). Danach sollte das für Holsten beantragte Extraordinariat die Finanzsorgen beenden.
- 325 Die Forderung war Teil eines Brandbriefs, den Dekan Galling wegen der allgemein schlechten Arbeitsbedingungen und des damit verbundenen Weggangs von Professoren der Fakultät an das Kultusministerium in Koblenz gerichtet hatte; vgl. ZA.EKHN, Best. 155/307, Dekan Galling an das Kultusministerium Rheinland-Pfalz, 11.02.1950. Parallel dazu hatte Präses Stempel (EKPf) am 07.02.1950 in Mainz Gespräche mit Rektor Isele, Dekan Galling (und Eugen Ludwig Rapp) sowie Vertretern der französischen Besatzungsmacht (Generaldirektor Schmittlein, Colonel Sturm) geführt; s. auch u. S. 122–124. Mit dem Dekan wurde der Antrag auf ein Extraordinariat für Holsten durch die Landesregierung und die Möglichkeit, ein solches mit den Mitteln der Gossner Mission finanziell zu einem Ordinariat aufzuwerten, besprochen; vgl. ZA.EKPf, Best. Altregistratur 202/04-02 (Zwischenkirchlicher Ausschuss), Aktenvermerk zu den Mainzer Besuchen von Präses Stempel am 07.02.1950; vgl. auch UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, 19.01.1950 (S. 30), 19.05.1950 (S. 32) und 21.06.1950 (S. 32f.).
- 326 »Von den im Stellenplan vorgesehenen, einer Gleichstellung mit der kath.theol.Fakultät [!] entsprechenden neuen Ordinarien sind nur 7 bewilligt. Die Fakultät muss auch hier ihre Ansprüche anmelden«, ZA.EKHN, Best. 155/307, Dekan Galling an das Kultusministerium Rheinland-Pfalz, 11.02.1950; Superintendent Becker unterstützte als Sprecher des Zwischenkirchlichen Ausschusses in einem Schreiben an Kurator Eichholz das Anliegen »von großer Dringlichkeit«, Albig, 04.05.1950, ZA.EKHN, Best. 155/307. Rektor Isele antwortete am 09.05. zustimmend und bat das Kultusministerium um Prüfung, ob die Schaffung des Extraordinariats noch im Haushaltsjahr 1950 im Rahmen eines Nachtragshaushalts mög-

Angesichts der Finanznöte musste die Fakultät mit der Stabilisierung der Professur Holsten – zunächst durch ein planmäßiges Extraordinariat und schließlich durch die Überführung der Professur in ein Ordinariat zum 01.11.1953³²⁷ – zufrieden sein. Trotz der Ende 1953 schließlich erreichten Verankerung der Professur Holsten im Stellenplan der Fakultät wurde Mainz nicht zu einem Zentrum universitärer Missionsausbildung, diese blieb wie bisher weithin den Missionsgesellschaften überlassen. Zwar nahmen auch einige Medizinstudierende die Möglichkeit zur Ausbildung als Missionsmediziner an, möglicherweise aber nur, um auf diese Weise einen der raren Medizinstudienplätze in Mainz zu erhalten.³²⁸ Walter Holsten übernahm nach seiner Ernennung zum Ordinarius 1954/55 das Dekanat und arbeitete in verschiedenen universitären Kommissionen mit.³²⁹ Schon 1952 hatte ihm seine Göttinger Herkunftsfakultät einen Eh-

lich sei; vgl. ZA.EKHN, Best. 155/307, Schreiben Iseles an die Fakultät (Abschrift). Am 15.05.1950 teilte er auf eine Eingabe der Fakultät vom 19.04. mit, dass er ihren Antrag als Wiederherstellung eines bisher nicht besetzten planmäßigen Extraordinariats verstehe, das nun neu als »Professur für Religionswissenschaft und Missionskunde« ausgewiesen sei, auf die Holsten als bisheriger Inhaber der Stiftungsprofessur berufen werden solle. Daher habe er den Senat um Zustimmung gebeten, die einstimmig am 12.05. erfolgt sei und diesen Schritt gegenüber dem Kultusministerium befürwortet. Rektor Isele unterließ nicht den Hinweis, dass die Stiftungsprofessur trotz des Übergangs Holstens auf ein Extraordinariat fortbestehen und später wiederbesetzt werden könne; vgl. UA.Mz, Best. 01-110. Sein sauberes juristisches Handeln in der causa Stiftungsprofessur entspricht dem, was er am 07.02.1950 gegenüber Präses Stempel geäußert hatte: Er wolle sich »als Jurist« dafür einsetzen, »dass die Berufung einer Reihe von Dozenten nun endgültig geregelt würde. Eine ganze Anzahl von Dozenten mache seit Jahren Dienst: ohne dass ihre Anstellung als Staatsbeamte klar und völlig gesichert sei. Darunter befänden sich auch einige Professoren der Theol. Fakultät«, ZA.EKPF, Best. Altregistratur 202/04-02 (Zwischenkirchlicher Ausschuss), Aktenvermerk zu den Mainzer Besuchen von Präses Stempel am 07.02.1950, S. 1. Die Landesregierung übernahm ab 01.07.1950 die Besoldung und Dekan Delekat konnte den Kirchenleitungen eine anderweitige Verwendung der Mittel aus dem Kirchenfonds zur Finanzierung der Stiftungsprofessur vorschlagen; vgl. ZA.EKHN, Best. 155/307, Dekan Delekat an die EKHN, Mainz, 28.09.1950; UA.Mz, Best. 106-84, Delekat an die Kirchenleitungen Rheinland, Hessen und Nassau und Pfalz, 28.09.1950, und weitere Schreiben in dieser Sache ebd. UA.Mz, Best. 11-70, Antwort der EKIR, Düsseldorf, 17.10.1950; UA.Mz, Best. 11-30, Antwort der EKHN, Wiesbaden, 03.10.1950.

327 UA.Mz, Best. 11-42, Rundschreiben des Rektors der JGU Nr. 52 vom 21.12.1953 (Punkt 2); vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, Eintrag vom 08.07.1953, S. 75. Mit der erfolgreichen Absicherung der Professur wurde Hans Lokies durch die Fakultät für die Ehrenpromotion vorgeschlagen, die er 1953 erhielt; vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, Eintrag vom 17.12.1952, S. 66.

328 Vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, Eintrag vom 03.11.1949, S. 28.

329 Die Wahl zum Dekan fand am 09.12.1953 statt; vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, Eintrag vom 09.12.1953, S. 80. In den nachfolgenden Jahren wurde Holsten Mitglied der Wohnheimkommission und der Gebührenerlass- und Stipendienkommission; vgl. UA.Mz, Best. 11-42, das Rundschreiben des Rektors vom 26.07.1955 (Nr. 61, Punkte 15 u. 17). Schon Ende 1952 hatte er die Leitung der Fakultätsbibliothek übernommen; vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, 17.12.1952, S. 68. Am 23.01.1957 wurde

rendoktor verliehen.³³⁰ Zum 31. 03. 1973 wurde Holsten emeritiert, er verstarb am 13. 03. 1982.³³¹

Wissenschaftlicher Nachwuchs und Lehraufträge. In den anfänglichen Planungen für die Evangelisch-Theologische Fakultät spielten Stellen für den wissenschaftlichen Nachwuchs zunächst keine Rolle.³³² Gleichwohl hat es offensichtlich schon früh eine Assistentenstelle gegeben. Der aus Zweibrücken stammende *Leo Fremgen* (1913–1992) wurde zum 01. 02. 1947 eingestellt, eine fachliche Zuordnung ist aus den Akten nicht erkennbar. Sein wissenschaftliches Profil würde jedoch zum Lehrstuhl Friedrich Delekat's passen.³³³ Fremgen, der 1936 mit einer philosophischen Arbeit und 1942 mit einer theologischen Arbeit doppelt promoviert und 1944/45 als Assistent mit einem neutestamentlichen Lehrangebot in Marburg angestellt war,³³⁴ schied jedoch schon zum 01. 12. 1947 wieder aus dem Mainzer Dienstverhältnis aus, da seine im Sommersemester 1947 eingereichte Habilitationsschrift von der Fakultät abgelehnt worden war.³³⁵ Sein

Holsten von der Fakultät zum Mitglied des Senats (Senator) gewählt; vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, S. 125.

330 Der Titel wurde am 30. 06. 1952 verliehen; vgl. UA.Mz, Best. 106-12, die Mitteilung des Dekans an den Rektor der JGU vom 11. 11. 1952.

331 Im Sommer 1967 geriet der theologisch konservative Holsten mit der Evangelischen Studentengemeinde in einen Konflikt; er bat am 22. 06. 1970 um seine vorzeitige Emeritierung zum 01. 10. 1970; vgl. UA.Mz, Best. 106-12. 1975 wurde er für seine Verdienste um die Mainzer Studentenschaft von Ministerpräsident Helmut Kohl mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet; vgl. UA.Mz, Best. 106-12.

332 Schon in der ersten Sitzung wurde die Einrichtung einer Assistentenstelle in den Blick genommen, aber zunächst vertagt; vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, Eintrag vom 20. 11. 1946, S. 3f. Eine Empfehlung des Mainzer Universitätskurators vom 07. 10. 1949 wirft ein Schlaglicht auf die finanzielle Ausstattung und die Lebensverhältnisse der Assistenten in den Gründungsjahren: »Es wird [...] empfohlen, nichtverheiratetes Personal auszusuchen und nicht voreilig eine Wohnung in sichere Aussicht zu stellen. Die Benutzung von Diensträumen als Wohnräume oder Schlafstellen für solche Personen ist nicht gestattet«, UA.Mz, Best. 11-42, Rundschreiben des Rektors Nr. 2, 22. 10. 1949, Punkt 10.

333 Vgl. *Metaphysik der Liebe. Eine Auseinandersetzung mit Schopenhauer*. Eisfeld 1936; *Kunst und Schöpfung. Ethik der Kunst*. Gütersloh 1942; *Barmen und der Bau der Evangelischen Kirche in Deutschland heute*. Protokoll der Arbeitsgemeinschaft Barmen im »Bund für lebendige Kirche«. Bielefeld 1946; *Und dann Zarathustra? Ein Buch für einen und alle*. Gütersloh 1949. In den 1950er, 1960er und 1970er Jahren folgten weitere Publikationen im Schnittfeld von Kunst, Kultur und Religion.

334 Vgl. *Lebenslauf und Beilagen in Fremgen's Mainzer Personalakte*, UA.Mz, Best. S. 64-659. Fremgen hatte 1937 und 1941 Erstes und Zweites Theologisches Examen abgelegt; zwischen beiden Examina hatte er als Pfarrverweser in der Pfälzischen Kirche gearbeitet; von 1939 bis 1944 war er zum Kriegsdienst eingezogen; nach seiner Entlassung aus Gesundheitsgründen wurde er Assistent in Marburg.

335 Vgl. UA.Mz, Best. 106-162, das Protokoll der Fakultätssitzung vom 04. 06. 1947 (2. Sitzung), S. 13. Das Protokoll vermerkt: »Es ist nicht beabsichtigt, Herrn Fremgen die Assistentenstelle über das Wintersemester hinaus zu belassen«, ebd. Zuvor war im Frühjahr 1946 ein Habilitationsversuch an der Universität Erlangen »infolge geänderter Habilitationsordnung« unterblieben, UA.Mz, Best. S. 64-659, *Lebenslauf*, S. 2.

Nachfolger *Heinrich Schrapper* (geb. 1915³³⁶) war bereits Ende 1946 für die Assistentenstelle im Gespräch gewesen; schon im Oktober 1947 wurde er zur Bewerbung aufgefordert und dem zweiten Systematik-Lehrstuhl zugeordnet. Wie bei Werner Wiesner zog sich das Entnazifizierungsverfahren in die Länge.³³⁷ Schrapper blieb ebenso wie Fremgen eine wissenschaftliche Karriere in der Evangelischen Theologie versagt. Das war bei Schrappers Nachfolger Eduard Lohse (1924–2015) anders.³³⁸

Tabelle 6: Dekane der Evangelisch-Theologischen Fakultät Mainz 1946–1962

Wilhelm Jannasch (1888–1966)	01.04.1946–30.09.1948
Kurt Galling (1900–1987)	01.10.1948–31.03.1950
Friedrich Delekat (1892–1970)	01.04.1950–31.03.1951
Werner Wiesner (1902–1974)	01.04.1951–31.03.1952
Eugen Ludwig Rapp (1904–1977)	01.04.1952–31.03.1954
Walter Holsten (1908–1982)	01.04.1954–31.03.1955
Wilhelm Jannasch (1888–1966)	01.04.1955–30.09.1956
Gustav Stählin (1900–1985)	01.10.1956–31.03.1957
Herbert Braun (1903–1991)	01.04.1957–31.03.1958
Gustav Stählin (1900–1985)	01.04.1958–31.03.1959
Werner Wiesner (1902–1974)	01.04.1959–31.03.1960
Manfred Mezger (1911–1996)	01.04.1960–31.03.1961
Martin Schmidt (1909–1982)	01.04.1961–31.03.1962
Arnulf Kuschke (1912–1995)	01.04.1962–31.03.1963

336 Schrapper wurde am 12.02.1915 in Berlin-Charlottenburg geboren. Er hatte 1934–1938 in Berlin studiert und war dort im Dezember 1939 zum Lizentiats promoviert worden. Nach seinem Kriegsdienst hatte er ab 1945 ein Lehr- und ab 1947 ein Pfarrvikariat in der Westfälischen Kirche in Bielefeld absolviert; vgl. UA.Mz, Best. 07-17, Fragebogen zur Entnazifizierung, S. 1; Publikationen von Schrapper und sein Todesdatum konnten nicht ermittelt werden.

337 Schon in der ersten Fakultätsratssitzung taucht sein Name unter den Kandidaten für die Assistentenstelle auf; bereits vor dem Auslaufen der Stelle Fremgens sollte er zur Bewerbung aufgefordert werden; vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, Einträge vom 20.11.1946 und 18.10.1947, S. 4, 14. Zur Verzögerung des Verfahrens vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, Einträge vom 30.04.1948 und 25.06.1948, S. 16, 18; ZA.EKHN, Best. 155/307, die Protokolle des Zwischenkirchlichen Ausschusses vom 04.03.1948, 16.07.1948 (Punkt 1) und 28.11.1948 (Punkt 4); UA.Mz, Best. NL 16-7, Brief Wilhelm Jannaschs an den Mainzer Rektor, 13.03.1948. Schrapper hat in Mainz erheblichen Anteil am Aufbau der Fakultätsbibliothek gehabt; vgl. UA.Mz, Best. 11-12 (Buchst. TU), das Schreiben von Werner Wiesner an Gerhard Ebeling, 14.12.1951.

338 S. u. S. 184.

3. Studium und Studienbedingungen³³⁹

3.1. Entwicklung der Studierendenzahlen und Zulassung zum Studium

In seinem Rückblick auf das erste Semester beziffert Dekan Wilhelm Jannasch im Spätsommer 1946 die Zahl der »Volltheologen« auf 26, zu denen noch eine »Reihe sogen. ›Schmalspurtheologen‹«, Studierende der Religionspädagogik, und zwei »illegal« Studierende hinzukamen, die »aus politischen Gründen nicht zugelassen« waren, »für die aber noch Eingaben in Baden-Baden laufen«.³⁴⁰ Fälle, in denen jungen Männern die Zulassung zum Studium der evangelischen Theologie in Mainz wegen ihrer Zugehörigkeit zu NS-Organisationen verweigert wurde, kamen in den ersten Semestern der neuen Fakultät häufiger vor.³⁴¹ Jannasch trat dafür ein, bei Verweigerungen der Studienzulassung als Dekan gehört zu werden und regte eine Amnestieregelung durch die französische Militärregierung für Menschen unter 27 Jahren an.³⁴² Insgesamt war der Anteil der durch

339 Eine gründliche Untersuchung zum Studium in Mainz in der Nachkriegszeit fehlt; eine umfassende Quellensichtung war im Rahmen dieser Studie nicht möglich. Die nachfolgenden Ausführungen vermögen lediglich einige wichtige Aspekte schlaglichtartig zu profilieren. Studien und Sammelbände zum Studium in der Nachkriegszeit an anderen Universitäten vermitteln einen allgemeinen Eindruck, der sich in vielerlei Hinsicht – mutatis mutandis – auch auf die Mainzer Verhältnisse übertragen lässt; vgl. George: Studieren in Ruinen (Anm. 1); Bayer: Universitäten und Hochschulen im Nationalsozialismus und in der frühen Nachkriegszeit (Anm. 1); Kleinen: Demokratie (Anm. 1). Krönig und Müller: Nachkriegs-Semester (Anm. 1).

340 UA.Mz, Best. NL 16-11 (Anm. 160), S. 1. An der Universität Bonn wurden im ersten Nachkriegssemester (WS 1945/46) für die evangelische Theologie 60 Studienplätze ausgewiesen, von denen 37 besetzt wurden; ein Antrag auf Erhöhung der Zulassungszahl um 100–150 Plätze für das Sommersemester wurde von der britischen Militärregierung abgelehnt; eine deutliche Erhöhung auf 200 Studienplätze wurde erst zum WS 1946/47 gewährt; vgl. George: Studieren in Ruinen (Anm. 1), S. 70f.

341 Jannasch bemühte sich über General Pierre Jacobsen um Einsicht in die Akten abgelehnter Theologiestudierender; vgl. UA.Mz, Best. 45-150, die Antwort Rektor Schmidts an Jannasch vom 02.06.1946 (Punkt 2). Um den Theologiestudenten M. entbrannte ein heftiger Konflikt zwischen Rektor und Dekan. Während Jannasch darauf verwies, dass man einem Achtjährigen seine HJ-Mitgliedschaft nicht zum Nachteil anrechnen könne, da er schon lange vor seinem 18. Geburtstag wieder ausgeschieden sei, erklärte Rektor Schmid, dass er nicht anders habe entscheiden können, da M. Fähnleinführer gewesen sei; vgl. UA.Mz, Best. 45-150, Jannasch an Schmid, 04.07.1946; Schmid an Jannasch, 06.07.1946. Jannasch kritisierte, dass bei Professoren über ihre NS-Vergangenheit hinweggesehen werde, während die Entscheidungen von Minderjährigen »viel schärfer beurteilt und geahndet werden, als solche gereifter Männer«, ebd. Weitere Ablehnungen z.B. für die Studenten F. (UA.Mz, Best. 11-33, 12.08.1946) und G. (UA.Mz, Best. 11-33, 31.07.1947). Wie für die Mainzer Dozenten dürfte die Befragung der Studierenden vor ihrer Zulassung zum Studium auf dem politischen Fragebogen der Alliierten beruht haben; vgl. George: Studieren in Ruinen (Anm. 1), S. 90f.

342 Vgl. UA.Mz, Best. NL 16-11 (Anm. 160), S. 1. Mit der Verordnung Nr. 92 vom 02.05.1947 wurde eine solche Amnestie für alle nach dem 01.01.1919 Geborenen erlassen, sofern sie

Mitgliedschaft in NS-Organisationen belasteten Studierenden in den ersten Semestern der neuen Universität ausgesprochen hoch.³⁴³

Neben politischen Gründen war die Zulassung zum Studium in den ersten Nachkriegsjahren allgemein beschränkt³⁴⁴ und zusätzlich durch die Aufteilung in Besatzungszonen begrenzt. Anfänglich durfte nur ein Quorum von 25 % der Studierenden in Mainz seinen Heimatwohnsitz außerhalb der französischen Zone haben. Solche Regelungen galten anderenorts auch für die Studierenden der Theologie,³⁴⁵ in Mainz waren diese Restriktionen aber für die theologischen Fächer abgemildert.³⁴⁶ Auch ein geringerer Notendurchschnitt bei den Bewer-

nicht Amtsträger der NSDAP oder Angehörige von SS oder Gestapo gewesen waren; vgl. auch George: Studieren in Ruinen (Anm. 1), S. 94f., und allgemein: Rainer Möhler: Entnazifizierung, Demokratisierung, Dezentralisierung – Französische Säuberungspolitik im Saarland und in Rheinland-Pfalz, in: Beihefte zur Francia 27 (1993), S. 157–173.

343 Eine Statistik vom 12. 12. 1946 weist für die Mainzer Universität bei 4094 erfassten Studierenden (davon 1152 Frauen) und 355 Hörer:innen (davon 171 Frauen) 3415 Mitgliedschaften in HJ und BDM aus, was angesichts der Dienstverpflichtungen bei Kriegsbeginn 1939 wenig überraschend ist. Dagegen wurden nur 94 Parteimitglieder, 108 Anwärter und 465 von den Jugendorganisationen in die NSDAP überführte Mainzer Studierende gezählt; vgl. UA.Mz, Best. 65-20, »Auskünfte über die Studenten und Studentinnen der Universität Mainz«, Stand 12. 12. 1946. Es könnte sich bei dieser Quelle um das Ergebnis einer ähnlichen Untersuchung handeln, wie sie ein Jahr zuvor an der Universität Bonn durchgeführt wurde; vgl. George: Studieren in Ruinen (Anm. 1), S. 91 f.; vgl. allgemein Vollnhals: Entnazifizierung (Anm. 41), S. 193–199.

344 1946 bestand durch den weitgehenden Ausfall mehrerer Studienjahrgänge während der Kriegsjahre – trotz Kriegsverlusten und -gefangenschaften – allgemein ein gewisser Rückstau an Studierwilligen, der an vielen Universitäten zu Zugangsbeschränkungen führte. Hinzu kam, dass viele Universitäten aufgrund der Kriegsfolgen (Zerstörung von Gebäuden, Einrichtungen und Wohnungen; Verluste beim akademischen und nichtakademischen Personal) nur über begrenzte Ressourcen verfügten und die Militärregierungen die Arbeitskräfte vor allem in den Wiederaufbau jenseits der Universitäten stecken wollten. Zu den Mainzer Zulassungsregelungen vgl. UA.Mz, Best. 11-1, Fasz. 1, die »Bestimmungen für die Zulassung zum Studium an der Johannes Gutenberg-Universität« vom 15. 01. 1949 (Rektor Reatz); vgl. für Bonn George: Studieren in Ruinen (Anm. 1), S. 67–80.

345 An anderen Universitäten unterlag in den ersten Nachkriegssemestern auch die Zahl der Theologiestudierenden anfänglich einem recht strikten Numerus clausus; vgl. exemplarisch George: Studieren in Ruinen (Anm. 1), S. 71 f.

346 Dekan Jannasch berichtete am 16. 07. 1948 darüber, dass der französische Generalgouverneur angedeutet habe, dass die zahlenmäßige Beschränkung der aus anderen Zonen zuzulassenden Studierenden (25 %) für die Theologie zwar nicht in Geltung sei, jedoch beachtet werden müsste. Jannasch gab an, dass derzeit nur 25 % der Studierenden der Mainzer Fakultät aus der eigenen Besatzungszone kämen, die Quote aber wenigstens bei 50 % liegen sollte; vgl. ZA.EKHN, Best. 155/307, Protokoll des Zwischenkirchlichen Ausschusses vom 16. 07. 1948 (Punkt 1). Jannasch bezog sich offensichtlich auf ein Schreiben des Gouverneurs Claude Hettier de Boislambert (1906–1986), dass die in seinem früheren Schreiben des Gouverneurs (22. 09. 1947) enthaltene Vorschrift, nach der der Anteil der Studenten aus anderen Besatzungszonen 25 % nicht überschreiten dürfe, auf die beiden theologischen Fakultäten in Mainz nicht angewandt werden müsse. »Allerdings werden Sie wie ich der Ansicht sein, dass es wünschenswert ist, dass die aus unserer Zone stammenden Studenten

bungen wurde konzidiert, da sich »die Theologiestudenten nicht nur durch ihr Wissen und ihre vorherige Ausbildung, sondern auch durch ihre moralischen Eigenschaften und ihre Berufung für ihr zukünftiges Amt«³⁴⁷ qualifizieren müssten. Die Kirchen selbst setzten sich angesichts fehlenden Nachwuchses³⁴⁸ dafür ein, die Beschränkungen im Zugang zu den theologischen Fakultäten abzusuchen³⁴⁹ und durch Angebote für Studienab- und -unterbrecher in der Kriegszeit die Zahl der Studierenden zu erhöhen³⁵⁰. Auch Dekan Jannasch be-

den grössten Teil der Studenten der Theologischen Fakultäten darstellen«, UA.Mz, Best. 11-11, Boislambert an [Jannasch], Übersetzung, Koblenz, 26.02.1948. Die Statistik im Mühlmann-Bericht zur Entwicklung der Studierendenzahlen zeigt allerdings, dass die vorgegebene Quote von Studierenden aus der französischen Zone auch in den anderen Fächern offensichtlich nicht vollständig eingehalten wurde; vgl. UA.Mz, Best. 01-180, Bericht W. E. Mühlmann, Oktober 1952, S. 6.

- 347 UA.Mz, Best. 11-11, Boislambert an [Jannasch], Übersetzung, Koblenz, 26.02.1948. Dekan Galling erläuterte in einem Schreiben an Rektor Reatz vom 25.01.1949, dass auch in der Evangelisch-Theologischen Fakultät nur Studierende, die 13–15 Punkte (Prädikat »sehr gut«) erreicht haben, zugelassen werden sollten; Abiturienten mit einem Abgangszeugnis von 11–13 Punkten (»gut«) solle ein propädeutisches Jahr auferlegt werden, das bei Erfolg zum Studium berechtigen solle; vgl. UA.Mz, Best. 11-1, Fasz. 1. Dekan Jannasch gab vor Beginn des Wintersemesters, am Vorabend einer dreiwöchigen Urlaubsreise, detaillierte Instruktionen für das Vorgehen bei Studienanfragen an seinen Stellvertreter Kurt Galling. Er bedauerte, dass der Rektor noch immer pauschal Spermitteilungen an die Studierenden ausgeben lasse, obwohl dies für die beiden theologischen Fakultäten nicht gelte; vgl. UA.Mz, Best. NL 15-3, Jannasch an Galling, 06.10.1946, vierseitiges, aber unvollständiges Konzept.
- 348 Eine Stellenstatistik der »Evang. Landeskirche in Hessen (Provinz Starkenburg, Oberhessen und Rheinhessen.)« vom 28. August 1946, unterzeichnet von [Karl] Grein (1881–1957) für die vorläufige Kirchenleitung, weist bei 515 Gemeindepfarrstellen (Zeile 2) und 32 nicht-gemeindlichen Stellen 57 unbesetzte Stellen (Zeile 3) auf, von denen aber nur die Hälfte nachbesetzt werden soll (Zeile 3 abzüglich Zeile 4). Darüber hinaus wurden aber 67 Stellen von mit »der Wahrnehmung eines kirchl. Amtes betraute[n] Hilfsgeistliche[n] versehen« (Zeile 14), von denen 19 als vermisst galten (Zeile 15). 48 »ostfl[üchtige]« Geistliche waren als »Hilfsgeistliche« »unständig« angestellt (Zeile 22), ZA.EKHN, Best. 155-255. Dem standen nur 15 ordinierte Pfarramtskandidaten und neun Vikare (darunter eine Frau) sowie eine »Vikariatsassistentin« (Zeilen 23–26) gegenüber; vgl. ebd.
- 349 Der wegen seines Widerstands gegen die NS-Politik angesehene Darmstädter Pfarrer und spätere Oberkirchenrat Karl Grein schrieb am 27.07.1946 an die Superintendenten seiner Kirche, dass man sich zentral durch den Dekan der Göttinger Theologischen Fakultät um eine Anhebung der Studierendenzahlen für die evangelische Theologie bemühe und daher die Zahl der gegenwärtigen Theologiestudierenden in Hessen benötige; vgl. ZA.EKHN, Best. 155/255, Darmstadt, 27.07.1946 (dort auch Antwortschreiben).
- 350 Das Predigerseminar in Herborn bot am 1./2. April 1948 einen Einführungskurs in das Theologiestudium für Studienunterbrecher an. Die 17 Personen umfassende Teilnehmerliste nennt als Gründe für die Unterbrechung: Kriegsgefangenschaft (6), Militärdienst (6), Arbeitsdienst (2), Luftkrieg und Zusammenbruch (1), und weitere; vgl. ZA.EKHN, Best. 155/256. Predigerseminardirektor Dell berichtet in einem Begleitschreiben, dass ein großer Teil der 17 Studienanwärter »finanziell hilfsbedürftig« sei, nicht über nötige Bücher verfüge, drei von ihnen hätten »keine Heimat«. Viele hätten nur wenig Religionsunterricht und Bezug zu ihren Kirchengemeinden, nur wenige hätten eine Zulassung zum Theologiestudium erhalten. Dell unterbreitete eine Reihe von Vorschlägen zur Förderung der Studieninter-

mühte sich vor dem ersten Wintersemester mit einem hektographierten Blatt, das er allen Antworten auf Studienanfragen beifügte, darum, für ein Theologiestudium in Mainz zu werben.³⁵¹

Tabelle 7: Gesamtzahl der Studierenden an der JGU Mainz und Zahl/Anteil der Studierenden an der Evangelisch-Theologischen Fakultät Mainz 1946–1962³⁵²

S46	W46/7	S47	W47/8	S48	W48/9	S49	W49/50	S50	W50/1	S51
2088	4205	4850	5807	6117	5780	6029	5854	5743	5264	4685
30	146	209	279	347	323	341	259	227	188	145
1,4 %	3,5	4,3	4,8	5,7	5,6	5,7	4,4	4,0	3,6	3,1

W51/2	S52	W52/3	S53	W53/4	S54	W54/5	S55	W55/6	S56	W56/7
4215	4020	3797	3684	3478	3598	3393	3563	3624	4092	4161
141	132	131	97	89	100	104	84	83	99	99
3,3	3,3	3,5	2,6	2,6	2,8	3,1 %	2,4	2,3	2,4	2,4

S57	W57/8	S58	W58/9	S59	W59/60	S60	W60/1	S61	W61/2	S62
4642	4710	5282	5202	5669	5700	6261	6172	6802	6659	7522
91	88	91	83	104	130	154	187	217	224	210
2,0	1,9	1,7	1,6	1,8	2,3	2,5	3,0	3,2	3,4	2,8

sierten; vgl. ZA.EKHN, Best. 155/256, August Dell an die Kirchenleitung der EKHN, Herborn, 23. 04. 1948, S. 1.

351 »Die Studienaussichten an der evangel.-theol. Fakultät Mainz sind für das Wintersemester 1946/47, das Ende Oktober beginnen wird, sehr günstig. Es werden Studierende aus allen Zonen angenommen. Mit Zurückweisung ist in keinem Falle zu rechnen, falls nicht besondere politische Schwierigkeiten bei den einzelnen Bewerbern vorliegen. Der nötige (übrigens sehr kurz und übersichtlich gehaltene) [politische; Anm. W.B.] Fragebogen ist baldmöglichst vom Sekretariat anzufordern. Bewerber, die noch keine Wohnung haben, wollen sich unverzüglich beim Dekan melden, damit kirchlicherseits die Bereitstellung von Wohnungen erfolgen kann. [...] Es besteht nach wie vor Studiermöglichkeit für Fahrstudenten auch aus dem rechtsrheinischen Gebiet«, UA.Mz, Best. 16-3, undatiertes zweiseitiges hektographiertes Blatt. Tatsächlich bemühte sich Jannasch am gleichen Tag bei Superintendent Becker um kirchliche Unterstützung für Studierende ohne Wohnung; vgl. UA.Mz, Best. 16-3, 06. 08. 1946 [richtig: 06. 10. 1946]. Eine undatierte Liste mit wohnungssuchenden Theologiestudierenden für das WS 1946/47 mit 16 Namen, darunter vier Frauen, ist in Jannaschs Nachlass überliefert; vgl. UA.Mz, Best. NL 16-3. Des Weiteren kündigte Jannasch in seinem Schreiben an die Studierenden den Bau eines Studentenheims und die Vervollständigung (!) der Bibliothek an. Außerdem warb Jannasch für die Evangelische Studentengemeinde und verwies auf Mensa sowie Wohnmöglichkeiten auch auf dem Campus. Vor allem aber enthielt das Informationsblatt das komplette Vorlesungsangebot der ev. Theologie in Mainz.

352 Ich danke Herrn George, Leiter des Mainzer Universitätsarchivs, für die Bereitstellung der Zahlen aus UA.Mz, Best. 4-11, S. 11f., 14, 45f., 48.

Anders als in der Katholischen Fakultät³⁵³ war die Zahl der Studierenden an der Evangelisch-Theologischen Fakultät Mainz im Untersuchungszeitraum recht starken Schwankungen ausgesetzt. Nach den improvisierten Anfängen der Fakultät stieg die Zahl der Studierenden innerhalb von nur drei Jahren schnell auf mehr als das Zehnfache. Nach Gründung der Bundesrepublik sank die Zahl aber ebenso schnell wieder auf einen Wert um 100,³⁵⁴ auf dem sie bis Ende der 1950er Jahre verharrte. Korrelierte der Rückgang anfänglich noch mit dem allgemeinen Rückgang der Gesamtzahl der Studierenden in Mainz,³⁵⁵ so konnte die Evangelisch-Theologische Fakultät von deren Wiederanstieg ab 1955 zunächst nicht profitieren. Ihr Anteil an der Gesamtzahl der Studierenden in Mainz sank von zeitweilig über 5 % auf unter 2 %. Ein im Oktober 1952 erstellter Bericht nennt als ungünstige Faktoren für die Mainzer Fakultät: den häufigen Wechsel der Lehrenden und die zeitweise völlige Vakanz des wichtigen Faches Neues Testament³⁵⁶, fehlende Seminar- und Arbeitsräume, unzureichende Sprachkurse in Griechisch und Latein, das Fehlen eines Wohnheims (Konvikt), das fehlende Hinterland, das katholisch geprägt sei³⁵⁷, und die Konkurrenz anderer Fakultä-

353 Ab dem Wintersemester 1946/47 bewegte sich die Zahl der Studierenden an der Katholisch-Theologischen Fakultät Mainz bis in die 1960er Jahre hinein konstant zwischen 120 und 190.

354 Der Mühlmann-Bericht vom Oktober 1952 bezeichnet die Entwicklung der Studierendenzahlen in der Evangelisch-Theologischen Fakultät als am »abnormsten«, UA.Mz, Best. 01-180 (Anm. 346), S. 8. Der schnelle Anstieg in Mainz dürfte auch damit zu tun haben, dass andere Evangelisch-Theologische Fakultäten Zulassungsbeschränkungen eingeführt hatten; vgl. George: Studieren in Ruinen (Anm. 1), S. 70–73; sowie exemplarisch die Bewerbungen der Studentin B., die in Bethel wegen Überfüllung abgelehnt worden war, UA.Mz, Best. 11-33, Fasz. 1, 25.10.1946, und der Studentin G., die nach zwei Semestern Theologiestudium in Tübingen zurückgewiesen worden war, weil sie nicht aus Württemberg stammte; vgl. UA.Mz, Best. 11-33, Fasz. 2, 04.09.1946. Vgl. auch das Empfehlungsschreiben Hans Joachim Iwands (1899–1960) für den Studenten v. H. nach Mainz, da man in Göttingen keine Neubewerbungen mehr aufnehmen, UA.Mz, Best. 11-33, 17.10.1946. Der Rückgang der Zahl der Studierenden ab 1949 dürfte auch damit zu tun haben, dass die Besatzungsregierungen an anderen Universitäten die Regelung des Numerus clausus an die Länderregierungen übergaben und dieser sukzessive abgebaut wurde; vgl. George: Studieren in Ruinen, S. 77–79.

355 Der Mühlmann-Bericht (Anm. 346) konstatiert im Vergleich mit den anderen Universitäten seit SoSe 1949 den stärksten Rückgang der Studierendenzahlen, für den auch örtliche Faktoren wirksam sein müssten; vgl. S. 10 und Kurve VI.

356 S. u. Abschnitt IV, S. 156–167; vgl. Mühlmann-Bericht, S. 12, 33, 43, 52, 56. Vgl. auch UA.Mz, Best. 106–84, Jannaschs diesbezüglichen Bericht im Zwischenkirchlichen Ausschuss vom 11.10.1955.

357 Vgl. UA.Mz, Best. 01-180, Mühlmann-Bericht vom Oktober 1952, S. 12f., 33, 43. Der Bericht basiert für die Evangelisch-Theologische Fakultät auf nur vier befragten Lehrpersonen. Auf einer breiteren Befragungsbasis standen allgemeine Faktoren, die in der Untersuchung benannt wurden: die starken Kriegszerstörungen, die landschaftlich wenig reizvolle Lage von Mainz und die gleichgültige Haltung der Bevölkerung gegenüber den Studierenden, das Ende vieler Zulassungsbeschränkungen an anderen Universitäten und die höheren Studiengebühren in Mainz, weniger Nebenverdienstmöglichkeiten der Studierenden als in den

ten, deren Bibliotheken besser ausgestattet³⁵⁸ seien und geringere Gebühren hätten oder ganz auf sie verzichteten (Marburg).

Für ihre Aufnahme in die Theologische Fakultät mussten die Bewerber und Bewerberinnen neben einem Bewerbungsschreiben, Zeugnissen und Entnazifizierungsdokumenten auch Empfehlungsschreiben ihrer Gemeindepfarrer oder Superintendenten etc. vorlegen. Der Anteil der Frauen war in den ersten Jahren auch im Volltheologiestudium erstaunlich hoch, obwohl sie noch keinen regulären Zugang zum Pfarramt hatten.³⁵⁹ Ein Vorstellungsgespräch beim Dekan scheint in den ersten Semestern häufiger Bestandteil des Bewerbungsverfahrens gewesen zu sein.³⁶⁰ Kriegsbedingt gab es zahlreiche Sonderfälle, für die um erleichterte Zulassung gebeten wurde.³⁶¹

3.2. Leben der Studierenden im Mainz der Nachkriegszeit

Rechtzeitig vor dem Höhepunkt der Mainzer Fastnachtsskampagne 1954 leitete der Rektor der JGU am 20.02.1954 eine Verfügung des Oberbürgermeisters an die Dekane zur Veröffentlichung weiter, die das Betreten von Trümmergrundstücken untersagte:

»Wie bereits in den Tageszeitungen bekannt gegeben wurde, ist das Betreten der Ruinen und Trümmerstätten mit Gefahren verbunden und verboten. Die noch erhaltenen Kellerdecken der eingestürzten Bauten haben durch die jahrelange Belastung durch Schuttmassen und durch Bombeneinwirkungen an Tragfähigkeit eingebüßt, so dass diese eine grosse Gefahr bedeuten und nicht betreten werden dürfen. [...] Ich bitte Sie höflichst, diesen Hinweis allen Studierenden bekannt zu geben, damit in ausgelassener Fastnachtssstimmung, insbesondere anlässlich des Rosenmontagszuges, keine Unfälle vorkommen.«³⁶²

Großstadtuniversitäten und die ungenügende Ausstattung der Institute und Einrichtungen, insbesondere der Universitätsbibliothek und der Seminarbibliotheken; vgl. UA.Mz, Best. 01-180, Mühlmann-Bericht vom Oktober 1952, S. 35–39, 43 f., 52.

358 S. u. S. 122–128.

359 Details zu diesem Aspekt bietet der Beitrag von Claartje Ille, Laura Kaiser, Tobias Schade und Nathalie Schüler in diesem Band; s. u. S. 259–280.

360 Vgl. z. B. UA.Mz, Best. 11-33, das Schreiben von Dekan Jannasch an die Studentin G. aus Mönchengladbach, die endgültig erst nach persönlicher Vorsprache aufgenommen werden sollte, 12.07.1946.

361 So verwandte sich bspw. der hessen-nassauische Oberkirchenrat Heß am 26.09.1948 für den Studenten K. (Jahrgang 1926), der wegen seiner Kriegsgefangenschaft erst jetzt das Theologiestudium aufnehmen könne; vgl. UA.Mz, Best. 11-30.

362 UA.Mz, Best. 11-1, Fasz. 2, Oberbürgermeister/Beigeordneter der Stadt Mainz an den Rektor der Johannes Gutenberg-Universität, Abschrift an Dekan Rapp, 16./20.02.1954.

Auch beinahe acht Jahre nach Eröffnung der Universität auf dem Gelände der ehemaligen Flakkaserne war das Leben der Studierenden – und nicht nur der Studierenden – noch immer in starkem Maße von den Kriegsfolgen bestimmt. Leider fehlt es an einer gründlichen und umfassenden Studie zu den Sozial- und Lebensverhältnissen im Nachkriegsmainz für die Bevölkerung insgesamt und die Studierenden insbesondere.³⁶³ Die nachfolgenden Ausführungen können daher nur einige Schlaglichter auf die Situation werfen.

Auch nach dem Hungerwinter 1946/47 blieb die Versorgungslage für die Studierenden schwierig. Das Wintersemester 1947/48 begann fast zwei Wochen später, weil die Mensa der Universität keine Vorräte hatte und Essen an Studierende nur abgab, wenn diese zuvor Kartoffeln abgeliefert hatten, was in einigen Fällen zum Kartoffelklauf führte.³⁶⁴ Auch Bekleidung war ein Problem, unter dem insbesondere männliche Studierende litten, weil sie sich nicht behelfsmäßig Kleidung nähen konnten; viele Studierende trugen auch zu Beginn des Wintersemesters kurze Hosen.³⁶⁵

Wenn es schon für Professoren der neuen Universität in Mainz bis weit in die 1950er Jahre erhebliche Schwierigkeiten gab, halbwegs angemessene Wohnungen zu beschaffen,³⁶⁶ dann lässt sich ermesen, welche Probleme Studierende

363 Vgl. die Beiträge des Sammelbands *Leben in Trümmern* (Anm. 16). Vgl. für Rheinland-Pfalz: Pia Nordblom: *Wirtschaftsgeschichte*. In: Kreuz, Rad, Löwe. Bd. 2: Vom ausgehenden 18. bis zum 21. Jahrhundert. Hg. von Friedrich P. Kahlenberg und Michael Kißener. Darmstadt, Mainz 2012, S. 259–328, bes. S. 305–321; Karl-Heinz Rothenberger: *Krieg – Hungerjahre – Wiederaufbau*. In: *Rheinland-Pfalz entsteht*. Beiträge zu den Anfängen des Landes Rheinland-Pfalz in Koblenz 1945–1951. Hg. von Franz-Josef Heyen. Boppard 1984 (= Veröffentlichungen der Kommission des Landtages für die Geschichte des Landes Rheinland-Pfalz 5), S. 79–104.

364 Vgl. ZA.EKHN, Best. 193-67, die beiden Schreiben des Studentenpfarrers Christian Semler an den rheinhessischen Zweig des Hilfswerks der EKD, Superintendent Becker, zur Verpflegung der Studierenden vom 01.10.1947. Semler bat darum, wie das katholische Studentenpfarramt auch lagerungsfähige Nahrungsmittel aus Carepaketen zu erhalten; vgl. ebd.

365 Vgl. ZA.EKHN, Best. 193-67, das Schreiben des Studentenpfarrers Christian Semler an den rheinhessischen Zweig des Hilfswerks der EKD, Superintendent Becker, zur »Bekleidungs-lage in der Studentengemeinde Mainz« vom 01.10.1947. Besonders eindrücklich ist die Beilage, die an sechs Fällen die Situation schildert: »stud.phil., 2. Semester, geb. 1922 aus Berlin. Vater 1941 ums Leben gekommen. Wohnt mit der völlig verarmten Mutter und 2 Geschwistern in Wiesbaden. Der jüngere Bruder, Abiturient, jetzt Fabrikarbeiter, ernährt die Familie. Der Student arbeitet in den Ferien als Korbflechter, besitzt keinen einzigen Anzug, nur eine schlechte Wehrmachtshose, die er sich selber abgeschnitten hat und als kurze Hose trägt, und einen geflickten Kittel. Keine Schuhe, nur 1 Paar halbzerissene Turnschuhe«, Beilage zum o. g. Schreiben.

366 S. u. S. 143–147. Diese Situation wurde durch eine Verordnung aus dem Gründungsmonat der Universität nicht erleichtert, die alle festbesoldeten Mitglieder des Lehrkörpers verpflichtete, ihren Wohnsitz unverzüglich nach Mainz oder in die nähere Umgebung zu verlagern; UA.Mz, Best. NL 16-3, 17.05.1946.



Abb. 5: Ausbau der ehemaligen Flakkaserne in der Saarstraße nach Kriegsende © Hanns Tschira, Tschiraphot Wiesbaden.

hatten – angesichts der noch lange geltenden Wohnraumbewirtschaftung durch die Kommunen und Landkreise – ein Quartier zu finden, wenn sie ihr Elternhaus nicht im Einzugsbereich der Universität hatten. Für Studierende aus anderen Besatzungszonen war der Zuzug ohnehin begrenzt. Viele wohnten weit außerhalb von Mainz und mussten mit spärlichen Verkehrsmöglichkeiten ihren täglichen Weg zur Universität finden. Wilhelm Jannasch schreibt in einem Rückblick (1954) über die Wohnverhältnisse der Studierenden:

»Nur ein kleiner Bruchteil wohnte in Mainz selbst und seinen Vororten, viele hatten über das nördliche Rheinhessen hin bis nach Oppenheim und Alzey eine oft äußerst bescheidene Bude gefunden, manche freilich auch eine sie tief beschämende Freundlichkeit und menschliche Hilfe bei ihren ihnen bis dahin völlig fremden Quartiergebern. Andere wohnten in Wiesbaden;³⁶⁷ nicht wenige kamen täglich aus ihren Wohnsitzen im Rhein-Main-Gebiet. Viel Zeit und Kraft wurde in diesem kalten Winter 1946/47 von fahrenden Studenten und Dozenten, wie es schien nutzlos, auf der Bahn verbracht. [...] Auf manchen Bahnstrecken reisten in diesem und auch noch in den folgenden Semestern Professoren und Studenten gemeinsam in den wenigen in Betracht kommenden Wagen der wenigen verkehrenden Züge, im Winter morgens im Dunklen, bei halb zerschlagenen Fenstern, nach oft langem Warten auf zugigen Bahnsteigen. [...] Es

367 Eine von der EKHN überlieferte Liste zählt im SoSe 1947 30 Studierende der Evangelisch-Theologischen Fakultät Mainz, die in Wiesbaden leben, darunter fünf Frauen; vgl. ZA.EKHN, Best. 155/256.

kam auch vor, daß man in Ermangelung von Mittagszügen auf der Landstraße seiner ländlichen Bleibe wieder zustrebte, manchmal beglückt durch einen freundlichen Autofahrer, der sich des Wanderers erbarmte, manchmal auch den bitteren Weg bis zum Ende auskostend; und auch konnte es geschehen, daß Professor und Student die Tragikomik solchen Weges gemeinsam trugen und vielleicht erst in der Sicht der heimischen Türme einen elenden Platz auf der ungesicherten Plattform eines primitiven Lastwägelchens fanden«.³⁶⁸

Zwar bestanden von Beginn an auch drei Wohnheime für Studierende mit insgesamt 450 Betten, welche die Wohnungsnot etwas abfedern konnten. Doch war die Wohnsituation mit der Belegung von drei bis vier Personen pro Zimmer und strengen Regeln für Kochen, Feiern, Besuche, Stromnutzung etc. weit von den späteren Verhältnissen entfernt.³⁶⁹ Die dürftig errichteten bzw. wieder hergerichteten Wohnheime erforderten bald Renovierungen; größere Neubauten entstanden durch das Studentenwerk erst in den 1960er Jahren.³⁷⁰ So wurde trotz der Verbesserung der allgemeinen wirtschaftlichen Lage seit den frühen 1950er Jahren³⁷¹ die Wohnungssituation für die Studierenden in Mainz nicht entscheidend besser. Denn angesichts steigender Immatrikulationszahlen, der Ansiedlung von Industriebetrieben und der Bundeswehr in der Landeshauptstadt wuchsen Bedarf und Konkurrenz für die Studierenden auf dem Wohnungsmarkt trotz der inzwischen günstigeren ökonomischen Rahmenbedingungen. Der Allgemeine Studentenausschuss der JGU warb daher im Sommer 1956 bei Regierung und Landtag für die Schaffung von Wohnräumen für Studierende und für eine Überprüfung der steigenden Mietpreise.³⁷²

368 Jannasch: Anfänge (Anm. 310), S. 20f.

369 Vgl. Roland Euler: Vom Essen und Wohnen. Die Geschichte des Studierendenwerks Mainz. In: Krausch (Hg.): 75 Jahre (Anm. 4), S. 450–459, hier S. 454f. Eine gründlichere Untersuchung zu den studentischen Wohnverhältnissen in Mainz fehlt.

370 Zu nennen sind das Allianz-Wohnheim im Münchfeld (1963), das Wohnheim Hartenberg (1965) und das Wohnheim Inter I auf dem Campus (1966); vgl. Euler: Studierendenwerk (Anm. 369), S. 455.

371 Das wirtschaftliche Wachstum (BIP) betrug in den 1950er Jahren durchschnittlich 8,2 %; vgl. die Pressemitteilung des Statistischen Bundesamts N 032 vom 1. Juni 2023, https://www.destatis.de/DE/Presse/Pressemitteilungen/2023/06/PD23_N032_81.html (abgerufen am 04.08.2025).

372 Im Juli 1956 veröffentlichte der Mainzer AStA-Vorsitzende Robert Schön eine Erklärung zur »Wohnungsfrage in Mainz«, die davor warnte, die Mainzer Wohnverhältnisse für Studierende mit den Wohnverhältnissen in anderen Universitätsstädten zu vergleichen, denn in Mainz halte das Angebot nicht mit der steigenden Studierendenzahl Schritt; zudem reduziere der Zuzug von Unternehmen und von der Bundeswehr das Angebot. Vor allem ausländischen und insbesondere »farbigen« Studenten werden »unverschämte Mietpreise« abverlangt. Der AStA bittet daher »alle zuständigen Stellen, vor allem den Landtag und die Regierung von Rheinland-Pfalz, geeignete Schritte zu unternehmen, um die Wohnverhältnisse für Studenten in Mainz zu verbessern [...] Darüber hinaus wäre eine Überprüfung der Mietpreise in Mainz ernsthaft zu erwägen, um eine weitere Teuerung zu vermeiden«.

Von Seiten der Mainzer Fakultät ebenso wie von Seiten der drei Landeskirchen in ihrem Einzugsbereich gab es schon in den späten 1940er Jahren Überlegungen, zu einer Verbesserung der Wohnungssituation der Studierenden beizutragen,³⁷³ insbesondere durch den Bau eines »Theologenheims« oder »Konvikts«, deren Realisierung aber längere Zeit auf sich warten ließ. Erst Mitte der 1950er Jahre wurden die Planungen konkreter, sie wurden offensichtlich durch den Alttestamentler Friedrich Horst bei einem Treffen von Fakultät und Kirchenleitung angestoßen.³⁷⁴ Es war die erklärte Absicht, einen Wettbewerbsnachteil der Mainzer Fakultät auszugleichen.³⁷⁵ Da das Vorhaben von den drei im Zwi-

UA.Mz, Best. 11-73. Vgl. auch ebd., den Antrag seines Auslandsreferenten D. Weltmann vom 07.12.1956.

373 »Die Frage der Unterbringung der Studenten wird erörtert«, notiert bereits das Protokoll der zweiten Sitzung des Zwischenkirchlichen Ausschusses am 30.01.1947 und erklärt, man wolle »versuchen, eine Wohnbaracke unter Mithilfe von Prof. Schweizer zu beschaffen«, (Punkt 10), ZA.EKHN, Best. 155/307. Auch bei der Folgesitzung zwei Monate später war die Wohnungsfrage Thema; vgl. ZA.EKHN, Best. 155/307, Protokoll vom 31.03.1947 (Punkt 2). Mit der starken Zunahme der Studierenden der Evangelischen Theologie in Mainz verschwand diese Frage aber wieder von der Agenda. Ende 1951 kam das Thema noch einmal auf die Tagesordnung, weil die EKHN im Zusammenhang mit dem Bau eines Hauses für den Mainzer Studentenpfarrer auch an die Errichtung eines Theologenkonvikts in Mainz und eine Finanzierung durch die drei Landeskirchen (EKHN 40 %, EKIR 40 %, EKPf 20 %) dachte. Die Pläne sahen ein Haus für 25 Studierende und Kosten von 250.000 für den Rohbau vor. Da die rheinische Kirche Zurückhaltung gegenüber einem solchen Vorhaben signalisierte, kam das Projekt nicht zustande; vgl. ZA.EKPf, Best. Altregistratur 110/81-3, Protokoll des Zwischenkirchlichen Ausschusses vom 30.11.1951 (Punkt 4); UA.Mz, Best. 106-162, Protokoll des Fakultätsrats vom 07.01.1951 (Punkt 3), S. 48. Zum Ende des Wintersemesters 1952/53 unternahm die Fakultät einen neuen Anlauf, sie gab aus ihrer Mitte eine Denkschrift für den »geplanten Bau eines Studienhauses« in Auftrag, die den Kirchen vorgelegt werden sollte; vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, Eintrag vom 27.02.1953, S. 71. Die Universität konnte dagegen 1953 die Eröffnung eines Studentenwohnheims »am Wäldchen« vermelden; vgl. UA.Mz, Best. 11-1, Fasz. 2, Dekan Rapp an den Rektor (Vorschlag zweier Studierender der Evangelischen Theologie für das neue Heim), 16.07.1953.

374 Der für Ausbildungsfragen zuständige Oberkirchenrat Hans-Erich Heß der EKHN schrieb am 04.06.1955 unter Bezug auf ein am 01.06. in Friedberg geführtes Gespräch an Horst: »Daß ich Ihnen nun heute noch einmal schreibe, hängt mit dem Ballon »Konvikt« zusammen, den Sie haben steigen lassen und an dessen weiterer Behandlung mir sehr gelegen ist. Ich möchte Sie nämlich fragen, ob Sie Ihre Fakultät nicht veranlassen können, einen offiziellen Antrag in dieser Sache an die drei Kirchenleitungen zu richten«, da das Projekt für eine Kirchenleitung allein zu kostspielig werde. Er habe den Eindruck gewonnen, »daß auch unser Kirchenpräsident zum Schluß, als er Ihre und der anderen Fakultätsmitglieder Meinung gehört hatte, nicht mehr so ablehnend gewesen sei wie vorher.« UA.Mz, Best. 11-30. Im Fakultätsrat wurde der Vorschlag aber erst im WS 1956/57 thematisiert (durch Jannasch), dann aber schon recht konkret; vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Protokolleintrag vom 24.11.1956 (Punkt 2), S. 118; vgl. auch S. 125 (23.01.1957).

375 »Die Evang.-theol. Fakultät der Johannes-Gutenberg-Universität hat es als eine der jüngsten Fakultäten ihrer Art besonders schwer, sich durchzusetzen. Diese Tatsache hat mancherlei Gründe. Einer von diesen ist darin zu erblicken, daß die Mainzer Fakultät als einzige in der

schenkirchlichen Ausschuss vertretenen Kirchen getragen werden sollte, beanspruchte die Planung und Ausführung des Baus Zeit.³⁷⁶ Erst zu Beginn des Sommersemesters 1959 kamen die Bemühungen mit der feierlichen Eröffnung des »Jochen-Klepper-Hauses« für 34 Theologiestudierende zum Ziel.³⁷⁷

Ähnlich wie die Wohnungsfrage im Speziellen war auch die soziale Lage der Studierenden im Allgemeinen im Laufe der 1950er Jahre noch lange ein Thema, das die Öffentlichkeit, die Universität, die Professoren der Mainzer Fakultät und die drei Kirchenleitungen in ihrem Einzugsgebiet beschäftigte. Bevor von staatlicher Seite mit dem Honnefer Modell, einem Vorläufer des späteren BAFöG (ab 1971), eine allgemeine Studienförderung (ab WS 1957/58) – allerdings mit vielen Einschränkungen und ohne Rechtsanspruch – eingeführt wurde,³⁷⁸ waren

Bundesrepublik bis heute kein eigenes Stift (Wohnheim) besitzt und die Studenten naturgemäß denjenigen Fakultäten den Vorzug geben, die ihnen neben qualifizierten akademischen Lehrern auch wirtschaftliche Vorzüge zu bieten vermögen«, UA.Mz, Best. 11-30, Oberkirchenrat Heß an den Rektor der Gutenberg-Universität, Darmstadt, 11.01.1957.

376 Ende 1955 lud Heß die beteiligten Kirchen, die Mainzer Fakultät, den Studentenpfarrer und weitere Beteiligte zu einem Planungstreffen im Januar ein. Bei diesem Treffen wurde der Bauplatz (auf dem Gelände des heutigen Zentrums für Gesellschaftliche Verantwortung, Albert-Schweitzer-Weg 113) besichtigt und es wurden Verabredungen für die Durchführung, Gestaltung und Leitung des Hauses getroffen; vgl. UA.Mz, Best. 11-30, Heß an Kirchenleitungen, Fakultät und EKHN-Vertreter, Darmstadt, 15.12.1955. Bei einem weiteren Treffen am 12.10.1956 wurde die Bauplanung verschlankt und die geplanten Kosten um 30 % auf 350.000 DM verringert; vgl. UA.Mz, Best. 11-30, das Protokoll des Treffens vom 16.10.1956 (dort auch eine undatierte Rentabilitätsberechnung). Anfang 1957 bat Oberkirchenrat Heß den Rektor der JGU nach einer mündlichen Vorstellung des Vorhabens um Unterstützung bei Förderanträgen; vgl. UA.Mz, Best. 11-30, Darmstadt, 11.01.1957; der Antrag wurde aber erst im September 1957 eingereicht; vgl. UA.Mz, Best. 11-30, Oberkirchenrat Heß an den Rektor der JGU, Darmstadt, 25.09.1957. Anfang 1958 stand ein Vertrag mit dem Land Rheinland-Pfalz und den drei beteiligten Kirchen über ein Landesbaudarlehen zur Unterzeichnung an; vgl. UA.Mz, Best. 11-30, Oberkirchenrat Heß an Dekan Braun, Darmstadt, 24.01.1958.

377 Zu den Eröffnungsfeierlichkeiten, an denen neben Oberkirchenrat Heß auch Kirchenpräsident Niemöller teilnahm, vgl. vor allem UA.Mz, Best. 11-30, das Schreiben von Heß an den Mainzer Dekan, Herborn, 24.03.1959 (handschr.). Die Miete sollte mtl. 55 DM (zzgl. Heizkostenbeitrag im Winter) betragen; vgl. UA.Mz, Best. 11-30, die Bekanntmachung von Heß, Darmstadt, 18.12.1958.

378 Der Fakultätentag der evangelisch-theologischen Fakultäten in Deutschland befasste sich auf seiner Tagung am 26.10.1957 mit der »sozialen Lage des heutigen Theologiestudenten [!]« und der »Durchführung des Honnefer Modells«; vgl. UA.Mz, Best. 11-28, die vorläufige Tagesordnung (ohne Datum). Die Debatte war durch eine Sozialerhebung der Studentenwerke 1952 angestoßen worden, die gezeigt hatte, dass die Studierenden kaum vom wirtschaftlichen Aufschwung profitierten. Daraufhin beschlossen die Westdeutsche Rektorenkonferenz, der Hochschulverband und die Studentenwerke die Gründung eines ständigen Ausschusses »für Studentenfragen«, der eine Konferenz im Oktober 1955 in Honnef einberief. Die dort vereinbarten Richtlinien sahen eine Mischform aus Stipendium und Darlehen in zwei Studienphasen vor. Auf die Förderung bestand kein Rechtsanspruch; sie betrug in der Studieneingangsphase mtl. max. 150 DM, im Hauptstudium max. 200 DM. Die Einführung dieses Honnefer Modells verzögerte sich jedoch; erst als der Verband Deutscher

die Studierenden auf die Unterstützung ihrer Eltern, eigene Erwerbseinkünfte oder vergleichsweise seltene Stipendien angewiesen, um studieren zu können. Das Hilfswerk der EKD vergab über die EKHN an Studierende unterschiedlicher Fakultäten eine Förderung (Christophorusstiftung).³⁷⁹ Darüber hinaus bot es Studiendarlehen für die Schlusssemester³⁸⁰ an; die EKHN sekundierte darüber hinaus mit der Übernahme der nicht unerheblichen Studiengebühren.³⁸¹

Studentenschaften vor der Bundestagswahl 1957 mit einem Vorlesungsstreik drohte, wurden Bundesmittel für die Förderung bereitgestellt, die durch Landesmittel ergänzt werden mussten. Da Förderhöhe und die Elternfreibeträge bald hinter der Inflationsrate herhinkten, wurden nur max. 20 % der Studierenden gefördert; vgl. Uwe Rohwedder: Kalter Krieg und Hochschulreform. Der Verband Deutscher Studentenschaften in der frühen Bundesrepublik (1949–1969). Essen 2012, S. 101–129. Der Evangelisch-Theologische Fakultätentag befasste sich mit der Anpassung der Studierendenförderung nach dem Honnefer Modell. Er forderte eine Verlängerung der maximalen Förderdauer um ein Semester für Studierende ohne vollständige Sprachprüfung, die Beibehaltung und Neuausrichtung kirchlicher Stipendien für Theologiestudierende und die Errichtung und Förderung von Konvikten, vgl. UA.Mz, Best. 11-28, den Bericht von Wilhelm Maurer an die Kirchenleitungen, Erlangen, 21. 11. 1957. In Mainz wurde die Studienförderung nach dem Honnefer Modell erst ab 1960 eingeführt; für die Vergabeentscheidungen war der Fakultätsprüfungsausschuss zuständig; vgl. UA.Mz, Best. 11-71, Fasz. 1.

379 Vgl. UA.Mz, Best. 11-30, den Aushang zur Studienförderung durch die EKHN vom 11. 01. 1949, und den Vorschlag von insgesamt fünf Studierenden aus der juristischen, medizinischen, naturwissenschaftlichen, philologischen und theologischen Fakultät in Mainz zur Förderung für das SoSe 1949 mit 250 DM, 10. 05. 1949, das Schreiben von Oberkirchenrat Hans-Erich Heß (Christophorus-Studienwerk) an Kurt Galling zur Förderung von vier Studierenden unterschiedlicher Fakultäten vom 07. 11. 1949.

380 Vgl. UA.Mz, Best. 11-30, das Schreiben von Oberkirchenrat Heß an die Evangelisch-Theologische Fakultät, 16. 02. 1949. Die Förderhöhe betrug 600 DM pro Semester.

381 Am 07. 05. 1956 informierte Oberkirchenrat Heß die Evangelisch-Theologische Fakultät über einen Beschluss der Kirchenleitung der EKHN vom gleichen Tag, Theologiestudierenden der EKHN an der JGU Mainz Studiengebühren bis zu einer Höhe von 155 DM je Semester und bis zum 10. Studiensemester zu erstatten; damit sollten die allgemeine Studiengebühr, Kolleggelder sowie Seminar- und Bibliotheksbeiträge erstattet werden; vgl. UA.Mz, Best. 11-30 (dort auch weitere Stücke zur Sache). Im gleichen Faszikel findet sich für das SoSe 1959 auch eine undatierte Liste mit 36 Personen, denen eine Bescheinigung über Studiengebühren für die Antragstellung (von der Fakultät) ausgestellt wurde. – Darüber hinaus gab es in der Kirchensynode der EKHN auch eine Initiative zur Zahlung eines Wohngeldzuschusses, die aber nicht weiterverfolgt wurde, weil Kirchenpräsident Niemöller nicht die Finanzierung des Konvikts in Mainz gefährden wollte; vgl. UA.Mz, Best. 11-30, die Briefe von Oberkirchenrat Heß an Jannasch, 02. 05. 1956, Jannasch an Niemöller, 04. 05. 1956, und Niemöller an Jannasch, 07. 05. 1956. Zur Höhe der Gebühren vgl. die Einleitungsabschnitte der gedruckten Vorlesungsverzeichnisse, z. B. WS 1946/47, S. 10: 30 RM Immatrikulation, 5 RM Rückmeldung, 100 RM Studiengebühr, 5 RM Seminarbeiträge, 25 RM Sozialgebühr, 3 RM Sportbeitrag. Nach der Währungsreform wurden die Beträge im WS 1948/49 weitgehend unverändert in DM überführt, lediglich Sozialgebühren (14 DM) und Sportbeitrag (1 DM) wurden abgesenkt; vgl. Vorlesungsverzeichnis WS 1948/49, S. 9.

3.3. Studium, Sprachen, Prüfungen, geistliches Leben

Das zweite Semester der jungen Fakultät war von einem der kältesten Winter seit Beginn der Wetteraufzeichnungen in Deutschland betroffen.³⁸² Im sog. Hungerwinter 1946/47 konnten die Gebäude der Universität wochenlang nur unzureichend oder gar nicht geheizt werden. Zeitweise waren die Studierenden gebeten, Heizmaterial mit in die Unterrichtsräume zu bringen; fünf Wochen ruhte der akademische Unterricht offensichtlich ganz; Wilhelm Jannasch lud seine »sehr geringe Hörschaft an einem Wochentage« zu einem Studientag in seine Wohnung nach Nierstein ein, um den Studierenden – bewirtet von seiner Frau – »die ganze Wochenportion an Kollegs und Seminaren in einer ein wenig aufgelockerten Form und rascher Folge«³⁸³ darzubieten.

Neben der Sorge für ihre eigenen elementaren Bedürfnisse waren die Studierenden in den ersten Semestern der Mainzer Universität zu Arbeitseinsätzen verpflichtet, welche den Mangel an Arbeitskräften und Finanzen für den Auf- und Umbau der Gebäude und die Organisation des Studiums kompensieren sollte. Solche Regelungen gab es auch an anderen Universitäten in unterschiedlicher Form.³⁸⁴ In Mainz waren die Studierenden zu 48 Stunden Arbeitseinsatz im Semester verpflichtet, sofern sie nicht unter Ausnahmeregelungen fielen. Im Sommer 1949 wurde diese Regelung zugunsten eines freiwilligen und vergüteten Arbeitseinsatzes abgeschafft.³⁸⁵

Offensichtlich gelang es der Mainzer Evangelisch-Theologischen Fakultät im Hungerwinter ihres zweiten Semesters aber auch Glanzlichter zu setzen. Dank der Unterstützung Eduard Schweizers, seiner Schweizer Gemeinde³⁸⁶ und seiner übrigen Verbindungen konnte im Dezember 1946 kurz vor Weihnachten eine Fakultätsfreizeit organisiert werden, die wegen der guten Versorgung und der dichten theologischen Arbeit die »Fakultät zum ersten Male als geschlossene

382 Vgl. <https://de.statista.com/infografik/24111/das-waren-die-historisch-kaeltesten-winter-in-deutschland/> (abgerufen am 07.07.2025).

383 Jannasch: Anfänge (Anm. 310), S. 20.

384 In Bonn senkte der verpflichtende Arbeitsdienst von Studierenden für Bau- und Einsatztrupps deren Hürden für die Zulassung zum Studium deutlich ab; vgl. George: Studieren in Ruinen (Anm. 1), S. 100–106.

385 Vgl. Rundschreiben des Rektors der Universität vom 15.06.1948, das 48 Stunden Arbeitseinsatz der Studierenden für Bauvorhaben der Universität verlangte, UA.Mz, Best. 11-1. Für Ausländer, Beurlaubte, Kriegsversehrte, Verheiratete, Kriegsbenachteiligte und Examenssemester galten auf Antrag Ausnahmeregelungen.

386 Noch vor Antritt seiner Stelle in Mainz schrieb Eduard Schweizer an Jannasch, dass in seiner Gemeinde tüchtig gesammelt werde. »Ich denke fest daran, ob wir nicht zu einer gemeinsamen Freizeit der ganzen Fakultät kommen könnten, die mit Hilfe unserer Lebensmittel wohl gut durchführbar würde«, UA.Mz, Best. NL 16-3, Postkarte Eduard Schweizers an Jannasch, 26.09.1946.



Abb. 6: Studierende Uni Mainz (1948) © Hanns Tschira, Tschiraphot Wiesbaden.

Einheit zutage treten ließ«³⁸⁷. Wilhelm Jannasch schätzte die neuen Arbeitsformen und das gemeinschaftliche Leben jenseits der traditionellen Unterrichtsformate, die man später bedauerlicherweise nicht weiterverfolgt habe.³⁸⁸

Nach ihren improvisierten Anfängen konnte die Mainzer Evangelisch-Theologische Fakultät ab dem Wintersemester 1946/47 ein normales Lehrangebot mit etwa 25–35 Vorlesungen und Seminaren pro Semester zuzüglich kirchenmusikalischen Angeboten und Sprachkursen bereitstellen, auch wenn noch einige

387 Jannasch: Anfänge (Anm. 310), S. 21. Die Freizeit fand vom 18. bis 20.12.1946 in der Michaelskapelle im rheinhessischen Oppenheim und dem benachbarten Gasthaus »Zum Storchen« statt; vgl. UA.Mz, Best. 45-150, den detaillierten Bericht Jannaschs über die Freizeit an Rektor Schmid, 04.01.1947; vgl. auch UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, Eintrag vom 10.12.1946, S. 5.

388 »Es zeigte sich damals, daß es über die traditionelle Form von Kolleg und Seminar hinaus im wissenschaftlichen Darbieten, Fragen und Antworten, nächtlichen Diskutieren neuartige Gestaltungen des Gemeinschaftslebens zwischen Alten und Jungen in einer Fakultät geben kann, die vielleicht, als die Zeiten äußerer Not und Unzulänglichkeit von uns genommen waren, noch in stärkerer Weise von uns hätten weitergepflegt werden sollen«, Jannasch: Anfänge (Anm. 310), S. 21. Die Fakultät hatte sich vorgenommen, künftig auch weitere solche Freizeiten zu organisieren, diese Absicht aber offensichtlich nicht realisiert; vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, Eintrag vom 05.02.1947, S. 8. Eine Freizeit zum Ende des Sommersemesters (19./20.07.1947), »möglichst auf der Ebernburg«, kam offensichtlich nicht zustande; vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, Eintrag vom 04.06.1947, S. 12.

Lücken im Lehrangebot klafften.³⁸⁹ Es bürgerten sich bald feste Zeitbänke für die Veranstaltungen der einzelnen Dozenten ein, die auch dafür sorgten, dass bei den knappen Räumlichkeiten nicht zu viele Veranstaltungen parallel angeboten wurden.³⁹⁰ Obwohl in der Bundesrepublik teilweise noch bis weit in die 1960er Jahre eine Sechs-Tage-Woche im Arbeitsleben galt, fanden Lehrveranstaltungen an Samstagen nur selten statt.³⁹¹

Da die Zahl von Studierenden mit vollständiger humanistischer Sprachausbildung – anfangs auch kriegsbedingt – zurückging, waren Sprachangebot und -prüfungen für Hebräisch, Griechisch und Latein von Beginn an eine zentrale Frage für das Studium der evangelischen Theologie in Mainz. Während Griechisch und Latein mit den Angeboten der Philologischen Fakultät bestritten werden mussten, konnte die Fakultät dank Eugen Ludwig Rapp vom ersten Semester an ein umfangreiches Angebot orientalischer Sprachen bieten, anfangs neben Hebräisch auch Arabisch, Syrisch, Assyrisch und Aramäisch.³⁹² Weitere Sprachangebote fanden zunächst nur gelegentlich, ab dem Sommersemester 1949 in Gestalt von Übungen durch die Assistenten des Neuen Testaments und der Kirchengeschichte regelmäßig statt.³⁹³ Die Kirchen im hessischen Raum bemühten sich mit eigenen Sprachvorkursen künftigen Theologiestudierenden den Weg zum Studium zu ebnen.³⁹⁴ Mit dem Übergang der Prüfungen in Latein

389 Das lag insbesondere an der noch unbesetzten zweiten Systematikprofessur; s.o. S. 85f.

390 Stundentafeln des Lehrangebots sind – meist handschriftlich – seit SoSe 1953 überliefert; vgl. UA.Mz, Best. 11-17.

391 Im Wintersemester 1958/59 forderte eine aus einer Fakultätsversammlung hervorgegangene studentische Petition die alt- und neutestamentlichen Proseminare vom Samstag wieder auf die anderen Wochentage zurückzuverlegen, u.a. damit die Heimfahrtwochenenden nicht verkürzt wurden; vgl. UA.Mz, Best. 11-73, Petition der Fachschaftsversammlung an Dekan Stählin, 18.11.1958. 51 der 83 in diesem Semester eingeschriebenen Studierenden hatten die Petition unterzeichnet.

392 Vgl. Vorlesungsverzeichnis der JGU SoSe 1946, S. 5; Vorlesungsverzeichnis der JGU WS 1946/47, S. 23. Ab dem WS 1946/47 bot Rapp weitere Sprachkurse in der Philologischen Fakultät an. Seit dem WS 1947/48 beschränkte sich Rapp im Angebot für die Evangelische Theologie auf das Hebräische, andere Sprachkurse bot er in der Philosophischen Fakultät an; vgl. Vorlesungsverzeichnis der JGU für das WS 1947/48, S. 39, 44; Vorlesungsverzeichnis für das SoSe 1948, S. 26, 30.

393 Vgl. Vorlesungsverzeichnis der JGU SoSe 1949, S. 37 und nachfolgende Vorlesungsverzeichnisse. Im Sommersemester 1947 hatte Assistent Leo Fremgen einen Lektürekurs für Latein und für Griechisch angeboten; vgl. Vorlesungsverzeichnis der JGU SoSe 1947, S. 35. Auch in späteren Jahren wurde der Griechisch-Unterricht i. d. R. durch Assistenten geleistet; für den Assistenten Heinrich Schrapp vgl. UA.Mz, Best. 11-1, Fasz. 1, Dekan Wiesner an Rektor Galling, 18.01.1952, und Dekan Rapp an Rektor Dabelow, 07.08.1952; für zusätzlichen Griechisch-Unterricht durch Ehrhard Kamlah (1925–2019) UA.Mz, Best. 11-30, Oberkirchenrat Heß an Prodekan Wiesner, 24.03.1959; Wiesner an Heß, ohne Datum [Antwort auf 24.03.]; Wiesner an Heß, 28.07.1960.

394 Nach dem Einführungskurs für Abiturienten vom 1./2. April 1948 im Predigerseminar Herborn schlug Direktor August Dell einen gemeinsamen Kurs zur Vorbereitung auf die

und Griechisch an das Kultusministerium (ab 1950)³⁹⁵ stellten sich bald neue Probleme ein, weil die Griechischprüfung von vielen Mainzer Studierenden der evangelischen Theologie aufgeschoben wurde,³⁹⁶ möglicherweise wegen hoher Durchfallraten.³⁹⁷ Der für Ausbildung zuständige Oberkirchenrat der EKHN fragte sich, ob man die Mainzer Fakultät angesichts der Probleme mit den Griechisch-Sprachkursen noch empfehlen könne und beklagte die diesbezügliche Passivität der Mainzer Fakultät.³⁹⁸ Die Bemühungen um Unterricht und Prüfungen in »der vielleicht differenzierteste[n] Sprache des Abendlandes«³⁹⁹ hielten bis Ende der 1950er Jahre an:⁴⁰⁰ Anfang 1958 beklagte der Darmstädter Oberkirchenrat für Ausbildungsfragen Hans-Erich Heß, dass der griechische Sprachunterricht in Mainz »geradezu in ein Nichts abzusinken drohe«, sodass »keinem Anfangssemester, das noch Griechisch lernen muß, mit gutem Gewissen geraten werden kann, sein Studium in Mainz zu beginnen.«⁴⁰¹ Heß forderte Verbesserungen durch die Fakultät, aber auch vom Land Rheinland-Pfalz, das auf die Zurückdrängung der humanistischen Gymnasien mit Unterricht in den

Sprachprüfungen durch die EKHN vor; vgl. ZA.EKHN, Best. 155/256, August Dell an die Kirchenleitung der EKHN, Herborn, 27.04.1948, S. 2. Sein Hofgeismarer Kollege Alfred Niebergall (1909–1978) konnte ein halbes Jahr später einen solchen Kurs für Hebräisch und Griechisch durch Marburger Dozenten anbieten; der Kurs sollte über fünf Monate zum Hebraicum bzw. zur Vorbereitung auf »Griechisch II« führen; Niebergall bot der EKHN 8–10 Plätze an; vgl. ZA. EKHN 155/260, Alfred Niebergall an die Kirchenleitung der EKHN, Hofgeismar 13.09.1948.

395 Im April 1950 legte der Zwischenkirchliche Ausschuss fest, dass die Latein- und Griechischprüfungen künftig vor der Prüfungskommission des Kultusministeriums abzulegen seien; vgl. ZA. EKHN 155/307, Protokoll der Sitzung vom 29.04.1950 (Punkt 2).

396 Dekan Rapp berichtete am 20.11.1952 von der Zustimmung des Fakultätsrats zu einer Bitte von Oberkirchenrat Heß vom 20.10.1952, alle Studenten ab dem vierten Semester ohne Graecum zu einem Gespräch im Dekanat zu bitten; vgl. UA.Mz, Best. 11-30; UA.Mz, Best. 106-162, Protokoll des Fakultätsrats vom 12.11.1952 (Punkt 16), S. 65.

397 Vgl. UA.Mz, Best. 11-30, das Schreiben von Oberkirchenrat Heß an das Kultusministerium, der beklagte, dass in der letzten Ergänzungsprüfung Griechisch sämtliche neun Studierenden der evangelischen Theologie durchgefallen seien, während die übrigen Kandidat:innen bestanden hätten, 21.05.1952; UA.Mz, Best. 11-30, Antwort des Ministeriums als Abschrift an den Dekan, 17.06.1952. Die Anforderungen für die Ergänzungsprüfungen kleines und großes Latinum sowie Griechisch wurden von der Landesregierung definiert; insbesondere für Griechisch wurden die Prüfungsanforderungen präzise bestimmt; vgl. UA.Mz, Best. 11-9, Ministerium für Kultus und Unterricht, Ordnung für die Ergänzungsprüfungen in Lateinisch und Griechisch im Lande Rheinland-Pfalz, [12.09.1955].

398 Vgl. ZA.EKHN, Best. 155/306, Oberkirchenrat Heß an Oberkirchenrat Schaller (Ev. Kirche der Pfalz), [Darmstadt], Teil 1, S. 1.

399 UA.Mz, Best. 11-28, Hartmut von Hentig (geb. 1925) in einem noch immer lesenswerten Vorschlag zur Reform des Griechisch-Unterrichts für Philologen und Theologen auf der Basis eigener Unterrichtserfahrungen vom 25.03.1959 (an den Dekan der Tübinger Evangelisch-Theologischen Fakultät).

400 Auf die explizite Nennung zahlreicher Belege wird hier verzichtet; sie finden sich im UA.Mz, Best. 11 in den Akten 9, 13, 30 und Best. 106-162 (25.07.1956, 27.02.1957).

401 Vgl. ZA.EKHN, Best. 155/306, Heß an Dekan Braun, [Darmstadt], 24.01.1958, Teil II, S. 1.

alten Sprachen an seiner Landesuniversität reagieren müsse. Dekan Braun, dessen Fach auf guten Griechisch-Unterricht angewiesen war, sorgte umgehend für kurz- und längerfristige Maßnahmen.⁴⁰²

Darüber hinaus gab es nur wenige Studienregularien, da der Abschluss des Pfarramtsstudiums bei den einzelnen Landeskirchen lag. Die EKHN hat im Herbst 1950 ihr Ausbildungs- und Prüfungswesen mit einem Ensemble von Gesetz und Verordnungen neu aufgestellt.⁴⁰³ Ähnliche Regelungen wurden auch von anderen Landeskirchen getroffen. Die Professoren der Mainzer Fakultät wirkten an den Prüfungen der Landeskirchen als Prüfer und an deren Prüfungsordnungen konsultativ mit.⁴⁰⁴ Diese Kooperation mit den Kirchen hatte

402 Braun erklärte, erst nach dem Schreiben von Heß durch Studierende über die Reduzierung des Griechisch-Angebots durch den Dozenten informiert worden zu sein. Die Situation sei noch schlimmer als von Heß geschildert, da fast alle der 16 Teilnehmenden den Griechisch-Kurs des Dr. Forderer inzwischen verlassen hatten. Binnen Wochenfrist organisierte Braun ein Ersatzangebot durch seinen Assistenten Hans-Dieter Betz (geb. 1931) und ein umfangreiches Sprachkursangebot für Latein und Griechisch für das Folgesemester durch Kontakt mit dem Mainzer Gräzisten Walter Marg (1910–1983); vgl. ZA.EKHN, Best. 155/306, Braun an Heß, Mainz, 31.01.1958, Teil II. Dem Vorschlag des Oberkirchenrats, den Griechisch-Unterricht in eigene Hände zu nehmen, wollte er angesichts der »wirklich großzügigen Zusagen, die der Fachvertreter für Griechisch mir gemacht hat«, nicht folgen, versprach aber das Angebot zu Semesterbeginn zu überprüfen; vgl. ZA.EKHN, Best. 155/306, Braun an Heß, Mainz, 11.02.1958, Teil II. Im nachfolgenden Sommersemester freilich wollte die Fakultät die EKHN um die Finanzierung eines Studienrats, der Griechisch- und Lateinkurse für ein Semester anbieten sollte, bitten; vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, Eintrag vom 21.05.1958, S. 154.

403 Das »Kirchengesetz betreffend die Vorbildung und Anstellungsfähigkeit der Pfarrer in der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau« (14.04.1950) wurde begleitet von der Ausführungsverordnung zur Ersten und Zweiten Theologischen Prüfung, einer Studentenordnung, welche den Eintrag in die Theologiestudentenliste regelte und Vorgaben für das Studium machte (z. B. mindestens einmaliger Hochschulwechsel, seelsorgerliche Beratung durch die Kirchenleitung vor einer Verlobung, Heiratsgenehmigung), und einer Kandidatenordnung (Aufnahme in die Liste der Pfarramtskandidaten etc.) sowie Richtlinien für das Theologiestudium (inhaltliche Vorgaben für das Studium der einzelnen theologischen Fächer, Beschäftigung mit anderen Wissenschaften, Zusammensetzung des Prüfungsamts etc.); vgl. Amtsblatt der EKHN 12 (1950) (06.10.), S. 139–148.

404 Am 21.01.1948 übersandte das Ausbildungsreferat der EKHN einen dreiseitigen Auszug aus der aktuell geltenden Prüfungsordnung an neue Prüfer aus Mainz (Jannasch, Galling) und Marburg (Ernst Benz [1907–1978], Rudolf Bultmann [1884–1976]); vgl. UA.Mz, Best. NL 16-7. An dem mit dem Kirchengesetz zur Vorbildung und Anstellungsfähigkeit der Pfarrer in der EKHN neu gegründeten Prüfungsamt waren aus Mainz die Professoren Galling, Horst, Delekat, Jannasch und Holsten beteiligt; außerdem aus Marburg Bultmann, Dinkler, Benz sowie Alfred Adam (1889–1975) aus Bethel und Martin Schmidt aus Oberursel; vgl. Amtsblatt der EKHN 12 (1950) (06.10.), S. 147. 1959 schlug Dekan Wiesner der EKHN für den Entwurf ihrer Prüfungsordnung vor, nach dem Vorbild anderer Landeskirchen die EKHN-Studierenden zu verpflichten, wenigstens zwei Semester an ihrer »Heimatuniversität« Mainz zu studieren und neben einer wissenschaftlichen Hausarbeit auch eine Katechese und eine Predigtarbeit vorlegen zu müssen.

offensichtlich nur wenig Reibungspunkte.⁴⁰⁵ Eine Prüfungsordnung für einen Studienabschluss des Pfarramtsstudiengangs an der Fakultät ist nur fragmentarisch überliefert;⁴⁰⁶ Anfang 1955 beschäftigte sich der Fakultätsrat mit dem Entwurf einer Studienordnung, den noch Kurt Galling erstellt hatte.⁴⁰⁷ Ob der Entwurf Rechtskraft erlangte, ließ sich nicht feststellen.

Über eine Reform des Theologiestudiums wurde auf EKD-Ebene unter Beteiligung auch der Mainzer Fakultät seit den frühen 1950er Jahren gesprochen, umfassendere Reformen blieben aber zunächst aus.⁴⁰⁸ Von den das Studium ergänzenden und begleitenden Angeboten liefen traditionelle Formate wie Preisaufgaben und Ferienkurse in den 1950er Jahren allmählich aus,⁴⁰⁹ während

405 Wilhelm Jannasch beklagte 1950 allerdings, an der Ausführungsverordnung für die Theologische Prüfung nicht angemessen beteiligt worden zu sein; vgl. ZA.EKHN, Best. 155/350, den Schriftwechsel mit Oberkirchenrat Heß vom 19.08. bis 16.10.1950. 1952 entstand ein Konflikt mit der EKIR, die am 19.02. d. J. erklärt hatte, für Prüfer in ihrem Examen »die Übereinstimmung mit der Bekenntnisgrundlage« der EKIR zu fordern, UA.Mz, Best. 11-69, Schreiben des Landeskirchenamts an den Mainzer Dekan. Die Auseinandersetzungen, an denen auch die Bonner Fakultät beteiligt war, zogen sich über ein Jahr hin, bis schließlich im Sommer 1953 ein Kompromiss in der Bekenntnisfrage und im Prüfungsverfahren gefunden werden konnte; vgl. UA.Mz, Best. 11-69, den weiteren Schriftwechsel zu dieser Frage. 1959 wollte die Fakultät bei der EKHN beantragen, dass eine Examenspredigt und -katechese Teil der Ersten Theologischen Prüfung werden sollte; vgl. UA.Mz, Best. 106-163, Protokollbuch der Fakultät 2, Eintrag vom 15.07.1959, S. 10f.

406 Im Nachlass Jannasch findet sich eine unvollständige und daher auch nicht datierte Prüfungsordnung samt Ausführungsbestimmungen für die Mainzer Fakultät; wenigstens zwei Seiten dieser Ordnung fehlen; vgl. UA.Mz, Best. NL16-1.

407 Der siebenseitige Entwurf aus der Feder Kurt Gallings hat allerdings eher den Charakter einer Studienanleitung als einer Ordnung. Er gibt Empfehlungen zum Studierverhalten und zum Aufbau des Studiums samt eines »Studienplans«, der Vorschläge für ein achtsemestriges Studium – nach Absolvierung der Sprachprüfungen – enthält. Der Entwurf geht über die damals üblichen Empfehlungen zu selbständigem Arbeiten und Lektüre sowie einer Studienfolge von den exegetischen und historischen Fächern über die Systematische Theologie zur Praktischen Theologie nicht hinaus; vgl. UA.Mz, Best. NL 16-2. Er wurde im Fakultätsrat am 26.01.1955 an einen Ausschuss bestehend aus Werner Wiesner, Gustav Stählin und Wilhelm Jannasch verwiesen. Am 18.05.1955 wurde erneut dieser Ausschuss, ergänzt um Walter Holsten, mit der Beratung beauftragt; vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, S. 93, 97. Nachrichten über ein Ergebnis der Beratung oder einen Beschluss des Fakultätsrats fehlen. Eine Studienordnung der Fakultät war bereits 1948 im Zwischenkirchlichen Ausschuss vorgelegt worden, offensichtlich ebenfalls ohne Ergebnis; vgl. ZA.EKPf, Best. Altregistratur 202/04-02, Protokoll des Zwischenkirchlichen Ausschusses vom 04.12.1948, S. 2 (unter Punkt 4).

408 Die Voten und Debatten dieser Jahre können hier nicht eingehender dargestellt werden; sie setzten Ende 1952 ein und reichen in den Mainzer Akten bis 1957; vgl. UA.Mz, Best. 11-69 und 11-13; ZA.EKHN, Best. 155/263.

409 Preise wurden für Arbeiten zu theologischen Themen in wechselnden Fächern zwischen 1952 und 1959 ausgeschrieben. So wurde 1952 ein Preis in Höhe von 150 DM für die beste Arbeit zum Thema »Die neueren Theorien über das Jahvefest in der Herbstzeit« ausgelobt; nicht jedes Jahr wurde ausgeschrieben und manche Ausschreibungen blieben ohne prämierte Arbeit; vgl. UA.Mz, Best. 11-21. – Zwei- oder mehrtägige Ferienkurse für ein breiteres

neue Möglichkeiten wie insbesondere Auslandssemester – zunächst durch politische und pekuniäre Restriktionen sehr eingeschränkt – erst allmählich mit vereinzelt Angeboten der EKD bzw. der Ökumene in Gang kamen.⁴¹⁰

Von Beginn an gehörten Gottesdienste und Andachten zum Angebot der neuen Fakultät, wie dies schon die Eröffnungsfeierlichkeiten signalisiert hatten.⁴¹¹ In der engen Bindung der theologischen Ausbildung an die kirchliche Praxis spiegeln sich auch Impulse der Bekennenden Kirche. Jannasch spricht in seinem Bericht über das erste Semester der Fakultät von einer »Studentengemeinde«, die aus ca. 50 Studierenden bestanden habe, die sich aus »täglichen Morgenandachten, die abwechselnd von verschiedenen Dozenten während einer Kollegpause gehalten wurden«⁴¹², gebildet habe. Darüber hinaus wirkte ein Chor aus Studierenden der Fakultät an Gottesdiensten in rheinhessischen Kirchengemeinden und im Universitätsgottesdienst mit.⁴¹³ In den offiziellen Dokumenten finden sich jedoch nur selten Spuren des geistlichen Lebens der Evangelisch-Theologischen Fakultät. In den überlieferten Quellen geht es vor allem um die Berufung und Arbeit des Universitätspredigers, mit der sich Jannasch schon seit dem zweiten Semester und später auch das Universitätsrektorat befasste.⁴¹⁴ Der geborene Inhaber dieser Position war der jeweilige Professor für

Publikum mit Vorträgen der Mainzer Professoren bot die Evangelisch-Theologische Fakultät 1953–1956 an; ein weiterer Kurs kam 1959 nicht mehr zustande; vgl. UA.Mz, Best. 11-20.

410 Der früheste Beleg findet sich in der Bitte des Oberkirchenrats Heß der EKHN an die Mainzer Fakultät, einen Studierenden für ein Auslandssemester zu benennen, das durch das Hilfswerk der EKD finanziert wird, vgl. UA.Mz, Best. 11-30, 07. 12. 1948. Kurz zuvor hatte der Fakultätsrat beschlossen, beim Fakultätentag zu beantragen, ein »Auslandsstudium an Universitäten fremder Sprachen nur dann zu empfehlen, wenn der Bescheid über die Befähigung zur Ablegung eines theol. Examens erbracht werden kann«, UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, Eintrag vom 22. 11. 1948, S. 21. Nach den Mainzer Fakultätsakten warb das EKD-Außenamt seit Anfang 1951 wiederholt für Sommerkurse des ÖRK in den Niederlanden (Woudschoten) und in Boessey; vgl. UA.Mz, Best. 11-69, erstmals am 03. 02. 1951.

411 Am 22. Mai 1946 fanden vor der feierlichen Eröffnung der Universität (ab 10.15 Uhr) zwei Gottesdienste statt (jeweils um 8.00 Uhr), im Mainzer Dom ein Pontifikalamt mit Predigt durch den Praktischen Theologen Karl Schmitt (1803–1964) und ein feierlicher Gottesdienst in der Kapelle des Städtischen Krankenhauses in der Langenbeckstraße mit Predigt durch Wilhelm Jannasch; vgl. UA.Mz, Best. 01-121, Einladung zur »Wiedereröffnung der Johannes Gutenberg-Universität in Mainz.

412 UA.Mz, Best. NL 16-11 (Anm. 160), S. 3.

413 Ebd. Jannasch beklagte, dass anders als bei den Katholiken kein regelmäßiger »Studentengottesdienst« durch die Evangelisch-Theologische Fakultät stattfinden könne, weil der Rektor Bitten von Jannasch und Superintendent Becker um einen Raum »unter sich ständig ändernden Vorwänden« (ebd.) bisher abgelehnt habe. Die Entscheidung liege nun bei der Militärregierung in Baden-Baden.

414 Jannasch erwähnt, dass seit dem zweiten Semester der Universität während des Semesters regelmäßig Universitätsgottesdienste stattfanden; vgl. UA.Mz, Best. NL 16-5, Jannasch an die Kirchenleitung der EKHN, Nierstein, 13. 05. 1949. Jannasch weist darauf hin, dass die

Praktische Theologie. Wilhelm Jannasch hatte bereits zum zweiten Semester »eine ganz einfache Ordnung« für die »evangelischen Universitäts-Predigten« erstellt, um »unsere junge Universitäts-Gemeinde«, die »aus allen Gebieten Deutschlands« komme, »lithurgisch [!] und gesanglich nicht zu überfordern«.⁴¹⁵ Gleichwohl wurde Wilhelm Jannasch erst zwei Jahre später am 2. August 1948 zum Universitätsprediger berufen.⁴¹⁶ Nur wenige Monate später kam es zu einem ersten Konflikt um eine Dienstanweisung für den Universitätsprediger und die Liturgie des Universitätsgottesdiensts,⁴¹⁷ der aber offensichtlich zügig beigelegt werden konnte. Der Universitätsgottesdienst sollte im Semester wöchentlich stattfinden, wobei Universitätsprediger und Studentenpfarrer jeweils wenigstens einen Gottesdienst pro Monat zu bestreiten hatten, die übrigen sollten von den anderen Professoren der Fakultät abgedeckt werden.⁴¹⁸ Nach der Emeritierung von Jannasch wurde sein Nachfolger Manfred Mezger (1911–1996) kurz nach seiner Berufung an die Universität auch zum Universitätsprediger berufen.⁴¹⁹ Im Jahr 1951 erhielt die Universitätskapelle eine von den drei Landeskirchen Hes-

Universitätsleitung darauf gedrängt habe, das Amt des Universitätspredigers in den Vertrag zwischen den drei Landeskirchen und der Universität aufzunehmen; vgl. ebd. Schon im März 1947 beanspruchte Prorektor Erler die Mitsprache bei den Regelungen für dieses Amt; vgl. UA.Mz, Best. 45-150, Prorektor Erler an Wilhelm Jannasch, 18.03.1947.

415 UA.Mz, Best. NL 16-2, Wilhelm Jannasch, Zur Ordnung der evangelischen Universitätspredigten, 30.11.1946. Da »das hiesige Gesangbuch zu den durchaus veralteten Gesangbüchern gehört«, bat Jannasch seine Kollegen, die Universitätsgottesdienste übernommen hatten, darum, eines der von ihm genannten neueren Gesangbücher (Nordelbien, Kirchenprovinz Sachsen, Thüringen u.a.) für die Lieder des Hauptteils (Nr. 1–342) zu verwenden, um einheitliche Liedtexte zu haben, ebd. Das im Hauptteil einheitliche »Evangelische Kirchengesangbuch« (EKG) für die deutschen und österreichischen evangelischen Landeskirchen wurde in der EKHn erst im April 1950 eingeführt.

416 Vgl. UA.Mz, Best. NL 16-5, Martin Niemöller an Wilhelm Jannasch, Wiesbaden, 16.08.1949.

417 Jannasch ließ im Mai 1949 sein Amt als Universitätsprediger für kurze Zeit ruhen, da aus einem Schreiben von Oberkirchenrat Heß der Eindruck entstanden war, dass eine Dienstanweisung für den Universitätsprediger ohne Abstimmung mit ihm von der Kirchenleitung erlassen worden war. Der Konflikt, in den auch Kirchenpräsident Niemöller und Dekan Galling involviert waren, konnte offensichtlich nach kurzer Zeit beigelegt werden. Vgl. UA.Mz, Best. NL16-5, Oberkirchenrat Heß an die Evangelisch-Theologische Fakultät Mainz, Wiesbaden, 04.05.1949; Wilhelm Jannasch an die Kirchenleitung der EKHn, Nierstein, 13.05.1949; Oberkirchenrat Heß an Wilhelm Jannasch, Wiesbaden, 17.05.1949; ZA.EKHn, Best. 155/305, Dekan Galling an Kirchenpräsident Niemöller, Mainz, 10.05.1949; [Kirchenpräsident Niemöller] an Dekan Galling, 10.05.1949; Dekan Galling an Kirchenpräsident Niemöller, Mainz, 14.05.1949; Wilhelm Jannasch an Oberkirchenrat [Heß], Nierstein, 18.05.1949. Vgl. auch UA.Mz, Best. NL 16-5, die gedruckten »Ordnungen für die Evangelischen Universitätspredigten in Mainz«, die eine reformierte und zwei lutherische Gottesdienstformen enthielten.

418 Vgl. exemplarisch UA.Mz, Best. NL 16-1, den Plan der Universitätspredigten vom WS 1951/52.

419 Für die Berufung zum Universitätsprediger vgl. UA.Mz, Best. 14-150, Kirchenleitung der EKHn an Manfred Mezger (Abschrift), 25.06.1958. Weitere Stücke zur Übergangsregelung und zur Absicht, Mezger zu berufen finden sich im selben Bestand.

sen-Nassau, Pfalz und Rheinland gestiftete Orgel. Damit wurde ein Versprechen bei der Gründung der Universität eingelöst.⁴²⁰

3.4. Raum- und Bibliotheksausstattung

Nachdem die Fakultät mit nur einem Raum im SoSe 1946 gestartet war, bedurfte es angesichts der Vervielfachung der Studierendenzahl zum nachfolgenden Wintersemester einer Erweiterung. Wenige Wochen vor Beginn des Wintersemesters 1946/47 erwähnt Jannasch, dass der bereits zur Verfügung stehende Raum 60 erweitert werden solle.⁴²¹ Darüber hinaus solle ein benachbarter Hörsaal für die »Tagesandacht« genutzt werden und zwei Seminarräume zur Verfügung stehen, von denen einer auch als Bibliothek genutzt werden könne.⁴²² 1951 weist eine »verifizierte Aufstellung, der den einzelnen Instituten aller Fakultäten zustehenden Räume nach qm«⁴²³ für die Evangelisch-Theologische Fakultät im-

420 Die Landeskirchen von Hessen und der Pfalz hatten der neuen alma mater zu ihrer Gründung die Stiftung einer Orgel für die Aula der Universität versprochen. Knapp zwei Jahre später kam die Idee auf, dieses Versprechen in Gestalt einer kleinen Orgel für die Universitätskapelle zu erfüllen; vgl. ZA.EKPF, Best. Altregistratur 202/04-02, Protokoll des Zwischenkirchlichen Ausschusses vom 27.02.1948, abgefasst am 05.03.1948 (Punkt 7). 1950 gewann die Idee an Fahrt, nachdem der Rektor der JGU Anfang 1951 sich förmlich einverstanden erklärte, dass mit der Kleinorgel das Versprechen zur Gründung abgegolten sei; die Gesamtkosten in Höhe von 6000 DM wurden zur Hälfte von der EKHN und zu je einem Viertel von der EKIR und der EKPF getragen. Die Orgel wurde am 13.04.1951 geliefert; vgl. UA.Mz, Best. 11-12 (Buchst. L), Dekan Delekat an Josef Lerch, [Mainz], 20.03.1951; Josef Lerch an Dekan Delekat, Mainz, 14.04.1951; ZA.EKHN, Best. 155/307, Protokoll des Zwischenkirchlichen Ausschusses vom 29.04.1950 (Punkt 4). Vgl. UA.Mz, Best. 11-30, Oberkirchenrat Heß an Dekan Galling, Wiesbaden, 11.01.1950; Propst Becker an Dekan Delekat, 28.11.1950; Protokoll des Zwischenkirchlichen Ausschusses vom 17.01.1951 (Punkt 3); Oberkirchenrat Heß an Präses Held, Kirchenpräsident Stempel und die Evangelisch-Theologische Fakultät Mainz, Wiesbaden, 23.01.1951; Dekan Delekat an Oberkirchenrat Heß, [Mainz], 22.02.1951; UA.Mz, Best. 11-1, Dekan Galling an Rektor Isele, 09.02.1950; Rektor Isele an Dekan Galling, 14.03.1950; Wilhelm Jannasch an Rektor Isele, 21.11.1950. Vgl. auch ZA.EKHN, Best. 155–308, Wilhelm Jannasch an die Kirchenleitung der EKHN, 31.12.1950; Rektor Isele an Dekan Delekat, Mainz, 02.01.1951 (Mitteilung des Senatsbeschlusses vom 20.12.1950: Die Stiftung einer Orgel für die Kapelle wird als Abgeltung der Zusage bei der Wiedereröffnung der Universität akzeptiert). Weitere Stücke zum Thema befinden sich in den Beständen UA.Mz, Best. 11-12 (Buchst. I/J); 11-24; 106-84.

421 Vgl. UA.Mz, Best. NL 16-3, Jannasch an Rektor Schmid, 06.10.1946.

422 Die Vorlesungen wurden in Hörsälen gehalten, welche die Fakultät mit anderen Fächern teilte. Raum 60 wollte Jannasch als »eine Art ›Kirche« für seine Übungen in der Praktischen Theologie nutzen. Der erste der beiden Seminarräume (gegenüber Raum 60) sollte rechtzeitig zu Semesterbeginn von der Buchhandlung geräumt werden; ein weiterer Seminarraum auf derselben Flurseite sollte auch für die Bibliothek genutzt werden; UA.Mz, Best. NL 16-3, Jannasch an Galling, 06.10.1946, S. 2.

423 Vgl. UA.Mz, Best. 01-121, Universitäts-Bauleitung des Staatl. Hochbauamtes Mainz, Mainz, 03.04.1951.

merhin Räume im Umfang von 462,5 m² aus, die sich auf sieben Seminar- und Arbeitsräume inkl. Kapelle (mit einer durchschnittlichen Größe von 40 m²) sowie sieben Professorenzimmer (mit einer durchschnittlichen Größe von 18 m²) sowie einem Aufenthaltsraum und zwei WCs verteilte. Damit war die Evangelische Theologie in Mainz bei etwa gleicher Studierendenzahl mit Räumlichkeiten etwas besser ausgestattet als ihre katholische Schwesterfakultät.⁴²⁴ Separate Bibliotheks- und Büroräume waren nicht ausgewiesen; die Bücher dürften in den Seminarräumen gestanden haben, die zugleich außerhalb der Veranstaltungszeiten als Arbeitsräume dienen mussten. Die ohnehin zu geringe Zahl der Professorenzimmer dürften teilweise auch als Büro für die Dekanatsführung und die Verwaltung der Bibliothek gedient haben.



Abb. 7: Uni-Campus mit Bombentrümmern 1946 © Philipp Münch, Mainz, Universitätsarchiv Mainz.

Mit dieser Ausstattung blieb die Raumfrage auch in den nachfolgenden Semestern ein wichtiges Thema. Eine grundlegende Verbesserung rückte aber erst in den späten 1950er Jahren in den Blick, als sich mit dem Plan für Neubauten der

424 Die Katholisch-Theologische Fakultät verfügte über 424 m², einen Seminarraum weniger als die Evangelische Theologie; vgl. UA.Mz, Best. 01-121, Universitäts-Bauleitung des Staatl. Hochbauamtes Mainz, Mainz, 03.04.1951. Im Sommersemester 1951 betrug die Zahl der Studierenden 143 (Kath.) bzw. 145 (Ev.). Allerdings hatte die Evangelische Theologie in Mainz in den Semestern zuvor eine deutlich höhere Studierendenzahl zu verzeichnen.

Universitätsbibliothek (1956–1964)⁴²⁵ und des Gebäudes der Rechts- und Wirtschaftswissenschaften eine deutliche Entlastung im Bereich des Forums ergab. Dekan Stählin hielt eine Verdopplung des Raumangebots für erforderlich, insbesondere eine »Vermehrung der Bibliotheksräume, der Übungsräume, der Zimmer für nichtplanmäßige Dozenten und Assistenten; je ein Zimmer für die planmäßigen Professoren, ein Sitzungsraum, zwei Zimmer für das Sekretariat«. Stählin äußerte allerdings Zweifel, ob das Hauptgebäude, die alte Flakkaserne tatsächlich »die Herstellung idealer Raumverhältnisse« zulasse und man nicht nach dem Vorbild der evangelisch-theologischen Fakultäten in Münster i. W. und Erlangen an einen Neubau denken müsse, mit dem dann auch eine »richtige Universitätskapelle«⁴²⁶ errichtet werden könne. Eine beigefügte Liste Stählins weist einen nahezu doppelt so hohen Raumbedarf aus wie der Bestand aus dem Jahr 1951.⁴²⁷ Da sich die Neubaupläne in die Länge zogen, konnten aber zunächst nur kleine Verbesserungen erreicht werden.⁴²⁸

Bei der Wiedergründung der Universität 1946 war es die ursprüngliche Idee nicht nur der Verantwortlichen in der Stadt Mainz gewesen, nach dem Vorbild von Frankfurt und Köln die Bestände der Stadtbibliothek mit ihren über 350.000 Bänden in eine »Universitäts- und Stadtbibliothek« zu überführen: »Zum Zweck der Schaffung einer den Bedürfnissen der Universität entsprechenden Bibliothek beschließt die Militärregierung im Einvernehmen mit dem Oberbürgermeister der Stadt Mainz die Umwandlung der bestehenden Stadtbibliothek in eine

425 Vgl. Christian König: Mit einem Bücherhaufen fing es an ... Geschichte der Universitätsbibliothek Mainz. Göttingen 2018 (= Beiträge zur Geschichte der Universität Mainz, NF 13), S. 88–93.

426 UA.Mz, Best. 11-24, Dekan Stählin an Rektor Schwantag, 19.01.1959. Die im gleichen Bestand überlieferten Pläne der Forumsräume mit partieller Markierung der bisherigen Räume der Fakultät zeigen, wie konkret die Überlegungen seinerzeit waren. Pläne und Aufstellungen aus dem gleichen Zeitraum (07.02.1959) weisen für die Bibliothek einen Raumbedarf von 200 m² aus; vgl. ebd.

427 Büro-, Bibliotheks-, Seminar-, Professoren- und Aufenthaltsräume (ohne WC) 1951: 462,5 m², Bedarfsliste 1959: 825 m²; s. o. S. 118 mit Anm. 424; vgl. UA.Mz, Best. 11-24, Dekan Stählin an Rektor Schwantag, 19.01.1959, Anlage 2. Stählin sah als erforderlich an: Dekanat mit Vorzimmer, ein Sitzungsraum, zwei Seminarräume (die damit erstmals von den Bibliotheksräumen getrennt wurden), acht Arbeits- und Bibliotheksräume, zehn Zimmer für Ordinarien, drei für Extraordinarien, weitere Zimmer für Privatdozenten, Honorarprofessoren, Lehrbeauftragte und Emeriti, drei Zimmer für Assistenten und Repetenten, drei Büroräume (für Schreibkräfte), zwei Räume für die Jüdische Bibliothek und ein Sammlungsraum für die alttestamentliche Archäologie; vgl. ebd.

428 Als am 7. Januar 1965 Regierungsdirektor Salm die Personal- und Raumsituation der Fakultät begutachtete, hielt er neben einigen baulichen Defiziten und einer besseren Ausstattung mit Sekretärinnen als dringenden Raumbedarf fest: »a) ein Sitzungszimmer, b) ein Raum für Prüfungen und Ausschuß-Sitzungen c) ein Raum für den Seminar-Direktor d) ein Geschäftszimmer der Seminar-Bibliothek für die Assistenten e) ein Raum für die Privatdozenten Dr. Fischer und Dr. Kamlah f) ein Raum für zwei Sekretärinnen«, UA.Mz, Best. 11-9-2, Aktennotiz Dekan Wiesners, 07.01.1965.

Universitäts- und Stadtbibliothek und die Errichtung eines Zentralkatalogs aller öffentlichen Bibliotheken des linksrheinischen Gebiets.«⁴²⁹ Für diese Entscheidung sprachen nicht nur pragmatische und organisatorische Gründe – vor allem die Mangelsituation nach Kriegsende; sie hatte auch darin ihre sachliche Begründung, dass die Bestände der alten Universitätsbibliothek mit ihrer wechselvollen Geschichte bei deren Ende im frühen 19. Jahrhundert mit knapp 80.000 Bänden den Grundstock der Mainzer Stadtbibliothek gebildet und deren wissenschaftliche Ausrichtung geprägt hatten.⁴³⁰ Tatsächlich begann die Stadtbibliothek »noch ohne offiziellen Auftrag der Mainzer Stadtverwaltung«⁴³¹ mit der Vorbereitung der Umwandlung, identifizierte Buchbestände, die universitären Zwecken dienen konnten, erstellte Bücherlisten für Neubeschaffungen und richtete erste Räume im Forum universitatis für die »Stadt- und Universitätsbibliothek« her. Das Vorhaben scheiterte jedoch, als Universitätsrektor Schmid nicht den Leiter der Stadtbibliothek Aloys Ruppel (1882–1977), sondern den bisherigen Leiter der Universitätsbibliothek Greifswald, Walter Menn (1890–1967), zum Direktor der Universitätsbibliothek berief.⁴³² Ruppel stoppte daraufhin die Fusionsvorbereitungen und erklärte, dass beide Bibliotheken sich künftig zwar gegenseitig unterstützen, aber organisatorisch strikt getrennt bleiben sollten. Der neue Direktor hoffte darauf, die Vereinigung beider Bibliotheken nach der Pensionierung Ruppels vollziehen zu können, doch scheiterten auch alle späteren Bemühungen um eine Vereinigung der beiden großen wissenschaftlichen Mainzer Bibliotheken.⁴³³

Damit stand die Universitätsbibliothek, aber ebenso auch die Bibliotheken der einzelnen Fakultäten, vor der Aufgabe einer »creatio ex nihilo«,⁴³⁴ auch wenn die

429 Statuten der Universität (28.02.1946). In: Mathy: Wiedereröffnung (Anm. 16), S. 103–110, hier S. 106.

430 Über die Verteilung der Kosten für Neuerwerbungen und Personalerweiterung sollten sich die beteiligten Instanzen verständigen. Eine knappe Skizze der Geschichte der älteren Universitätsbibliothek bietet König: Bücherhaufen (Anm. 425), S. 15–27 (Literatur). Vgl. auch Aloys Ruppel: Die Mainzer Stadtbibliothek und die Mainzer Universität. In: Jahrbuch der Vereinigung »Freunde der Universität Mainz« 2 (1953), S. 44–52.

431 Ruppel: Stadtbibliothek (Anm. 430), S. 50.

432 Vgl. König: Bücherhaufen (Anm. 425), S. 34–36.

433 Noch Anfang der 1950er Jahre verhandelten beide Seiten über eine Integration des wissenschaftlichen Teils der Stadtbibliothek.

434 Bei seinem Amtsantritt fand Walter Menn einen Bestand von ca. 3000 Büchern vor, teils aus einer Spende der Züricher Zeitschrift »Weltwoche« und aus beschlagnahmten Bibliotheken. Zu den beschlagnahmten Beständen gehörte auch die Bibliothek Martin Bormanns (1900–1945), des Leiters der Partei-Kanzlei und engen Vertrauten Hitlers. Sie enthielt neben vielen auszusortierenden Bänden auch einige theologische Titel für die Katholische und Evangelische Fakultät; vgl. König: Bücherhaufen (Anm. 425), S. 42–44. Viele Bände der in den ersten Jahren beschlagnahmten Bibliotheken mussten von der Mainzer Universitätsbibliothek nach Abschluss der jeweiligen Entnazifizierungsverfahren wieder zurückgegeben werden; vgl. König: Bücherhaufen, S. 44–50.

Bestände der Stadtbibliothek und der Bibliothek des Priesterseminars (heute: Martinus-Bibliothek) von Studierenden genutzt und von der Universitätsbibliothek aus bestellt werden konnten. Angesichts fehlender Finanzmittel kamen die Bücher der neuen Universitätsbibliothek zunächst meist aus Spenden und Beschlagnahmungen durch die französischen Besatzungstruppen.⁴³⁵ Auch die Bibliothek der Evangelisch-Theologischen Fakultät⁴³⁶ hat ihre Bücher anfänglich neben den genannten Beschlagnahmungen aus Spenden und Leihen erhalten. Wilhelm Jannasch instruierte seinen Vertreter Kurt Galling für seine dienstliche Reise in die Schweiz im Oktober 1946:

»Für die Bibliothek sind mehrere Schweizer Sendungen annonziert [!], und zwar als abgesandt, so dass sie doch schließlich auch mal ankommen könnten. Außerdem hat es der stud.theol. R.⁴³⁷ aus Wiesbaden, Emser Str. 1, auf sich genommen, in den letzten Tagen des Oktober von den rheinhessischen Dekanaten die Leihbücher für uns, die ich aus den Verzeichnissen herausgesucht habe, auf Lastauto herbeizuholen. Sollten Sie seiner habhaft werden, so helfen Sie ihm doch bitte, zu einem Auto durch Herrn [Fritz] Eicholz, [!] damit wir zu unseren Büchern kommen.«⁴³⁸

Jannaschs Instruktion lässt erkennen, wie improvisiert die Anfänge der Bibliothek der Evangelisch-Theologischen Fakultät waren, auch wenn er vor dem zweiten Semester in einer Einladung zum Studium in Mainz an künftige Studierende davon sprach, dass die »Bibliothek des evgl.-Theol. Seminars [...] während der Ferien erweitert und vervollständigt«⁴³⁹ werde. Leider sind die Mainzer Aktenbestände diesbezüglich ausgesprochen lückenhaft. Zwar dürften auch die beiden theologischen Bibliotheken der Universität von den internationalen Unterstützungsleistungen profitiert haben, wie die Ausführungen Jannaschs zeigen, und ebenso von Erwerbsmitteln, die anfänglich zur Verfügung standen.⁴⁴⁰ Doch war auch der reguläre Bücherkauf in den ersten Nachkriegs-

435 Vgl. König: Bücherhaufen (Anm. 425), S. 70–72. Wegen Unstimmigkeiten entfiel für Studierende und Lehrende der Universität Ende 1949 die Möglichkeit der Buchbestellung auf dem Forum; fortan musste aus den Beständen der Stadtbibliothek vor Ort bestellt werden.

436 Bis zum April 1949 war die Bibliothek der Evangelisch-Theologischen Fakultät organisatorisch und personell vollständig in die Universitätsbibliothek integriert. Ab diesem Zeitpunkt leitete die UB die Trennung von den Instituts-, Seminar- und Klinikbibliotheken ein, da der Aufwand von Beschaffung und Katalogisierung von der Zentralbibliothek personell nicht mehr geleistet werden konnte; vgl. König: Bücherhaufen (Anm. 425), S. 56.

437 Vom Vf. anonymisiert.

438 UA.Mz, Best. NL 16-3, Nierstein, 06. 10. 1946. In der ersten Sitzung des Fakultätsrats konnte Dekan Jannasch auch eine Spende des Mainzer Pfarrers (und späteren Propstes) Karl Trabant (1900–1986) vermelden; vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, Eintrag vom 20. 11. 1946, S. 4.

439 Undatiertes hektographiertes Schreiben Wilhelm Jannaschs an Studierende für das Wintersemester 1946/47, UA.Mz, Best. NL 16-3.

440 Vgl. König: Bücherhaufen (Anm. 425), S. 52.

jahren erschwert.⁴⁴¹ Nach der Währungsreform gingen bei einem verbesserten Bücherangebot die Erwerbungsmittel, die das Land Rheinland-Pfalz zur Verfügung stellte, deutlich zurück. Auch wenn genauere Bestandsangaben für diesen Zeitraum fehlen, dürfte sich die Bibliothek der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Mainz durch einen insgesamt sehr geringen Umfang, massive Bestandslücken und zweitklassige Literatur in erheblichem Umfang ausgezeichnet haben. Hinzu kamen die beengte räumliche Situation, bauliche Mängel und das Fehlen von Bibliothekspersonal zur Katalogisierung der Bestände, Ausleihe der Bücher und Öffnung der Bibliothek, welche die Situation der Mainzer Universitätsbibliothek insgesamt kennzeichneten.⁴⁴² Wissenschaftliches theologisches Arbeiten im engeren Sinne war nach der Auffassung von Mainzer Professoren angesichts der Bibliothekssituation in den ersten Semestern nicht möglich.⁴⁴³

Mit der Verschlechterung der Finanzsituation nach der Währungsreform kam es zu Beginn der 1950er Jahre nicht nur im Bereich der Universitätsbibliothek,⁴⁴⁴ sondern insbesondere auch innerhalb der Evangelisch-Theologischen Fakultät zu einer regelrechten Krisensituation wegen der mangelhaften Bibliotheksausstattung. Sie trat in der Evangelischen Theologie früher auf, weil der Abgang mehrerer angesehener Professoren⁴⁴⁵ wenige Jahre nach Gründung der Fakultät wesentlich mit der Bibliotheksausstattung begründet wurde. Dies veranlasste Dekan Galling und Vertreter der Evangelischen Kirche der Pfalz und der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau zu einem offensichtlich abgestimmten Vorstoß bei der Universitätsleitung und beim Kultusministerium des Landes. Der pfälzische Kirchenpräsident Stempel nutzte einen Gegenbesuch bei Universitätsrektor Hellmut Isele (1902–1987) am 07.02.1950, um den drohenden

441 Vgl. exemplarisch UA.Mz, Best. NL 16-3, das Schreiben der »Privileg. Württ. Bibelanstalt, Stuttgart« an Dekan Jannasch, dass die Zahl der gewünschten Ausgaben der Hebräischen Bibel die Stuttgarter Bestände überschreite und daher nur zehn Exemplare für Studierende für einen Betrag von 16 RM je Exemplar nach Mainz geliefert werden könnten, 23.09.1946; vgl. allgemein König: Bücherhaufen (Anm. 425), S. 52.

442 Vgl. König: Bücherhaufen (Anm. 425), S. 57–80.

443 »Es sei wesentlich für eine Fakultät, dass die Professoren nicht nur ihre Vorlesungen ausarbeiten könnten, sondern auch in der Lage sein müssten, wissenschaftlich zu arbeiten und zu forschen. Das letztere könne man in Mainz angesichts der Bibliotheksverhältnisse nicht«, ZA.EKPF, Best. Altregistratur 202/04-02, Kurt Galling nach dem Bericht von Kirchenpräsident Stempel am 07.02.1950, Bericht Stempels vom 10.02.1950, S. 1. Ähnlich äußerte sich im Sommer 1950 Erich Dinkler in einem Gespräch mit Kirchenpräsident Niemöller: Es müsse auf eine Sonderzahlung für die Erweiterung der theologischen Bibliothek gedrungen werden, die »in mehrfacher Hinsicht lebenswichtig für die Fakultät ist. Es hat zum Beispiel bis jetzt keine theologische Promotion in Mainz stattgefunden. Käsemann und Dinkler haben zwei Bewerber an andere Fakultäten verwiesen, und zwar wegen der unmöglichen Bibliothekslage in Mainz«, ZA.EKHN, Best. 155-305, vertraulicher Bericht Niemöllers an Oberkirchenrat Heß vom 22.08.1950, S. 2.

444 Vgl. König: Bücherhaufen (Anm. 425), S. 53–55.

445 S. u. Abschnitt 4.1 (S. 136–142).

Verlust dreier Professoren mit den Bibliotheksverhältnissen in Verbindung zu setzen.⁴⁴⁶ Im anschließenden Gespräch mit Dekan Galling präzisierte jener die Wünsche zur Bibliothek, deren regulärer jährlicher Haushaltstitel erhöht werden solle und die durch einen Sonderetat von 50.000 DM für den Ankauf mehrerer Gelehrtenbibliotheken grundlegend verbessert werden müsse.⁴⁴⁷ Darüber hinaus forderte Galling, dass der Katalog der Universitätsbibliothek »korrigiert und fertiggestellt werde. Er befände sich in einem unbefriedigenden Zustand«.⁴⁴⁸ Schließlich nutzte Stempel einen Besuch bei General Raymond Schmittlein in Anwesenheit des Universitätskurators Eichholz, um »mit grossem Nachdruck die Büchereiverhältnisse überall als die entscheidende Ursache hinzustellen« für den drohenden Verlust von drei Professoren, und setzte sich auch hier für einen Sonderzuschuss für die Bibliothek ein. Am Folgetag besuchte Stempel die Landesregierung in Koblenz und erhielt dort die feste Zusage einer Sonderzuwendung.⁴⁴⁹ Wenige Tage später wandte sich Dekan Galling an das Kultusministerium und machte für den drohenden Abgang der Professoren vor allem die »Arbeitsmöglichkeiten« an der Fakultät verantwortlich, die er als »katastrophal«⁴⁵⁰ bezeichnete:

»Neben dem *Fehlen* ausreichender Arbeitsräume ist die *Bibliothek* für alle Disziplinen *völlig* unzureichend, sodass schon die Durchführung der Seminare, geschweige denn die Grundausbildung eines Promovenden, aus technischen Gründen problematisch ist. Der Grundstock der Bibliothek besteht aus kirchlichen Leihgaben und (Zufalls-) Geschenken vonseiten schweizerischer und amerikanischer Hilfsorganisationen. Die etatmässigen Leistungen waren seit Sommer 48 so gering, dass in keinem Fach auch nur die *dringst* benötigte Literatur vorhanden ist.« Für die Professoren besteht auf dieser Grundlage an Ort und Stelle keine Möglichkeit zu wirklicher Forschungsarbeit und zu Spezial-Veröffentlichungen. »Es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir feststellen, dass keine der deutschen Schwesterfakultäten hinsichtlich ihrer Arbeitsräume und ihrer Bücherversorgung so schlecht daran ist, wie die unsere. [...] Unter den obwaltenden Ar-

446 »Ich erwähnte, daß die tiefere Ursache für den Weggang dieser Dozenten wohl in den Bibliotheksverhältnissen läge«, ZA.EKPf, Best. Altregistratur 202/04-02, Bericht Stempels vom 10.02.1950, S. 1.

447 Galling nannte den Kauf der »Privatbücherei[n]« der verstorbenen Professoren Procksch (AT) und Köhler (KG) sowie eine Leihe der Bibliothek »des von den Russen verschleppten Professors Lohmeyer« (NT), ebd. Es handelte sich um Otto Procksch, Erlangen (1874–1947), Walter Köhler, Heidelberg (1870–1946) und Ernst Lohmeyer, Greifswald (1890–1946); zu Lohmeyer s. o. S. 32 mit Anm. 61.

448 ZA.EKPf, Best. Altregistratur 202/04-02, Bericht Stempels vom 10.02.1950, S. 2. In der Tat wies der Katalog der UB aufgrund von Personalmangel in der Erfassung der Bestände erhebliche Mängel auf; vgl. König: Bücherhaufen (Anm. 425), S. 53–55.

449 Vgl. ZA.EKHN, Best. 155/307, Kirchenpräsident Stempel an Staatssekretärin Mathilde Gantenberg, Speyer, 19. 12. 1950, S. 1. Den bevorstehenden Besuch in Koblenz hatte Stempel auch in seinem Bericht über die Mainzer Besuche erwähnt, vgl. ZA.EKPf, Best. Altregistratur 202/04-02, Bericht Stempels vom 10.02.1950, S. 2.

450 UA.Mz, Best. 106-12, Dekan Galling an den Kultusminister, 11.02.1950, S. 2.

beitsbedingungen gleicht die Fakultät mehr einer ›Theologischen Schule‹ als einem wissenschaftlich arbeitenden Teil der auf der Qualität ihrer wissenschaftlichen Arbeit basierenden Universität.«⁴⁵¹

Es bestehe die Gefahr, dass die Fakultät zu einer Durchgangsstation junger Lehrkräfte würde und so der Rückgang der Studierendenzahlen weiter anhalte. Daher bat Galling neben anderen Forderungen um zusätzliche Räume, einen jährlichen Bücheretat von mind. 8000 DM und eine außerordentliche Beihilfe von 50.000 DM. Wenige Tage später trat auch Oberkirchenrat Heß namens der Kirchenleitung der EKHn für eine einmalige Sonderzahlung zum Ankauf von Gelehrtenbibliotheken und einen höheren jährlichen Bücheretat der Mainzer Evangelisch-Theologischen Fakultät ein.⁴⁵² Der Zwischenkirchliche Ausschuss der drei Landeskirchen bat Rektor Isele und Kurator Eichholz um Unterstützung der Interventionen.⁴⁵³ Schließlich setzte sich auch der Ratsvorsitzende der EKD, Bischof Otto Dibelius (1880–1967), bei einem Besuch bei der Staatsregierung in Koblenz am 11.03.1950 für eine bessere Ausstattung der Bibliothek der Mainzer Fakultät ein.⁴⁵⁴ Trotz einer Dibelius offensichtlich gegebenen Zusage über eine Sonderzuwendung der Landesregierung in Höhe von 50.000 DM für die Bibliothek der Fakultät flossen keine Gelder nach Mainz. Am 18.07. wurde Dekan Galling mitgeteilt, dass das Finanzministerium die vom Kultusministerium gegebene Zusage abgelehnt habe.⁴⁵⁵ Auf eine vertrauliche Information aus der Mainzer Fakultät⁴⁵⁶ hin ließ die Kirchenführung beim Mainzer Dekan anfragen,

451 UA.Mz, Best. 106-12, Dekan Galling an den Kultusminister, 11.02.1950, S. 2f. (Hervorhebungen im Original).

452 UA.Mz, Best. 11-30, Kirchenleitung der EKHn (Oberkirchenrat Heß) an das Kultusministerium, 22.02.1950.

453 Vgl. ZA.EKHn, Best. 155/307, Protokoll des Zwischenkirchlichen Ausschusses vom 29.04.1950 (Punkt 5); Schreiben von Propst Becker an den Kurator der Universität, 04.05.1950. Rektor Isele sagte in seiner Antwort vom 09.05.1950 die Unterstützung dieser und anderer Bitten des Ausschusses zu, hielt eine Bewilligung aber erst für das nächste Haushaltsjahr (1951) für möglich; vgl. ZA.EKHn, Best. 155/307.

454 Ein genauerer Bericht zum Besuch von Dibelius in Koblenz war in den einschlägigen Akten nicht zu finden. Vgl. ZA.EKHn, Best. 155/305, Abschrift eines Schreibens von Dibelius an Ministerpräsident Altmeier vom 09.10.1950; die Datierung ergibt sich aus ZA.EKHn, Best. 155/307, dem Protokoll des Zwischenkirchlichen Ausschusses vom 29.04. und dem Schreiben von Kirchenpräsident Stempel an die Staatssekretärin Gantenberg im Kultusministerium vom 19.12.1950. Am 25.10.1950 wurde das Schreiben von der Kirchenleitung der EKHn an die Mainzer Evangelisch-Theologische Fakultät übermittelt, vgl. UA.Mz, Best. 11-30.

455 Vgl. UA.Mz, Best. 11-1, Kultusministerium an Dekan Delekat, Koblenz, 18.07.1950. Rektor Isele schlug daraufhin am 08.08.1950 dem Dekan vor, ERP-Mittel (Marschall-Plan) für die Erweiterung der Seminarbibliothek zu verwenden; vgl. ebd.

456 Erich Dinkler berichtete am 21. August 1950 Kirchenpräsident Niemöller, »dass das [Kultus-] Ministerium in Koblenz vor einigen Wochen die Fakultät habe wissen lassen, dass die in Aussicht gestellten 50.000 DM, für die Erweiterung der Bibliothek, nicht bereit gestellt

ob die drei Kirchenleitungen noch einmal bei der Landesregierung vorstellig werden sollten.⁴⁵⁷ Obwohl Galling keine klare Antwort gab, bat Oberkirchenrat Heß am 21.09. den Ratsvorsitzenden der EKD um eine erneute Intervention in Koblenz, um »der Bitte der Fakultät um zusätzliche Bewilligung von DM 50.000 für den gen. Zweck einen gewissen Nachdruck«⁴⁵⁸ zu geben. Dibelius kam der Bitte am 09.10.1950⁴⁵⁹ nach und hatte damit zumindest begrenzten Erfolg. Ministerpräsident Altmeier setzte sich beim Finanzminister persönlich für die Geldzuwendung für die Bibliothek der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Mainz ein; daraufhin bat Rektor Isele am 12.10.1950 Dekan Delekat, einen Antrag zu stellen. Der Bibliotheksverantwortliche Walter Holsten⁴⁶⁰ sandte schon am 16.10. dem Rektor eine Aufstellung der nötigen Verbesserungsmaßnahmen, wozu insbesondere auch der Ankauf von theologischen Privatbibliotheken gehörte.⁴⁶¹ Gleichwohl flossen im Haushaltsjahr 1950 keine zusätzlichen Mittel für die Bibliothek nach Mainz, im Gegenteil: nicht einmal die regulären Zahlungen erreichten die Mainzer Fakultät, was zu einem energischen Protest von Kir-

werden könnten«, ZA.EKHN, Best. 155-305, vertraulicher Bericht von Kirchenpräsident Niemöller an Oberkirchenrat Heß vom 22.08.1950, S. 2 (Hervorhebung im Original).

457 ZA.EKHN, Best. 155/305, Oberkirchenrat Heß an Kurt Galling, 04.09.1950 (handschriftlicher Entwurf).

458 ZA.EKHN, Best. 155/305, Oberkirchenrat Heß an Bischof Dibelius, 21.09.1950 (handschriftlicher Entwurf); das vorangegangene Schreiben Gallings an Heß datiert auf den 07.09.

459 ZA.EKHN, Best. 155/305, Dibelius an den Ministerpräsidenten des Landes Rheinland-Pfalz, 09.10.1950 (Durchschlag).

460 Walter Holsten wurde am 17.12.1952 zum Direktor der Fakultätsbibliothek vorgeschlagen; vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, S. 67; UA.Mz, Best. 11-1, Dekan Rapp an Rektor Galling, Bitte um Ernennung Holstens zum Direktor der theologischen Seminare und der Seminarbibliothek; er hatte diese Funktion aber offensichtlich schon länger ausgeübt, denn Anfang 1958 bat Holsten darum, dass er wegen wachsender anderer Aufgaben nach acht Jahren von dieser Aufgabe entbunden werde; vgl. UA.Mz, Best. 106-12, Holsten an Dekan Braun, 20.01.1958.

461 Vgl. UA.Mz, Best. 11-1, Rektor Isele an Dekan Delekat, 12.10.1950; Walter Holsten an Rektor Isele, 16.10.1950. Holsten nennt den Teilkauf der Bibliothek Rudolf Bultmanns für 9000 DM. Erich Dinkler hatte zwei Monate zuvor im Gespräch mit Niemöller erwähnt, dass »die Fakultät durch persönliche Verhandlungen mehrere theologische Bibliotheken zum Kauf an der Hand« habe, »nämlich die von Bultmann, von der ein Drittel unmittelbar greifbar wäre, ferner die Bibliothek von Wolfgang Beyer und diejenige von Proksch. Diese drei Bibliotheken würden noch nicht einmal volle 50.000 DM erfordern«, ZA.EKHN, Best. 155-305, vertraulicher Bericht von Kirchenpräsident Niemöller an Oberkirchenrat Heß vom 22.08.1950, S. 2. (Hermann) Wolfgang Beyer (1898–1942) war Kirchengeschichtler und christlicher Archäologe, hatte in Greifswald und Leipzig gewirkt; zu Proksch s. o. Anm. 447. Im Zwischenkirchlichen Ausschuss war auch die Möglichkeit des Ankaufs der Bibliothek von Reinhold Seeberg genannt worden; vgl. ZA.EKHN, Best. 155/307, Protokoll der Sitzung vom 29.04.1950 (Punkt 3). In UA.Mz, Best. 11-1, einem Schreiben vom 16.10.1950 bezifferte Walter Holsten die Kosten für den Ankauf der Teilbibliothek Rudolf Bultmanns auf 9000 DM: »Diese Bibliothek dürfte als eine der besten Privatbibliotheken Deutschlands anzusprechen sein. Es besteht auch Aussicht auf mehrere andere Bibliotheken, über die jedoch noch keine Preisangaben zu erhalten waren«.

chenpräsident Hans Stempel, auch im Auftrag der EKHn und der EKIR am Jahresende und einer Eingabe der Studierenden im Januar 1951 führte.⁴⁶² Die hartnäckigen Interventionen waren schließlich doch in eingeschränktem Umfang erfolgreich: Ab Februar 1951 flossen der Fakultät für den Ankauf von theologischen Privatbibliotheken in Raten von 5000 DM insgesamt 30.000 DM als Sonderzahlung zu.⁴⁶³ 1952 bat die Fakultät die EKHn um die befristete Finanzierung einer studentischen Hilfskraft für insgesamt fünf Monate zur Inventarisierung und Katalogisierung für »mehrere grosse Bibliotheken«, die dank der »gütige[n] Vermittlung der Kirchen« angekauft werden konnten, der Bitte wurde in Darmstadt gern entsprochen.⁴⁶⁴

Mit der einmaligen Sonderzuwendung für die Bibliothek der Mainzer Evangelisch-Theologischen Fakultät waren 1951 die großen Lücken im Bücherbestand nur teilweise behoben. Eine grundlegende Änderung der Situation trat erst

462 Stempel beklagte, dass die Staatssekretärin bei einem Besuch in Speyer am 22.09. ihre Bestürzung über das Ausbleiben der Zahlungen gezeigt habe, dass aber gleichwohl im Anschluss keine Zahlung an die Fakultät erfolgt sei, sondern »dass seit sechs Monaten für die Institute überhaupt kein Geld gegeben worden sei«, ZA.EKHn, Best. 155/307, Kirchenpräsident Stempel an Staatssekretärin Mathilde Gantenberg, Speyer, 19. 12. 1950, S. 1f., es sei am 29.11. lediglich ein Betrag von 2000 DM vom Ministerium avisiert worden. »Die evangelischen Kirchen im Rheinland, in Hessen-Nassau sowie in der Pfalz waren sehr betroffen, ja auch befremdet, dass diese 2000 DM, die nur zur Bezahlung laufender Schulden reichen, die Erledigung der wiederholten Zusage der Regierung des Landes Rheinland-Pfalz darstellen sollen. Wir erheben in aller Form dagegen Einspruch und bitten um Einhaltung der gegebenen Zusage«, ebd.; weitere diesbezügliche Schreiben finden sich in UA.Mz, Best. 11-12. – Die Eingabe der Studierenden beklagte in einer Resolution, die v. a. durch den drohenden Weggang der neustamentlichen Professoren Käsemann und Dinkler veranlasst war, im Blick auf die Bibliothek »das Fehlen wichtigster Nachschlagewerke und Kommentare« und den »geringe[n] Umfang dessen, was von neuerer theologischer Literatur zur Verfügung steht«, was auch das Studium stark beeinträchtigte, UA.Mz, Best. 11-1, Wiegand, Sprecher der Studierenden der Ev.-Theol. Fakultät, an Rektor Isele, 25.01.1951. Die Eingabe wurde vom Rektor am 02.02. unter Bezug auf den Antrag des Kabinetts an den Landtag für einen Zuschuss in Höhe von 50.000 DM zur Bibliothek der Evangelischen Theologie in Mainz an das Kultusministerium übersandt mit der Bitte, sie an den zuständigen Landtagsausschuss weiterzuleiten; vgl. UA.Mz, Best. 45-150; vgl. auch ebd., das Antwortschreiben des Rektors an die Studierenden vom gleichen Tag; vgl. auch UA.Mz, Best. 11-11, Rektor Isele an stud.theol. Wiegand, 22.02.1951.

463 Am 23.01.1951 berichtete Ministerialdirigent Hans Becker (1888–1964) aus dem Kultusministerium an Dekan Wiesner, dass sein gleichrangiger Kollege Hans Georg Dahlgrün (1901–1974) im Finanzministerium die Angelegenheit des Zuschusses von 30.000 DM (!) für die Bibliothek »in kurzer Frist« regeln werde, UA.Mz, Best. 11-12. Im Jahr 1950 erhielt die Universitätsbibliothek in Mainz als reguläre Zuwendung 268.700 DM.

464 Vgl. UA.Mz, Best. 11-30, Dekan Rapp an Oberkirchenrat Heß, 12.05.1952; Oberkirchenrat Heß an Dekan Rapp, 21.05.1952, und weitere Stücke vom 24.06. und 26.08.1952. Belege für Bücherkäufe aus diesem Zeitraum habe ich nicht finden können; eine Korrespondenz von Dekan Wiesner mit Remko W. Siebel, Siegen, dokumentiert, wie aufwändig die Verhandlungen um die Festsetzung der Preise waren; vgl. UA.Mz, Best. 11-12, die Schreiben von Wiesner (17.09.1951, 23.10.) und Siebel (16.10.).

gegen Ende der 1950er Jahre ein, als die Deutsche Forschungsgemeinschaft und der Wissenschaftsrat jährlich größere Summen für die deutschen Universitäten ausschütteten, die von der Evangelisch-Theologischen Fakultät überwiegend zur Verbesserung der noch immer sehr lückenhaften Bibliothek genutzt wurden.⁴⁶⁵ Die Höhe der Sonderzuwendungen schwankte, da aber die Zuwendungen über mehrere Jahre fortgesetzt wurden, konnten die Bestände der Bibliothek nachhaltig aufgefüllt werden.⁴⁶⁶ Neben der Aufstockung der Buchbestände wurde von der Fakultätsleitung 1959 auch eine bessere Raumausstattung der Bibliothek und

465 Anfang Januar 1959 bat Dekan Stählin um 55.000 DM für die Evangelische Theologie aus den Sondermitteln für die Mainzer Universität in Höhe von 530.000 DM. Sie sollten v. a. für »den Ausbau der immer noch sehr lückenhaften Seminarbibliothek verwendet werden«, UA.Mz, Best. 11-24, Stählin an das Kultusministerium, 09.01.1959. In einer detaillierten Aufstellung nannte er als Beschaffungserfordernisse u. a. ausländische Zeitschriften für die biblischen Fächer, Ergänzungen zum Migne und zum Corpus Reformatorum, Pauly-Wissowa, wissenschaftliche Werkausgaben bedeutender Philosophen, die Werke von Thomas von Aquin sowie Marx und Engels und Ausgrabungsberichte; vgl. UA.Mz, Best. 11-24, Dekan Stählin an das Kultusministerium, 09.01.1959. Tatsächlich erhielt die Fakultät 1959 20.000 DM, deren Verwendung Stählin am 14.02.1959 aufschlüsselte; vgl. UA.Mz, Best. 11-24, Stählin an Horst (Bibliotheksdirektor).

466 1957 erhielt die Evangelisch-Theologische Fakultät eine Unterstützung in Höhe von 45.500 DM (bei einer Gesamtförderung der Universität in Höhe von 409.000 DM); vgl. UA.Mz, Best. 11-24, Dekan Braun an Rektor Kraus, 06.06.1957 (je 5.500 DM für AT, KG, Territorialkirchen-geschichte, PT, ST, Judaistik, Religions- und Missionswissenschaft, 6000 DM für NT) und 12.06. Im Jahr 1958 wurde die Evangelisch-Theologische Fakultät ebenso wie ihre katholische Schwesterfakultät mit nur 20.000 DM bezuschusst, da die Gesamtsumme niedriger ausfiel und die im Vorjahr praktizierte besondere Berücksichtigung der Geisteswissenschaften nicht mehr galt; vgl. UA.Mz, Best. 11-24, [undatierte] Niederschrift (Abschrift) einer Besprechung im Kultusministerium mit Rektor und Dekanen der Mainzer Universität über die Verwendung der Sondermittel in Höhe von 397.000 DM. Der Betrag wurde mit Anteilen von je 2.500 DM für alle acht Seminare der Fakultät gleich verteilt; vgl. UA.Mz, Best. 11-24, Prodekan Braun an Rektor Delekat, 21.04.1958. Im gleichen Jahr wurden weitere 669.200 DM an Sondermitteln für die Mainzer Universität zur Verfügung gestellt, von denen aber 500.000 DM für den Bau des ReWi-Gebäudes abgezweigt wurden; beide theologische Fakultäten erhielten je 15.000 DM; vgl. UA.Mz, Best. 11-24, Rektor an Dekan Stählin, Mainz, 10.05.1958. 1959 fielen der Fakultät wieder 20.000 DM (von insgesamt 332.000 DM) zu; vgl. UA.Mz, Best. 11-24, Protokoll des Concilium decanale, 13.01.1959. Anfang 1959 baten die beiden Alttestamentler um Sondermittel in Höhe von 5000 DM, um einen leistungsfähigen Bestand für »Palästinakunde« und insbesondere »palästinensische Archäologie« erstellen sowie assyriologische Bücher und Diapositive beschaffen zu können; vgl. UA.Mz, Best. 11-24, Friedrich Horst und Alfred Kuschke an den Dekan, Mainz, 11.01.1959. In diesem Bestand befinden sich weitere Dokumente zu den Sondermitteln der Folgejahre. 1960 wurde aus den Sondermitteln der Fakultät der spätere Alttestamentler Willy Schottroff (1931–1997), Promovend bei Friedrich Horst, als Hilfskraft für die Bibliothek angestellt, um die neu beschafften Bücher in den Bestand bibliothekarisch zu integrieren; vgl. UA.Mz, Best. 11-24, Friedrich Horst an Dekan Mezger, 28.07.1960, und weitere Schreiben.

eine Bibliothekarin gefordert.⁴⁶⁷ Fünf Jahre später stand immerhin mehr Bibliothekspersonal zur Verfügung und die Bestände der Bibliothek umfassten nach Angaben von Dekan Hans Walter Wolff (1911–1993) fast 30.000 Bände; damit hatten sie sich gegenüber dem Stand von Ende 1958 mehr als verdoppelt⁴⁶⁸. Dekan Wolff forderte jedoch eine Erneuerung der Arbeitsplätze und mehr Raum für die Bibliotheksverwaltung.⁴⁶⁹

Trotz all dieser Bemühungen war die Bibliothek der Mainzer Evangelisch-Theologischen Fakultät auch eineinhalb Jahrzehnte nach ihrer Gründung noch lange nicht mit den Buchbeständen und der personellen und räumlichen Ausstattung der älteren traditionellen theologischen Fakultäten im deutschsprachigen Raum konkurrenzfähig. An den improvisierten Anfängen und der schwachen finanziellen Ausstattung der ersten Jahre laborierte die Bibliothek und damit die wissenschaftliche Arbeit der evangelischen Theologie in Mainz noch lange. Immerhin war die Ausstattung im Laufe der 1950er Jahre so weit verbessert worden, dass wissenschaftliche Forschung und Nachwuchsförderung nun in der Mainzer evangelischen Theologie möglich wurden.

467 Dekan Stählin sah durch die geplanten Neubauten für die Juristische und die Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät sowie die Universitätsbibliothek die Möglichkeit zu einer deutlichen Verbesserung der Raumsituation für Evangelische Theologie in den Fakultätsgebäuden, stellte aber auch die Option eines Neubaus wie in Münster oder Erlangen in den Raum. Für die Buchbestände forderte er den Nachkauf von vor 1945 erschienenen Werken, Zeitschriftenreihen und Nachschlagewerken; vgl. UA.Mz, Best. 11-24, Dekan Stählin an Rektor Schwantag, 19.01.1959, S. 2f. Anfang 1961 beschloss der Fakultätsrat, eine Bibliotheksstelle zu beantragen; vgl. UA.Mz, Best. 106-163, Protokollbuch der Fakultät 2, Eintrag vom 25.01.1961, S. [56]; Ende 1961 war die Stelle jedoch noch nicht eingerichtet; vgl. UA.Mz, Best. 106-163, Protokollbuch der Fakultät 2, Eintrag vom 15.11.1961, S. [81].

468 Vgl. UA.Mz, Best. 11-24, die entsprechenden Angaben in den Antwortbögen zur Umfrage des Wissenschaftsrats vom November 1958; darin wurde die Zahl der Bände für die Teilbibliotheken mit 11.000 (Katholisch-Theologische Fakultät), 14.000 (Evangelisch-Theologische Fakultät), 35.000 (Rechts- und Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät), 15.000 (Medizinische Fakultät), 25.000 (Naturwissenschaftliche Fakultät) und 320.000 (UB) angegeben (Frage III.33).

469 Dekan Wolff teilte Rektor Johannes Bärmann (1905–1991) am 30.06.1964 die Ablehnung eines Rufs nach Münster i. W. mit, dankte für die Zuweisung einer Dozentur an seinen bisherigen Assistenten Werner Schmidt (geb. 1935) und nutzte diesen Anlass um neben anderen auch um Verbesserungen für die Bibliothek zu bitten: »1. Die Arbeitsplätze im Evangelisch-Theologischen Seminar sind derart veraltet und beengt, daß eine völlige Erneuerung als Sofort-Maßnahme zu wünschen ist. 2. Die Seminarverwaltung muß mit Direktor, Diplombibliothekar, Schreibkraft und Bibliotheksassistenten in einem einzigen Raum bei fast 30.000 Bänden derzeitigem Bestand in unzumutbarer, die Arbeit außerordentlich erschwerender Enge arbeiten.« UA.Mz, Best. 45-150.

3.5. Religionspädagogik

Die Position des Religionsunterrichts in den allgemeinen Schulen hatte in der NS-Zeit gelitten, einerseits durch seine Zurückdrängung zugunsten eines nationalsozialistischen Weltanschauungsunterrichts und andererseits durch Konzepte der Bekennenden Kirche, die neben die allgemeine christliche Gemeinschaftsschule kirchliche Schulen setzten. In den Beratungen, Initiativen und Dokumenten der Fakultät spielten die »Schmalspurtheologen«⁴⁷⁰, wie sie zeitlich auch von Wilhelm Jannasch titulierte wurden, nur eine geringe Rolle; sie stellten in den ersten Jahren der Fakultät nur einen kleinen Teil der Studierenden.⁴⁷¹ Die eher geringe Bedeutung der Religionspädagogik zeigt sich auch in der Zurückstufung des ursprünglich vorgesehenen Extraordinariats für Religionspädagogik und -philosophie zu einem Lehrauftrag.⁴⁷²

Die Initiative zur »Religionsfacultas« lag vor allem bei den Kultusministerien und in zweiter Linie bei den Landeskirchen; die Fakultät war jedoch häufiger beteiligt. Die ersten Anfänge einer Neuordnung des Studiums für das Lehramt an den höheren Schulen gingen jedoch von den Kultusministerien in Wiesbaden und Koblenz aus, ohne dass die für den Religionsunterricht betroffenen Kirchen oder Fakultäten konsultiert wurden. Hauptkonfliktpunkt war eine ohne Rücksprache durch das hessische Kultusministerium eingeführte Prüfungsordnung, welche vor allem eine Aufteilung der Religionsfacultas für höhere und für untere und mittlere Schulstufen vorsah.⁴⁷³ Auf den kirchlichen Protest⁴⁷⁴ hin fand am 31.08.1949 im Wiesbadener Kultusministerium ein Treffen der evangelischen Kirchenleitungen, bischöflichen Ordinariate und theologischen Fakultäten statt. Über die Frage der Einheitlichkeit der Religionsfacultas konnte aber nicht einmal innerhalb der einzelnen beteiligten Gruppen eine Einigung erzielt werden, sodass

470 Jannasch bezeichnet damit Studierende, »die die Lehrbefähigung für Höhere Schulen in Religion erwerben wollen«, UA.Mz, Best. NL 16-11, Bericht »Die Ev. Theologische Fakultät Mainz August 1946« (Anm. 160), S. 1.

471 Das Protokoll des Zwischenkirchlichen Ausschusses vom 23.03.1949, erstellt am 04.04.1949, hält fest (Punkt 9), dass unter den über 350 Studierenden »ca. 79 Studierende für Religionsfacultas sich befinden«, ZA.EKpf, Best. Altregistratur 202/04-02, S. 2.

472 S. o. S. 88f.

473 Ein »Gutachten der Evangelisch-Theologischen Fakultäten Mainz und Marburg zur Frage der Ausbildung der Religionslehrer an höheren Schulen« der Mainzer und der Marburger Evangelisch-Theologischen Fakultät, das am 17.06.1949 an das hessische Kultusministerium übersandt worden war, nahm zu dieser Frage Stellung und plädierte mit unterschiedlichen Argumenten für eine einheitliche Religionsfacultas und für eine anspruchsvolle wissenschaftliche Vorbildung; vgl. UA.Mz, Best. 11-9.

474 UA.Mz, Best. 11-30, Oberkirchenrat Erwin Wißmann (1895–1967) an die Dekane der Theologischen Fakultäten in Marburg, Mainz und Oberursel, Wiesbaden, 11.08.1949; UA.Mz, Best. 11-30, Oberkirchenrat Wißmann an den Kultusminister in Koblenz, Wiesbaden, 17.08.1949.

nur eine Übergangslösung verabredet wurde⁴⁷⁵ und die Uneinheitlichkeit der Prüfungsanforderungen fortbestand. Dekan Delekat schrieb am 09.05.1950 an die Kirchenkanzlei der EKD über Unklarheiten in der Religionsfacultas:

»Die Arbeit der Universität Mainz berührt drei kirchliche Gebiete, in denen die genannte Frage ganz verschieden geregelt ist. Die Pfalz verlangt für die Erteilung der Facultas für Religionslehre an einer höheren Schule das 1. Theologische Examen. Die staatlichen Stellen in Koblenz verlangen für die Facultas an den unteren Klassen das Graecum[,] für die an den höheren Klassen auch das Hebraicum.«⁴⁷⁶

Die evangelischen Kirchen suchten in Kooperation mit den theologischen Fakultäten eine Verständigung. In diesen Kontext gehört eine Mainzer Tagung, die am 09.01.1950 stattfand, die der Vorbereitung einer Konferenz im Folgemonat zur Ausbildung von Religionslehrenden an höheren Schulen diente.⁴⁷⁷ Die Beteiligten formulierten die Forderung nach einer einheitlichen Religionsfacultas für alle Stufen der höheren Schulen, für die Latinum und Graecum, nicht aber das Hebraicum Voraussetzung sein sollte.⁴⁷⁸ Darüber hinaus dachte man über eine

475 Vgl. das Protokoll der Sitzung notiert zu den Ursachen: »Erschwerend wirkt sich aus, daß in der Vergangenheit in den verschiedenen Teilen des Landes Hessen die Lage unterschiedlich war. (In Hessen bestand z. B. keine Möglichkeit, daß Laien die Religionsfakultas erwerben, in Preußen war es möglich)«, UA.Mz, Best. 11-9, Protokoll der Sitzung mit Vertretern der Kirchenleitungen, Ordinariate und Theol. Fakultäten am 31.08.1949 um 10 Uhr im Kultusministerium, Wiesbaden, Gustav Freytag-Str. 4.

476 UA.Mz, Best. 11-69, Dekan Delekat an Oberkirchenrat Brunotte, Ev. Kirchenkanzlei, 09.05.1950. Delekat führt weiter aus: »Es gibt Fälle, in denen die Bewerber zwar in Hessen angestellt zu werden wünschen[,] aber aus besagten Gründen bei uns ihr Examen ablegen wollen. Sie müssen sich natürlich hier nach der für Rheinland-Pfalz gegebenen Prüfungsordnung richten, obwohl die anstellende Behörde ganz andere Bedingungen stellt«. Der zuständige Referent für Schul- und Erziehungsfragen in der EKD-Kanzlei, Edo Osterloh (1909–1964), antwortete am 20.05., dass die EKD »schon seit mehreren Monaten verschiedene Schritte in der von Ihnen gewünschten Richtung unternommen« habe, und verwies auf die nachfolgend erwähnte Mainzer Tagung, deren Ergebnis bezüglich seiner Frage er übermittelte. Angesichts der Länderzuständigkeit für diese Frage werde es aber nicht leicht sein, die »tatsächlichen Unterschiede in den Ländern in absehbarer Zeit auf diesem Gebiet zu überwinden«. Man versuche daher, »eine Einmütigkeit unter den Kirchenleitungen herbeizuführen«, UA.Mz, Best. 11-69, Osterloh (Kirchenkanzlei) an Dekan Delekat, Hannover, 20.05.1950. In diesem Sinne wolle man dann auch auf die Länderregierungen einwirken.

477 Vgl. UA.Mz, Best. 11-69, Kirchenkanzlei der EKD an die Leitungen der deutschen evangelischen Landeskirchen in den westlichen Besatzungszonen, Hannover, 14.01.1950. An der Mainzer Tagung nahmen vier Theologieprofessoren (Ernst Bizer, Bonn; Hermann Faber (1888–1979), Tübingen; Renatus Hupfeld (1879–1968), Heidelberg; Jannasch, Mainz) und zehn Kirchenvertreter, darunter Rheinland, Hessen-Nassau, Pfalz, Kurhessen-Waldeck sowie Edo Osterloh (1909–1964), der zuständige Referent aus der Kirchenkanzlei der EKD, teil.

478 Einen ähnlichen Beschluss hatte die Mainzer Fakultät schon sehr früh gefasst; vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, Eintrag vom 10.12.1946, S. 6: »Bei Philologen mit Religionsfakultas soll allein auf Ablegung des Hebraicums und auf vollständiges Hören der Vorlesungen über Praktische Theologie verzichtet, das große Graecum dagegen verlangt werden«.

Beauftragung für Religionsunterricht für erfahrene und kirchlich gebundene Lehrer anderer Fächer an nichtgymnasialen Schulen nach, konnte sich aber nicht gänzlich verständigen. Grundsätzlich wünschte man sich eine engere Verbindung von Kirche und Schule durch die Lehrperson und favorisierte Volltheologen mit zusätzlichem philologischem Examen (»geistlicher Studienrat«), wollte dies jedoch nicht zur Norm machen. Insgesamt schätzten die versammelten Kirchenvertreter und Theologieprofessoren das Lehramtsstudium für Religion als reformbedürftig ein: »Der zukünftige Religionslehrer muss in seiner Ausbildung sowohl den Gesamthorizont evangelischer Theologie kennen lernen, als sich auch bei ausgewählten Gegenständen mit den exakten Methoden theologischer Forschung vertraut machen.«⁴⁷⁹

Der Mangel an Religionslehrern und -lehrerinnen in den Nachkriegsjahren hielt die Frage nach Studierenerleichterungen für die Studierenden mit dem Studienziel Religionsfacultas wach.⁴⁸⁰ Die Mainzer Evangelisch-Theologische Fakultät suchte im Verein mit den übrigen theologischen Fakultäten gleichwohl, die Studienanforderungen durch eine Aufwertung des Schulfachs Religion hochzuhalten.⁴⁸¹ Die EKHN drängte auf besondere Lehrangebote für Lehramtsstudierende im Alten Testament (ohne Hebräischkenntnisse), in Kirchengeschichte, Dogmatik und Katechetik/Religionspädagogik, die aber in Mainz nur in geringem Umfang und nur sporadisch angeboten wurden.⁴⁸² Die Kirchen im Einzugsbereich der Mainzer Fakultät setzten sich aber weiter für spezielle Lehrangebote für Lehramtsstudierende ein; 1959 waren der Darmstädter und der Düsseldorfer Oberkirchenrat für Schulfragen in der Sitzung des Fakultätsrats zu Gast, um für die Anliegen der »Theophilen«, wie die Lehramtsstudierenden seinerzeit salopp genannt wurden, zu werben.⁴⁸³ Obwohl es Widerspruch gab,

479 Vgl. UA.Mz, Best. 11-69, Artikel 19 der »Arbeitshilfe« Staat, Schule, Kirche und Elternschaft: »Ausbildung der Religionslehrer an höheren Schulen, Gestaltung ihres Studiums und des Examens. Zusammenfassung des Ergebnisses der Beratungen in Mainz am 9. Januar 1950 (Kirchenkanzlei Nr. 508.III)«, S. 20.

480 Studierende für die Religionsfacultas blieben vom Hebraicum befreit; vgl. UA.Mz, Best. 11-9, Dekan Rapp an den hessischen Minister für Erziehung und Volksbildung, 03.07.1952.

481 Darauf zielte ein Beschluss des Evangelisch-Theologischen Fakultätentags vom 13.04.1953, der forderte, das Fach Religion zu den Fächern zu zählen, die nur ein weiteres Lehrfach benötigen; vgl. UA.Mz, Best. 11-9, Dekan Rapp an Ministerialdirektor Becker (Kultusministerium Rheinland-Pfalz), 30.04.1953.

482 Vgl. UA.Mz, Best. 11-30, das Schreiben von Oberkirchenrat Wißmann an die Evangelisch-Theologische Fakultät mit den beiden Anhängen, die den Verlauf der Beratungen zu »Sondervorlesungen« für künftige Religionslehrer und das entsprechende Mainzer Angebot von 1949–1958 zusammenstellen, Darmstadt, 03.11.1958.

483 Die Einladung war eine Reaktion auf das in Anm. 482 erwähnte Schreiben mit seinen Anhängen. Dekan Stählin antwortete am 19.12.1958 und lud ihn zusammen mit dem Düsseldorfer Oberkirchenrat Edgar Boué (1898–1974) zur Fakultätsratssitzung ein; vgl. UA.Mz, Best. 11-30, Stählin an Wißmann.

setzte sich der Vorschlag Friedrich Delekats durch, eine »Theophilen-Kommission« zu bilden, welche sich der Anliegen der Lehramtsstudierenden widmen sollte. Neben Delekat gehörten Dekan Gustav Stählin, Werner Wiesner und der neu berufene Praktische Theologe Manfred Mezger (1911–1996) zur Kommission.⁴⁸⁴ Mezger setzte sich nur wenige Tage nach dem Beschluss des Fakultätsrats zu zwei Gesprächsrunden mit Lehramtsstudierenden zusammen.⁴⁸⁵ Er nahm ihre Wünsche auf, die insbesondere eine im Umfang reduzierte Dogmatikvorlesung (max. 2 Sem.), eine kurze bibelkundlich orientierte Theologie des Alten Testaments (1 Sem.), eine praxisorientierte katechetische Übung (Lehrproben in einer Schule mit Nachbesprechung) und eine bessere Verteilung der theologischen Hauptvorlesungen beinhalteten.⁴⁸⁶ Ende 1959 bemühte sich auch das Mainzer Kultusministerium um eine Verbesserung der Situation für Lehramtsstudierende an der Mainzer Fakultät.⁴⁸⁷ Noch 1959 wurde die Anstellung eines Studienrats für die Betreuung der »Theophilen« und weitere Maßnahmen im Fakultätsrat beschlossen.⁴⁸⁸

Die Religionspädagogik hatte an der Mainzer Fakultät in den Nachkriegsjahren einen schweren Stand, der sich an der Zurückstufung des Extraordinariats

484 Vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, Sitzung vom 04.02.1959, S. 177.

485 Auf Bitten von OKR Wißmann hatte sich Mezger am 14./15.02.1959 bei einer Tagung der ESG Mainz und am 19.02. bei einer weiteren Gesprächsrunde den Anliegen der »Theophilen«, wie die Lehramtsstudierenden seinerzeit salopp genannt wurden, gestellt.

486 Tatsächlich gab es schon einführende Angebote; Wilhelm Jannasch bot einführende Vorlesungen in der Systematischen Theologie (!) und zur Bibelkunde an; katechetische (religionspädagogische) Seminare gehörten ebenfalls zum regelmäßigen Angebot der Fakultät. Neue Angebote wie z.B. katechetische Übungen finden sich in den Vorlesungsverzeichnissen der ersten Semester nach dieser Initiative aber nicht.

487 Am 25.11.1959 berichtete der zuständige Ministerialdirektor aus dem Kultusministerium (Klaus-Berto von Doemming [1915–1993]) über eine gemeinsame Besprechung vom 12.11. zur Betreuung von Studierenden, welche in evangelischer Religion die »Prüfung für das Lehramt an Höheren Schulen ablegen wollen«. Probleme entstünden daraus, dass Religion nach der Prüfungsordnung kein »Langfach« sei und daher ein oder zwei weitere Fächer zusätzlich belegt werden müssten. Eine besondere Betreuung sei nötig und solle schrittweise aufgebaut werden. Dafür solle ein Studienrat mit Religionsfacultas einen Lehrauftrag an der Fakultät erhalten; von Doemming bat um das Urteil der Fakultät zu diesem Vorschlag; UA.Mz, Best. 45-150. Dekan Stählin begrüßte in seiner Antwort vom 10.12.1959 den Vorschlag, bat jedoch darum, dass der Lehrauftrag in »enger Fühlungnahme« mit der Fakultät und einem für die Religionspädagog:innen eingesetzten Ausschuss ausgeübt werde. Der vom Ministerium in der Besprechung vorgeschlagene Studienrat Martin aus Oppenheim habe ein »freundliches Echo« gefunden, da er noch aus seiner Studienzeit an der Fakultät bekannt sei. Der weitergehende Plan einer Diätdozentenstelle für spezielle Lehrangebote für die Religionsfacultas an der Fakultät wurde begrüßt; er solle möglichst schon für das Haushaltsjahr 1961 realisiert werden; UA.Mz, Best. 45-150.

488 S.o. Anm. 487. Außerdem sollte eine Diätdozentur für Altes Testament und Systematische Theologie für die Religionspädagog:innen der Fakultät eingerichtet werden; vgl. UA.Mz, Best. 106-163, Protokollbuch der Fakultät 2, Einträge vom 09.12.1959 sowie 17.02. und 11.05.1960, S. [19], [26], [29].

für Religionspädagogik zu einem Lehrauftrag und dem Fehlen besonderer Lehrangebote erkennen lässt. Dafür war offensichtlich nicht nur der vergleichsweise geringe Anteil der Studierenden mit dem Ziel Religionsfacultas verantwortlich, sondern offensichtlich auch eine gewisse Geringschätzung der Pädagogik, die nicht allein auf die Prägung der Fakultät durch die Bekennende Kirche zurückgehen dürfte. Zusätzlich wurde die Ausbildungssituation durch unterschiedliche Prüfungsanforderungen in den Ländern im Einzugsbereich der Fakultät erschwert. Nur dank des beharrlichen Einsatzes der Schulreferate der umliegenden Landeskirchen und der EKD, insbesondere durch den Darmstädter Oberkirchenrat Wißmann, gelang es gegen Ende der 1950er Jahre das Lehrangebot für Lehramtsstudierende allmählich zu verbessern.

3.6. Studierendenorganisationen und politisches Engagement

Die Geschichte der studentischen Selbstorganisation in den beiden Nachkriegsjahrzehnten ist noch kaum erforscht,⁴⁸⁹ zudem ist die Überlieferung für die Evangelisch-Theologische Fakultät für diesen Zeitraum und dieses Thema spärlich. Der Allgemeine Studentenausschuss wird in den Fakultätsakten erst ab 1951 greifbar, ebenso die Beteiligung von Studierenden an Wahlen zum Studentenparlament.⁴⁹⁰ Die Korrespondenz des AStA mit Dekan Wiesner war zu Beginn ausgesprochen höflich und freundlich.⁴⁹¹ Auch wenn die Mehrzahl der Studierenden im Untersuchungszeitraum politisch eher zurückhaltend waren,⁴⁹² engagierten sich ihre Vertreter in Mainz durchaus an damals wichtigen Themen wie in den frühen 1950er Jahren die Frage eines deutschen Verteidigungsbeitrags⁴⁹³ und einige Jahre später die Diskussion um die Atomwaffenverbreitung.⁴⁹⁴

489 Vgl. exemplarisch Krönig und Müller: Nachkriegs-Semester (Anm. 1), S. 215–237; Kleinen: Demokratie (Anm. 1), S. 354–415.

490 Vgl. UA.Mz, Best. 11-73, die Abschrift der Wahlergebnisse aus dem WS 1951/52. Die Wahlbeteiligung lag in beiden theologischen Fakultäten mit 65,3 % (Kath.) bzw. 63,4 % (Ev.) ausgesprochen hoch; im Wintersemester 1952/53 erreichte sie sogar 81,8 % (Kath.) bzw. 85 % (Ev.). In den anderen Fakultäten war die Beteiligung an den studentischen Wahlen deutlich niedriger, zwischen 32 % und 55 % (1952/53). Die Aktenbestände des AStA blieben hier unberücksichtigt.

491 Vgl. UA.Mz, Best. 11-73, die Weihnachtswünsche des AStA-Vorsitzenden mit Dekan Wiesner und dessen Antwort, Mainz, 14. 12. 1951, 17. 12. 1951.

492 Vgl. Kleinen: Demokratie (Anm. 1), S. 354–414.

493 Zum Ende des Wintersemesters 1951/52 wurden am 28.02.1952 die Ergebnisse einer »Urabstimmung der Studentenschaft der Johannes Gutenberg-Universität, Mainz, zur Frage des deutschen Verteidigungsbeitrages« vorgestellt, an der sich knapp die Hälfte der Mainzer Studierenden (48,7 %) beteiligt hatten. Sie enthielt drei Fragen und eine Protestresolution. Am 7./8. Februar 1952 hatte der Bonner Bundestag über diese Frage eine zweitägige über weite Strecken emotionale Debatte geführt. Nach der Befragung stellte sich die Mehrheit der

Sie organisierten eine Feierstunde für die Opfer des 20. Juli 1944⁴⁹⁵ und wiederholt eine Solidaritätssammlung für »die freiheitlichen Dozenten und Studenten der Sowjetzone«⁴⁹⁶. Darüber hinaus engagierte sich der AStA in Mainz für die auch Mitte der 1950er Jahre noch schwierige Wohnsituation und forderte die Aktivierung aller öffentlichen Stellen für den Bau von Studentenhäusern und Wohnheimen.⁴⁹⁷ Die Vertretung der Studierenden der Evangelisch-Theologischen Fakultät bat 1958 darum, die Samstage wieder frei von alt- und neutestamentlichen Pro- und Hauptseminaren zu halten, um die Heimfahrtwochenenden nicht zu verkürzen.⁴⁹⁸ Verglichen mit späteren Formen und Inhalten studentischer Selbstorganisation und politischer Interessenvertretung sind diese Aktivitäten aber sicherlich – nach den Jahren der NS-Terrorherrschaft und des wirtschaftlichen und politischen Zusammenbruchs – nur als erste Anfänge gesellschaftlich-politischen Engagements zu sehen.

Mainzer Studierenden nicht grundsätzlich gegen einen deutschen Verteidigungsbeitrag (Frage 1: 1066 Stimmen), wollte ihn aber zum größeren Teil mit einer »völligen Gleichberechtigung der Bundesrepublik innerhalb der westlichen Völkergemeinschaft« verbunden sehen (Frage 3: 902 Stimmen); vor allem die SPD hatte dies zur Vorbedingung eines Wehrbeitrags gemacht. Zum Vorschlag der Bundesregierung war die Haltung indifferent (Frage 2: 514:727 bei 475 Enthaltungen und 143 ungültigen Stimmen); vgl. UA.Mz, Best. 11-73. Zum politischen Hintergrund vgl. Eckart Conze: Die Suche nach Sicherheit. Eine Geschichte der Bundesrepublik Deutschland von 1949 bis in die Gegenwart. München 2009, S. 70–75; Klaus Schubert: Wiederbewaffnung und Westintegration. Die innere Auseinandersetzung um die militärische und außenpolitische Orientierung der Bundesrepublik von 1950–1952. Stuttgart 1970.

494 Eine Erklärung und Unterschriftensammlung von »Professoren und Studenten der Johannes Gutenberg-Universität Mainz« forderte am 28.03.1958 die Begrenzung der Atomwaffen auf die drei seinerzeitigen Atommächte USA, UdSSR und Großbritannien, ein Abkommen zur Einstellung der Kernwaffenproduktion und die Unterstellung der vorhandenen Atomwaffen unter die Kontrolle der UNO; vgl. UA.Mz, Best. 11-73. Zur allgemeinen Debatte um die Frage von Atomwaffen in Deutschland und allgemein vgl. Conze: Sicherheit (Anm. 493), S. 290–296; Michael Knoll: Atomare Optionen. Westdeutsche Kernwaffenpolitik in der Ära Adenauer. Frankfurt a. M. 2013.

495 Vgl. UA.Mz, Best. 11-73, die Einladung des AStA an Dekan und Dozenten der Evangelisch-Theologischen Fakultät Mainz zu einer musikalisch umrahmten Gedenkstunde »für die Opfer des 20. Juli 1944« vom 14.07.1952.

496 UA.Mz, Best. 11-73. Vgl. das Schreiben des Referenten für gesamtdeutsche Studentenfragen an die Dekane der JGU mit der Bitte um Werbung für die »Solidaritätssammlung für die freiheitlichen Dozenten und Studenten der Sowjetzone« (15. –17.07.1952) in den Vorlesungen; Mainz, 07.07.1952. Auch 1953 und 1955 erfolgte eine ähnliche Sammlung; vgl. ebd.

497 S. o. S. 105 mit Anm. 372.

498 Die Petition der Fakultätsversammlung vom 18.11.1958 begründete ihre Bitte damit, dass 1. die Verlegung von Seminaren auf das Wochenende das Studium generale schwäche, weil Studierende nicht zur Uni führen, wenn sie nicht auch Seminare an den Veranstaltungstagen hätten und 2. es für Studierende nicht mehr lohne, nach Hause zu fahren, wenn sie erst samstagsabends spät dort ankämen; vgl. UA.Mz, Best. 11-73, die Petition der Fakultätsversammlung mit 51 Unterschriften.

Allgemeiner Studentenausschuss Mainz, Im Juli 1956
Johannes Gutenberg-Universität
M a i n z

Betr.: Erklärung des Allg. Studentenausschusses zur Wohnungsfrage in Mainz

Die augenblicklichen Wohnverhältnisse für Studenten in Mainz veranlassen den Allg. Studentenausschuss der Universität Mainz zu folgender Erklärung.

Wir möchten vor der leider weit verbreiteten Meinung warnen, dass Mainz besonders gute Wohnverhältnisse für Studenten aufweist. Wir weisen mit Nachdruck darauf hin, dass zur Beurteilung der studentischen Wohnverhältnisse in Mainz kein Maßstab abgelegt werden darf, der sich auf die Wohnverhältnisse in anderen deutschen Universitätsstädten bezieht. Absolut betrachtet sind die Wohnverhältnisse in Mainz für Studenten zum grossen Teil schlecht, oft sogar unwürdig.

Leider erweisen sich die Befürchtungen im Hinblick auf eine weitere Verschlechterung der jetzigen Lage immer mehr als berechtigt. Wir möchten vor allem auf folgende Tatsachen aufmerksam machen:

1. Die steigende Studentenzahl in Mainz verstärkt die Nachfrage nach Zimmern in Privatwohnungen und Heimen in gleichem Maße. Das Angebot hält mit der Nachfrage nicht Schritt.
2. Durch den Zuzug von Industriebetrieben und vor allem von Stellen der neuen Bundeswehr treten zusätzliche, zahlungskräftigere Bewerber um die sonst evtl. für Studenten zur Verfügung stehenden Zimmer auf.
3. Die unumgängliche Reduzierung der Bettenzahl im alten Wohnheim der Universität erhöht die Anzahl der Unterkunft-suchenden.
4. In Neubauten, vor allem beim sozialen Wohnungsbau, ist die Wohnfläche so beschränkt, dass Untermieter nicht aufgenommen werden können.
5. Vor allem unseren ausländischen Kommilitonen werden allgemein unverschämte Mietpreise abverlangt. Farbigen Studenten ist es nur unter schwersten Anstrengungen möglich, ein Zimmer zu finden.
6. Viele Studenten werden durch diese Tatsache gezwungen, lange Anfahrtswege aus Orten der Umgebung von Mainz in Kauf zu nehmen. Dies wirkt sich auf das Studium sehr negativ aus.

Der Allgemeine Studentenausschuss der Universität Mainz bittet daher alle zuständigen Stellen, vor allem den Landtag und die Regierung von Rheinland-Pfalz, geeignete Schritte zu unternehmen, um die Wohnverhältnisse für Studenten in Mainz zu verbessern. Wir bitten vor allem, den Bau von Studentenheimen grosszügig zu fördern. Wir weisen dabei besonders auf den Plan zum Bau eines "Internationalen Studentenheimes" hin. Weiterhin möchten wir anregen, bei Neubauten von Universitätsgebäuden im Dachgeschoss Wohnräume für Studenten zu errichten.

Darüber hinaus wäre eine Überprüfung der Mietpreise in Mainz ernsthaft zu erwägen, um eine weitere Teuerung zu vermeiden.

Der Ruf und die Anziehungskraft von Mainz als Universitätsstadt hängt von diesen Faktoren in nicht zu unterschätzendem Maße ab.

gez. Robert Schön
1. Vorsitzender

Abb. 8: Erklärung des AStA Mainz zur Wohnungsfrage 1956, Universitätsarchiv Mainz, Best. 11-73.

4. Die Krise im Fach Neues Testament 1949–1952

Ab 1949 geriet das Fach Neues Testament an der jungen Mainzer Fakultät in eine schwere Krise, obwohl es 1946 mit vergleichsweise guten Voraussetzungen an den Start gegangen war. Als es am Ende gelang, die beiden Ordinariate wieder dauerhaft zu besetzen und in ruhigere Fahrwasser zu lenken, hatte das Fach in Mainz einiges von seinen glänzenden Perspektiven verloren. Das war weniger den handelnden Akteuren anzulasten, sondern mehr den besonderen Umständen der Nachkriegssituation. Wer die Herausforderungen dieser Jahre verstehen will, vor denen sich die Verantwortlichen und Akteure der Mainzer Evangelisch-Theologischen Fakultät gestellt sahen, wird in der Krise des Fachs Neuen Testaments wenige Jahre nach der Fakultätsgründung eine ganze Reihe von Antworten finden.

4.1. Anfang der Krise: Büchermangel und unsicherer Status der Dozenten

Das Fach Neues Testament war 1946 mit vergleichsweise sehr guten personellen Bedingungen angetreten. Als einziges der Hauptfächer der evangelischen Theologie in Mainz war es mit zwei Ordinariaten ausgestattet.⁴⁹⁹ Darüber hinaus war es gelungen, trotz der schwierigen Nachkriegsbedingungen, zwei junge Exegeten zu gewinnen, welche nach ihren Mainzer Jahren die Nachkriegsjahrzehnte der neutestamentlichen Forschung im deutschsprachigen Raum und darüber hinaus prägen sollten. Ernst Käsemann und Eduard Schweizer⁵⁰⁰ kamen beide aus dem Pfarramt. Während Käsemann zu den Erstberufenen der neuen Fakultät gehörte, begann Schweizer im Sommer 1946 zunächst mit einer einwöchigen

499 Die Systematische Theologie folgte zum 1. Januar 1949, als Friedrich Delekat Werner Wiesner zur Seite gestellt wurde; s. o. S. 87. Die anderen klassischen Fächer der evangelischen Theologie wurden in Mainz erst nach und nach mit Extraordinariaten ausgestattet, die später in ordentliche Professuren umgewandelt wurden.

500 Käsemanns Stelle firmierte als erste, Schweizers als zweite neutestamentliche Professur. Eduard Schweizer erhielt den entscheidenden Impuls zum Theologiestudium durch die Herrnhuter Brüdergemeine in Basel, theologisch geprägt wurde er durch Rudolf Bultmann und Emil Brunner (1889–1966). Schweizer initiierte u. a. zusammen mit Rudolf Schnackenburg (1914–2002) die angesehene Reihe »Evangelisch-katholischer Kommentar zum Neuen Testament« (ab 1969); vgl. Ulrich Luz: Eduard Schweizer (1913–2006). In: Breytenbach und Hoppe (Hg.): Neutestamentliche Wissenschaft (Anm. 60), S. 427–445, der allerdings auf die Mainzer Jahre nur mit einem Halbsatz eingeht; Werner Kramer: Eduard Schweizer (geb. 1913). Vielfalt und Einheit neutestamentlicher Theologie. In: Gegen die Gottvergessenheit. Schweizer Theologen im 19. und 20. Jahrhundert. Hg. von Stephan Leimgruber und Max Schoch. Basel u. a. 1990, S. 223–240.

Gastvorlesung, ab dem Wintersemester 1946/47 gehörte er zum Lehrkörper,⁵⁰¹ zum 01.05.1947⁵⁰² wurde er zum ordentlichen Professor berufen.

Trotz dieser guten Ausgangsposition geriet das Fach durch den Weggang der beiden Lehrstuhlinhaber und nicht geglückter Berufungsversuche im Anschluss in eine mehrjährige Krise. Eduard Schweizer kündigte seine Professur schon zum Ende des WS 1948/49,⁵⁰³ um nach einem einsemestrigen Intermezzo in Bonn schließlich zum WS 1949/50 an der Universität Zürich eine dauerhafte Position anzutreten, die er erst mit seiner Emeritierung 1979 aufgab. Ein Wechsel Ernst Käsemanns wird im Protokollbuch der Fakultät erstmals am 26.01.1950 als Möglichkeit erwähnt; ein knappes Jahr später notiert es die Kündigung des Vertrags zum 31.03., »um eine[m] Ruf nach Göttingen zu folgen«, ⁵⁰⁴ eine der traditionsreicheren deutschen Fakultäten.⁵⁰⁵

Die Mainzer Fakultät reagierte unverzüglich und entschied in der gleichen Sitzung, in der Schweizers Weggang bekanntgegeben wurde, *Erich Dinkler* (1909–1981) für eine Lehrstuhlvertretung im Sommersemester 1949 anzufragen. Nur wenige Tage später legte sie eine Berufungsliste für die Schweizer-Nachfolge vor, bei der Dinkler an der Spitze stand.⁵⁰⁶ Erich Dinkler hatte seit 1932 in

501 Vgl. die erste reguläre Sitzung der Fakultät vom 20.11.1946, bei der Schweizer zusammen mit Käsemann und Delekat vom Gründungsdekan Wilhelm Jannasch als »inzwischen nun in die Fakultät eingeladene Professoren« begrüßt wurde; UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, S. 1. In einer Postkarte vom 19.07.1946 teilte Dekan Jannasch dem Rektor mit, dass sich Schweizer »aus Familiengründen« erst nach Ende des kommenden Wintersemesters entscheiden werde; vgl. UA.Mz, Best. 45-150. Vor Beginn des Wintersemesters teilte Jannasch dem Rektor mit, dass »Herr Käsemann und Herr Schweizer [...] ihr Kommen für bestimmt zugesagt« haben, UA.Mz, Best., Best. 45-150, Nierstein, 06.10.1946.

502 Das Protokoll der zweiten Fakultätssitzung (10.12.1946) hält fest, dass nun die Voraussetzungen gegeben seien, dass Schweizer den an ihn ergangenen Ruf annehmen könne. »Die Fakultät legt Wert darauf, ihn fest als ihr Mitglied zu gewinnen«, UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, S. 6.

503 Im Protokollbuch der Fakultät heißt es am 10.02.1949 lapidar: »Nachdem Herr Schweizer zum Ende des Semesters seinen Vertrag mit der Universität gekündigt hat, ist die Frage seiner Vertretung im Sommer-Semester akut geworden.« UA.Mz, Best. 106-162, S. 23. Am 26.07.1949 stimmte die Fakultät dem Antrag von Galling und Käsemann zu, für Schweizer die Ehrenpromotion zu beantragen; vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, S. 27; vgl. auch UA.Mz, Best.11-42, Nr. 4 (14.12.1949), Punkt 11.

504 UA.Mz, Best. 106-162, S. 38; vgl. UA.Mz, Best. 106-162, S. 30 (26.01.1950).

505 Vgl. Rudolf Smend: Art. Göttingen, Universität. In: Theologische Realenzyklopädie 13 (1985), S. 558–561, hier S. 560–562; zur älteren Geschichte der Göttinger Fakultät Johannes Meyer: Geschichte der Göttinger theologischen Fakultät. In: Zeitschrift der Gesellschaft für Niedersächsische Kirchengeschichte 42 (1937), S. 7–107; zur Geschichte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts Hansjörg Buss: Wissenschaft – Ausbildung – Politik. Die Göttinger Theologische Fakultät in der Weimarer Republik, dem Nationalsozialismus und der Nachkriegszeit. Göttingen 2021.

506 Vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, S. 24. Die »Vorstellungsliste für das freiverdende zweite nt.liche Ordinariat« nannte hinter Dinkler an zweiter und dritter Stelle Gustav Stählin (Erlangen) und Heinrich Greeven. Die Liste wurde im Zwischenkirchlichen

Marburg als Oberassistent und seit 1943 als außerplanmäßiger Professor gewirkt; seine akademische Karriere hatte er mit einer kirchengeschichtlichen Dissertation bei Walter Köhler (1870–1946) begonnen und sie bei Hans von Soden (1881–1945) in Marburg in der christlichen Archäologie fortgesetzt. Die Fakultät erhielt also einen beachtlich breit ausgebildeten Neutestamentler und einen Wissenschaftler mit einem vertieften historischen Interesse und internationalem Format. Sie beschloss daher, mit der Berufungsliste Dinkler im Falle seiner Berufung auch einen Lehrauftrag für die in Mainz zwar vorgesehene, aber bis dahin vakante Christliche Archäologie zu erteilen.⁵⁰⁷ Da die französische Militärregierung noch in dieses Verfahren involviert war, konnte Dinkler seine Mainzer Vorlesung erst im Juni 1949 aufnehmen,⁵⁰⁸ in der Fakultätsrunde offiziell begrüßt wurde er durch Dekan Kurt Galling am 24. 11. 1949.⁵⁰⁹ Am gleichen Tag hielt er seine Antrittsvorlesung zum Thema »Bibelautorität und Bibelkritik«.⁵¹⁰ Schon in der darauffolgenden Sitzung der Fakultät am 19. 01. 1950 machte der Dekan »Mitteilung von der Berufung von Prof. Dr. Dinkler an die Yale-Universität. Herr Dinkler soll eine endgültige Entscheidung erst nach einer einjährigen Gastprofessur zu fällen haben.«⁵¹¹

Während der Wechsel Eduard Schweizers schon bei seiner Berufung absehbar war,⁵¹² lagen die Gründe für die Abgänge Käsemanns und Dinklers in den wissenschaftlichen Arbeitsbedingungen und der unsicheren Stellung der Dozenten an der Mainzer Evangelisch-Theologischen Fakultät. Das Protokollbuch der

Ausschuss am 23. 03. 1949 »durchberaten« und gutgeheißen; das Gremium erbat jedoch im Falle einer Absage Dinklers darum, dass die Liste zurückgezogen und überprüft werde; vgl. ZA.EKPF, Best. Altregistratur 202/04-02, Protokoll der Sitzung des Zwischenkirchlichen Ausschusses vom 23. 03. 1949, Albig, 04. 04. 1949, S. 1.

507 Vgl. ebd.; zu Dinkler vgl. Otto Merk: Art. Dinkler, Erich. In: Biographisch-bibliographisches Kirchenlexikon 17 (2000), Sp. 263–275; Hermann von Lips: Erich Dinkler (1909–1981). In: Breytenbach und Hoppe (Hg.): Neutestamentliche Wissenschaft (Anm. 60), S. 187–198. Zur Absicht, in Mainz christliche Archäologie als theologisches Studienfach anzubieten, s. o. S. 43, 49f., 66.

508 Vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, S. 26f. Vgl. UA.Mz, Best. 11-9, den Dank Dekan Gallings an Colonel Fosse in seinem Schreiben vom 8. Juni 1949.

509 Vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, S. 29.

510 Vgl. UA.Mz, Best. 11-12; Rundschreiben der Gutenberg-Universität Nr. 3 (07. 11. 1949), Punkt 10; vgl. auch UA.Mz, Best. 55-17, Dekan Galling an Rektor Isele, 17. 10. 1949; Rektor Isele an Dekan Galling, 27. 10. 1949; Rektor Isele an Dekan Galling, 03. 11. 1949; Dekan Galling an Rektor Isele, 04. 11. 1949; Ankündigungsplakat der Antrittsvorlesung.

511 Vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, S. 30. Nach den Angaben des Darmstädter Oberkirchenrats Heß war Dinkler der erste deutsche Theologieprofessor nach dem Zweiten Weltkrieg, der einen Ruf nach Yale erhielt; vgl. UA.Mz, Best. 11-30, Hans-Erich Heß an den Kultusminister des Landes Rheinland-Pfalz, 22. 02. 1950, S. 1. Vgl. UA.Mz, Best. 11-9, Dinklers Urlaubsantrag vom 11. 05. 1950 an das Kultusministerium; UA.Mz, Best. 11-1, Mitteilung über die Beurlaubung Dinklers für die Gastprofessur in Yale, versandt vom Rektor am 14. 07. 1950.

512 S. o. S. 60.

Fakultät nennt angesichts des drohenden Abgangs von gleich drei Professoren zum Wintersemester 1950/51 »die Bibliotheksverhältnisse⁵¹³ und die Rechtsunsicherheit der an die Mainzer Universität Berufenen« und beauftragte drei Kollegen mit der Abfassung eines Memorandums.⁵¹⁴ Von dieser Unsicherheit in seinem Anstellungsverhältnis war insbesondere Erich Dinkler betroffen. Er erhielt »seine Bezüge noch immer aus der Diäten-Dozentur in Marburg, da – nach Abschluß seines 2. Semesters an der Universität Mainz!! – noch immer nicht geklärt ist, in welchem Rechtsverhältnis es [!] zur Universität Mainz bzw. [!] zum Lande Rheinland-Pfalz steht«. ⁵¹⁵ Dinkler war in Mainz eine apl. Professur in Aussicht gestellt worden. Der hessen-nassauische Oberkirchenrat Heß bemerkt dazu:

»Wir erlauben uns, darauf aufmerksam zu machen, daß wir eine solche Lösung der Frage für völlig unbefriedigend halten. Andererseits aber ist eine baldige Regelung der Rechtsverhältnisse in diesem Falle besonders dringlich, da sonst Gefahr besteht, daß ein Mann, der hinsichtlich der christlichen Archäologie der einzige Vertreter seines Faches in Deutschland ist, ⁵¹⁶ ans Ausland verloren geht.«⁵¹⁷

Dinkler äußerte sich ähnlich in einem Schreiben, das er kurz vor seiner Abreise zur Gastdozentur nach New York an Dekan Friedrich Delekat richtete:

»Ja, der theologische Hochschullehrer in Mainz ist gezwungen, sich eröffnende Berufungen nach auswärts anzunehmen, weil er in Mainz keine Möglichkeit zur Forschung und demgemäß auch keine zur Ausbildung wissenschaftlichen Nachwuchses eben

513 Dazu s. o. S. 119–126.

514 Vgl. UA.Mz, Best. 106–162, Protokollbuch der Fakultät, Eintrag vom 26.01.1950, S. 30.

515 So UA.Mz, Best. 11–30, die Klage des Oberkirchenrats Heß gegenüber dem Mainzer Kultusminister am 22.02.1950, S. 1f. Die Diätendozentur war eine vom NS-Staat eingeführte Versorgung mittelloser Privatdozenten auf äußerst bescheidenem Niveau. Sie konnte nach einer gewissen Zeit in eine apl. Professur umgewandelt werden, wie es wohl auch für Dinkler in Mainz geplant war. Umgekehrt warf Regierungsdirektor Eichholz, der Verwaltungschef der Universität (Kurator, später Kanzler), in einem Gespräch mit Präses Stempel Dinkler überzogene finanzielle Vorstellungen vor: »Eichholz äusserte, dass ein Weggang Gallings sehr befremden müsste, nachdem die Universität Mainz Galling die Hand zu einer gesicherten Existenz geboten habe. Käsemanns Weggang sei eher zu begreifen, aber doch zu bedauern, bei Dinkler rügte er die zu hoch gespannten Gehaltsansprüche.« ZAEKPF, Altregistratur 202/04–02, Aktenvermerk von Präses Stempel vom 10.02.1950 zu Besuchen in Mainz am 07.02.1950.

516 Dinklers wissenschaftliche Wertschätzung bekundete sich auch in der Verleihung des Ehrendoktors durch seine Herkunftsfakultät Marburg a.d. Lahn; vgl. UA.Mz, Best. 11–12, Dekan Delekat an Evangelisch-Theologische Fakultät Marburg, 15.06.1950; Rundschreiben der Gutenberg-Universität Nr. 13 (19.07.1950), Punkt 10.

517 UA.Mz, Best. 11–30, Oberkirchenrat Heß an den Kultusminister des Landes Rheinland-Pfalz, 22.02.1950, S. 2. Präses Stempel wurde als Vorsitzender des Zwischenkirchlichen Ausschusses bei einem Besuch in der Mainzer Universität und Fakultät am 07.02.1950 von Dekan Galling über die Memorandumspläne informiert; vgl. ZAEKPF, Altregistratur 202/04–02, seine Aktennotiz vom 10.02.1950, S. 2.

aufgrund der Bibliothekslage besitzt. Und dies wieder hat zur Folge, dass kein etwa an die Mainzer theolog. Fakultät zu berufender Ordinarius einen Ruf nach Mainz annehmen kann und man bei Neuberufungen lediglich auf den zahlenmässig äusserst geringen Nachwuchs zurückgreifen muss.«⁵¹⁸

Mit Blick auf die Option, in Yale eine dauerhafte Anstellung anzutreten, schreibt Dinkler, dass ihm »eine ungemein schwere Entscheidung« auferlegt sei und ihn trotz der »hervorragenden Arbeitsverhältnisse« an der renommierten US-Universität eigentlich »alles in Deutschland festhält, nur die Bibliotheksverhältnisse in Mainz«⁵¹⁹ sprächen für einen Wechsel, denn eine Nachwuchsförderung sei unter diesen Bedingungen nicht möglich.⁵²⁰ Während seines Aufenthalts in Yale stand Dinkler mit den Mainzer Dekanen Delekat und Wiesner (ab April 1951) in engem brieflichem Austausch. Nur neun Wochen nach seiner Ankunft in New Haven wurde ihm »eine lebenslänglich sog. Full Professur [!] mit sofortigem Höchstgehalt, das hier Ordinarien zuteil wird«, ⁵²¹ angeboten. Er suchte Zeit für eine Entscheidung zu gewinnen, indem er in Mainz um Beurlaubung für einen zweiten Gastaufenthalt in Yale im Wintersemester 1951/52 bat und zugleich in Mainz für eine Besserung der Bibliotheksverhältnisse und eine Gehaltsverbesserung eintrat. Doch insbesondere das Kultusministerium stand einer weiteren Beurlaubung ablehnend gegenüber.⁵²² Dinkler kehrte nach seinem Gastaufent-

518 UA.Mz, Best. 11-11, Marburg a. d. Lahn, 25.08.1950, S. 1.

519 Ebd. Dinkler hatte sich selbst für die Erweiterung der Seminarbibliothek engagiert und zum Verkauf stehende Gelehrtenbibliotheken gesichtet, darunter die Bibliotheken von Reinhold Seeberg (1895–1935) und Rudolf Bultmann (1884–1976). Bultmanns Bibliothek stand nur zum Teil zum Verkauf, jedoch war damit das Vorkaufsrecht für den Rest verbunden; vgl. UA.Mz, Best. 106-162, das Protokollbuch der Fakultät, Eintrag vom 21.06.1950, S. 33; vgl. auch Eintrag vom 19.05.1950, S. 32; die Bultmannbibliothek konnte offensichtlich angekauft werden; vgl. UA.Mz, Best.11-80, das Schreiben Dekan Wiesners an Heinz-Dietrich Wendland (1900–1992) vom 26.11.1951.

520 Neben der Bibliothekslage machte Dinkler auch die fehlenden Nachwuchsstellen in Mainz für die schwierige Lage verantwortlich und regte an, die Mittel einer unbesetzten Professur für zwei Diätdozenturen zu verwenden; vgl. UA.Mz, Best. 11-11, Dinkler an Dekan Delekat, Marburg a. d. Lahn, 25.08.1950, S. 2.

521 »Herr Dinkler teilt mit, daß ihm in Yale eine Vollprofessur auf Lebenszeit angeboten worden ist. Um sich in Ruhe entscheiden zu können, bittet er darum zunächst Yale noch einmal anbieten zu dürfen, im W.S. 1951/52 [...] Gastprofessor dort zu bleiben. In diesem Fall müßte ihm hier noch einmal ein Urlaub erwirkt werden. Im Sommer wird er von den Pfingstferien an auf jeden Fall hier lesen«, UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, Eintrag vom 21.12.1950, S. 37; vgl. UA.Mz, Best. 11-12, Buchst. C/D, Dinkler an Dekan Delekat, Yale, 12.12.1950.

522 In der Beurlaubungsfrage verständigten sich Dinkler und der Mainzer Dekan darauf, dass diese Frage besser zu klären sei, wenn Dinkler wieder in Mainz sein würde; vgl. zum Ganzen die Briefe in UA.Mz, Best. 11-12, Buchst. C/D: Dekan Delekat an Dinkler, 21.12.1950 und 22.12.1950; Dinkler an Dekan Delekat, 06.01.1951 und 09.02.1951; Dekan Delekat an Dinkler, 16.02.1951; Dinkler an Dekan Wiesner, 10.04.1951; Dekan Wiesner an Dinkler, 16.04.1951; Dinkler an Dekan Wiesner, 24.04.1951.

halt zwar noch einmal nach Mainz zurück und nahm im Sommersemester 1951 (verspätet am 25. Mai) seine Lehrtätigkeit wieder auf, stellte aber nach wenigen Wochen den Antrag auf Entlassung aus dem Dienstverhältnis, der zum 30.09. 1951 vollzogen wurde,⁵²³ und wechselte auf die ihm offerierte unbefristete Vollprofessur in Yale.⁵²⁴ Noch im Januar 1951 hatten die Mainzer Studierenden gebeten, »alles zu tun, was Herrn Prof. Dr. Dinkler das Verbleiben in Mainz, wenn er wieder aus den USA zurückgekehrt sein wird, erleichtern kann.«⁵²⁵ Der Anlass für diese einstimmige Resolution der Studierendenschaft der Mainzer Fakultät war Ernst Käsemanns Ankündigung, nun auch die Fakultät zum Ende des Wintersemesters 1950/51 zu verlassen.⁵²⁶ Damit drohte der Mainzer Fakultät die Vakanz beider neutestamentlicher Professuren und eine empfindliche Lücke in Lehre und Forschung.

Erst im Juni 1950 hatte sich die Fakultät mit der Vertretung der zweiten neutestamentlichen Professur (Dinkler) befasst. Von drei genannten Namen stand Philipp Vielhauer (1914–1977) nicht zur Verfügung, *Karl Georg Kuhn* (1906–1976) und Heinrich Greeven (1906–1990)⁵²⁷ waren unter Vorbehalt bereit, in Mainz ein befristetes Lehrangebot zu übernehmen. »Nach längerer Besprechung« fiel am 5. Juli bei einer Gegenstimme und einer Enthaltung die Wahl auf Kuhn, der sich nach einem weiteren Fakultätsbeschluss bereiterklärte, im Wintersemester 1951/52 zu vertreten.⁵²⁸ Anfang Januar stimmte Kuhn gegenüber

523 Vgl. UA.Mz, Best. 11-11, die Entlassungsurkunde vom 01.10.1951.

524 Dinkler blieb sechs Jahre in Yale; 1956 wechselte er nach Bonn und 1963 bis zu seiner Emeritierung nach Heidelberg; vgl. von Lips: Dinkler (Anm. 507), 189; <https://www.gutenberg-biographics.uni-mainz.de/personen/register/eintrag/erich-dinkler.html> (abgerufen am 07.07.2025).

525 UA.Mz, Best. 11-1, vom Fakultätssprecher Wiegand übersandte Resolution der Fakultätsversammlung vom 25.01.1952 an Rektor Isele. Die »Eingabe« der Studierenden wurde von Rektor Isele am 02.02.1951 an das Kultusministerium übermittelt. Ministerialdirektor Becker antwortete am 09.02., dass sich die Weiterleitung »erübrigt«, da der zugesagte Betrag in Höhe von 50.000 DM in monatlichen Raten von 5.000 DM überwiesen werde; die erste Rate sei bereits angewiesen (Weiterleitung dieser Nachricht an stud.theol. Wiegand am 22.02.); vgl. UA.Mz, Best. 45-150. In einem vertraulichen Gespräch mit Kirchenpräsident Niemöller berichtete Dinkler im August 1950 über die Akzeptanz der Mainzer Professoren bei den Studierenden: »Käsemann und Dinkler als Neutestamentler haben bei weitem den stärksten Zuspruch in ihren Vorlesungen. Mit Abstand folgen dann (60 %) Galling und Holsten (?), während der Besuch bei Delekat und Jannasch relativ schwach ist«, ZA.EKHN, Best. 155-305, vertraulicher Bericht Niemöllers an Oberkirchenrat Heß, S. 1. Wohl nicht zuletzt deshalb bestünden in der Fakultät »Bedenken und Hindernisse für die Berufung einer neutestamentlichen »Kanone«, weil die Vorliebe der Studenten für die neutestamentlichen Vorlesungen naturgemäss die entsprechenden Reaktionen bei den übrigen Professoren hervorruft; und man möchte diese Situation geändert sehen«, ebd.

526 Vgl. ebd.; UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, Eintrag vom 21.12.1950, S. 38.

527 Zu Kuhn, Vielhauer und Greeven s.u. S. 143, 144, 148.

528 Ende Juli war seine Beauftragung erfolgt. Vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, Eintrag vom 05.07.1950, S. 34; Dekan Delekat hatte Kuhn unmittelbar nach der

Dekan Delekat einer Verlängerung seiner Vertretung für das Sommersemester 1952 zu. Während sich Kuhn in den beiden Mainzer Vertretungssemestern in seinem aufrecht erhaltenem Göttinger Lehrangebot mit den »neuen Palästina-texten« (Qumranschriften)⁵²⁹ beschäftigte, wozu er als Kenner der seinerzeit sogenannten spätjüdischen Literatur⁵³⁰ prädestiniert war, gestaltete er sein Mainzer Lehrangebot weitgehend konventionell; er hielt Vorlesungen über den 2. Korintherbrief und das Johannesevangelium sowie ein Proseminar zur Apostelgeschichte. In einer religionsgeschichtlichen Übung beschäftigte sich Kuhn mit der Damaskusschrift, die zu den Qumranfunden zählt.⁵³¹

ersten Sitzung der Fakultät am 22.06. angefragt, der am 02.07. seine grundsätzliche Bereitschaft erklärte, aber auf seinen Göttinger Lehrauftrag verwies, den er im SoSe 1950 und im WS 1950/51 im Umfang von 9 Semesterwochenstunden ausübte; im Sommersemester 1951, als Ernst Käsemann erstmals namentlich im Göttinger Vorlesungsverzeichnis auftauchte, reduzierte er sein Angebot auf 4 Semesterwochenstunden; vgl. https://gdz.sub.uni-goettingen.de/id/PPN721546412_1951_SS (abgerufen am 07.07.2025); UA.Mz, Best.11-80. In seiner Antwort vom 06.07. erklärte Dekan Delekat, dass es genüge, wenn er für zwei Tage nach Mainz komme und eine vierstündige Vorlesung und eine zweistündige Übung halte; dafür solle er Dinklers volle Dienstbezüge für vier Monate (November bis Februar) erhalten. Kuhn hat sein Mainzer Lehrangebot am Donnerstag- und Freitagnachmittag angeboten; vgl. UA.Mz, Best.11-11, den gedruckten Nachtrag zum Vorlesungsverzeichnis (ohne Datum). Am 14.07. beantragte Delekat beim Ministerium für Volksbildung die Lehrvertretung für Kuhn, eine Woche später wurde eine Gehaltsvereinbarung getroffen. Für die Korrektur von Seminararbeiten wurde Kuhn eine mit 100 DM monatlich dotierte Hilfsassistentenstelle gewährt; vgl. UA.Mz, Best. 11-80, Schreiben Delekat an Kuhn, 22.06.1950; Kuhn an Delekat, 02.07.; Delekat an Kuhn, 06.07., Delekat an Kuhn, 14.07.; Delekat an das Ministerium für Volksbildung, 14.07.; Gehaltsvereinbarung für Kuhn, 22.07.

529 Die Qumranschriften wurden traktiert in einer am Sonntagnachmittag stattfindenden ökumenischen Arbeitsgemeinschaft mit Joachim Jeremias (1900–1979) und Alfons Maria Schneider (1896–1952).

530 S.u. Anm. 537.

531 Gert Jeremias übergeht trotz einer ausführlichen biographischen Darstellung die beiden Mainzer Semester Kuhns völlig; vgl. Gert Jeremias: Karl-Georg Kuhn (1906–1976). In: Breytenbach und Hoppe (Hg.): Neutestamentliche Wissenschaft (Anm. 60), S. 297–312; Gerd Theißen erwähnt sie zumindest kurz; vgl. Gerd Theißen: Karl Georg Kuhn (1906–1976). Ein Neutestamentler im Schatten der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts. In: ders.: Neutestamentliche Wissenschaft vor und nach 1945. Karl Georg Kuhn und Günther Bornkamm. Heidelberg 2009 (= Schriften der Philosophisch-historischen Klasse der Heidelberger Akademie der Wissenschaft 47), S. 51f.; vgl. auch: Hermann Lichtenberger: Karl Georg Kuhn (1906–1976) – Two Academic Careers in Germany. In: Protestant Bible Scholarship: Antisemitism, Philosemitism and Anti-Judaism. Hg. von Arjen F. Bakker u. a. Leiden, Boston 2022 (= Supplement of the Journal for the Study of Judaism 200), S. 1–23.

4.2. Wohnungsnot auch für Professoren und ihre Familien

Für die Nachbesetzung der Käsemannstelle hatte Erich Dinkler noch vor Antritt seines Gastsemesters in den USA dem Dekan am 01.09.1950 einen Listenvorschlag unterbreitet. An erste Stelle setzte er den in Zürich ein Ordinariat bekleidenden *Werner Georg Kümmel* (1905–1995). Der aus einer Heidelberger Akademikerfamilie stammende Kümmel, Schüler von Martin Dibelius (1883–1947), war 1932 auf eine außerordentliche Professur in Zürich berufen und dort 1946 zum Ordinarius ernannt worden.⁵³² Kümmel habe, so Dinkler, in der NS-Zeit wegen »einer geringen nichtarischen Komponente«⁵³³ keine Aussicht auf einen Lehrstuhl gehabt und sei daher seit 19 Jahren in der Schweiz, ohne dortiger Staatsangehöriger geworden zu sein. Dinkler attestierte Kümmel eine »besondere Gabe« in der Einzelexegese, »eine treffliche Sicherheit methodischen Arbeitens«, eine sachgemäße Verbindung von philologischer Analyse und theologischer Auslegung und die Berücksichtigung der gesamten wissenschaftlichen in- und ausländischen Literatur. Kümmel habe in Heidelberg pari passu mit Günter Bornkamm (1905–1990) auf Platz eins gestanden,⁵³⁴ sei dort aber nicht zum Zuge gekommen. Wegen der beruflichen Ausbildung seiner »4 oder 5 Kinder«⁵³⁵ sei Kümmel nach seinen Informationen bereit, einen Ruf nach Deutschland anzunehmen. Bei einer entsprechenden Entscheidung solle die Berufung forciert werden, damit nicht eine andere Universität zuvorkomme. Auf den zweiten Platz setzte Dinkler *Karl Georg Kuhn* (1906–1976), der »zur Zeit als der deutsche Fachmann für alle Fragen des Spätjudentums« gelte. Er habe viel, insbesondere »Rabbinica«, zu Kittels Theologischem Wörterbuch des Neuen Testaments beigetragen und sei »allein schon durch seine Beschäftigung mit den z. Z. edierten hebräischen Handschriftenfunden«⁵³⁶ von grösster Bedeutung für die NT-liche Wissenschaft«. In jüngster Zeit habe er sich stärker theologischen Fragen zugewandt und in Göttingen habe er mit seiner Lehre großen Erfolg. »Durch sein grosses Wissen, seinen Lehrerfolg, wie seine zahlreichen Veröf-

532 Vgl. Erich Grässer: Werner Georg Kümmel (1905–1995). In: Breytenbach und Hoppe (Hg.): Neutestamentliche Wissenschaft (Anm. 60), S. 313–331; Otto Merk: Werner Georg Kümmel als Paulusforscher. Einige Aspekte. In: Paulus, Apostel Jesu Christi. FS Günter Klein zum 70. Geb. Hg. von Michael Trowitzsch. Tübingen 1998, S. 245–256. Bei Martin Dibelius hatte Kümmel 1928 über »Römer 7 und die Bekehrung des Paulus«, Leipzig 1929 (= Untersuchungen zum Neuen Testament 17), promoviert. Die Arbeit war durch ein Seminar bei Rudolf Bultmann in Marburg angeregt worden.

533 Kümmel bezeichnete sich in einem Brief an Dekan Wiesner vom 27.06.1951 als »25%igen Nichtarier«, UA.Mz, Best. 11-80.

534 Dinkler nennt die Jahreszahl 1947, dürfte aber 1949 gemeint haben.

535 Alle Zitate dieses Absatzes stammen aus UA.Mz, Best. 11-80, dem Brief Erich Dinklers an Dekan Delekat vom 01.09.1950, S. 1f.

536 Vgl. einführend The Oxford Handbook of the Dead Sea Scrolls, Oxford. Hg. von John J. Collins und Timothy H. Lim. New York 2010.

fentlichungen, steht er zum Ordinariat heran«. ⁵³⁷ An dritter Stelle platzierte Dinkler *Philipp Vielhauer*, den er schon aus seiner Marburger Studienzeit kannte und als konsequenten Vertreter der Bekennenden Kirche charakterisiert. Zwar sei Vielhauer noch jung und habe bisher nur wenig publiziert, ⁵³⁸ er repräsentiere als Schüler von Dibelius und Bultmann aber »eine theologische Grundhaltung, die mir gerade für die Weiterführung der Tradition von Professor Käsemann und auch für die kirchliche Verkündigung [...] wesentlich erscheint«. ⁵³⁹ Angesichts der Bibliothekssituation hält Dinkler die Berufung von Ordinarien aus Deutschland für aussichtslos und die von ihm weiter genannten »Nicht-Ordinarien« Heinrich Greeven und Heinrich Seesemann (1904–1988) vermag er nicht zu empfehlen. ⁵⁴⁰ Damit eine schnelle Berufung Kümmels noch zum kommenden Sommersemester erfolgen könne, empfahl er einen Berufungsvorschlag unico loco. Sollten die Verhandlungen mit Kümmel scheitern, so habe man dann noch genügend Zeit für eine zweite Vorschlagsliste und könne dann auch Kuhns Wirken in Mainz beurteilen und Gutachten aus Göttingen und Tübingen einholen. Dekan Delekat holte noch im September durch seinen ehemaligen Kollegen Eduard Schweizer Informationen über Kümmel ein, der nun in Zürich an dessen Seite wirkte. ⁵⁴¹

Die Fakultät folgte Dinklers inhaltlicher Bewertung, jedoch nicht seinem Verfahrensvorschlag. Nachdem Dinkler im Dezember 1950 um eine Verlänge-

537 Alle Zitate aus UA.Mz, Best. 11-80, dem Brief Erich Dinklers an Dekan Delekat vom 01.09.1950, S. 2. Zum Begriff »Spätjudentum«, der die Ablösung des Judentums durch das Christentum insinuierte, vgl. Konrad Schmid: *The Rise and Fall of the Notion of »Spätjudentum«* in *Christian Biblical Scholarship*. In: Bakker u. a. (Hg.): *Protestant Bible Scholarship* (Anm. 531), S. 63–78.

538 Dinkler geht hier nur auf die Dissertation von 1939 ein: Oikodome. *Das Bild vom Bau in der christlichen Literatur vom Neuen Testament bis Clemens Alexandrinus*. Karlsruhe [1940]. Dinkler lobt, dass sich Vielhauer nach einer schweren Kopfverletzung im Krieg, die auch den Augennerv geschädigt habe, mit »einer großen persönlichen Energie« seine Arbeitsfähigkeit wieder erworben hat, UA.Mz, Best. 11-80, Brief Erich Dinklers an Dekan Delekat vom 01.09.1950, S. 3. Zur Vita vgl. Ralph Hochschild: *Philipp Vielhauer (1914–1977)*. In: Breytenbach und Hoppe (Hg.): *Neutestamentliche Wissenschaft* (Anm. 60), S. 448–460.

539 UA.Mz, Best. 11-80, Erich Dinkler an Dekan Delekat vom 01.09.1950, S. 2.

540 Vgl. UA.Mz, Best. 11-80, Erich Dinkler an Dekan Delekat vom 01.09.1950, S. 3.

541 Schweizer beurteilte Kümmel ausgesprochen positiv: Er habe »in den letzten Jahren seine etwas den Problemen ferne Art, die früher etwas nach philologischer Akribie ohne schöpferisches Denken aussah, immer mehr abgelegt« und ziele ohne Aufgabe seiner sauberen Arbeitsweise »immer stärker auch auf die wirklich lebenswichtigen Fragen«. Er geht persönlich manchmal sehr eigene Wege«, aber er sei »prächtig hilfsbereit und offen zu mir«, UA.Mz, Best. 11-80, Schweizer an Delekat, 21.09.1950. Schweizer empfahl, Kümmel *primo loco* zu setzen, da er fürchte, dass sich die Bonner Fakultät Kümmel nicht »entgehen lassen wird«. In der Gehaltsfrage erwarte er keine Probleme, sofern man ihn einem deutschen Kollegen mit 18 Dienstjahren gleichstelle. Man müsse aber »die Wohnungsfrage« (alle Zitate ebd.) für ihn und seine Familie lösen. Der letztgenannte Aspekt sollte sich in Mainz zum Hauptproblem seiner Berufung entwickeln.

rung seiner Beurlaubung für ein weiteres Gastsemester in Yale zur Entscheidungsfindung gebeten hatte, da ihm dort eine »Vollprofessur auf Lebenszeit«⁵⁴² angeboten worden war und Käsemann in der Folgesitzung im Januar 1951 seine Kündigung mitteilte, war Eile geboten, da die Fakultät zum Sommersemester 1951 nicht mehr über einen regulären Fachvertreter für das Neue Testament verfügte. Das Protokollbuch der Fakultät hält fest, dass nach eingehender Beratung eine Dreierliste verabschiedet wurde, die Dekan Delekat zwei Tage später dem Rektorat mit einer kurzen Begründung vorlegte.⁵⁴³ Unumstritten war dabei jedoch nur der erste Platz für Werner Georg Kümmel.⁵⁴⁴ Das Verfahren kam zunächst zügig voran; nur eine Woche nach der Fakultätsentscheidung stimmte auch der Zwischenkirchliche Ausschuss bei einer Zusammenkunft in Erbach dem Dreivorschlag zu⁵⁴⁵ und bereits Mitte März 1951 hatte Kümmel gegenüber dem Ministerium seine grundsätzliche Bereitschaft zur Annahme des Rufs erklärt und eine vorläufige Gehaltsberechnung⁵⁴⁶ erhalten. Nach Verhandlungen im Kultusministerium am 18. April erklärte Kümmel dem neuen Dekan am gleichen Tag, dass er die Annahme des Rufs nach Mainz zum Wintersemester 1951/52 zugesagt habe.⁵⁴⁷ Mit dieser Lösung der Käsemann-Nachfolge begannen aber Probleme, die nicht unerheblich dazu beigetragen haben dürften, dass Kümmel nach nur neun Monaten in Mainz den Ruf auf den Bultmann-Lehrstuhl in Marburg annahm.⁵⁴⁸ Die bei den Verhandlungen vom Ministerium zugesagte Beschaffung einer ausreichend großen Wohnung für die siebenköpfige Familie Kümmels hielten Kümmel, den Dekan und andere Fakultätsmitglieder ein halbes Jahr in Atem, ohne dass bei der Ankunft des neuen Lehrstuhlinhabers am 01. 10.

542 S. o. Anm. 521.

543 Vgl. UA.Mz, Best. 11-80, Dekan Delekat an Rektor Isele, 12.01.1951.

544 Kümmels erster Platz wurde einstimmig bei einer Enthaltung beschlossen, Kuhn an zweiter Stelle erhielt eine Gegenstimme und eine Enthaltung, Vielhauer zwei Gegenstimmen und zwei Enthaltungen.

545 Vgl. UA.Mz, Best. 11-80, Dekan Delekat an Rektor Isele, 18.01.1951; vgl. ZAEKPF, Altregistratur 150.47.85, Protokoll der Sitzung des Zwischenkirchlichen Ausschusses am 17. Januar 1951, S. 1. Dekan Delekat forderte bei dieser Gelegenheit ein beschleunigtes Verfahren, weil Kümmel »auch noch für andere Universitäten in Frage komme«, ebd.

546 Die Gehaltsvorausberechnung vom 12.03.1951 verspricht ein Gesamtjahresgehalt von insgesamt 16.404 DM, zusammengesetzt aus Grundgehalt, Wohnungsgeldzuschuss, Kinderzuschlag und Kolleggeldabfindung; vgl. ebd. Das durchschnittliche Jahresbruttoeinkommen betrug 1951 in Westdeutschland 3.579 DM; vgl. <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/1100243/umfrage/durchschnittseinkommen-brd/> (abgerufen am 07.07.2025).

547 Vgl. UA.Mz, Best. 11-80, Kümmel an Dekan Wiesner, Zürich, 18.04.1951. Mit Dank für das Vertrauen der Fakultät teilte Kümmel mit, dass er gegenüber Ministerialdirektor Dr. Becker im Kultusministerium die Annahme des Rufs erklärt habe.

548 Am 5. Juni informierte Kümmel Dekan Rapp, dass er einen Ruf auf den Bultmann-Lehrstuhl in Marburg erhalten habe; schon am 2. Juli teilte Kümmel Rektor, Dekan und Kultusministerium mit, dass er diesen Ruf zum 01. 10. 1952 angenommen habe; vgl. UA.Mz, Best. 11-80.

1951 eine gesicherte Regelung gefunden war. Kümmel musste in die deutlich zu kleine Wohnung Ernst Käsemanns in Bodenheim ziehen, die nur zur Verfügung stand, weil der Kirchengeschichtler Adolf Hamel sie ihm für ein halbes Jahr überließ.⁵⁴⁹

Es ist hier nicht der Raum, um auf die von unterschiedlichen Instanzen gemachten und wiederholt abgeänderten, aber in keinem Fall eingehaltenen, Wohnungszusagen aus Mainz an Kümmel einzugehen.⁵⁵⁰ Trotz redlicher Bemühungen Dekan Wiesners und Wilhelm Jannaschs wuchs Kümmels Verärgerung über Universität und Kultusministerium stetig an und steigerte sich ins Grundsätzliche. Als er schließlich dem Land und ihrer alma mater die Fähigkeit absprach, unter diesen Bedingungen Wissenschaftler von Ruf anwerben zu können, kam es zu einer scharfen Reaktion: In seinem Schreiben vom 22.10.1951 an Kultusminister Albert Finck (1895–1956, Kultusminister 1951–1956) hatte Kümmel zunächst den Gang der Ereignisse rekapituliert und festgestellt, dass alle Versprechen ihm gegenüber in der Wohnungsfrage nicht gehalten worden seien, und folgerte: »Dieser Sachverhalt bedeutet aber nicht nur für meine Familie und mich eine schwere Schädigung, sondern ebenso für die Universität Mainz. Die Universität Mainz ist eine junge Universität, und es kann kein Zweifel sein, dass sie im Kreis der deutschen Universitäten ihr Ansehen erst erwerben muss. Sie muss darum alles daran setzen, nicht nur Anfänger zu gewinnen, die Mainz als Sprungbrett benutzen wollen, sondern erfahrene Dozenten, die auch bereit sind zu bleiben [...] Steht aber die Universität in dem Ruf, dass man den von ihr gegebenen Versprechungen nicht trauen kann, so wird es unmöglich sein, akademische Lehrer von Ruf zu gewinnen.«⁵⁵¹ Kultusminister Finck antwortete am 10.11. in kaum zu überbietender Schärfe: »Ich bedaure, dass ich Ihr Schreiben v. 22. 10. 1951 nicht unwidersprochen hinnehmen kann. Sie glauben, mir Belehrungen geben zu sollen, für die Sie wohl kaum eine Kompetenz besitzen. Die Landesregierung weiss von selbst, was sie zu tun hat, damit die wiedererstandene ›Universität Mainz sich im Kreis der deutschen Universitäten ihr Ansehen erwirbt«. Das, was bisher geschehen ist und was die Professoren bisher geleistet haben, kann jeden Vergleich mit anderen Universitäten aushalten.«⁵⁵² Kümmel suchte dar-

549 Vgl. die knappe private vertragliche Vereinbarung zwischen Hamel und Kümmel vom 02. 10. 1951, die in die Universitätsakten gelangte, weil Dekan Wiesner diese Frage von Beginn auch als Fakultätsangelegenheit angesehen hatte; UA.Mz, Best. 11-80; vgl. auch Wiesners entsprechendes Schreiben an den Kurator der Universität vom gleichen Tag, in dem er für diese Vereinbarung um Bestätigung bat und forderte, dass Kümmel zum 01.04. 1952 eines der Holzhäuser für Professoren zur Verfügung gestellt werde, deren Fertigstellung zu erwarten war.

550 In dieser Frage wurden allein im Zeitraum von Kümmels Zusage Anfang Mai bis zu seiner Ankunft in Mainz weit über 30 Schreiben ausgetauscht; vgl. UA.Mz, Best. 11-80; UA.Mz, Best. 11-11 (unter Buchstabe K).

551 UA.Mz, Best. 11-80.

552 Ebd. Der Marburger Ruf an Kümmel hatte sich schon länger abgezeichnet. Eine Aktennotiz der EKPf vom 31.05.1952 hält eine telefonische Mitteilung Dekan Rapps vom 24.05. fest: »Prof. Rapp teilt mit, dass Prof. Kümmel voraussichtlich nach Marburg gehe. Anlass sei ein Zerwürfnis mit dem Kultusministerium (Wohnungsfrage, beleidigende Briefe)«, ZAEKPF, Altregistratur 110/81-3, Aktennotiz Präses Stempel, 31.05.1952.

aufhin die Unterstützung des Senats und des Rektors (Kurt Galling), Wilhelm Jannasch sekundierte ihm, doch verlief die Angelegenheit im Sande.

Sosehr die Verärgerung Kümmels über seine Wohnsituation aus der Perspektive der gegebenen Zusagen verständlich war, fehlte dem neuen Lehrstuhlinhaber, der 18 Jahre in der von Kriegsschäden kaum betroffenen Schweiz gelebt hatte, möglicherweise doch das Verständnis für die ökonomischen und sozialen Nöte im Nachkriegsdeutschland.⁵⁵³ Im idyllischen und vom Krieg wenig betroffenen Marburg traf er ab Herbst 1952 bessere Wohnverhältnisse an und konnte noch dazu die Nachfolge des bedeutendsten Vertreters seines Fachs im 20. Jahrhundert antreten.⁵⁵⁴

4.3. Belastung durch die Vergangenheit: der Fall Karl Georg Kuhn

Parallel zu dieser für den *ersten* neutestamentlichen Lehrstuhl ungünstigen Entwicklung in Mainz spitzte sich die Situation auch für den *zweiten* Lehrstuhl zu. Nachdem Dinklers Beurlaubungsgesuch um ein weiteres Gastsemester in Yale – trotz Zustimmung der Fakultät – vom Kultusministerium abgelehnt worden war,⁵⁵⁵ kehrte er zwar Ende Mai 1951 zurück und nahm sein Lehrangebot wieder auf, entschied sich aber wenige Wochen später für das Angebot einer Vollzeitlebensprofessur in Yale. Ende Juni und Anfang Juli 1951 stand die »Nachfolge Dinkler« auf der Tagesordnung der Fakultätssitzungen,⁵⁵⁶ der Lehr-

553 Bis in die frühen 1960er Jahre hinein herrschte in Westdeutschland eine massive Wohnungsknappheit, die durch Kriegszerstörungen einerseits und den Zustrom von Flüchtlingen andererseits verursacht war. Schon der alliierte Kontrollrat hatte eine Zwangsbewirtschaftung des gesamten Wohnungsbestands eingeführt (Kontrollratsgesetz Nr. 18), die durch das Wohnraumbewirtschaftungsgesetz zum 01.07.1953 in Bundesrecht überführt wurde. Erst der sog. Lücke-Plan und das Gesetz über den Abbau der Wohnungswirtschaft und über ein soziales Miet- und Wohnrecht vom 23.06.1960 läutete flankiert vom sozialen Wohnungsbau und der Einführung des Wohngeldes das Ende der Zwangsbewirtschaftung ein, die bundesweit aber erst Ende 1968 erreicht wurde. Die Wohnungsfrage spielte im ersten Jahrzehnt nach 1945 bei der Berufung von Professoren auch in anderen Städten eine zentrale Rolle. Der Göttinger Praktische Theologe Wolfgang Trillhaas (1903–1995) urteilt in seiner Autobiographie, dass über manche akademische Karriere von den städtischen Wohnungsämtern entschieden worden sei; vgl. Wolfgang Trillhaas: *Aufgehobene Vergangenheit*. Göttingen 1976, S. 211; Buss: *Göttinger Theologische Fakultät* (Anm. 505), S. 421.

554 Vgl. Lukas Bormann: Aus dem Schatten treten. Werner Georg Kümmel (1905–1995) als Nachfolger Rudolf Bultmanns in Marburg. In: Schäufele: *Marburg* (Anm. 1), S. 231–254.

555 Vgl. UA.Mz, Best.11-80, Delekat an Dekan Wiesner, 11.05.1951.

556 Dekan Wiesner thematisierte die Frage erstmals in einem Schreiben an Kümmel vom 19.06.1951, in dem er die Namen Kuhn, Seesemann, Greeven, Vielhauer und (Gerhard) Friedrich ins Spiel brachte und Kümmel um ein Gutachten bat, da er nun zur Fakultät gehöre. Wiesner

stuhltreter Karl Georg Kuhn sollte an die erste Stelle gesetzt werden. Werner Georg Kümmel, dessen Berufungsverfahren noch nicht abgeschlossen war, wurde von Dekan Wiesner um ein Votum gebeten. Er hatte wegen Kuhns weit überdurchschnittlichen Kenntnissen zum »Spätjudentum« und seinem selbständigen theologischen Urteil »vom wissenschaftlichen Standpunkt aus nichts einzuwenden. [...] Dagegen möchte ich in aller Form die Frage stellen, wie es mit der politischen Belastung von Herrn Kuhn steht«,⁵⁵⁷ ob Kuhns Mitarbeit am »Eisenacher Institut«⁵⁵⁸ Walter Grundmanns (1906–1976) nur widerwillig erfolgt oder ob er überzeugter Antisemit gewesen sei. »Dann wäre eine Zusammenarbeit mit mir als einem sog. »Nichtarier« schwerlich fruchtbar oder angenehm.«⁵⁵⁹ Trotz der politischen Risiken einer Berufung Karl Georg Kuhns mochte sich Kümmel ebenso wie zuvor schon Erich Dinkler⁵⁶⁰ nicht für Heinrich Greeven und Heinrich Seesemann⁵⁶¹ aussprechen und auch den von Dekan Wiesner genannten und in Bethel lehrenden (Gerhard) Friedrich (1908–1986), der seit 1948 in der Nachfolge Gerhard Kittels (1888–1948) das Theologische Wörterbuch zum Neuen Testament herausgab, wollte er nicht empfehlen, weil er nicht gezeigt

favorisierte Kuhn; vgl. UA.Mz, Best. 11-80. Die Urkunde zu Dinklers Entlassung aus dem Landesdienst zum 30.09.1951 findet sich in UA.Mz, Best. 11-11, Buchstabe C/D, 01.10.1951.

557 UA.Mz, Best. 11-80, Kümmel an die Evangelisch-Theologische Fakultät Mainz, Zürich, 21.06.1951.

558 Institut zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das Deutsche Kirchliche Leben, gegründet am 06.05.1939 in Eisenach, daher auch »Eisenacher Institut«; vgl. Oliver Arnhold: »Entjudung« – Kirche im Abgrund. Die Thüringer Kirchenbewegung Deutsche Christen 1928–1939 und das »Institut zur Erforschung und Beseitigung des Einflusses auf das Deutsche Kirchliche Leben. Bd. 2. Berlin 2010 (= Studien zu Kirche und Israel 25); Das Eisenacher »Entjudungsinstitut«. Kirche und Antisemitismus in der NS-Zeit. Hg. von Christopher Spehr und Harry Oelke. Göttingen 2021 (= Arbeiten zur Kirchlichen Zeitgeschichte, Reihe B: Darstellungen 82). Zu Kuhns akademischen Werdegang unter NS-Herrschaft detailliert Lichtenberger, *Two Academic Careers* (Anm. 531), S. 3–11. Zu Kuhns Werdegang und seiner theologischen und gutachterlichen Arbeit unter NS-Herrschaft vgl. umfassend Berndt Schaller: *Christlich-akademische Judentumsforschung im Dienst der NS-Rasse-Ideologie und -Politik. Der Fall des Karl Georg Kuhn*. Hg. von Ulrich Kuschke (= *Jüdische Religion, Geschichte und Kultur* 31). Göttingen 2021, S. 35–107.

559 UA.Mz, Best.11-80, Kümmel an die Evangelisch-Theologische Fakultät Mainz, Zürich, 21.06.1951; s.o. Anm. 533.

560 S. o. S. 144.

561 Heinrich Greeven wurde in Greifswald promoviert (1930) und habilitiert (1934), wo er als Assistent und Studentenpfarrer wirkte. Als Mitglied der Bekennenden Kirche wurde er 1937 nach Heidelberg versetzt, von wo er 1950 nach Bethel, 1956 nach Kiel und 1964 nach Bochum berufen wurde und bis zu seiner Emeritierung 1972 blieb. Greeven hatte dem Dekan allerdings schon im Juli 1950 wegen seines Wechsels nach Bethel abgesagt; vgl. UA.Mz, Best. 11-12, Buchst. G, Greeven an Dekan Delekat, Heidelberg, 23.07.1950. Heinrich Seesemann wurde 1932 promoviert und 1935 in Göttingen habilitiert. Er wirkte ab 1949 als Pfarrer in Frankfurt a. M.

habe, »dass er ein selbständig arbeitender Neutestamentler ist.«⁵⁶² Einzig Philipp Vielhauer attestierte er eine »sehr gute Dissertation« und theologische »Unterscheidungsgabe«⁵⁶³.

In seiner direkten Antwort an Kümmel vom 26.06.1951 suchte Dekan Wiesner für Kuhn als künftigen Kollegen Kümmels zu werben, indem er das positive Tübinger Spruchkammerurteil, das Kuhn im Januar übersandt hatte,⁵⁶⁴ seine Wertschätzung bei den Mainzer Studierenden⁵⁶⁵ und vor allem vermeintlich positives Verhalten Kuhns in der NS-Zeit anführte.⁵⁶⁶ Die Fakultät habe aber noch keine Entscheidung getroffen, weil sie seinem Urteil nicht vorgreifen wolle.

562 UA.Mz, Best.11-80, Kümmel an die Evangelisch-Theologische Fakultät Mainz, Zürich, 21.06.1951.

563 Ebd.

564 Delekat hatte das Tübinger Spruchkammerurteil am 18. Januar an den Rektor gesandt; vgl. UA.Mz, Best. 11-80. In den Akten findet sich eine Abschrift aus dem Urteil, die nur ein Auszug sein dürfte. »Ebenso einwandfrei wie die akademische Lehrtätigkeit ist die Schriftstellerei des Betroffenen. Eine Anzahl der Veröffentlichungen des Betroffenen hat der Kammer vorgelegen, über einige weitere Schriftwerke lagen Begutachtungen von Sachkennern vor. So bezeugt der Dekan der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Tübingen, Professor Dr. Bauernfeind, dass die von dem Betroffenen verfasste Übersetzung und Erklärung des tannaitischen Midrasch Sifre, zu Numeri (1933–1936) und seine Beiträge im Theologischen Wörterbuch zum Neuen Testament keine propagandistische Tendenz erkennen lassen«, UA.Mz, Best. 11-80, ohne Datum. Bemerkenswerterweise nennt dieses Spruchkammerurteil unter den Schriften auch Kuhns Pamphlet von 1939 »Die Judenfrage als weltgeschichtliches Problem«, das eine klar rassistisch-antisemitische Ausrichtung hat. S. u. S. 151f.; vgl. Theißen: Kuhn (Anm. 531), S. 45–48; Schaller: Fall Kuhn (Anm. 558), S. 107–109.

565 S. u. Anm. 570.

566 Neben dem Tübinger Spruchkammerurteil führte Wiesner an, dass Kuhns früher Eintritt in die NSDAP (1932) aus sozialen, nicht aus antisemitischen Motiven erfolgt sei. Bei seiner Arbeit am Eisenacher Institut habe Kuhn nachgewiesen, dass »er der Aufforderung zur Mitarbeit an diesem Institut Folge geleistet hat, um einer objektiv-wissenschaftliche[n] Erforschung des Judentums zu dienen, und es kann ihm aus seinen in diesem Rahmen veröffentlichten Arbeiten kein Vorwurf unwissenschaftlich-propagandistischen Denkens und Redens gemacht werden.« Er habe vielmehr verschiedentlich gegen die Verleumdung des Judentums in der Streicherpresse Stellung bezogen. Es gebe Zeugnisse von »Halbjuden«, dass sich Kuhn auch in der NS-Zeit »streng an die wissenschaftliche Wahrheit gehalten hat«. Oberkirchenrat (Edo) Osterloh (1909–1964) bezeuge, dass er sich für Studierende der Bekennenden Kirche eingesetzt habe, darunter »Viertel- und Halbjuden«. Kuhn räume selbst ein, was vom heutigen Standpunkt aus unter Berücksichtigung des damaligen Zusammenhangs zu beanstanden sei. Er habe für diese Schuld mit seiner Familie mehrere Jahre gelitten. »Wir haben aber heute keine Veranlassung, ihm eine zugestandene Schuld noch länger nachzutragen, so wenig wie das die Göttinger Fakultät getan hat, die durch Männer wie Iwand und Ernst Wolf durchaus strenge Maßstäbe anlegt«, alle Zitate UA.Mz, Best. 11-80, Dekan Wiesner an Kümmel, Mainz, 26.06.1951. Nicht nur die unbefangene Übernahme der NS-Rasse-Terminologie, sondern die gesamte Argumentation zeigt, wie unbedarft die Haltung Wiesners und sicherlich nicht nur Wiesners zu diesen Fragen wenige Jahre nach Kriegsende noch war.

»Ich bitte Sie nun, mir möglichst umgehend zu schreiben, ob Sie auch noch nach den hier gemachten Mitteilungen eine Zusammenarbeit mit Herrn Kuhn ablehnen würden, weil wir eine solche Entscheidung natürlich respektieren müssen. Sie werden aber auch unsere ganze Notlage verstehen, dass wir nämlich zur Zeit keinen Neutestamentler zur Verfügung haben, der Herrn Kuhn wissenschaftlich gleichwertig wäre.«⁵⁶⁷ Mit seinem Einverständnis würde Kuhn auf den ersten Platz und Vielhauer auf die zweite Stelle gesetzt werden. »Wir lassen ihnen bzgl. der Frage Kuhn völlige Freiheit der Entscheidung.«⁵⁶⁸

In seiner postwendenden Antwort attestierte Kümmel Kuhn Blindheit hinsichtlich seines Engagements am Eisenacher Institut, konstatierte aber, dass er als jemand, der seit 1932 in der Schweiz lebe,

»nicht das Recht habe, politische Torheiten zu verurteilen, deren Versuchung mich nicht angefochten hat«. Kümmel erklärte aber auch, dass er als »25 %iger Nichtarier« nicht mit einem Antisemiten zusammenarbeiten könne. »Da aber Herr Kuhn kein Antisemit gewesen zu sein scheint, will ich gegen seine Nennung an erster Stelle keinen Widerspruch erheben, muss aber die Verantwortung für die Richtigkeit der eben genannten Voraussetzung der Fakultät überlassen.«⁵⁶⁹

In den nachfolgenden Tagen gab es weitere Unterstützung für die Platzierung Kuhns *primo loco*. Die Studentenschaft der Fakultät setzte sich angesichts des bevorstehenden Abgangs von Erich Dinkler für die Fortsetzung der Vertretung durch Kuhn über das Sommersemester hinaus ein.⁵⁷⁰ Der im Gehen begriffene Dinkler legte am 3. Juli »unter ausdrücklicher Beschränkung auf die wissenschaftliche Seite, die erbetenen Beurteilungen vor.« Kuhns Literaturliste spiegle seinen Werdegang vom »Rabbinisten zum Theologen«, er sei der derzeit beste Kenner dieser Quellen und die »vor drei Jahren aufgefundenen hebräischen Funde am Toten Meer haben Kuhns Stellung noch gesteigert«, seine jüngsten Publikationen zeigten, wie fruchtbar dies für seine Theologie sei. Er plane eine Übersetzung des jerusalemischen Talmuds »gemeinsam mit dem französisch-jüdischen Gelehrten Charles Horowitz« (1892–1969)⁵⁷¹. Schließlich votierte auch der Mainzer Alttestamentler Friedrich Horst klar für Kuhn wegen dessen Interesse an der zwischentestamentlichen Zeit und behielt sich ein Sondervotum vor, wenn anstelle von Kuhn ein jüngerer Nichtordinarius berufen werde.⁵⁷²

567 Ebd.

568 Ebd.

569 UA.Mz, Best. 11-80, Kümmel an Dekan Wiesner, Zürich, 27.06.1951, S. 1.

570 Vgl. UA.Mz, Best. 11-80, Die Studentenschaft der Evangelisch-Theologischen Fakultät an Dekan Wiesner, 28.06.1951. Die Studierenden verwiesen auf die fachliche Expertise Kuhns für das »Spätjudentum« und die Qumranfunde sowie seine menschliche Wertschätzung bei den Studierenden. Auf der Rückseite der Petition hatten 73 Studierende unterschrieben, die Hälfte aller im SoSe 1951 Immatrikulierten (145).

571 Alle Zitate UA.Mz, Best. 11-80, Erich Dinkler an Dekan Wiesner, Marburg, 03.07.1951.

572 UA.Mz, Best. 11-80, Horst an Dekan Wiesner, Mainz, 04.07.1951.

Wenige Tage später übersandte Kuhn seine »während des 3. Reiches veröffentlichten Arbeiten«⁵⁷³ und entschuldigte sich für ihren abgegriffenen Zustand.⁵⁷⁴ Er fügte die Abschrift eines Briefs bei, den er in gleicher Sache an seinen jüdischen Kollegen Horowitz gerichtet hatte, und in dem er bekannte:

»Ich habe – getragen von einem weltfremden sozialen Idealismus, der meine Zustimmung zur NSDAP begründet hatte – nicht gesehen, oder auf jeden Fall viel zu spät gesehen, wohin dieser Weg führte«. Es sei nicht Fanatismus oder Hass gewesen, der ihn geleitet habe, »aber es war Blindheit. Das weiss ich als meine Schuld, diese mir damals nicht bewusst gewordene innere Nachlässigkeit des die Entwicklung der Dinge nicht wahr haben Wollens und nicht Sehens«. Erst im Krieg, als »die Gerüchte über die grauenvollen Judenabschlachtungen im Osten durchsickerten«⁵⁷⁵, seien ihm die Augen aufgegangen.

Dass diese Ausführungen allenfalls in sehr begrenztem Umfang und daher vielleicht auch nur aus taktischen Gesichtspunkten eine Einsicht in das durch die Mitarbeit am Eisenacher Institut offenkundige Versagen Kuhns zeigten, war Außenstehenden 1951 nicht unmittelbar einsichtig. Mehr noch, Kuhns weitere Karriere – 1954 Berufung nach Heidelberg, ab 1957 Aufbau der Qumran-Forschungsstelle und 1964 Aufnahme in die Heidelberger Akademie der Wissenschaften und eine Festschrift 1971 – zeigt, dass der Blick für das Agieren in der NS-Zeit in der wissenschaftlichen Evangelischen Theologie in den 1950er und 1960er Jahren noch wenig geschärft war.

Das war in Mainz 1951 erfreulich anders. Denn trotz der prekären Situation der Fakultät in der Besetzung der beiden neutestamentlichen Lehrstühle trat nur wenige Tage später in der Haltung von Dekan und Fakultät eine Kehrtwende ein. Offensichtlich spielte dabei ein zweiseitiges Dokument eine Rolle, das sich in zwei Durchschlägen in den Fakultätsakten findet. Das undatierte und ohne Urhebervermerk⁵⁷⁶ überlieferte Papier bietet Auszüge aus Karl Georg Kuhns 1939 erschienener Schrift »Die Judenfrage als weltgeschichtliches Problem«⁵⁷⁷. In

573 UA.Mz, Best. 11-80, Kuhn an Dekan Wiesner, Göttingen, 07.07.1951.

574 Die Fakultät hatte, da die Schriften Kuhns aus der NS-Zeit schwer erreichbar waren, Kuhn um die Übersendung gebeten; vgl. UA.Mz, Best. 11-80, Dekan Wiesner an Kümmel, 16.07.1951.

575 Alle Zitate UA.Mz, Best. 11-80, Kuhn an Charles Horowitz, Abschrift, Göttingen, 07.07.1951.

576 Die Kompilation aus der Kuhn-Schrift wurde möglicherweise von Walther Völker besorgt; zumindest war er der einzige Fakultätsvertreter, der ein Sondervotum verfasste, als Kuhn im Sommer 1952 im Berufungsverfahren für die Nachfolge Kümmel auf den dritten Listenplatz gelangte. Das kurze Votum bezog sich explizit nur auf die Schrift »Die Judenfrage als weltgeschichtliches Problem«; s. u. S. 164 mit Anm. 635.

577 Karl Georg Kuhn: Die Judenfrage als weltgeschichtliches Problem. Hamburg 1939 (= Schriften des Reichsinstitutes für Geschichte des neuen Deutschlands). 51 S. Der dieser Publikation zugrundeliegende Vortrag wurde von Kuhn in zeitlicher Nähe zu den antijüdischen Pogromen des November 1938 viermal gehalten; vgl. Theißen: Kuhn (Anm. 531),

diesen Auszügen wird das Judentum ganz im Sinne der NS-Rasseideologie als »parasitäres Händlervolk« gekennzeichnet, dessen »Erbeigenschaften« sich in einer »zweitausendjährigen natürlichen Auslese« so entwickelt hätten, dass sie »augenscheinlich das eigentlich Gefährliche und Schädliche für die Rassensubstanz des Wirtsvolkes bei einer blutmässigen Vermischung mit den Juden«⁵⁷⁸ seien. Nur drei Tage nach Kuhns Übersendung seiner Schriften aus der NS-Zeit ließ Wiesner bereits in einem Schreiben an Kümmel erkennen, dass man in Mainz neu über die Berufung Kuhns nachdachte. Er dankte für Kümmels großzügige Reaktion in seinem Schreiben vom 27. Juni. Man nehme seine Bedenken sehr ernst und kläre noch gewisse Dinge. »Wir sind ja hier leider in einer verzweiferten Situation, dass wir schnell handeln müssen, und doch eigentlich keinen Anwärter haben, den wir mit wirklicher Freudigkeit auf die Liste setzen können.«⁵⁷⁹ Dass für die hier nur angedeutete Kehrtwende Kuhns Schrift zur »Judenfrage« von 1939 ausschlaggebend war, lässt Wiesners Schreiben an Kümmel am 16. Juli erkennen:

»Die Fakultät hatte sich bisher in der Frage der politischen Belastung des Herrn Kuhn auf den offiziellen Bescheid der Spruchkammer gestützt, zumal ihr bisher auch von anderer Seite nichts Gegenteiliges bekannt geworden war«, weil seine Schriften weder im Buchhandel noch in den Bibliotheken erreichbar gewesen seien. Aber angesichts der bevorstehenden Entscheidung habe man sich gezwungen gesehen, sich seine Schriften von ihm selbst geben zu lassen. Es habe sich gezeigt, dass eine ganze Reihe der für das »Franck'sche Institut« gelieferten Schriften »wissenschaftlich objektiv und politisch nicht anfechtbar waren. Leider gehört nun aber zu seinem Schrifttum eine Broschüre »Die Judenfrage als weltgeschichtliches Problem«, Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1939, die einen Anfang Dezember 1938 also wenige Wochen nach Beginn der Ausrottungsaktion gegen das Judentum in Deutschland, in Berlin gehaltenen Vortrag wiedergibt.« Die Schrift sei eindeutig antisemitisch und enthalte am Schluss ein »vorbehaltsloses Ja zu Hitlers Vorgehen in der Judenfrage.« Das Tübinger Entnazifizierungsgutachten sei unter Berücksichtigung dieser Schrift abgefasst worden. Deutlich bekennt sich Wiesner zu den Konsequenzen: »Nach der Kenntnisnahme dieser Schrift war es der Fakultät klar, dass eine Berufung Kuhns, auch abgesehen von der Rücksicht auf Sie, nicht mehr möglich ist.«⁵⁸⁰

Die Fakultät handelte nun rasch. Hatte sie in ihrer Fakultätssitzung am 04.07. noch an der ursprünglich gefassten Reihenfolge Kuhn-Vielhauer festgehalten, jedoch »unter dem Vorbehalt, daß bei der Durchprüfung der inkriminierten (politischen) Artikel von Prof. Kuhn sich keine neuen Gesichtspunkte erge-

S. 33f.; zur Deutung und Einordnung dieser Schrift in den NS-Antisemitismus und in Kuhns Vita vgl. auch S. 34–42.

578 UA.Mz, Best. 11-80 (2x), zweiseitiger Auszug aus Kuhns Schrift (Anm. 577).

579 UA.Mz, Best. 11-80, Wiesner an Kümmel, 10.07.1951.

580 Alle Zitate UA.Mz, Best. 11-80, Wiesner an Kümmel, 16.07.1951.

ben«,⁵⁸¹ so wurde dieser Beschluss nur eine Woche später am 11.07. annulliert: »Der Beschluss der letzten Sitzung (Nr. 1) im Vorschlag von Prof. Kuhn wird aufgehoben, da sich neue Gesichtspunkte ergeben haben«,⁵⁸² heißt es lapidar im Protokollbuch der Fakultät. Nur zwei Tage später wurde eine Liste in der Reihenfolge Philipp Vielhauer, Heinz-Dietrich Wendland, Werner Bieder verabschiedet.⁵⁸³ Ein Nachtrag zu diesem Protokolleintrag hält fest, dass der Senat in seiner Sitzung vom 13. Juli die Reihenfolge der beiden Erstplatzierten umgekehrt habe, damit der Ordinariatsinhaber Wendland nicht dem Privatdozenten Vielhauer nachgeordnet ist.

Zwischen den beiden Fakultätssitzungen am 11. und 13. Juli suchten Dekan Wiesner und Wilhelm Jannasch das Gespräch mit dem noch immer in Mainz den zweiten neutestamentlichen Lehrstuhl vertretenden Kuhn und hielten Verlauf und Ergebnis in einer Aktennotiz fest.

Das Kurzprotokoll des Gesprächs will nach seiner Einleitung nur die »Hauptergebnisse« sichern. Kuhn wurde einleitend vom Dekan eröffnet, dass dessen ihm gegebene »vorläufige Mitteilung, dass er als erster auf einer Berufungsliste der Fakultät stände, zur Zeit nicht mehr gültig sei«. Dies sei in der »näheren Kenntnis« der von Kuhn eingereichten kleineren Schriften begründet, »von denen insbesondere eine⁵⁸⁴ in ihrer Gesamthaltung wie insbesondere in ihrem Schluss als ausgesprochen antisemitisch bezeichnet werden muss.« Kuhn räumte ein, dass die Schrift »in der heutigen Situation so verstanden werden könne« und »dass er sie wie alle anderen Schriften jener Zeit bedaure«. Er wolle sich nicht durch den Hinweis auf den »besonderen Anlass der genannten Schrift« rechtfertigen. Die Zusammenarbeit sei eine Frage des Vertrauens,

581 UA.Mz, Best.106-162, Protokollbuch der Fakultät, Eintrag vom 04.07.1950, S. 44. Für die Prüfung wurden Dekan Wiesner und Rapp unter Einbeziehung von Jannasch benannt. Der Vorschlag wurde bei zwei Gegenstimmen und einer Enthaltung mit sechs Stimmen angenommen. Einen entsprechenden Tendenzbeschluss für Kuhn *primo loco* hatte die Fakultät bereits am 23.06. gefasst; vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, S. 44. Für den zweiten Platz waren Philipp Vielhauer und Heinrich Greeven in den Blick genommen worden. Es sollte aber erst das Votum Kümmels abgewartet werden.

582 UA.Mz, Best.106-162, Protokollbuch der Fakultät, Eintrag vom 11.07.1950, S. 45 (ohne Abstimmungsergebnis).

583 Vgl. UA.Mz, Best.106-162, Protokollbuch der Fakultät, S. 46f. Heinz-Dietrich Wendland (1900–1992) wurde 1929 bei Martin Dibelius mit einer Arbeit über »Die Eschatologie des Reiches Gottes bei Jesus« habilitiert. 1937 hatte er den Lehrstuhl für Neues Testament an der Christian-Albrechts-Universität in Kiel erhalten, den er schon seit 1936 vertreten hatte. Wendland sympathisierte mit der hochkirchlichen Berneuchener Bewegung, er war Mitglied der Michaelsbruderschaft. Werner Bieder (1911–1999) gehörte in seiner Pfarramtszeit in Oberhallau 1935–1941 zu einer Gruppe NS-kritischer Pfarrer (u. a. Arthur Rich (1910–1992), Hans Wildberger (1910–1986)), seit 1941 hatte er die Pfarrstelle in Glarus inne. Er wurde mit einer Arbeit über »Die Vorstellung von der Höllenfahrt Jesu Christi« bei Fritz Blanke (1900–1967) in Zürich habilitiert und hielt seit 1948 als Privatdozent neutestamentliche Vorlesungen an der Universität Basel.

584 S. o. S. 151f. mit Anm. 577.

wie es ihm in Göttingen bspw. durch Hans-Joachim Iwand (1899–1960)⁵⁸⁵ entgegengebracht werde. Jannasch erwiderte, dass ihm auch die Mainzer Fakultät mit der Lehrstuhlvertretung über zwei Semester »grosses Vertrauen entgegengebracht habe«, das aber erschüttert worden sei, weil die genannte Schrift nicht mit seiner früheren Erklärung, »er sei niemals wirklicher Antisemit gewesen«, in Einklang zu bringen sei. Für die sich anschließende Diskussion in der Dreierunde notiert Jannasch lapidar, dass sie nichts Neues ergeben habe. Er legte »Herrn Kuhn als Meinung der Fakultät nahe, auf jeden Fall und völlig unabhängig von allen Berufungsfragen, dadurch mit seiner einstigen Vergangenheit abzuschliessen, dass er eine mindestens allen in Frage kommenden Theologiekreisen zugängliche Erklärung abgäbe, in der er von seinem früheren Schrifttum, soweit es die Judenfrage betrifft, in christlicher und theologischer vollgültiger Weise abrücke«.⁵⁸⁶ Jannasch meinte, bei Kuhn eine solche Bereitschaft zu erkennen, zugleich war er sich mit Wiesner einig, dass Kuhn trotz seiner Erklärung, sich nicht rechtfertigen zu wollen, genau dies versucht habe.⁵⁸⁷

585 Iwand galt in den Nachkriegsjahren als der profilierteste lutherische Systematische Theologe, der eine von Karl Barth geprägte Theologie vertrat. In der NS-Zeit hatte er sich in illegalen Predigerseminaren der Bekennenden Kirche engagiert und dafür mehrere Monate in Haft gesessen.

586 Alle Zitate UA.Mz, Best. 11-80, Wilhelm Jannasch, Aktennotiz über das Gespräch mit Herrn Prof. Kuhn, Mainz, 12.07.1951. Tatsächlich hat Kuhn 1951/52 in einer Anmerkung in einer Miscelle zu den Qumranfunden einen Widerruf veröffentlicht; vgl. Die Schriftrollen vom Toten Meer. Zum heutigen Stand ihrer Veröffentlichung. In: Evangelische Theologie 11 (1951/52), S. 72–75, hier S. 73 Anm. 4: »Ein persönliches Wort sei hier noch angefügt. Es ist verständlich und nur zu gut verständlich, wenn heute nach allem, was geschehen ist, jüdische Gelehrte mit Deutschen nichts zu tun haben wollen. [...] Es kommt uns nur zu, dies zu verstehen und zu achten. Das einzige, was wir tun können [...] ist, daß man selbst offen sagt, worin man nach der eigenen Überzeugung falsch gehandelt hat, und es richtig zu stellen. Ich für meine Person sage [...], daß ich es bedaure, die Schrift: Die Judenfrage als weltgeschichtliches Problem, [...] geschrieben zu haben, und daß ich sie in aller Form widerrufe. Ich bedaure, daß ich damals so blind war, nicht zu sehen, daß der Weg der Hitlerschen Judenpolitik in den Abgrund des Grauens ging und daß er unaufhaltsam war.« Theissen: Kuhn (Anm. 531), S. 50, fragt, warum Kuhn, trotz der antisemitischen Tendenzen auch übriger Schriften, nur diese eine Schrift widerrufen habe. Doch erklärt sich dies ungezwungen aus den Mainzer Vorgängen, die bisher in keiner Darstellung Kuhns genauere Aufmerksamkeit gefunden haben. Möglicherweise ist Kuhn mit seiner sechs Monate später veröffentlichten Anmerkung in seinem Beitrag in der Evangelischen Theologie dem expliziten Ratschlag Jannaschs gefolgt, nicht zuletzt um seine Berufungschancen nicht zu gefährden; vgl. auch Schaller: Fall Kuhn (Anm. 558), S. 117–120, der allerdings die Mainzer Akten nur teilweise berücksichtigt.

587 Wiesner äußerte zur eigenhändig von Jannasch unterzeichneten Aktennotiz seine »volle Zustimmung«, hielt aber fest, dass Kuhn bekundet habe, bei Abfassung der inkriminierten Schrift »in seinem Herzen kein Antisemit gewesen zu sein und dass er sich die »Lösung der Judenfrage [...] ganz anders vorgestellt habe, als der Führer«. Wiesner resümiert: »Aus beiden Angaben wird deutlich, dass er sich trotz ausdrücklicher Erklärung sich nicht rechtfertigen zu wollen, eben doch zu rechtfertigen sucht«, alle Zitate UA.Mz, Best. 11-80, Ergänzung Wiesners zur Aktennotiz von Jannasch vom 12.07.1951.

In dem oben genannten Schreiben Dekan Wiesners⁵⁸⁸ wurde Kümmel über die Kehrtwende in der causa Kuhn unterrichtet. Da das Semester zu Ende gehe, habe man schnell handeln müssen und daher ohne nochmalige Rücksprache mit ihm dem Senat die Liste Wendland (Kiel), Vielhauer (Bonn) und Bieder (Basel) vorgeschlagen, damit die zweite neutestamentliche Professur noch zum Wintersemester besetzt werden könne. Man wolle den Kultusminister bitten, zuerst Vielhauer anzufragen, damit er nicht in Bonn zwischenzeitlich zusage.⁵⁸⁹

Mit ihrer Kehrtwende im Fall Kuhn hat die Mainzer Fakultät eine beachtliche Geradlinigkeit gezeigt in einer Zeit, als sich die anfängliche Offenheit der westdeutschen Bevölkerung für Entnazifizierung und Aufarbeitung der NS-Zeit auch in den Kirchen längst in ihr Gegenteil verwandelt hatte.⁵⁹⁰ Ausdruck dieser verbreiteten Haltung war die Reaktion der Göttinger Theologischen Fakultät durch ihren Dekan, den Patristiker und Kirchengeschichtler Hermann Dörries (1895–1977). Dörries war 1933 der NSDAP beigetreten und hatte sich 1935 der Bekennenden Kirche angeschlossen,⁵⁹¹ was ihm nach 1945 seinen Lehrstuhl rettete. Weil er als vornehmer, aber entschiedener Gegner des NS galt, wurde sein Parteieintritt als »Irrtum« bewertet. Ähnlich großzügig wie sein eigenes Verhalten beurteilte er auch das Verhalten seines Göttinger Diätdozenten Kuhn. Dörries antwortete auf einen nicht überlieferten Brief Wiesners am 23.07.1952: Er bestritt nicht den »fatalen« Charakter der mitgesandten Auszüge.⁵⁹² Kuhn habe sich als »ein noch in keinem Amt befindlicher Dozent, dessen Fachgebiet [...] damals [das] angefochtenste war [...] sich der Versuchung nicht gewachsen gezeigt«. Das Beispiel Möhlenbrink⁵⁹³ mahne aber, »die Möglichkeit eines Neuanfangs« da einzuräumen, »wo, wie bei Herrn Kuhn, in Leistung und Charakter Anlaß dazu gegeben ist«. Kuhn verspreche »in Forschung und theologischer Einsicht Be-

588 S. o. S. 152 mit Anm. 580. Das Schreiben ist eine Antwort auf einen Brief Kümmels vom 13.07., in dem dieser nochmals um eine gründliche Prüfung der Kuhn-Sache gebeten hatte. »Ich möchte zu bedenken geben, dass die Universität Mainz im In- und Ausland in dem Rufe steht, ehemalige Nationalsozialisten unterzubringen, was ich auf seine Berechtigung nicht nachprüfen kann«, UA.Mz, Best. 11-80, Kümmel an Dekan Wiesner, Zürich, 13.07.1951.

589 Vgl. UA.Mz, Best. 11-80, Wiesner an Kümmel, 16.07.1951.

590 Vgl. Entnazifizierung. Politische Säuberung und Rehabilitierung in den vier Besatzungszonen 1945–1949. Hg. von Clemens Vollnhals. München 1991; ders.: Entnazifizierung (Anm. 41). In den bisherigen Arbeiten zu Karl Georg Kuhn wird die Mainzer Phase allenfalls sehr kurz oder gar nicht behandelt; vgl. exemplarisch Lichtenberger: *Two Academic Careers* (Anm. 531), S. 15.

591 Zu Dörries vgl. Buss: Göttinger Theologische Fakultät (Anm. 505), S. 339–349, 545.

592 Vermutlich aus Kuhns Schrift »Das Judentum als weltgeschichtliches Problem«; s. o. S. 151 f. mit Anm. 577.

593 Kurt Möhlenbrink (geb. 1906, Todesdatum nicht ermittelt), Alttestamentler an der Göttinger Fakultät, der sich in Schriften klar antisemitisch im Sinne der NS-Rasseideologie geäußert hatte; 1947 bat er wegen psychischer Probleme um seine Entpflichtung; vgl. Buss: Göttinger Theologische Fakultät (Anm. 505), S. 330 f., 459, 558.

deutendes«. ⁵⁹⁴ In seinem nächsten Schreiben verteidigte Dörries ⁵⁹⁵ Kuhn mit dem Verweis auf das Spruchkammerurteil, dem ja auch die von den Mainzern inkriminierte Schrift zugrunde gelegen habe. Mit Ausnahme dieser einen Schrift habe sich Kuhn »nicht mit dem Strom, sondern gegen ihn« ⁵⁹⁶ bewegt und sei daher kein Antisemit gewesen. Zur Lösung der Streitfrage schlug er eine vom Fakultätentag eingesetzte Kommission oder eine mündliche Besprechung vor. ⁵⁹⁷ Wiesner schlug in seiner Antwort nach der Rückkehr aus dem Urlaub eine wenig konziliante Tonlage an. Die Angelegenheit Kuhn sei mit der von der Fakultät am 13.07. beschlossenen und vom Senat genehmigten Liste erledigt. Es sei eine Grenzüberschreitung, wenn sich eine Fakultät in die Berufsangelegenheiten einer anderen einmische. Kuhn hätte die belastende Schrift bei seiner Rechtfertigung nicht übergehen dürfen und vor der Fakultät widerrufen müssen. ⁵⁹⁸ Im Umfeld des Fakultätentags in Mainz am 7. Dezember 1951 ⁵⁹⁹ kam es noch einmal zu Bemühungen um eine Beilegung des Konflikts, an denen Hermann Dörries und Joachim Jeremias von Göttinger und Friedrich Delekat und Werner Wiesner von Mainzer Seite beteiligt waren. Die Mainzer Seite hielt jedoch daran fest, dass mit der Aussprache mit Kuhn vom 12.07. und dem Fakultätsbeschluss zur Berufsliste vom 13.07.1951 die Sache erledigt sei. ⁶⁰⁰ Anfang 1952 schien damit die Angelegenheit Kuhn abgeschlossen; zu einer dauerhaften Verstimmung zwischen den Fakultäten in Mainz und Göttingen scheint es nicht gekommen zu sein. ⁶⁰¹ Im Verfahren für die Nachfolge Werner Georg Kümmels setzte eine

594 Alle Zitate UA.Mz, Best. 11-80, Dekan Dörries an Dekan Wiesner, Göttingen, 23.07.1951.

595 In seinem Schreiben bedauerte Dörries zunächst eine von ihm übermittelte Aussage von Wolfgang Trillhaas, der im Schreiben vom 23.07. den Adressaten, seinen ehemaligen Göttinger Kollegen Wiesner, durch Dörries hatte daran erinnern lassen, »daß es in ihrem eigenen Falle nicht leicht gewesen ist, die Entnazifizierung um gewisse Schriften herum zu lenken, zu denen Sie jetzt ebensowenig stehen würden wie Herr Kuhn zu den von Ihnen inkriminierten.« Wiesner hatte sich nach einer kurzen deutschchristlichen Phase 1934 der Bekennenden Kirche angeschlossen und dafür auch erhebliche Nachteile in Kauf genommen; vgl. Breul: Systematische Theologie (Anm. 64), S. 45f.; Buss: Göttinger Theologische Fakultät (Anm. 505), S. 460, 557. In seiner in Mainz nicht überlieferten Antwort hatte Wiesner offensichtlich deutlich reagiert.

596 UA.Mz, Best. 11-80, Dekan Dörries an Dekan Wiesner, Göttingen 30.07.1951.

597 Vgl. ebd. In Vertretung des Dekans meldete Kurt Galling in seiner Antwort an Dörries seine Bedenken gegen eine Kommission des Fakultätentags an und riet stattdessen zu einem Gespräch mit dem nun in Göttingen lehrenden Ernst Käsemann; vgl. UA.Mz, Best. 11-80, Galling an Dekan Dörries, 02.08.1951.

598 UA.Mz, Best. 11-80, Dekan Wiesner an Dekan Dörries, 06.09.1951.

599 Vgl. UA.Mz, Best. 11-28, das Protokoll des Fakultätentags vom 07.12.1951.

600 Vgl. UA.Mz, Best. 11-80, Delekat an Dekan Dörries, 02.12.1951; Dekan Dörries an Delekat, Auszug, Göttingen, 06.12.1951; Dekan Wiesner an Joachim Jeremias, 20.12.1951; Dekan Wiesner an Dekan Dörries, 04.01.1952.

601 Das dürfte auch daran liegen, dass Wiesner noch gute Kontakte zu seiner ehemaligen Fakultät in Göttingen pflegte und der ehemalige Mainzer Käsemann zur Glättung der Wogen beitragen konnte.

knappe Mehrheit der Fakultät Karl Georg Kuhn auf den wenig aussichtsreichen dritten Platz.⁶⁰² Auch wenn dieses Vorhaben am Widerspruch der EKHN scheiterte, ist es vielleicht als Friedenssignal an die Göttinger Fakultät zu deuten.

4.4. Erneutes Scheitern der Berufungspläne

In der Zwischenzeit war das Verfahren mit der am 13.07.1951 beschlossenen Liste Wendland – Vielhauer – Bieder⁶⁰³ weitergelaufen. Kümmel hatte schon Ende Juni zur Eile gemahnt, weil in Bonn, Marburg und Zürich Professuren für Neues Testament zu besetzen seien.⁶⁰⁴ Da man bei dem in Göttingen habilitierten Vielhauer die Annahme eines Rufs nach Bonn fürchtete, wo er bereits vertreten hatte, bat Dekan Wiesner den Rektor entgegen der Listenfolge zuerst bei Vielhauer anzufragen.⁶⁰⁵ Am 17.08. konnte Galling als Urlaubsvertretung des Dekans dem Kultusministerium vermelden, dass eine Sitzung des Zwischenkirchlichen Ausschusses für Anfang September anberaumt sei, um die Zustimmung der drei Kirchenleitungen zur Berufsungsliste zu erlangen.⁶⁰⁶ Die Berufung Vielhauers schien Mitte September 1951 auf einem guten Weg, der Dekan drückte gegenüber Vielhauer seine Freude über dessen grundsätzliche Zustimmung zu einer Berufung nach Mainz aus. Nun habe am 17.09. auch der Zwischenkirchliche Ausschuss seine Genehmigung gegeben. Für die in der kommenden Woche geplanten Berufsungsverhandlungen lud er Vielhauer zu einem Treffen auch in der Fakultät ein und suchte bereits das Lehrangebot für das kommende Wintersemester mit ihm abzustimmen.⁶⁰⁷

Vielhauer gab sich in seiner Antwort überrascht über den Verlauf des Verfahrens von Mainzer Seite. Die Anfrage des Kultusministeriums, ob und unter welchen Bedingungen er bereit sei, in Mainz den Lehrstuhl für Neues Testament zu übernehmen, habe er als vorläufige Anfrage verstanden. Andere hätten diese Abweichung »vom üblichen

602 S. u. 164 mit Anm. 634.

603 S. o. S. 153 mit Anm. 583.

604 UA.Mz, Best. 11-80, Kümmel an Dekan Wiesner, Zürich, 27.06.1951.

605 Vgl. UA.Mz, Best. 11-80, Dekan Wiesner an den Rektor der Gutenberg-Universität, 20.07.1951. Kümmel hatte sich am Vortag mit der Liste, zu der die Fakultät ihn wegen der Eile der Sache nicht mehr hatte befragen können, für die ersten beiden Plätze einverstanden gezeigt, äußerte aber deutliche Bedenken gegen Bieder; vgl. UA.Mz, Best. 11-80, Kümmel an Wiesner, St. Georgen, 19.07.1951. Wiesner antwortete postwendend, dass die Liste im Falle einer Absage der ersten beiden Plätze zurückerbeten werden könne; vgl. UA.Mz, Best. 11-80, Wiesner an Kümmel, 21.07.1951.

606 Vgl. UA.Mz, Best. 11-80.

607 Vgl. UA.Mz, Best. 11-80, Dekan Wiesner an Vielhauer, 20.09.1951. Wiesner schloss sein Schreiben mit der Erwartung, dass er sich mit Kümmel gut verstehen werde, da sie ihr gemeinsamer Lehrer Martin Dibelius verbinde.

preußischen Formular⁶⁰⁸ als Ausdruck verstanden, dass der Zwischenkirchliche Ausschuss noch nicht seine Zustimmung zur Liste ausgesprochen habe. Seine am 6. August erklärte Gesprächsbereitschaft sei erst fast sechs Wochen später vom Ministerium mit einer Einladung zu Berufungsverhandlungen am 28. September beantwortet worden. In der Zwischenzeit aber habe er Ende August einen Ruf nach Bonn erhalten und diesen nach Berufungsverhandlungen, die er noch hinausgezögert habe, angenommen.

Vielhauers Absage überraschte Wiesner; er kritisierte auch gegenüber Vielhauer die »Saumseligkeit unseres Zwischenkirchlichen Ausschusses«, den er für die Verzögerung verantwortlich machte und auf dessen raschere Arbeit drängte.⁶⁰⁹ Vom Ministerium erbat er, nun den Ruf an Wendland ergehen zu lassen; den Drittplatzierten Werner Bieder fragte er um eine Lehrstuhlvertretung an.⁶¹⁰ Er-

608 UA.Mz, Best. 11-80, Vielhauer an Dekan Wiesner, Gasthaus zum Hohen Hagen, Post Dransfeld, 25.09.1951.

609 Zitat UA.Mz, Best. 11-80, Dekan Wiesner an Vielhauer, 02.10.1951. Diese Kritik äußerte Wiesner in moderaterer Form auch gegenüber Kirchenpräsident Stempel (Ev. Kirche der Pfalz), dem Vorsitzenden des Zwischenkirchlichen Ausschusses. Vielhauer habe am 11.09. eine Zusage auf eine Berufung nach Bonn gegeben. »Hätte mit ihm schon am Anfang September verhandelt werden können, so wäre er – wie er mir mitteilt – zu uns gekommen. Es stellt sich also heraus, dass er uns nur durch die späte Ansetzung der Sitzung des Zwischenkirchlichen Ausschusses verloren gegangen ist«. Er habe schon bei der Vorlage der Berufsungsliste am 20.07. darauf hingewiesen, dass »nur bei einer schnellen Erledigung durch den Zwischenkirchlichen Ausschuss mit dem Kommen Vielhauers« zu rechnen sei. Stattdessen habe die EKHN am 31.07. mitgeteilt, dass der Ausschuss erst Anfang September zusammentreten könne, der dann tatsächlich aber erst am 17.09. getagt habe. »Der Fakultät ist daraus grosser Schaden entstanden, weil die Besetzung der Professur zum Winter-Semester jetzt nicht mehr durchgeführt werden kann und ferner, weil man kaum noch mit dem Kommen der beiden anderen Kandidaten der Liste rechnen kann. Ich möchte darum vorschlagen, auf der nächsten Sitzung die Frage auf die Tagesordnung zu setzen, wie eine raschere Arbeitsweise des Zwischenkirchlichen Ausschusses ermöglicht werden könnte«, UA.Mz, Best. 11-80, Wiesner an Stempel, 04.10.1951. In der Folge entspann sich ein Briefwechsel zwischen den Kirchenleitungen, weil für das Bonner Verfahren das Land Nordrhein-Westfalen nach dem Preußischen Staatsvertrag die Evangelische Kirche im Rheinland hätte anfragen müssen, ob sie Bedenken gegen die Berufung Vielhauers trage. Dies sei aber nicht erfolgt. Präses Heinrich Held schrieb daher an Propst Reinhard Becker in Mainz: »Ich verstehe die Ihnen gewordene Auskunft so, dass Vielhauer der Fakultät in Bonn eine Zusage gegeben hat, ohne im Besitze einer amtlichen Berufung zu sein. [...] Darnach ist also der Beschluss der Zwischenkirchlichen Konferenz nicht zu spät erfolgt«, UA.Mz, Best. 11-80, 16.10.1951. Vgl. auch UA.Mz, Best. 11-80, Vielhauer an Dekan Wiesner, Göttingen, 10.10.1951; Stempel an Wiesner, Speyer, 18.10.1951. Am 08.11. schrieb Held nach einem Telefonat mit dem Kultusministerium in Düsseldorf an Dekan Wiesner, dass im Ministerium durch einen »Verwaltungsfehler« die gleichzeitige Anfrage an die Evangelische Kirche im Rheinland unterblieben sei. Dies wurde nun nachgeholt und die Bonner Berufung Vielhauers akzeptiert; vgl. UA.Mz, Best. 11-70, Präses Held an Dekan Wiesner, Düsseldorf, 08.11.1951.

610 Vgl. UA.Mz, Best. 11-80, Dekan Wiesner an Ministerialdirektor Becker (Kultusministerium Mainz), 05.10.1951; vgl. UA.Mz, Best. 45-151, Rektor Galling an das Kultusministerium

schwerend kam hinzu, dass mit dem Ausführungsgesetz zu Art. 131 Grundgesetz (11.05.1951)⁶¹¹ die Verpflichtung drohte, den in Speyer lebenden Neutestamentler Carl Schneider (1900–1977) mit seiner NS-Vergangenheit in Mainz einzustellen.⁶¹² So reagierte Dekan Wiesner Ende November 1951 mit großer Freude, als Wendland nicht ablehnend, sondern mit einer Reihe von Fragen auf das Schreiben aus dem Kultusministerium reagierte, ob er bereit sei, den vakanten neutestamentlichen Lehrstuhl in Mainz zu übernehmen. Auch nach Berufungsverhandlungen in Mainz, die er am 11. Dezember 1951 führte, signalisierte Wendland weiter Interesse.⁶¹³ Wegen Gehalts- und Wohnungsfragen, um die sich Wiesner mit großem Engagement kümmerte, zog sich der Briefwechsel bis in den März 1952. Am 09.03. erklärte Wendland unter großem Bedauern, dass er nicht nach Mainz kommen werde. Vor- und Nachteile seien auf beiden Seiten gleichgewichtig, aber in Kiel würden Fakultät, Kirchenleitung und seine eigene Person besser ineinandergreifen. Zudem würde sein Weggang in Kiel eine grö-

(Becker), 18.10.1951; UA.Mz, Best. 11–80, Dekan Wiesner an Dr. Bieder, 23.10.1951. Bieder sagte Wiesner am 26.10. ab.

611 Vgl. Bundesgesetzblatt Nr. 22, 13. Mai 1951, S. 307–322.

612 Zu Carl Schneider vgl. den Beitrag von Gabriele Stübner in diesem Band, S. 323–342. Dekan Wiesner machte Kümmler erstmals in einem Schreiben vom 18.10.1951 auf dieses Problem aufmerksam. Mit seiner NS-Belastung könne man eine Ablehnung Schneiders kaum begründen, »da er politisch durch den zuständigen Landeskommisсар rechtskräftig entlastet ist. Wir werden also eine Ablehnung wesentlich auf seine wissenschaftliche und kirchliche Haltung begründen müssen«, UA.Mz, Best. 11–80. Dazu habe aber Präses Stempel »eine fast überschwänglich positive Beurteilung« gegeben, gegen die Kirchenpräsident Niemöller allerdings energisch protestiert habe. Schneiders Schriftenverzeichnis, um das er ihn gebeten habe, enthalte jedoch »kein einziges exegetisches oder biblisch-theologisches Thema«, zudem verschweige er seinen Vortrag »Das Frühchristentum als antisemitische Bewegung«. Er habe kein Vertrauen zu Schneider, man benötige aber »gegenüber dem Ministerium konkrete und durchschlagende Argumente«, alle Zitate ebd. Vgl. auch die Antwort Kümmlers aus Bodenheim vom 19.10. an Wiesner und dessen Bitte vom gleichen Tag, Privatdozent Werner Bieder aus Basel im Wintersemester um Vertretung zu bitten; dazu s. o. Anm. 610. Am 08.11.1951 teilte Dekan Wiesner dem Kultusministerium mit, dass beim Besetzungsvorschlag vom 20.07. alle für die Position der neutestamentlichen Professur in Frage kommenden heimatvertriebenen Hochschullehrer geprüft und »nach ihrer wissenschaftlichen Vergangenheit als nicht geeignet befunden« worden seien, UA.Mz, Best. 11–80.

613 Nach seinen Verhandlungen in Mainz bat Wendland Dekan Wiesner darum, bei einem Wechsel nach Mainz seinen Lehrauftrag »Christliche Sozialethik«, den er in Kiel durch die NS-Zeit habe retten können, auch in Mainz fortführen zu dürfen. Die Fakultät stimmte der Bitte am 09.01.1952 mit Einschränkungen zu, wofür Wendland am 25.01. dankte; vgl. UA.Mz, Best. 11–80, Wendland an Wiesner, Kiel, 18.12.1951; Wiesner an Wendland, 21.12.1951, 10.01.1952 und 21.01.1952; Wendland an Wiesner, Kiel, 25.01.1952; vgl. UA.Mz, Best. 106–162, das Protokollbuch der Fakultät, Eintrag vom 09.01.1952, S. 51.

ßere Lücke hinterlassen, als sie in Mainz mit der Berufung Kümmels vorhanden sei.⁶¹⁴

4.5. Dauerhafte Wiederbesetzung der beiden NT-Professuren

Dekan Wiesner wandte sich nach der Absage Wendlands erneut an Kümmel mit der Bitte um ein Votum zu *Gustav Stählin* und Werner Foerster (1897–1975). Kümmel bekundete, dass ihn die Absage Wendlands angesichts der Verhältnisse in Mainz nicht überrasche,⁶¹⁵ sandte aber eine Woche später gleichwohl ein kurzes Votum zu den »erbetenen Sachverhalte[n]«. Stählin sei »ein sorgfältiger Exeget und vorsichtiger Forscher, der sich durch starke Betonung des spezifisch Urchristlichen im NT auszeichnet«, der Münsteraner Privatdozent *Werner Foerster* habe in seinen zahlreichen Beiträgen zum Theologischen Wörterbuch zum Neuen Testament manche Fragen wirklich neu gelöst, er »ist ein sorgfältiger und gewissenhafter Exeget, ebenfalls konservativer Prägung«.⁶¹⁶ Nach der Rückgabe der ursprünglichen Dreierliste vom 13.07.1951 wurde am 03.05.1952 eine Zweierliste Stählin – Foerster durch den Rektor beim Kultusministerium eingereicht.⁶¹⁷ Der Ruf an Stählin in Erlangen erging umgehend.⁶¹⁸

Stählin befand sich angesichts der Mainzer Notlage nach dem Scheitern der Berufungen von Kuhn, Vielhauer und Wendland in einer vorzüglichen Verhandlungsposition, die noch durch den drohenden Weggang Kümmels⁶¹⁹ und der Bemühungen des Münchner Kultusministeriums um seinen Verbleib in Erlangen⁶²⁰ verbessert wurde. Er konnte – im Rahmen der damaligen Möglichkeiten der

614 Vgl. UA.Mz, Best. 11-80, Wendland an Dekan Wiesner, Kiel, 09.03.1952; zur Rücksendung der Berufungsliste, UA.Mz, Best. 45-151, Kultusministerium an Rektor, 24.03.1952. Die Kieler Fakultät und ihre Studierenden hatten sich allerdings auch sehr um einen Verbleib Wendlands bemüht; vgl. UA.Mz, Best. 11-80, dessen Schreiben an Wiesner vom 25.01.1952.

615 UA.Mz, Best. 11-80, Kümmel an Wiesner, Bodenheim, 14.03.1952.

616 UA.Mz, Best. 11-80, Kümmel an Wiesner, Bodenheim, 21.03.1952.

617 Vgl. UA.Mz, Best. 45-151, Dekan Wiesner an Rektor Galling, 25.03.1952; UA.Mz, Best. 45-151, Zustimmung des Senats, Protokollauszug der Sitzung vom 25.04.1952; UA.Mz, Best. 11-80, Rektor Isele an das Kultusministerium in Mainz, 03.05.1952.

618 Gustav Stählin berichtete am 21. Mai aus Erlangen, dass er den Ruf erhalten habe, dankte für das Vertrauen und stellte seine grundsätzliche Bereitschaft, dem Ruf zu folgen in Aussicht; vgl. UA.Mz, Best. 11-80, Stählin an Wiesner, Erlangen, 21.05.1952.

619 Kümmel teilte am 5. Juni mit, dass er »einen Ruf auf den Lehrstuhl für Neutestamentliche Theologie an der Philipps-Universität in Marburg/Lahn, der durch den Rücktritt von Rudolf Bultmann frei geworden ist, erhalten habe«, UA.Mz, Best. 11-80, Kümmel an Dekan Rapp, Bodenheim, 05.06.1952. Am 02.07. schrieb er dem Rektor der Gutenberg-Universität, dass er den Ruf zum 1. Oktober dieses Jahres angenommen habe; vgl. ebd.

620 Stählin betonte nach seinem Besuch und den Verhandlungen in Mainz, dass das Entgegenkommen des Kurators »nicht besonders gross war«. Andererseits bemühe man sich in Erlangen um sein Bleiben. Das Ministerium in München habe ihn gefragt, »unter welchen

Mainzer Universität – weitreichende Forderungen stellen: Bibliotheksausstattung, Wohnung, ein eigenes »Vorstandszimmer«, ⁶²¹ Gehaltshöherstufung, eine steuerfreie Aufwandsentschädigung und einen eigenen (!) Assistenten. Offensichtlich waren nicht alle im Mainzer Kollegium darüber begeistert. ⁶²² Stählin bekam seine Forderungen gleichwohl recht weitgehend erfüllt; das Ministerium schöpfte für eine längerfristige Besetzung der zweiten neutestamentlichen Professur in der evangelischen Theologie in Mainz seinen Handlungsrahmen weitestgehend aus, man wollte vermutlich nicht noch einmal eine Absage oder einen schnellen Wechsel riskieren. Am 18.08.1952 teilte Stählin Dekan Rapp mit, dass er dem Kultusministerium seine verbindliche Zusage, nach Mainz zu kommen, gegeben habe, auch wenn seine Anliegen »nicht recht befriedigend« ⁶²³ erfüllt worden seien.

Bedingungen ich in Erlangen zu bleiben bereit wäre«, UA.Mz, Best. 11-80, Stählin an Dekan Rapp, Erlangen, 21.06.1952.

- 621 Stählin berichtete am 17.07. Dekan Rapp von seinen Forderungen, die er acht Tage zuvor dem Ministerium genannt hatte: »die Schaffung einer neuen Assistentenstelle, die Erhöhung des Etats für die Seminarbibliothek und die Festlegung, dass ich über einen Teil davon für die neutestamentliche Abteilung verfügen kann, die Einräumung eines eigenen Vorstandszimmers, ferner eine höhere Einstufung in der Gehaltsordnung und die Bewilligung einer steuerfreien Aufwandsentschädigung für die Ausgaben, die mir durch die besondere Situation in Mainz im Unterschied von Erlangen erwachsen«, Erlangen, UA.Mz, Best. 11-80. Die geforderte Entschädigung sollte Stählin den Nachteil ausgleichen, dass anders als in Erlangen an der Mainzer Universität Professorenkinder keine Kolleggeldfreiheit genossen; vgl. das Schreiben Stählins vom 21.06., s.o. Anm. 620. Wenn die Antwort des Kultusministeriums nicht sehr unbefriedigend ausfalle, sei er entschlossen, den Ruf anzunehmen, und werde mit hoher Wahrscheinlichkeit zum Wintersemester kommen.
- 622 Mit seiner Zusage berichtete Stählin über den Eindruck, den er aus einem Gespräch mit Walter Holsten in Hannover gewonnen habe, »daß man im Mainzer Kollegenkreis meine Wünsche vielleicht als nicht ganz bescheiden empfinde und womöglich nicht als ganz fair, weil ich mir Vorteile zu verschaffen suche, die andere nicht besitzen«, UA.Mz, Best. 11-80, Stählin an Dekan Rapp, 18.08.1952. Stählin drückte sein Bedauern aus, verwies aber darauf, dass er in seinen Verhandlungen Vorteile für die ganze Fakultät zu erreichen suche und auch für andere Kollegen eine Bresche schlage. Zudem möchte er sich nicht gegenüber seinen Arbeitsbedingungen in Erlangen verschlechtern. In seiner Antwort bedauerte Rapp die Nachrichten aus dem Kollegenkreis, betonte aber, dass sich die Fakultät bei ihrer letzten Sitzung völlig geschlossen für ihn ausgesprochen habe; vgl. ebd.; UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, Eintrag vom 25.07.1952, S. 61.
- 623 »Gleichzeitig mit diesem Brief erhält der Minister meine definitive Zusage, obwohl seine Antwort auf meine Anliegen nicht recht befriedigend war, insoferne (!) er auf alles, was er nicht von vorneherein (!) ablehnte, nur in der Form der bedingten Zusage einging, von einigen kleineren Punkten abgesehen. Aber ich habe mich nun trotzdem positiv entschieden, in der Hoffnung, daß die beteiligten Instanzen das Ihre tun werden, um meine wohlbegründeten Wünsche im Laufe der Zeit noch zu erfüllen«, UA.Mz, Best. 11-80, Stählin an Dekan Rapp, 18.08.1952. Zugleich äußerte Stählin seine Enttäuschung darüber, dass er nach dem Weggang Kümmels nicht in die Besetzung des anderen Lehrstuhls einbezogen worden sei. Rapp drückte in seiner Antwort vom 20.08. seine Freude über die Zusage des Adressaten aus. Bei der Besetzung des zweiten Lehrstuhls hätte er ihn mündlich gern unterrichtet, eine schriftliche Information über Fakultätsbeschlüsse könne er dagegen erst

Schon Ende September wurde Stählin im Kreis der Fakultät begrüßt und Ende Oktober 1952/53 erhielt er seine Ernennungsurkunde,⁶²⁴ sodass er noch rechtzeitig zum Wintersemester seine Lehre in Mainz aufnehmen konnte, wo er bis zu seiner Emeritierung zum 31.03.1968 blieb.

Zeitgleich zu den Verhandlungen mit Stählin wurde auch der neutestamentliche Lehrstuhl Kümmels nach nur einem Jahr zum Wintersemester 1952/53 wieder frei.⁶²⁵ Aber auch hier gelang nun eine schnelle und dauerhafte Besetzung, die noch dazu weniger kostspielig war als die für den zweiten Lehrstuhl. In ihrer Sitzung vom 16.07.1952 beschloss die Fakultät, das Ministerium um Vertretung für das Wintersemester durch Kümmel selbst zu bitten und beschloss eine Liste mit der Reihenfolge Werner Foerster – Herbert Braun – Werner Bieder. Im Vorfeld hatte Rapp den Rat des scheidenden Werner Georg Kümmel eingeholt.⁶²⁶ Einen Tag nach der Fakultätssitzung richtete Dekan Rapp am 17. Juli Schreiben an die beiden neuen Kandidaten auf der Liste für die Kümmelnachfolge, Werner Bieder und *Herbert Braun*.⁶²⁷ Zwei weitere Schreiben an den Berliner Bischof Dibelius und den Dekan der Kirchlichen Hochschule Berlin, Leonhard Rost

jetzt nach seiner Zusage geben und teilte ihm die von der Fakultät am 25.07. beschlossene Liste mit; vgl. UA.Mz, Best. 11-80, Rapp an Stählin, 20.08.1951; s. u. S. 162–165.

624 Vgl. UA.Mz, Best. 106-62, Protokollbuch der Fakultät, Eintrag vom 23.09.1952, S. 61; vgl. auch UA.Mz, Best. 11-80, die Schreiben des Kultusministers an die Fakultät und des Rektors an Dekan Rapp vom 06.09.1952; die Nachricht des Rektors an Stählin, dass der Ministerpräsident des Landes ihn zum planmäßigen ordentlichen öffentlichen Professor zum 01.11. ernannt habe, vom 22.10. und die Mitteilung des Evangelischen Dekanats an Stählin, dass seine Ernennungsurkunde zur Abholung bereit liege, vom 27.10.; vgl. auch UA.Mz, Best. 11-11, Buchst. St. Am 12.02.1953 hielt Stählin seine Antrittsvorlesung zum Thema »Die Gleichnishandlungen Jesu«, UA.Mz, Best. 55-17.

625 S. o. S. 145 mit Anm. 548.

626 Kümmel empfahl auf Bitte des Dekans am 09.07.1952 Werner Foerster von der zweiten NT-Liste. Noch einmal äußerte er sich tendenziell kritisch über Leonhard Goppelt (1911–1963), Heinrich Greeven und Gerhard Friedrich, wobei er letzterem nun einen gewissen Vorzug gab. Neu ins Spiel brachte er Herbert Braun von der Kirchlichen Hochschule Berlin, den er zuvor nicht genannt habe, weil er Bedenken hatte, »der für die Ostzone wichtigen Berliner Ki.Ho. [Kirchlichen Hochschule] den einen Neutestamentler wegzunehmen«, UA.Mz, Best. 11-80, Kümmel an Rapp, Bodenheim, 09.07.1952, S. 1. Allerdings habe Braun seit seiner 1930 erschienenen Dissertation »Gerichtsgedanke und Rechtfertigungslehre bei Paulus« nur wenig veröffentlicht. Die Promotionsschrift sei »eine sehr wertvolle Arbeit gewesen«, zugleich aber auch »eine Anfängerarbeit«. Seine Veröffentlichungen der letzten Jahre ließen aber »nicht nur gute Literaturkenntnis, sondern auch ein gesundes Urteil« erkennen. »Dass Herr Braun zur Wahrnehmung eines Ordinariats fähig wäre, glaube ich jetzt behaupten zu dürfen«, ebd. Die Namen Hans-Werner Bartsch (1915–1983), eine Empfehlung Günter Bornkamms, und Christian Maurer (1913–1992) mochte er dagegen nicht für die Liste der Fakultät nahelegen.

627 Vgl. UA.Mz, Best. 11-80, Dekan Rapp an Bieder, 17.07.1952; Dekan Rapp an Braun, 17.07.1952.

(1896–1979), flankierten die Anfrage an Braun.⁶²⁸ Entsprechend den Bedenken, die auch Kümmel zunächst am Vorschlag Herbert Braun gehindert hatten,⁶²⁹ bat er Dibelius um Auskunft, ob es bedenklich sei, »in dieser schwierigen und kritischen Zeit ihn [Herbert Braun] von seiner wichtigen Stelle in Berlin wegzuholen«. Die Notlage der Mainzer Fakultät in der Besetzung der neutestamentlichen Lehrstühle lasse sie nun aber um »Auskunft bitten, ob es zu verantworten ist, Herrn Prof. Braun jetzt zu berufen oder nicht«.⁶³⁰ Beide antworteten umgehend auf die Mainzer Anfrage. Dibelius erklärte, dass aufgrund der neuen Reisebeschränkungen für Berlin⁶³¹ »drei Viertel der Studenten aus der Ostzone« nach der Sommerpause nicht an die KiHo in Berlin-Zehlendorf im Westteil der Stadt zurückkehren könnten und die »Mehrzahl der Dozenten [...] nicht in die Ostzone übergehen« werde. Daher würde es gegenwärtig eine »Erleichterung bedeuten, wenn dieser oder jener Dozent einen Ruf nach auswärts erhielte«.⁶³² Der Dekan der Berliner KiHo räumte in seinem bemerkenswert offenen Schreiben ein, bei einem Weggang Brauns »einen der tüchtigsten Wissenschaftler« zu verlieren, empfahl aber zugleich, ihn auf die Liste zu setzen. »Und wenn Sie ihn bekommen, dann kann man ihnen nur Glück wünschen«.⁶³³

628 Vgl. UA.Mz, Best. 11-80, Dekan Rapp an Bischof Otto Dibelius, 17.07.1952; Dekan Rapp an Dekan Leonhard Rost, 17.07.1952.

629 S. o. Anm. 626; vgl. UA.Mz, Best. 106-162, den Fakultätsbeschluss vom 16.07.1952, Protokollbuch der Fakultät, S. 60.

630 UA.Mz, Best. 11-80, Dekan Rapp an Bischof (Otto) Dibelius, 17.07.1952. An den Dekan der KiHo Berlin schrieb Rapp, es gehe um das »ernste Anliegen, ob wir der Kirchlichen Hochschule eine wichtige Lehrkraft wegnehmen dürfen, und ob eine Möglichkeit für einen Ersatz für ihn überhaupt gegeben ist«. Man sei sich bewusst, wie ernst diese Frage sei und bitte daher um seine »offene Meinung«. Zugleich bat Rapp um ein vertrauliches Urteil, »wie Sie persönlich über die wissenschaftliche Qualifikation von Herrn Kollegen Braun denken«, UA.Mz, Best. 11-80, Dekan Rapp an Dekan (Leonhard) Rost, 17.07.1952. Kümmels Bedenken (s. o. Anm. 626) wirkten offensichtlich nach.

631 Im Umfeld des sog. Deutschlandvertrags (»Vertrag über die Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und den Drei Mächten«) vom 26.05.1952 hatte Stalin einen Wechsel diplomatischer Noten initiiert, der auf die Wiedervereinigung eines neutralisierten Deutschlands zielte und so der mit dem Vertrag intendierten Integration Westdeutschlands und deutschen Beteiligung an der Verteidigungsbereitschaft des Westens entgegenwirken sollte. In der Folge der Ablehnung des Stalinangebots kam es zur Kappung der Telefonleitungen zwischen Ost- und Westberlin, zu Reisebeschränkungen und verschärften Grenzsicherungsmaßnahmen.

632 UA.Mz, Best. 11-80, Bischof Dibelius an Dekan Rapp, Berlin, 19.07.1952.

633 UA.Mz, Best. 11-80, Dekan Rost an Dekan Rapp, Berlin, 19.07.1952 (in der Akte wesentlich unter »Stählin« eingeordnet). Im »Osten« habe man wiederholt versucht, Braun zu berufen (Halle, Jena, Rostock), doch habe er in diesen teilweise noch laufenden Verfahren keine Chance, weil »die Regierung eben nicht gerne einen Westberliner und noch dazu einen Mann von der Kirchlichen Hochschule« berufe. Auch in Marburg habe man seinen Namen genannt, ihn aber nicht berufen, weil man dort die »Richtung Bultmann« habe ablösen wollen. Auch in Berlin sei er als – wenn auch milderer – Bultmann-Vertreter nicht ganz unumstritten. Braun habe sich »mit eiserner Zähigkeit vor allem in die hellenistische Li-

Die Schreiben aus Berlin zeigten in Mainz Wirkung. In einer Sondersitzung der Fakultät zu den beiden neutestamentlichen Berufungsverfahren wurde die Reihenfolge der beiden Erstplatzierten gegenüber dem ersten Beschluss umgekehrt (Braun – Bieder) und – überraschenderweise – Karl Georg Kuhn an die dritte Stelle gesetzt.⁶³⁴ Die letztgenannte Entscheidung fiel jedoch ausgesprochen knapp, der Kirchengeschichtler Walther Völker kündigte zudem ein Sondervotum gegen Kuhn an, das er am 25.08. vorlegte.⁶³⁵ Völkers Widerspruch hatte Erfolg, der Zwischenkirchliche Ausschuss widersprach der Nominierung Kuhns ebenfalls. Am 23.09. traf sich die Fakultät zu einer Feriensitzung und beschloss nach kontroverser Aussprache die Benennung einer Zweierliste Braun – Bieder.⁶³⁶ Am Folgetag unterrichtete Dekan Rapp das Kultusministerium und Braun über die Entwicklung und bat ihn, schon im Wintersemester den Mainzer Lehrstuhl bis zu seiner Ernennung zu vertreten.⁶³⁷ Braun sagte dies postwendend

teratur eingearbeitet« und bemühe sich nun auch um »die Rabbinstik«, seine Publikationen zeichneten sich »durch besondere [!] Gediegenheit aus«; Braun sei auch »persönlich ein feiner Mensch«, alle Zitate ebd.

634 Vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, Eintrag vom 25.07.1952, S. 61; UA.Mz, Best. 11-80, Dekan Rapp an Dekan Rost, 26.07.1952.

635 Vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät (25.07.1952), S. 61; Völker erklärte im Blick auf ihre gemeinsame Zeit in Tübingen, dass sich Kuhn »dort wirklich keines guten Rufes« erfreute. Völker war von 1942 bis 1945 Lehrstuhlvertreter in Tübingen; Kuhn hatte dort im Fach Orientalistik seine Promotion (1931) und Habilitation (1934) absolviert, seit 1942 war er in Tübingen außerordentlicher Professor für das Studium der »Judenfrage«. Völker beschränkte seine Kritik jedoch auf seine Schrift »Die Judenfrage als weltgeschichtliches Problem«; s.o. S. 151 f. mit Anm. 577, aus der er auch zitierte, und resümierte: »Ich kann es mit meinem Gewissen nicht verantworten, dass eine so belastete Persönlichkeit in den Kreis der Fakultät tritt, und halte es für meine Pflicht, dem Ministerium meinen Standpunkt zur Kenntnis zu bringen.« UA.Mz, Best. 11-80, Sondervotum Völker, 25.08.1952.

636 Die Zwischenkirchliche Konferenz tagte am 02.09.1952 in Koblenz und stimmte der Liste für die beiden Erstplatzierten zu. Wegen der Wegberufung Brauns von der Kirchlichen Hochschule Berlin hatte die EKHn selbständig in Berlin nachgefragt, die Frage wurde ausgiebig erörtert; vgl. UA.Mz, Best. 11-80, die Abschrift des Schreibens von Dekan Rost an Kirchenpräsident Niemöller, Berlin, 27.08.1952. Die Platzierung Kuhns auf Platz drei lehnte die Konferenz ab und bat, ihn von der Liste zu streichen; vgl. ZAEKPF, Altregistrat 110/81-3, Protokoll der Sitzung der Zwischenkirchlichen Konferenz, Koblenz, 02.09.1952, S. 1. Eine schriftliche Umfrage zur Ablehnung von Kuhn durch die Zwischenkirchliche Konferenz ergab ein gemischtes Bild. Friedrich Delekat riet daher zur Einberufung einer Fakultätssitzung; an der Sitzung am 23.09.1952 nahm erstmals auch Stählin teil. Nach längerer Debatte stimmte die Fakultät mehrheitlich für eine Zweierliste; vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, Eintrag vom 23.09.1952, S. 61 f.

637 In seinem Schreiben an Braun vom 24.09.1952 bedauerte Dekan Rapp die zwischenzeitlich entstandene Verzögerung (wegen der Ablehnung Kuhns durch die Zwischenkirchliche Konferenz) und teilte ihm mit, dass er an erster Stelle einer Zweierliste stehe. »Es ist unwahrscheinlich, dass der zweite Mann berufen wird«, UA.Mz, Best. 11-80. Mit dieser Perspektive bat er Braun darum, seine Stelle bereits im kommenden Wintersemester zu vertreten und bot ihm eine Wohnung in Bodenheim an, offensichtlich die zunächst von

zu und erklärte seine Bereitschaft, zum 01. 11. 1952 nach Mainz zu ziehen.⁶³⁸ Am 9. Oktober sicherte der Mainzer Kultusminister Braun seine Berufung zu, wenn der Senat der Universität dem zustimme.⁶³⁹ Am 20. 01. 1953 bescheinigte Rektor Adolf Dabelow (1899–1984) Braun, dass Ministerpräsident Altmeier seine Ernennung zum 01. 01. 1953 vollzogen habe.⁶⁴⁰ Braun war mit seiner Familie schon am 05. 11. rechtzeitig zu Beginn des Wintersemesters in Mainz angekommen. Seine Antrittsvorlesung hielt Braun im nachfolgenden Sommersemester.⁶⁴¹ Somit waren im Wintersemester 1952/53 mit Gustav Stählin und Herbert Braun wieder beide neutestamentlichen Ordinariate besetzt, Herbert Braun entwickelte sich bis zu seiner Emeritierung 1971 zu einem profilierten Vertreter seines Fachs.⁶⁴²

Wie in einem Brennglas bündeln sich die Probleme der frühen Jahre der Mainzer Evangelisch-Theologischen Fakultät in der Krise ihres Fachs Neues Testament 1949–1952. Kein Fach der Evangelischen Theologie in Mainz hatte 1946 bessere personelle Startbedingungen als das Neue Testament. Dass die jungen und vielversprechenden Fachvertreter Ernst Käsemann und Eduard Schweizer nach nur wenigen Jahren Mainz verließen, hatte wesentlich mit der verheerenden Ausstattung von Seminar- und Universitätsbibliothek zu tun. Eigene Forschung und die Ausbildung von Nachwuchs waren unter diesen Bedingungen nicht möglich. Wer mehr wollte als junge Studierende zu Pfarrerrinnen⁶⁴³ und Pfarrern und Religionslehrerinnen und Religionslehrern auszubilden, musste an eine Fakultät mit einem älteren Bücherbestand wechseln, wie es nach

Käsemann und anschließend von Kümmel genutzte, die anderenfalls wegen der Wohnungsbewirtschaftung verloren zu gehen drohe. Am gleichen Tag legte Rapp den Zweier-vorschlag dem Kultusministerium vor und bat darum, Herbert Braun mit der Vertretung des Lehrstuhls zu beauftragen; vgl. UA.Mz, Best. 11-80. Rapp hatte vermutlich auch an den Rektor geschrieben, der ihm am 26. 09. die Behandlung der Liste im Senat und die Weiterleitung des Vertretungsauftrags an das Ministerium zusicherte; vgl. UA.Mz, Best. 11-80.

638 Vgl. UA.Mz, Best. 11-80, Braun an Dekan Rapp, Berlin, 27. 09. 1952. Braun bat darum, eine Regelung für seine Doppelmiete zu finden, da seine Berliner Wohnung erst zum 31. 03. 1953 gekündigt werden könne, und bat für alle weiteren Fragen um ein baldiges Treffen in Mainz. Zur weiteren Vorbereitung des Wechsels von Braun nach Mainz vgl. UA.Mz, Best. 11-80, die Schreiben von Dekan Rapp an Braun, 28. 09. 1952, Braun an Rapp, Berlin, 30. 09. 1952, Rapp an die Mainzer Kollegen, 30. 09. 1952. Die administrativen Herausforderungen für den Umzug vom Vier-Mächte-Berlin nach Mainz sind in Brauns Schreiben vom 23. 10. an Dekan Rapp zu erkennen; vgl. UA.Mz, Best. 11-11, Buchst. A/B; vgl. auch ebd. die Bemühungen Dekan Rapps, 28. 10. 1952. Am 01. 11. kündigte er seinen Umzug für den 05. 11. an; vgl. UA.Mz, Best. 11-80.

639 Vgl. UA.Mz, Best. 11-80.

640 Vgl. ebd.

641 Braun sprach am 11. 06. 1953 über »Umkehr« in spätjüdisch-häretischer und in frühchristlicher Sicht«. Vgl. UA.Mz, Best. 55-17, das Ankündigungsplakat.

642 S. u. S. 305–322, den Beitrag von Friedrich Wilhelm Horn in diesem Band.

643 Zu den ersten evangelischen Theologiestudentinnen in Mainz vgl. den Beitrag von Claartje Ille, Laura Kaiser, Tobias Schade und Nathalie Schüler in diesem Band; s. u. S. 259–280.

Schweizer und Käsemann auch Erich Dinkler tat. Die Berufung von Werner Georg Kümmel hätte ein Glücksfall für die Fakultät werden können. Man gewann einen noch jungen, aber schon lange akademisch arbeitenden akribischen Exegeten für die Nachfolge Ernst Käsemanns. Die Größe von Kümmels siebenköpfiger Familie aber entwickelte sich trotz eifriger Bemühungen des Dekans der Fakultät und seiner Kollegen zum Problem, da es nicht gelang, für sie im noch immer massiv unter den Kriegszerstörungen leidenden Mainz eine adäquate Wohnung zu finden. In Mainz wie in anderen vom kriegsbedingtem Wohnraumverlust betroffenen Universitätsstädten war die Frage Professoren- und Dozentenwohnungen ein wichtiger Aspekt der Berufungsverhandlungen, der unter den Bedingungen der Wohnraumbewirtschaftung durch unterschiedliche Behörden eine Herausforderung sein konnte. In der Besetzung des zweiten neuteamentlichen Ordinariats nach Erich Dinkler zeigte sich im Fall Karl Georg Kuhn ein weiteres nicht nur für Mainz, sondern für die junge Bundesrepublik signifikantes Problem. Kuhns fachliche Expertise für das »Spätjudentum« und insbesondere für die damals Aufsehen erregenden Qumranfunde wurden von niemanden unter den Gutachtern bestritten. Kuhn hatte sich jedoch mit seiner Mitarbeit am Eisenacher »Institut zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben« und einer Schrift, die sich klar und ohne jede Scham auf die Seite der NS-Rasseideologie und der Judenverfolgung gestellt hatte, in einem Maße auf die NS-Herrschaft eingelassen, das ihn aus heutiger Sicht zu einer persona non grata an jeder theologischen Fakultät gemacht hätte. Dass das Spruchkammerurteil in Stuttgart und Tübingen ihn 1948 entlastete, dass ihm die Göttinger Fakultät 1949 eine – wenn auch bescheidene – akademische Heimat bot und gegenüber den Mainzern energisch für ihn eintrat und dass ihn schließlich die Heidelberger Fakultät 1954 zum Ordinarius und ein Jahrzehnt später in die Akademie der Wissenschaften berief, war für die Nachkriegsjahre charakteristisch. Man mochte auf die Fachkompetenz der stark belasteten Experten nicht verzichten und sah über ihre Partizipation an der NS-Rassepolitik und am Holocaust großzügig hinweg.⁶⁴⁴ Dass dies in Mainz ein gutes Jahrzehnt vor den Frankfurter Auschwitzprozessen, die zu einer Änderung des Blicks auf die NS-Zeit in der BRD führten, anders gehandhabt wurde, dürfte vor allem Wilhelm Jannasch und Walther Völker sowie der Intervention der Zwi-

644 Dies zeigt für die Politik der Bonner Republik exemplarisch der Fall des Hans Globke (1898–1973), der entscheidend an der NS-Rassepolitik mitgewirkt hatte und gleichwohl zehn Jahre Adenauers Kanzleramt leitete (1953–1963); vgl. Erik Lommatzsch: Hans Globke (1898–1973). Beamter im Dritten Reich und Staatssekretär Adenauers. Frankfurt 2009. Dass Globke durch die DDR-Propaganda scharf angegriffen und ihm schließlich sogar in Ostberlin der Prozess gemacht wurde, dürfte Globkes Position in der antikommunistischen Atmosphäre der Nachkriegsjahre eher stabilisiert haben; vgl. Klaus Bästlein: Der Fall Globke. Propaganda und Justiz in Ost und West. Berlin 2018.

schenkirchlichen Konferenz (Martin Niemöller)⁶⁴⁵ zu verdanken sein, die den Fall Kuhn gründlich prüften und gegen seine Platzierung auf der Mainzer Berufungsliste intervenierten. Die Mainzer Fakultät nahm damit Einbußen in der fachlichen Qualität ihres Kollegiums in Kauf. Nach den Abgängen von Schweizer, Käsemann, Dinkler und Kuhn verlor das Fach Neues Testament in Mainz seine glänzende Ausgangsposition. Dem Land Rheinland-Pfalz fehlten in den ersten Jahren seiner Existenz die Ressourcen, um der jungen alma mater für die neu gegründete Evangelische Theologie in Mainz ihren Startnachteil gegenüber den traditionsreicheren Fakultäten ausgleichen zu können.

5. Personelle Entwicklung der Fakultät 1949–1962

5.1. Entwicklung der übrigen Fächer

Seit den frühen 1950er Jahren konsolidierte sich die Fakultät unter sich allmählich verbessernden äußeren Bedingungen. Auch in diesem Zeitraum gelang es in den meisten Fächern später prominente Fachvertreter zu gewinnen; Frauen waren bis zum Staatskirchenvertrag 1962 nicht darunter. Das Fach **Altes Testament** hatte ebenso wie das Neue Testament mit Kurt Galling zum Sommersemester 1955 den Abgang eines später prominenten Fachvertreters⁶⁴⁶ zu beklagen, der sich wenige Jahre zuvor als Dekan noch nachdrücklich für die Verbesserung der wissenschaftlichen Arbeitsbedingungen an der Fakultät eingesetzt hatte; offensichtlich spielte ein zwei Jahre zurückliegender Besuch im Kultusministerium eine Schlüsselrolle für diese Entscheidung.⁶⁴⁷ Das Verhältnis zur Fakultät

645 S.o. S. 164 mit Anm. 636.

646 Zu Gallings Wirksamkeit in Mainz vgl. den Beitrag von Wolfgang Zwickel in diesem Band; s. u. S. 373–393. Galling ging den gleichen akademischen Weg wie Ernst Käsemann wenige Jahre zuvor. Nach sieben Jahren Tätigkeit in Göttingen wechselte er 1962 nach Tübingen, wo er 1968 emeritiert wurde. Galling hatte den Ruf nach Göttingen am 20.08.1955 erhalten; vgl. UA.Mz, Best. 106-9, Galling an Dekan Holsten, 31.08.1955; Rektor Gottfried Köthe (1905–1989) an Dekan Holsten, 03.09.1954.

647 Galling begründete sein Ausscheiden aus der Fakultät, »die ich gleichsam mitgegründet habe«, mit der »unwürdigen Behandlung [...], die ich unter dem 10. November 1952 durch den Herrn Minister für Kultus und Unterricht erfahren habe und dem zu widersprechen sich der Nachfolger im Amt und dem Senat nicht in der Lage sahen«, UA.Mz, Best. 106-104, Galling an Dekan Holsten, Mainz, 17. 11. 1954; Kultusminister war 1952 Albert Finck (1895–1956), Dekan der Fakultät Eugen Ludwig Rapp. Sein seit damals feststehender Wille, die Universität, »deren Minister mich nicht zu sehen wünsche« (ebd.), bei nächster Gelegenheit zu verlassen, sei daher kein Affront gegen die Fakultät; diese habe vielmehr sogar um seinen Rat bei der Nachbesetzung der Stelle gebeten. Weitere Hinweise zu diesem Vorfall habe ich in den Mainzer Beständen nicht finden können; das Protokoll der Fakultätsratssitzung vermerkt unter dem 17. 12. 1952 ein Schreiben Gallings an die Fakultät, in dem er erklärte, sich der Teilnahme an Fakultätsratssitzungen fortan zu enthalten; vgl. UA.Mz, Best. 106-162,

war von diesen Dissonanzen nicht berührt, kurz nach seiner Zusage in Göttingen konnte die Fakultät dem Kultusminister bereits eine doppelte Vorschlagsliste vorlegen, welche das Aufrücken von Friedrich Horst aus seinem Mainzer Extraordinariat auf Gallings Ordinariat⁶⁴⁸ und für dessen Nachfolge die Liste 1. Otto Plöger (1910–1999, Heidelberg), 2. Arnulf Kuschke (1912–1995, Erlangen) und 3. Franz Hesse (1917–1982, Erlangen) vorsah.⁶⁴⁹ Während die Berufung Horsts auf das alttestamentliche Ordinariat unstrittig war und zügig erfolgte,⁶⁵⁰ wählte Dekan Holsten auch für die Vorschlagsliste zum Extraordinariat einen schnellen Weg und sandte sie ohne die erforderliche Zustimmung des Zwischenkirchlichen Ausschusses an das Kultusministerium – möglicherweise aufgrund der Erfahrungen bei der Besetzung der neutestamentlichen Professuren.⁶⁵¹ Die Zustimmung des Ausschusses erfolgte nach nur brieflicher Abstimmung der drei Landeskirchen⁶⁵² drei Wochen später. *Otto Plöger*, der parallel einen Ruf nach Bonn erhalten hatte, entschied sich nach Verhandlungen in Mainz und Düsseldorf noch im Januar 1955 für die Fakultät in der Bundeshauptstadt.⁶⁵³ Umgehend

Protokollbuch der Fakultät, S. 66. Tatsächlich hat Gallings bis zum Ende des SoSe 1953 nicht mehr an den Sitzungen teilgenommen, vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, S. 68–75. Gallings ließ sich unmittelbar nach dem erfolgreichen Abschluss der Berufungsverhandlungen in Göttingen die Erlaubnis geben, dort schon im WS 1954/55 Vorlesungen zu halten.

648 Die Fakultät führte für das Aufrücken Horsts u. a. an, dass er »durch politische Maßnahmen des 3. Reiches über 12 Jahre von seinem Lehramt, das er in Bonn begonnen hatte, ferngehalten war«, UA.Mz, Best. 106-104, Vorschlagsliste der Evangelisch-Theologischen Fakultät für eine alttestamentliche Professur in Mainz, undatiert (vor 23. 11. 1954).

649 Die undatierte Vorschlagsliste enthält eine ausgesprochen knappe Begründung der Dreierliste; vgl. UA.Mz, Best. 106-104. Sie wurde am 23. 11. 1954 von Dekan Holsten an das Kultusministerium mit Verweis auf die Dringlichkeit der Nachbesetzung übersandt; vgl. ebd.

650 Horst wurde am 18. 04. 1955 zum ordentlichen Professor ernannt; vgl. UA.Mz, Best. 11-1.

651 S. o. S. 157f. Das Schreiben an das Kultusministerium (s. Anm. 649) trägt den Vermerk »Die erforderliche Zustimmung des Zwischenkirchlichen Ausschusses wird in Kürze nachgeliefert werden«.

652 Mit dem Aufrücken Horsts auf das Ordinariat zeigten sich die Kirchenvertreter direkt einverstanden; für die Berufsungsliste zum Extraordinariat signalisierten die Vertreter der rheinischen Kirche und der Evangelischen Kirche der Pfalz aber durchaus Beratungsbedarf. Lediglich die EKHn erklärte sofort ihr volles Einverständnis; vgl. UA.Mz, Best. 106-104, Oberkirchenrat Heß (EKHN) an die Evangelisch-Theologische Fakultät Mainz, 22. 11. 1954; Kirchenpräsident Stempel an Dekan Holsten, 27. 11. 1954; Präses Held (EKiR) an Dekan Holsten, 30. 11. 1954. Nach weiteren Telefonaten und Gesprächen stimmten schließlich alle drei Kirchen ohne Sitzung des Zwischenkirchlichen Ausschusses beiden Listen zu; vgl. UA.Mz, Best. 106-104, Stempel an die Evangelisch-Theologische Fakultät, 29. 11. 1955; Präses Held an die Evangelisch-Theologische Fakultät, 29. 11. 1954; Dekan Holsten an das Kultusministerium, 15. 12. 1954.

653 Nach vorangehenden Schreiben teilte Otto Plöger Dekan Holsten am 17. 01. 1955 mit, dass er für den 22. 01. in das Mainzer Ministerium zu Berufungsgesprächen eingeladen sei und bat darum, auch Holsten besuchen zu dürfen; Holsten sagte umgehend zu; vgl. UA.Mz, Best. 106-104. Am 26. 01. informierte Plöger den Dekan, dass er sich nach dem Abschluss der

erging der Ruf an den Zweitplatzierten *Arnulf Kuschke*, der kurz darauf seine grundsätzliche Bereitschaft zur Annahme des Rufs auf das Mainzer Extraordinariat erklärte.⁶⁵⁴ Auch bei dieser Besetzung eines Lehrstuhls spielten Wohnungsfragen noch einmal eine erhebliche Rolle,⁶⁵⁵ es gelang aber schließlich eine Übergangslösung zu finden, die es Kuschke erlaubte, bereits ab dem SoSe 1955 Lehrveranstaltungen in Mainz anzubieten.⁶⁵⁶ Auch wenn Arnulf Kuschke nach 13 Jahren 1968 einen Ruf nach Tübingen annahm, hat er in Mainz gleichwohl bleibende Spuren hinterlassen, denn er setzte 1963 im Zuge von Bleibeverhandlungen die Einrichtung eines Instituts für Biblische Archäologie durch, die sich in Mainz zu einem Schwerpunkt der alttestamentlichen Forschung entwickelte.⁶⁵⁷ Wenige Jahre nach seiner Berufung konnte Kuschke in Mainz auf das Ordinariat aufrücken, weil sich Friedrich Horst zum 31.03.1959 aus Krankheitsgründen vorzeitig emeritieren ließ.⁶⁵⁸ Horst durfte der Fakultät bei seiner

Berufungsverhandlungen in Düsseldorf dazu entschieden habe, den Ruf nach Bonn anzunehmen. Für seine Entscheidung seien rein sachliche Gründe maßgeblich gewesen; vgl. ebd.

654 Nach einer entsprechenden Anfrage des Kultusministeriums an Kuschke vom 02.02.1955 erklärte er gegenüber Dekan Holsten seine grundsätzliche Bereitschaft zur Übernahme des alttestamentlichen Extraordinariats in Mainz und seinen Wunsch, vor den Berufungsverhandlungen im Ministerium Mitte Februar mit Dekan und Fakultät zu sprechen; vgl. UA.Mz, Best. 106-104, Kultusministerium an Kuschke, 02.02.1955; Kuschke an Dekan Holsten, 10.02.1955; Dekan Holsten an Kuschke, 11.02.1955. In einem weiteren Schreiben vom 08.03.1955 ließ Kuschke gegenüber Dekan Holsten seine Zweifel erkennen, ob sich seine bei den Beratungsgesprächen gegebene Zusage, ab Sommersemester in Mainz zu lesen, angesichts der »Langstieligkeit« der Behörden verwirklichen lasse. Bevor er in Bayern um die Entlassung aus dem Staatsdienst bitten könne, benötige er die Berufungsurkunde aus Mainz; vgl. UA.Mz, Best. 106-104. Dekan Holsten reagierte umgehend; vgl. Dekan Holsten an Kuschke, 10.03.1955. Gleichwohl musste Kuschke zunächst eine Interimslösung akzeptieren; s. u. Anm. 656.

655 Ab Mitte März rückte die Wohnungsfrage in den Mittelpunkt, für die Kuschke zunächst mit einer Zwischenlösung vorliebnehmen musste; vgl. UA.Mz, Best. 106-104, Kuschke an Dekan Holsten, 17.03.1955; Holsten an Kuschke, 21.03.1955; Kuschke an Holsten, 28.03.1955. Auch im April 1955 war die Frage noch nicht erledigt.

656 Da die Ernennungsurkunde entgegen den Zusagen in Mainz nicht rechtzeitig ausgestellt wurde, beantragte Kuschke in Erlangen unbezahlten Urlaub und wurde in Mainz zunächst mit der Vertretung des Extraordinariats beauftragt; vgl. UA.Mz, Best. 106-104, Kultusministerium an Kuschke, 04.05.1955. Am 19.01.1956 hielt er seine Antrittsvorlesung zum Thema »Das Leiden des Unschuldigen in Babylon und in Israel; vgl. UA.Mz, Best. 55-17.

657 Vgl. den Beitrag von Wolfgang Zwickel in diesem Band, s. u. S. 381–383.

658 Bereits im Oktober 1958 bat Horst den Kultusminister aufgrund einer Kehlkopfoperation um Beurlaubung für das bevorstehende Wintersemester und um seine anschließende Emeritierung; er erklärte aber, sein Seminar und die Geschäftsführung des alttestamentlichen Seminars beibehalten zu wollen; die Vertretung für die Vorlesung übernahm sein Kollege Kuschke; vgl. UA.Mz, Best. 106-104, Horst an Kultusminister Orth, 12.10.1958; Prodekan Braun an das Kultusministerium, 14.10.1958. In der letzten Sitzung des Fakultätsrats im Wintersemester 1958/59 ließ sich Horst vom Fakultätsrat als Gutachter für Biblische Theologie für die DFG vorschlagen, weil er hoffte, weiter schriftlich tätig sein zu können; vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, Eintrag vom 25.02.1959.

Emeritierung noch Hinweise zur Besetzung der zweiten Professur geben, denen sie folgte.⁶⁵⁹ Anders als beim vorangegangenen Verfahren wurde nun eine gemeinsame Liste für die Besetzung beider Professuren auf den Weg gebracht: 1. Arnulf Kuschke, 2. Hans Walter Wolff, 3. Franz Hesse.⁶⁶⁰ Mit der Annahme des Ordinariats durch Kuschke bestand damit für das Extraordinariat eine Zweierliste. Wolff sagte auf den Mainzer Ruf hin zu, seine Stelle wurde zum persönlichen Ordinariat aufgewertet und auch für die Wohnungsfrage wurde zügig eine Lösung gefunden.⁶⁶¹ Mit Arnulf Kuschke und Hans Walter Wolff hatte die Mainzer Fakultät zwei hervorragende Fachvertreter gefunden, die sich mit ihren beiden Schwerpunkten in Archäologie und Geschichte bzw. Exegese und Theologie des Alten Testaments gut ergänzten und das Fach in Mainz bis zu ihrem Wechsel nach Tübingen (Kuschke 1968) bzw. Heidelberg (Wolff 1967) prägten.

Auch im Fach **Kirchengeschichte** gab es um 1960 einen Umbruch durch den frühen Tod des Inhabers der Professur für Territorialkirchengeschichte, Adolf

Horst wurde zum 31.03.1959 emeritiert; vgl. UA.Mz, Best. 106-104, Rektor Schwantag an Dekan Stählin, 20.12.1958. Horst verstarb am 12.06.1962 im Alter von 66 Jahren (das Geburtsdatum in Gutenberg Biographics ist auf 08.02.1896 zu korrigieren); zu Beginn des WS 1962/63 fand am 12.11.1962 eine akademische Gedenkfeier statt; vgl. UA.Mz, Best. 106-13 (dort auch Beileidsschreiben und weitere Stücke).

659 Die Beauftragung durch den Fakultätsrat erfolgte am 26.11.1958; vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, Eintrag vom 26.11.1958, S. 163f. Horst riet davon ab, jemanden aus Ostdeutschland zu berufen, da dort die Nachbesetzung schwierig sei. Außerdem solle niemand berufen werden, der über 60 Jahre alt oder in vorteilhafter Position (Gerhard von Rad (1901–1971), Martin Noth (1902–1968), Walther Zimmerli (1907–1983), Kurt Galling, Hans-Joachim Kraus (1918–2000) und Karl Elliger (1901–1977)) oder Kuschke gleichwertig (Ernst Würthwein (1909–1996), Otto Plöger, Claus Westermann (1909–2000)) sei. Er nannte für das Extraordinariat die Namen Franz Hesse (Marburg), der schon 1955 auf der Liste gestanden hatte, und außerdem ohne Reihung Hartmut Gese (geb. 1929, Tübingen), Klaus Koch (1926–2019, Hamburg) und Rolf Rendtorff (1925–2014, KiHo Berlin). Es sei zudem unsicher, ob Hans Walter Wolff (1911–1991, Wuppertal) zu gewinnen wäre, der fachlich hervorragend sei; vgl. UA.Mz, Best. 106-104, Votum Horst, 22.11.1958.

660 Kuschke hatte der Fakultät bemerkenswerterweise angeboten, auf sein Aufrücken vom Extraordinariat zum Ordinariat zu verzichten; die Fakultät nahm dieses Angebot jedoch nach eingehender Beratung nicht an; vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, Eintrag vom 17.12.1958, S. 167f. Am 16.02.1959 übersandte Dekan Stählin – nach der Zustimmung der Landeskirchen – den auf den 30.01.1959 datierten Listenvorschlag an das Kultusministerium; vgl. UA.Mz, Best. 106-104. Die Evangelische Kirche der Pfalz und die EKHN hatten am 07. und 10.02. ihre Zustimmung erklärt; für die rheinische Kirche fehlt ein entsprechendes Dokument in den Mainzer Akten; vgl. ebd.

661 Mit der Dreierliste (Kuschke, Wolff, Hesse) wurde am 16.02.1959 auch eine Zweierliste für das Extraordinariat (Wolff, Hesse) erstellt. Bereits am 05.03. erfragte das Mainzer Kultusministerium bei Wolff seine Bereitschaft zur Annahme des Extraordinariats in Mainz. Am 30.04. bat Dekan Wiesner beim Rektor der Universität, Friedrich Delekat, darum, dass Wolff der Rang eines persönlichen Ordinarius verliehen werden solle; Delekat erwiderte, es für die Senatssitzung am 05.05. auf die Tagesordnung zu setzen. Am 15.06.1959 wurde Wolff zum a.o. Professor auf Lebenszeit ernannt; vgl. UA.Mz, Best. 106-104; UA.Mz, Best. 106-163, Protokollbuch der Fakultät 2, Einträge vom 09.12.1959 und 17.02.1960, S. [20], [25].

Hamel (26.04.1958),⁶⁶² und durch das altersbedingte Ausscheiden Walther Völkers (30.09.1961). Der Tod Hamels löste eine ungewöhnliche Fülle von Empfehlungen für die Nachbesetzung seiner Professur aus, die vermutlich auf Mainzer Initiative zurückgingen.⁶⁶³ Gerhard Ebeling, der seinerzeit die Mainzer Professur ausgeschlagen hatte, Wilhelm Schneemelcher (1914–2003) in Bonn, Oscar Cullmann (1902–1999) in Basel, Hans von Campenhausen (1903–1989) in Heidelberg sowie Walther von Loewenich und Wilhelm Maurer (1900–1982) in Erlangen gaben zum Teil detaillierte Ratschläge. Sie geben ein eindrückliches Bild von der – inzwischen deutlich verbesserten – Nachwuchslage im Fach Kirchengeschichte Ende der 1950er Jahre.⁶⁶⁴ Aus der Fülle der Namen wurde schon

662 Prodekan Herbert Braun stellte am 22.04.1958 einen Antrag auf Lehrstuhlvertretung (durch Georg Biundo); UA.Mz, Best. 45-151. UA.Mz, Best. 106-10, Todesnachricht von Prodekan Braun an die Fakultätsmitglieder, Mainz, 28.04.1958; Einladung zur akademischen Trauerfeier am 10.06.1958 und die dort gehaltenen Gedächtnisreden von Gustav Stählin und Walther Völker. Sein Fachkollege Walther Völker würdigte Hamel v.a. als Editor von Luthers erster Psalmenvorlesung in der Weimaranä, die sich durch große Akribie, durch die Nachweise zahlreicher Bezüge, insbesondere auf Augustin, auszeichne; vgl. den Nachruf in der Theologischen Literaturzeitung 1958 (Nr. 9), Sp. 656.

663 Herbert Braun und weitere Kollegen hatten sich mit der Nachricht über den Tod Hamels offensichtlich an eine ganze Reihe von Kollegen gewandt mit der Frage »nach kirchengeschichtlichen Kräften, die für eine Nachfolge infrage kommen«, UA.Mz, Best. 106-104, Wilhelm Schneemelcher an Braun, Bonn, 10.05.1958; vgl. Gerhard Ebeling an Braun, Zollikon, 04.05.1958; Walther von Loewenich an Arnulf Kuschke, Erlangen, 05.05.1958.

664 Ebeling konzidierte seine eigene Uninformiertheit aufgrund fehlender »Neugier« über die Vorgänge an anderen Fakultäten und empfahl mit gewissen Einschränkungen den Tübinger Rückert-Schüler Heinz Liebing (1920–2003) und Walter Göbell (1911–1988) aus Kiel. Als Patristiker nennt Ebeling Heinrich Karpp (1908–1997) in Bonn, von dem er aber nicht erwarte, dass »von ihm starke Impulse ausgehen werden«, und den Campenhausen-Schüler Heinz Kraft in Heidelberg. Nur mit Zögern nennt Ebeling Martin Schmidt in Berlin, da die Kirchliche Hochschule mit Mezger und Westermann zwei Dozenten verloren habe, und den Schweizer Martin Anton Schmidt, der derzeit an der Emory University (Atlanta, USA) lehre. »Er ist so ziemlich die einzige Nachwuchskraft in bezug auf mittelalterliche Kirchengeschichte (speziell Theologiegeschichte) im Bereich der deutschsprachigen evangelischen Theologie, sodaß es sehr ernsthaft zu überlegen wäre, ob man ihn nicht aus Amerika zurückholen sollte«, beide Zitate UA.Mz, Best. 106-104, Gerhard Ebeling an Braun, Zollikon, 04.05.1958, S. 1, 2. Wilhelm Schneemelcher empfahl an erster Stelle Heinrich Karpp, dessen »Gesichtskreis keineswegs auf die Alte Kirche beschränkt« sei. Schneemelcher teilt Ebelings Bedenken zu einer Berufung Martin Schmidts von der Berliner Kirchlichen Hochschule, attestiert ihm aber eine zweifelsfreie wissenschaftliche Leistung. Neben den Erlangern Karlmann Beyschlag und Friedrich Wilhelm Kantzenbach (1932–2013), die Schneemelcher aufgrund der Empfehlung Wilhelm Maurers (Erlangen) nennt, führt er auch Bernhard Lohse (1928–1997), Hamburger Privatdozent und »Bruder Ihres früheren Mainzer Assistenten« an. Er sei seinem Bruder »wohl ähnlich, d.h. der Typ des Musterschülers, der nie eine Dummheit machen wird. Strebsam, fleissig, intelligent«, UA.Mz, Best. 106-104, Schneemelcher an Herbert Braun, Bonn, 10.05.1958, S. 2. Oscar Cullmann empfahl wie Ebeling den früheren Baseler Privatdozenten Martin Anton Schmidt (1919–2015), Sohn von Karl Ludwig Schmidt (1891–1956), wegen seines hohen wissenschaftlichen Standards und seiner Nähe zu den Studierenden; vgl. UA.Mz, Best. 106-104, Cullmann an die Kollegen der

Mitte Juni eine Dreierliste vorgelegt, welche die Reihung 1. Martin Schmidt (1909–1982, Kirchliche Hochschule Berlin) sowie »mit gebührendem Abstand«⁶⁶⁵ 2. Heinz (Heinrich) Kraft (1918–1988, Kiel) und 3. Karlman Beyschlag (1923–2011, Erlangen) vorsah. Dass an zweiter und dritter Stelle dieser Liste zwei Vertreter der älteren Kirchengeschichte genannt wurden, zeigt, dass die Aufteilung des Fachs in ältere und neuere Kirchengeschichte noch nicht gefestigt war. Vielleicht ist sie auch ein Hinweis darauf, dass man mit der Rufannahme durch den Erstplatzierten *Martin Schmidt* rechnete. Obwohl die Zustimmung der Kirchen zum Listenvorschlag zügig eingeholt werden konnte und – nach der Zustimmung des Senats der Universität – das Kultusministerium nur einen Monat später den Ruf an Martin Schmidt ausgab,⁶⁶⁶ sagte Schmidt erst zum Sommersemester 1959 zu. Die Kirchliche Hochschule Berlin bemühte sich in den nachfolgenden Monaten sehr darum, ihren Dozenten zu halten, Schmidt selbst schätzte seine Arbeitsmöglichkeiten an der West-Berliner Kirchlichen Hochschule allerdings sehr kritisch ein. Schmidts ehemaliger Berliner Kollege Man-

Mainzer Fakultät, Basel, 15.05.1958. Walther von Loewenich nannte in seinem Schreiben an seinen ehemaligen Erlanger Kollegen Arnulf Kuschke die Namen Bernhard Lohse, Winfried Zeller (1911–1982) und Hans-Walter Krumwiede (1921–2007), letzteren mit durchaus kritischem Akzent. Zum Neuendettelsauer Friedrich Wilhelm Kantzenbach, der sich in Erlangen habilitiert hatte, äußerte sich von Loewenich mit Bezug auf die beachtliche Zahl seiner Veröffentlichungen dezidiert kritisch: »Aber darin besteht auch seine Gefahr. Das zeigt sich deutlich in seinem letzten opus über die Erweckungsbewegung, das doch gar nicht in die Tiefe geht. [...] Die schnelle Karriere ist dem noch sehr jugendlichen Herrn [...] etwas zu Kopf gestiegen und für ihn als Menschen möchte ich meine Hand nicht ins Feuer legen. Wir haben in dieser Beziehung mit ihm manches Unerfreuliche erlebt«, UA.Mz, Best. 106-104, von Loewenich an Kuschke, Erlangen, 05.05.1958. Er empfahl stattdessen seinen eigenen Schüler Karlmann Beyschlag, der die Neuendettelsauer Stelle ausgeschlagen hatte; vgl. ebd. Dieser Empfehlung sekundierte von Loewenichs Erlanger Kollege Wilhelm Maurer, jedoch verspätet, UA.Mz, Best. 106-104, Maurer an Dekan Stählin, 19.07.1958. In dieser Akte befinden sich einige weitere Berufungsempfehlungen und -unterlagen, auf die hier nicht eingegangen wird.

665 UA.Mz, Best. 106-104, Vorschlagsliste der Evangelisch-Theologischen Fakultät Mainz für das kirchengeschichtliche Extraordinariat. Martin Schmidt wurde für seine Integration der angelsächsischen Kirchengeschichte, insbesondere aufgrund seiner Wesley-Biographie, und seine umfangreiche Publikationstätigkeit, v.a. auf dem Feld der Pietismusforschung, als schon profilierter Vertreter der neuzeitlichen Kirchengeschichte, gewürdigt; vgl. ebd. Deutlich knapper fallen die Voten zu Kraft und Beyschlag aus. Kraft wird publizistischer Fleiß und die Gabe lebendiger Darstellung attestiert, Beyschlag angesichts einer knappen Veröffentlichungsliste wissenschaftliches Eros und ausgezeichnete Darstellungsgabe; vgl. ebd. Vgl. auch UA.Mz, Best. 106-104, die der Vorschlagsliste beigelegte Publikationsliste der drei Kandidaten.

666 UA.Mz, Best. 106-104, die Anfrage von Dekan Stählin an die drei Landeskirchen datiert auf den 20.06., die Zustimmung der pfälzischen Kirche und der EKHn auf den 27.06.1958. Mit einem Schreiben vom 30.06. kündigte Stählin Schmidt nach der bevorstehenden Zustimmung des Universitätssensats am 04.07. den bald ergehenden Ruf an ihn an, der am 21.07. durch das Kultusministerium erfolgte.

fred Mezger, der erst wenige Monate zuvor die Professur für Praktische Theologie in Mainz angetreten hatte,⁶⁶⁷ übernahm de facto eine Vermittlungsrolle für die Berufungsverhandlungen.⁶⁶⁸ Nach einem Besuch Ende September 1958 in Mainz formulierte Schmidt erste Wünsche hinsichtlich seiner Forschungsinteressen,⁶⁶⁹ auf welche die Fakultät nicht nur einging, sondern Schmidt mit Blick auf die Mainzer Bibliothekssituation sogar einen erheblichen Sonderbetrag aus DFG-Mitteln zusagte.⁶⁷⁰ Gleichwohl zogen sich die Berufungsverhandlungen mit dem

667 S. u. S. 176–179.

668 Am 22. 07. 1958 sandte Mezger einen umfangreichen Auszug aus einem Privatbrief Schmidts an Mezger über seine Arbeitsbedingungen in Berlin mit Blick auf das Gespräch mit dem Mainzer Kultusministerium über den Berufungsvorschlag; die übersandten Auszüge könnten »selbstredend nicht zu den Akten gehen«, UA.Mz, Best. 106-104, Mezger an Dekan Stählin. Schmidt beklagt in diesem Briefauszug, dass er seine beiden Forschungsschwerpunkte in der angelsächsischen Kirchengeschichte und in der Pietismusforschung in Berlin trotz intensiver Bemühungen nicht umsetzen könne. Seine Absicht, ein Institut für englisch-amerikanische Kirchengeschichte ins Leben zu rufen, konnte in Berlin wegen Raummangels nicht realisiert werden; in Mainz stimmte der Fakultätsrat der Gründung eines solchen Instituts zu, dass Schmidt in den Berufungsverhandlungen zugesagt worden war; vgl. UA.Mz, Best. 106-163, Protokollbuch der Fakultät 2, Eintrag vom 13. 05. 1959, S. 2. Für die Pietismusforschung sah er in Mainz – nahe zu Speners wichtigster Wirkungsstätte Frankfurt und nahe zu den kleinen vom Pietismus geprägten hessischen Grafschaften – deutlich bessere Bedingungen. Zudem beklagte Schmidt die schwierige Literaturbeschaffung zwischen Ost- und Westberlin und den Mangel an katholischer Literatur. Schließlich passe auch sein Forschungsprofil nicht gut an eine Kirchliche Hochschule, an der die Kirchen- und Theologiegeschichte nur eine untergeordnete Rolle spiele. »Jedes Problem steht hier natürlicherweise unter dem Ost-West-Aspekt [...] Wenn man das 12 Jahre lang mitgemacht und sämtliche amtlichen und privaten, notwendigen und überflüssigen, zwangsläufigen und von Sonderwünschen getragenen Variationen dieses unerschöpflichen Themas erfahren hat, dann darf man wohl, um seiner Wissenschaft willen, einmal das Verlangen haben, davon frei zu werden«, UA.Mz, Best. 106-104, Auszug aus einem Brief Martin Schmidts an Manfred Mezger vom 19. 07. 1958, S. 2. Mezger hatte offensichtlich schon in den Wochen zuvor als Brücke zwischen Schmidt und Dekan Stählin fungiert; vgl. UA.Mz, Best. 106-104, Stählin an Schmidt, 30. 06. 1958.

669 Schmidt erschien zu einem »informativen Gespräch« am 26./27. 09. 1958 im Mainzer Kultusministerium und in der Evangelisch-Theologischen Fakultät, sagte im Anschluß sein Kommen aber erst für das SoSe 1959 zu, da »die wirklichen Berufungsverhandlungen« nun erst beginnen sollten, UA.Mz, Best. 106-104, Martin Schmidt an Prodekan Braun, Berlin, 09. 10. 1958; vgl. Dekan Stählin an Schmidt, 18. 09. 1958; Prodekan Braun an Schmidt, 02. 10. 1958. Schon bei dieser Gelegenheit brachte Schmidt eine finanzielle Unterstützung für den »Erwerb eines Volkswagens« ins Gespräch, den er für den Besuch der »hessischen Adelsbibliotheken Büdingen, Laubach und Lich, die im 18. Jahrh. pietistisch wurden« benötige, nachdem der Besuch der Bibliothek in Wiesbaden für seine Forschungen enttäuschend ausgefallen sei, UA.Mz, Best. 106-104, Schmidt an Prodekan Braun, Berlin, 09. 10. 1958. In einem weiteren Schreiben vom 30. 10. 1958 an Dekan und Prodekan der Mainzer Fakultät nannte Schmidt das intensive Werben seiner Berliner Hochschule als Grund für die Verzögerung seiner Zusage, die aber »im ganzen wahrscheinlich« sei; er präzierte zugleich die Begründung seiner Forschungsvorstellung im Bereich des Pietismus; UA.Mz, Best. 106-104.

670 In seiner Antwort an Schmidt gab Stählin zunächst seiner Enttäuschung über die erneute Verzögerung der Berufungszusage Ausdruck, ging zugleich aber substantiell auf Schmidts

Ministerium noch einige Wochen hin, bis Martin Schmidt schließlich am 12. Dezember 1958 zusagte.⁶⁷¹ Erstmals in der Geschichte der Fakultät waren in einem Berufungsverfahren der Mainzer Evangelisch-Theologischen Fakultät für ein Extraordinariat längere Verhandlungen für die Rufannahme geführt worden. Die Bemühungen waren begründet, denn die Fakultät gewann mit Martin Schmidt einen bereits profilierten Wissenschaftler, der v. a. im Bereich des Pietismus die Forschung vorantreiben sollte.⁶⁷² So war es denn nur ein formaler Akt, dass mit der Emeritierung von Walther Völker zum 30.09.1961 Martin Schmidt auf das kirchengeschichtliche Ordinariat aufrückte.⁶⁷³

Auch die Nachbesetzung von Schmidts Extraordinariat zog sich in die Länge, obwohl sich die Fakultät wie zuvor relativ schnell auf eine Berufsungsliste verständigte: 1. Martin Anton Schmidt (1919–2015, San Francisco [San Anselmo]), 2. Heinz (Heinrich) Kraft, 3. *pari passu* a. Karlmann Beyschlag, b. Rudolf Lorenz (1914–2003, Berlin).⁶⁷⁴ *Martin A. Schmidt* hatte mit seinem Wechsel der theologischen Disziplin vom Alten Testament zur Kirchengeschichte, mit seinem

Anliegen ein. Ihm wurden mit 10.000 DM die Hälfte der Sondermittel versprochen, welche die Fakultät 1959 von der DFG erhalten sollte; s. o. Anm. 466. Zudem wurde ihm Unterstützung bei der Beschaffung eines Volkswagens in Aussicht gestellt; vgl. UA.Mz, Best. 106-104, 10.11.1958.

- 671 Schmidt bedankte sich am 19.11. für die Mainzer Zusagen, präzierte seine Autowünsche und erklärte: »Die Annahme der Berufung durch mich ist wahrscheinlich, die Korrespondenz mit der Hochschulabteilung des Ministeriums über die präzisen Bedingungen läuft«, UA.Mz, Best. 106-104. Nach einer erneuten Nachfrage Stählin's schrieb Schmidt mit ausdrücklichem Dank an Dekan Stählin, dass er mit gleicher Post seine Annahme des persönlichen Extraordinariats in Mainz erklärt habe; vgl. UA.Mz, Best. 106-104; vgl. UA.Mz, Best. 106-162, die Mitteilung des Dekans im Fakultätsrat, Protokollbuch der Fakultät, Eintrag vom 17.12.1958, S. 166f., und UA.Mz, Best. 106-163, die Begrüßung Schmidts im Fakultätsrat zu Beginn des Sommersemesters 1959, Protokollbuch der Fakultät, Eintrag vom 13.05.1959, S. 1. In den nachfolgenden Wochen wurde zwischen Dekan Stählin und Schmidt intensiv korrespondiert, insbesondere um eine geeignete Wohnung für Schmidt und seine Familie, um einen Raum für ein Institut für angelsächsische Kirchengeschichte im Domus universitatis sowie um seine Ernennung zum persönlichen Ordinarius; auf eine Einzelnennung der zahlreichen Schreiben in UA.Mz, Best. 106-104, wird hier verzichtet.
- 672 Schmidt gehörte zu den Mitgründern der Historischen Kommission zur Erforschung des Pietismus (1964), welche die Forschung über mehrere Jahrzehnte beflügeln sollte. Aus seiner Feder liegen zwei Sammelbände und eine Gesamtdarstellung zum Thema vor: Wiedergeburt und neuer Mensch. Witten 1969 (= Arbeiten zur Geschichte des Pietismus 2); Der Pietismus als theologische Erscheinung. Göttingen 1984 (= Arbeiten zur Geschichte des Pietismus 20); Pietismus. 3. Aufl. Stuttgart 1983.
- 673 Vgl. UA.Mz, Best. 106-104, den Antrag Dekan Mezgers vom 27.01.1961, die Nachricht des Rektors an den Dekan über die Zustimmung des Senats vom 06.02., den Antrag Mezgers an das Kultusministerium vom 22.02., die Anfrage des Kultusministeriums an Schmidt vom 22.08., dessen Zusage vom 12.09. sowie die Urkunde über die Ernennung zum ordentlichen Professor vom 07.12.1961.
- 674 In ihrem Berufungsvorschlag bat die Fakultät darum, die vorgesehene Aufwertung des Extraordinariats zur ordentlichen Professur mit dieser Besetzung zu vollziehen; vgl. UA.Mz, Best. 106-104, Dekan Martin Schmidt an das Kultusministerium, 30.06.1961.

Schwerpunkt in der Mediävistik und mit der Lehrtätigkeit an mehreren US-Universitäten⁶⁷⁵ eine für seine Zeit ungewöhnliche Charakteristik, die offensichtlich das Mainzer Interesse geweckt hatte; zudem erhoffte man sich von ihm Impulse »für das fachliche Gespräch mit der Katholisch-Theologischen Fakultät und für die Gesamtuniversität«⁶⁷⁶. Die beiden anderen Kandidaten, Kraft und Beyschlag, waren bereits auf der Vorschlagsliste 1958 genannt worden, passten wegen ihrer patristischen Ausrichtung aber deutlich besser zum Stellenprofil Walther Völkers. Mit dem Augustin-Spezialisten Rudolf Lorenz wurde der Nachfolger von Martin Schmidt an der KiHo Berlin *pari passu* an die dritte Stelle des Berufungsvorschlags gesetzt. Nach der Zustimmung der Landeskirchen und des Senats erging am 17. 10. 1961 der Ruf an Martin A. Schmidt.⁶⁷⁷ Nach längerer transatlantischer Korrespondenz, bei der sich insbesondere Dekan und Fachkollege Martin Schmidt mit einer Vielzahl von Angeboten und Argumenten engagierte, lehnte Martin A. Schmidt am 16. 01. 1962 schließlich den Ruf ab. Dabei waren offensichtlich eine Reihe von Bleibeangeboten seiner US-Universität und möglicherweise auch die Gehaltsdifferenz⁶⁷⁸ Entscheidungsgründe. Martin A. Schmidt kehrte erst 1967 nach Europa zurück.⁶⁷⁹ Abweichend vom ursprünglichen Listenvorschlag teilte Dekan Schmidt dem Kultusministerium am 19. 02. 1962 mit, dass der unter 3b genannte *Rudolf Lorenz* als Nächster den Ruf auf die Mainzer Kirchengeschichtspröfessur erhalten sollte, die inzwischen zum Ordinariat aufgewertet worden war.⁶⁸⁰ Am 08. 03. fragte das Kultusministerium bei Lorenz an, ob er grundsätzlich bereit sei, nach Mainz zu kommen.

675 Martin A. Schmidt hatte seine theologische Laufbahn mit einer alttestamentlichen Dissertation (Prophet und Tempel. Basel 1948) begonnen und sich mit einer mediävistischen Arbeit (Gottheit und Trinität nach dem Kommentar des Gilbert Porreta zu Boethius, De Trinitate. Basel 1956 [= *Studia philosophia*, Supplementum 7]) in der Kirchengeschichte habilitiert. Seit 1955 lehrte Schmidt in den USA, zunächst an der Emory-University in Georgia, seit 1958 in San Francisco (San Anselmo).

676 Berufungsvorschlag vom 30. 06. 1961 (Anm. 674), S. 3.

677 Vgl. UA.Mz, Best. 106-104. Dort finden sich auch die Dokumente zur Zustimmung der Landeskirchen und weitere Unterlagen.

678 Vgl. UA.Mz, Best. 106-104, die diesbezügliche Anfrage Martin A. Schmidts an Dekan Schmidt vom 28. 12. 1961 und dessen Antwort vom 09. 01. 1962. Nur eine Woche später erfolgte die Absage Martin A. Schmidts an den Dekan. Zur vorausgehenden Korrespondenz vgl. UA.Mz, Best. 106-104.

679 Er trat die Professur für Kirchen- und Dogmengeschichte an der Universität Basel an, an der sein akademischer Werdegang begonnen hatte und die er bis zu seiner Emeritierung 1989 innehatte.

680 Schmidt verwies auf einen Fakultätsratsbeschluss vom 17. 02.; vgl. UA.Mz, Best. 106-104. Die Entscheidung für Lorenz könnte darin begründet sein, dass man eine erneute Rufablehnung durch die bereits etablierten Heinz Kraft und Karlman Beyschlag vermeiden wollte. Bei Lorenz konnte man angesichts der durch den zwischenzeitlichen Bau der Berliner Mauer verschlechterten Arbeitssituation und vielleicht auch durch die guten Kontakte nach Berlin (Mezger, Schmidt) mit einer Annahme des Rufs rechnen.

Nach kurzen Verhandlungen nahm Lorenz am 02.04. den Ruf an und erhielt am 22.05. seine Ernennungsurkunde, sodass er zum SoSe 1962 die Lehre in Mainz aufnehmen konnte.⁶⁸¹

In der **Praktischen Theologie** gestaltete sich die Ablösung des Gründungsdekans Wilhelm Jannasch nicht unkompliziert.⁶⁸² Er hatte 1946 seine Mainzer Professur erst im Alter von 58 Jahren antreten können. Auf Antrag des Rektors war seine Pensionierung mit Erreichen des 65. Lebensjahres um drei Jahre hinausgeschoben worden.⁶⁸³ Vor Ende dieser Zeit übernahm Jannasch noch einmal das Dekanat (1955/56), um sich schließlich nach seiner Emeritierung noch ein weiteres Semester selbst zu vertreten.⁶⁸⁴ An der Berufung seines Nachfolgers ab Ende 1956 suchte Jannasch u. a. durch ein Sondervotum mitzuwirken, das aber letztlich ohne nachhaltige Wirkung auf das Berufungsverfahren blieb,⁶⁸⁵ da die Vorschlagsliste nach den Absagen der beiden Erstplatzierten vom Ministerium zurückerbeten wurde. Vor Ende des Sommersemesters 1957 startete die Fakultät unter dem neuen Dekan Herbert Braun einen zweiten Anlauf. Da Probevorträge in den 1950er Jahren an der Mainzer Fakultät noch nicht üblich waren, verabschiedete am 25.07. der Fakultätsrat nach ausgedehnten Sondierungen⁶⁸⁶ eine

681 Am 12.03. hatte Lorenz seine grundsätzliche Bereitschaft zur Annahme des Rufs erklärt und einen Besuch in Mainz für den 19./20. März in Aussicht gestellt. Der neue Dekan Arnulf Kuschke konnte ihm am 03.04. eine frei gewordene Professorenwohnung in Aussicht stellen; schon am Vortag hatte Lorenz seine Rufannahme dem Dekan mitgeteilt; alle Stücke in UA.Mz, Best. 106-104.

682 Eine detaillierte Darstellung findet sich im Jannasch-Beitrag in diesem Band (Buss/Breul); s. u. S. 223–226.

683 Vgl. UA.Mz, Best. 106-14, Abschrift des Rektors von einem Bescheid des Kultusministeriums vom 10.04.1953, 16.04.1953.

684 Wintersemester 1956/57. Für das nachfolgende Sommersemester wurde Wilhelm Loew mit der Lehrstuhlvertretung beauftragt, nachdem Jannasch seine Bereitschaft zur Vertretung zurückgezogen hatte; vgl. UA.Mz, Best. 106-103, Jannasch an Dekan Braun, 03.05.1957; Dekan Braun an den Kultusminister, 07.05.1957; UA.Mz, Best. 106-103 und 45-151, Kultusministerium an Loew, 17.05.1957. Jannasch erhielt für das WS 1957/58 nochmals einen – diesmal vergüteten – Lehrauftrag, offensichtlich, weil Loew nicht zur Verfügung stand; vgl. UA.Mz, Best. 106-103, Kultusministerium an Jannasch, 08.11.1957. Der entsprechende Eintrag in Gutenberg-Biographics ist zu korrigieren; vgl. <https://www.gutenberg-biographic.s.u.uni-mainz.de/personen/register/eintrag/wilhelm-jannasch.html> (abgerufen am 07.07.2025).

685 Vgl. das UA.Mz, Best. 106-103, Sondervotum von Wilhelm Jannasch vom 07.12.1956 und eine Reihe weiterer Interventionen von seiner Seite.

686 So wurden z.B. für Otto Wolff (1911–1986, Marburg) bei einer Reise nach Marburg die Voten von Ernst Würthwein und Werner Georg Kümmel eingeholt, der wegen zu erwartender Sondervoten in Marburg nicht für die Nachfolge in der Praktischen Theologie nominiert worden war; vgl. UA.Mz, Best. 106–103, streng vertrauliche »Exploration«. Zu Herbert Krimm liegen mehrere detaillierte Voten vor (u. a. von Hans von Campenhausen, Wilhelm Loew, Präses Held und Prälat Hermann Kunst [1907–1999]). Zu Kittel lagen schon aus der ersten Vorschlagsliste Informationen vor; zu Graffmann finden sich keine Stücke, vielleicht, weil er durch seine Tätigkeit am Herborner Predigerseminar bekannt war.

Vorschlagsliste (vorbehaltlich der Zustimmung durch die drei Landeskirchen); einen Tag später wurde sie vom Universitätssenat akzeptiert: 1. Helmuth Kittel (1902–1984, Osnabrück), 2. Herbert Krimm (1905–2002, Heidelberg), 3. Heinrich Graffmann (1901–1988, Herborn);⁶⁸⁷ auch gegen diese Liste gab es Widerspruch von verschiedenen Seiten.⁶⁸⁸ Die Unzufriedenheit mit der Liste war offensichtlich so breit – und wurde partiell auch von Dekan Braun geteilt, dass Kirchenpräsident Niemöller schließlich ein informelles und paritätisch besetztes Gespräch zwischen den Vertretern der drei Kirchenleitungen und Fakultätsmitgliedern vorschlug.⁶⁸⁹ Das Gespräch führte zu einer weitgehend neuen Liste, von der nur

687 Der Listenvorschlag erwähnt Kittels Zugehörigkeit zu den »Deutschen Christen« (seine Mitgliedschaft in NSDAP und SA bleibt aber unerwähnt), die auch für seine Berufung nach Münster von Bedeutung gewesen sei, sieht ihn aber durch seinen Nachkriegswerdegang salviert, was auch der erste Platz auf der Tübinger Berufsliste zeige. »In seinem jetzigen Berufskreis gilt Kittel als hervorragender Lehrer und Seelsorger. Die Universität würde in ihm einen Mann gewinnen, der sich auf einem Teilgebiet der Praktischen Theologie schon seit langem ausgewiesen hat und mit seinen weitreichenden sonstigen wissenschaftlichen Interessen auch wichtige Voraussetzungen für eine Tätigkeit auf den übrigen Teilgebieten seiner Disziplin mitbringt«, UA.Mz, Best. 106-103, Vorschlagsliste der Evangelisch-Theologischen Fakultät Mainz für das praktisch-theologische Ordinariat, 25.07.1957, S. 3. Herbert Krimm, dem nach seiner Habilitation in Leipzig (1940) durch den NS die Zulassung zur Dozentur verweigert wurde, hatte 1956 eine nach wenigen Monaten abgebrochene Episode als Generaldekan der im Aufbau befindlichen Militärseelsorge in der Bundeswehr. Er hatte einen diakonischen Schwerpunkt, der Listenvorschlag lobt seine vielfältige Erfahrung und die umfangreiche Veröffentlichungsliste. Heinrich Graffmann, der bis 1938 an der KiHo der Bekennenden Kirche in Elberfeld gelehrt hatte, hatte nach pfarramtlicher Tätigkeit ab 1948 als Professor für Katechetik am Herborner Predigerseminar gearbeitet. Der Listenvorschlag würdigt seine reiche praktisch-theologische Erfahrung.

688 Schon am Tag nach der Fakultätsratsentscheidung beklagte Alttestamentler Friedrich Horst, dass dies der zuvor getroffenen Entscheidung widerspreche, »die Vorbereitung der anstehenden Berufsliste nicht zu übereilen«, UA.Mz, Best. 106-103, Horst an Dekan Braun, 26.07.1957. Vor allem aber kritisierte Horst, dass man Kittel von der dritten an die erste Stelle gesetzt habe und hier anders als im Fall Kuhn (s.o. S. 147–157) die NS-Vergangenheit Kittels nicht berücksichtigt worden sei. »Daraus habe ich meine Folgerungen zu ziehen«, ebd. Kirchenpräsident Stempel drückte in einer Antwort an Braun seine persönliche Freude aus, dass Kittel an erster Stelle stehe; vgl. UA.Mz, Best. 106-103, 29.07.1957. Werner Wiesner trug Bedenken gegen die Aufnahme Herbert Krimms in die Liste; ähnlich hatten sich schon Vertreter der drei Landeskirchen im Vorfeld geäußert, v. a. wegen dessen Rückzug aus dem Amt des Generaldekans der Militärseelsorge; vgl. UA.Mz, Best. 106-103, Wiesner an Dekan Braun, 11.08.1957; Präses Held an Dekan Braun, 15.07.1957; Kirchenpräsident Niemöller an Dekan Braun, 19.07.1957. Am 10.09. erneuerte Oberkirchenrat Heß anstelle des auf einer längeren Auslandsreise befindlichen Kirchenpräsidenten Niemöller die Kritik und beklagte, dass Otto Wolff unberücksichtigt geblieben sei. In seiner Antwort an Wiesner ließ Braun erkennen, dass er mit der Platzierung Krimms ebenfalls nicht glücklich war; vgl. UA.Mz, Best. 106-103, Wiesner an Braun, 11.08.1957; Braun an Wiesner, 13.08.1957; Oberkirchenrat Heß an Braun, 10.09.1957.

689 Nach seiner Rückkehr von einer sechswöchigen Amerikareise schlug Niemöller am 27.09.1957 ein informelles und paritätisch besetztes Gespräch zwischen den drei Kirchenleitungen und Vertretern der Fakultät vor, das am 14.10. in Mainz stattfand.

der in der EKHn beheimatete Heinrich Graffmann an dritter Stelle übrigblieb. An erster Stelle stand nun erneut ein Dozent der Kirchlichen Hochschule Berlin, der die dortige Professur erst ein Jahr zuvor angetreten hatte: Manfred Mezger.⁶⁹⁰ Auf der zweiten Position war mit Hans-Werner Surkau (1910–1993) ein Theologe mit religionspädagogischem Profil platziert.⁶⁹¹ Nach der Zustimmung des Senats am 15.11. erhielt *Manfred Mezger* noch im November die Berufungsanfrage und sagte nach einem mehrwöchigen Austausch und Verhandlungen über mögliche Wohnungen und Predigtstellen in Mainz sowie Gehalt am 17.02.1958 seine Annahme der Mainzer Professur zu, die er zum SoSe 1958 antrat.⁶⁹² Eine Berufsvereinbarung vom 03.03.1958 sicherte Mezger Unterstützung bei Wohnungssuche und Umzug, Zuschüsse für die Bücherbeschaffung und für Ferienkurse und einen wissenschaftlichen Assistenten bzw. Hilfsassistenten »bei

690 Dekan Braun, der selbst von der KiHo Berlin nach Mainz gekommen war, hatte diese Lösung offensichtlich schon angebahnt, denn bereits am 05.10.1957 übersandte Mezger »ihrem Wunsche gemäß« einige Bewerbungsunterlagen, einen detaillierten Lebenslauf, eine Übersicht über sein Lehrangebot in Leipzig, Tübingen und Berlin und eine Veröffentlichungsliste; vgl. UA.Mz, Best. 106-103. Am 18.10.1957 übersandte Dekan Braun den Landeskirchen eine kurze Mitteilung zur Listenverabredung, der am 30.10. ein ausführlicher Listenvorschlag folgte und bat um Zustimmung vor der Senatssitzung am 15.11.; vgl. UA.Mz, Best. 106-103. Der ausführliche Listenvorschlag ist in zwei leicht voneinander abweichenden Fassungen überliefert. Über Mezger heißt es: »Kollegen, die ihn als Vortragenden gehört haben, rühmen seine überdurchschnittliche Leistung. Die Tatsache, dass er über reiche pfarramtliche Erfahrung und über kirchenmusikalische Fähigkeiten verfügt, lässt ihn in Verbindung damit, dass er als theologischer Schriftsteller und Dozent bestens ausgewiesen ist, für unsere Fakultät als besonders begehrenswert erscheinen«, UA.Mz, Best. 106-103, Vorschlagsliste der Evangelisch-Theologischen Fakultät Mainz für das praktisch-theologische Ordinariat (30.10.1957), S. 2.

691 »Unsere Fakultät würde in Surkau einen Mann gewinnen, der mit seiner Fundierung in der grundlegend wichtigen neutestamentlichen Disziplin die Erfahrungen aus sehr verschieden gearteten Pfarrämtern, langjährige Übung als praktisch-theologischer Dozent, und zwar nicht nur im Bereich der Katechetik und Pädagogik, und musikalische Gaben verbindet«, Vorschlagsliste (Anm. 690), S. 4.

692 Am 30.10. übersandte Braun den Listenvorschlag an die drei Landeskirchen und am 13.11. an den Rektor für die Senatssitzung zwei Tage später; vgl. UA.Mz, Best. 106-103, die Schreiben Brauns an die Kirchenpräsidenten Stempel und Niemöller sowie Präses Beckmann und den Rektor; zur Zustimmung des Senats vgl. UA.Mz, Best. 45-151, Protokollauszug zur Sitzung vom 15.11. Am 27.11. hat Mezger den Ruf erhalten; vgl. UA.Mz, Best. 106-103, Mezger an Dekan Braun, 01.01.1958. Am 17.01. führte Mezger Gespräche mit dem Dekanat und Verhandlungen mit dem Kultusministerium in Mainz; zugleich traf er sich mit den künftigen Mainzer Kollegen; vgl. UA.Mz, Best. 11-13, Braun an alle Fakultätsmitglieder, 09.01.1958. Nachdem bei einem weiteren Besuch in Mainz am 08.02. auch die für Mezger wichtige Wohnungsfrage geklärt werden konnte, gab er am 17.02. seine Berufungszusage und ließ sich für einen Stellenantritt schon zum SoSe 1958 gewinnen; vgl. UA.Mz, Best. 106-103, insbesondere die ausführlichen Briefe Mezgers an Dekan Braun, 19.01.1958; Braun an Mezger, 27.01.1958; Mezger an Braun, 17.02.1958; Braun an Mezger, 20.02.1958; Braun an Rektor Delekat, 22.02.1958.

Bedarf«⁶⁹³ zu. Die Fakultät gewann mit Mezger einen für neue Veranstaltungsformen offenen⁶⁹⁴ Dozenten, der – auch aufgrund seiner musikalischen Vorbildung – einen klaren Schwerpunkt in Liturgie und Gottesdienst hatte.⁶⁹⁵ Schon in den ersten Jahren seiner Mainzer Zeit erhielt Mezger Rufe nach Tübingen (1960) und Göttingen (1961), die aber nicht zustande kamen.⁶⁹⁶ Anfang 1961 beantragte Mezger beim Kultusministerium die Etatisierung eines zweiten Ordinariats für die Praktische Theologie. Der Bitte wurde schon drei Wochen später entsprochen,⁶⁹⁷ die neue Professur wurde zum Sommersemester 1963 mit Gert Otto (1927–2005) besetzt.⁶⁹⁸

693 UA.Mz, Best. 45-151, Kultusministerium Rheinland-Pfalz, 03.03.1958 (Abschrift), S. 2.

694 So bot Mezger im September 1960 bspw. ein einwöchiges Seminar in Kompaktform (»Probleme der Seelsorge«) an, das er gemeinsam mit Walter Bernet (1925–2000, Zürich) und Wilhelm Loew (Mainz) durchführte und das für auswärtige Interessierte offen war; vgl. UA.Mz, Best. 106-103. Das neue Format bedurfte für die Anerkennung als Fakultätsveranstaltung der Zustimmung durch den Fakultätsrat; vgl. UA.Mz, Best. 106-163, Protokollbuch der Fakultät 2, Eintrag vom 17.02.1960, S. [28].

695 Dies lassen Mezgers Qualifikationsschriften deutlich erkennen: Die evangelische Kirchenmusik unter dem Gesichtspunkt der Perikopenordnung. Diss. masch. Tübingen 1947; Die Amtshandlungen der Kirche als Verkündigung, Ordnung und Seelsorge. Bd. 1: Die Begründung der Amtshandlungen. München 1957. – Am 23.07.1959 hielt Mezger seine Antrittsvorlesung zum Thema »Das Problem der Sprache in der Verkündigung«, vgl. UA.Mz, Best. 55-17.

696 Am 12.12.1960 bat Mezgers Kollege Martin Schmidt Rektor Arnold Schmitz (1893–1980) auch als Musikwissenschaftler bei Mezger auf sein Bleiben hinzuwirken. Mezger habe von der Kooperation mit dem Kantor der Christuskirche in Mainz »reichen Gebrauch gemacht und namentlich in den beiden letzten grossen Bachaufführungen in der Christuskirche als Cembalist mitgewirkt. Ausserdem hält er in jedem Monat während der Semester einen stark besuchten Bach-Kantaten-Gottesdienst«, UA.Mz, Best. 45-152. Schmitz folgte der Bitte und hatte Erfolg, am 01.02.1961 teilte Mezger dem Rektor seine Ablehnung des Tübinger Rufs mit; vgl. UA.Mz, Best. 45-152; Aktenvermerk des Rektors über Gespräche mit Schmidt und Mezger vom 06.01.1961. Als Mezger im Folgejahr einen Ruf nach Göttingen erhielt, wurde dieser vom Mainzer Kultusministerium unter Berufung auf eine dreijährige Sperrfrist (beginnend ab der Absage des Rufs nach Tübingen) abgelehnt; vgl. UA.Mz, Best. 45-152, das Beschwerdeschreiben Mezgers vom 30.07.1961, die Antwort von Rektor Schmitz vom 01.08.1961 und den diesbezüglichen Aktenvermerk des Rektors vom 07.08.1961. In der Folge wurde Mezger ein Forschungsfreisemester (WS 1962/63) zugebilligt; vgl. UA.Mz, Best. 45-152, Kultusministerium an Mezger, 24.05.1962 (auf Antrag der Fakultät).

697 Der Antrag von Dekan Mezger wurde mit der wachsenden Bedeutung des Fachs, einer Denkschrift des Wissenschaftsrats und Gesprächen zum Thema zwischen Dekan und Ministerium im Rahmen von Berufungsverhandlungen begründet; zudem konnte er sich auf die Empfehlungen des Wissenschaftsrats stützen; vgl. UA.Mz, Best. 106-163, Protokollbuch der Fakultät 2, Eintrag vom 25.01.1961, S. [55]. Die Professur sollte einen religionspädagogischen Akzent erhalten; vgl. UA.Mz, Best. 106-103, Mezger an das Kultusministerium, 27.01.1961. Am 18.02.1961 bat der Kultusminister um Berücksichtigung einer zweiten Professur für Praktische Theologie im Haushaltsjahr 1962; vgl. UA.Mz, Best. 106-103.

698 Vgl. <https://www.gutenberg-biographics.ub.uni-mainz.de/personen/register/eintrag/o/gert-otto.html> (abgerufen am 07.07.2025).

In den übrigen Fächern der Mainzer Fakultät gab es nur in der **Systematischen Theologie** nach der Emeritierung von Friedrich Delekat zum 30.09.1960 eine – allerdings wichtige – Veränderung: die Berufung von Wolfhart Pannenberg (1928–2014).⁶⁹⁹ Die Besetzung der Professuren für **Allgemeine Religionswissenschaft und Missionskunde** (Walter Holsten) und für **Christliche Orientalistik** (Eugen Ludwig Rapp) blieben bis in die frühen 1970er Jahre unverändert.

5.2. Nachwuchsförderung: Promotionen, Habilitationen, Assistenten

Die Anfänge der akademischen Nachwuchsarbeit an der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Mainz waren ausgesprochen schwierig, da es an nahezu allem fehlte, an Stellen, an Fachliteratur⁷⁰⁰ und an rechtlichen Vorgaben. Die einschlägigen Ordnungen stammten teilweise noch aus der Weimarer Zeit und der NS-Herrschaft und bedurften einer Überarbeitung. Eine frühe undatierte Promotionsordnung⁷⁰¹ weist wenig Besonderheiten auf.

Für die Zulassung zur Promotion wird ein wenigstens achtsemestriges Theologiestudium an einer deutschen Universität, davon wenigstens zwei in Mainz, gefordert. Abweichungen sind mit Fakultätsentscheidung möglich; ein Studienabschluss ist nicht Voraussetzung (§ 2). Für das Promotionsgesuch werden übliche Nachweise verlangt (§ 3), die formalen und inhaltlichen Anforderungen an die Promotionsschrift (§§ 3, 5) sind ausgesprochen knapp gehalten. Die Regelungen zur Auswahl der Gutachter (»Berichterstatter«), zur Bewertung und zum Verfahren entsprechen den seinerzeit üblichen Gepflogenheiten (§§ 6–10). Als mündliche Prüfung war ein »Colloquium« vorgesehen, dessen Regelungen einem Rigoroseum (§§ 11–13) entsprechen. Bestimmungen zur Drucklegung, zur Urkunde und zur Führung des Titels (§§ 14–16) sowie zum Promotionsjubiläum und zur Ehrenpromotion (§§ 17f.) schließen die Ordnung ab. Bemerkenswert an dieser Ordnung sind die hohen Promotionsgebühren in Höhe von 200 DM (§ 4), für die es nur wenige klar eingegrenzte Ausnahmen gab.⁷⁰²

Wiewohl dieser Entwurf als konventionell gelten kann, wurden die Regelungen zur Aberkennung des erworbenen Titels wegen »Unwürdigkeit« (§ 16) von der

699 Zur Berufung von Wolfhart Pannenberg vgl. den Beitrag von Walter Dietz und Torsten A. Leppek in diesem Band, S. 346–349.

700 Bis zum Sommer 1950 hatte es keine theologischen Promotionen in Mainz gegeben, was Erich Dinkler auf die Bibliothekssituation zurückführte. Käsemann und er hätten interessierte Promovenden daher an andere Fakultäten verwiesen; vgl. ZA.EKHN, Best. 155–305, vertraulicher Bericht Niemöllers an Oberkirchenrat Heß vom 22.08.1950, S. 2.

701 Vgl. UA.Mz, Best. NL 16-1. Der Entwurf ist mit Blick auf den Widerspruch der französischen Erziehungsbehörde (s. Anm. 703) auf Ende 1947 oder Januar 1948 zu datieren. Bereits im WS 1946/47 beschäftigte sich der Fakultätsrat mit der Frage einer Promotionsordnung; vgl. UA.Mz, Best. 106–162, Protokollbuch der Fakultät, Eintrag vom 10.12.1946, S. 6.

702 Vgl. UA.Mz, Best. NL 16-1. Diese Bestimmungen wurden erst 1961 in Rheinland-Pfalz landesweit geltenden Regelungen unterzogen; s. u. Anm. 708.

Direction de l'Éducation publique (Gouverneur Hettier de Boislambert) kritisiert.⁷⁰³ Im Hintergrund steht die missbräuchliche Verwendung solcher Bestimmungen unter NS-Herrschaft, die sich gleichwohl bis in die Gegenwart in Promotionsordnungen halten konnten.⁷⁰⁴ Eine Antwort Jannaschs auf diesen Einspruch, zu der er vom Rektor aufgefordert worden war, ist in den Mainzer Akten nicht überliefert. Die Möglichkeit zur Aberkennung der Promotion wegen Unwürdigkeit blieb Teil der Ordnung.⁷⁰⁵ 1956/57 wurde die Promotionsordnung überarbeitet. Der wenig geänderte erste Entwurf der Fakultät⁷⁰⁶ wurde nach einer Besprechung im Mainzer Kultusministerium grundlegend neu strukturiert, an vielen Stellen ergänzt und präzisiert; erstmals wurden auch die Anforderungen an die Dissertation und an die mündliche Prüfungsleistung (§§ 7, 14f.) ansatzweise umrissen.⁷⁰⁷ Die Bestimmungen zur Unwürdigkeit blieben erhalten

703 In einem von Rektor Reatz an Dekan Jannasch übermittelten Auszug aus dem Schreiben Boislamberts heißt es wörtlich: »So sehr es logisch ist, dass ein unter betrügerischen Umständen – Unterschiebung einer Person oder des Zivilstandes oder Fälschung offizieller Dokumente – erlangter Grad für die Fakultät als nichtig erklärt wird, unbeschadet der Bestimmungen, die das Zivilgericht gegen den Delinquenten vorzubringen hat, so sehr scheint die Zurückziehung des Doktorgrades mit einer so schlecht definierten Begründung wie »Unwürdigkeit« unberechtigt. Wir haben diese »Entdiktorisierungen« zwischen 1933 und 1945 nur zu gut gekannt, sodass uns die beanstandeten Paragraphen peinlich an jene unseligen Zeiten erinnern. Man kann jemanden für unwürdig erklären, der sich der offiziellen Form nicht unterwirft oder gegen die Zentralmacht Opposition macht. Die Doktorwürde ist nicht die Verleihung eines Ehrentitels. Wenn die Fakultäten den Titel der Doktorwürde verleihen, befassen sie sich nur mit dem streng wissenschaftlichen Wert der vorgelegten Doktorarbeit und mit den wissenschaftlichen Fähigkeiten des Kandidaten«, UA.Mz, Best. 11-1, 05.02.1948. Das Schreiben Boislamberts an den Rektor der JGU vom 28.01.1948 ist als Abschrift überliefert in UA.Mz, Best. 70-834; es bezieht sich nicht nur auf die Evangelische Theologie, sondern auch auf entsprechende Regelungen in den Promotionsordnungen der Katholisch-Theologischen Fakultät (§ 26) und der Philologischen Fakultät (§ 22).

704 Vgl. Margret Lemberg: »[...] eines deutschen akademischen Grades unwürdig«-. Die Entziehung des Dokortitels an der Philipps-Universität Marburg 1933–1945. Marburg 2002 (= Schriften der Universitätsbibliothek Marburg 113); Klaus Ferdinand Gärditz: Depromotion aus Willkür. Universitäten bemühen sich um eine Wiedergutmachung bei den Opfern nationalsozialistischen Unrechts. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 04.01.2024, Bildungswelten, S. 6. Zur gegenwärtigen Rechtslage bei der Aberkennung des Dokortitels wegen Unwürdigkeit vgl. ders.: Wissenschaftsunwürdigkeit? Zu Begriff und Folgen des wissenschaftlichen Fehlverhaltens in der Rechtsprechung des Bundesverwaltungsgerichts. In: Wissenschaftsrecht. Zeitschrift für deutsches und europäisches Wissenschaftsrecht 47 (2014), S. 119–149; ders.: Die Nachrationalisierung des Promotionsrechts durch die Rechtsprechung des Bundesverwaltungsgerichts. In: Wissenschaftsrecht. Zeitschrift für deutsches und europäisches Wissenschaftsrecht 48 (2015), S. 269–294.

705 Vgl. die hektographierte Ausgabe der Ordnung in UA.Mz, Best. 106-199.

706 Vgl. die Synopse in UA.Mz, Best. 106-199; zu den Anfängen der Beratung vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, Einträge vom 18.05.1955 und 22.06.1955, S. 97, 98.

707 Die Dissertation »muß eine Bereicherung des Fachgebietes darstellen und zeigen, daß der Bewerber fähig ist, selbständig wissenschaftliche Probleme zu erkennen und kritisch zu

(§ 25b.c).⁷⁰⁸ Im Unterschied zu gegenwärtigen Konzepten des Promotionsstudiums lässt auch die revidierte Promotionsordnung von 1957 noch ein Verständnis der Promotionsleistung erkennen, das ein hohes Maß an Selbständigkeit des Promovenden bzw. der Promovenden voraussetzt: Für die Begleitung der wissenschaftlichen Arbeit wird meist von »Anregung« und nur selten von »Betreuung« gesprochen.⁷⁰⁹ Die Dissertation galt offensichtlich als eine weitgehend selbständig zu erbringende Leistung, auch wenn dies nicht immer so unabhängig vom »Anreger« erfolgen musste wie im Falle Bernd Moellers.⁷¹⁰ Ein Überblick über die an der Mainzer Evangelisch-Theologischen Fakultät erfolgten Promotionen und Habilitationen findet sich in der Festschrift für Wilhelm Jannasch.⁷¹¹

Früh bemühte sich die Johannes Gutenberg-Universität auch um eine Ablösung der Reichshabilitationsordnung vom 17.02.1939.⁷¹² Bereits im Sommer 1947 lagen Entwürfe für Habilitationsordnungen unterschiedlicher Fakultäten vor, darunter auch eine übergreifende Ordnung für die Gutenberg-Universität,⁷¹³

ihnen Stellung zu nehmen. Dissertationen, die im wesentlichen nur eine Zusammenstellung bereits im Schrifttum geäußerter Ansichten darstellen, erfüllen den Prüfungszweck nicht«, UA.Mz, Best. 106-199, Promotionsordnung der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Johannes Gutenberg-Universität Mainz (1957), § 7.

708 Vgl. UA.Mz, Best. 106-199, Promotionsordnung (1957). Vgl. auch UA.Mz, Best. 106-199, das Schreiben des Kultusministeriums an den Dekan der Evangelisch-Theologischen Fakultät Mainz, 22.03.1957, das sich auf eine Besprechung vom 15.03.1957 bezog und um die Klärung von zwei offenen Fragen bat; die endgültige Ordnung wurde am 30.09.1957 im Amtsblatt des Kultusministeriums veröffentlicht, Jg. 9, Nr. 17, S. 233–236. 1961 sorgte das Kultusministerium für einheitliche Bestimmungen zu den Promotionsgebühren; vgl. UA.Mz, Best. 106-199, Kultusministerium an den Rektor der JGU, 05.12.1961.

709 Paragraph 8 der Promotionsordnung von 1957 spricht unter der Überschrift »Anregung der Dissertation« von einer Themenvereinbarung mit einem »planmässigen Hochschullehrer der Fakultät«. Honorarprofessoren und Nichtordinarien dürfen eine Dissertation »anregen, betreuen und beurteilen«, wenn sie eine Lehrtätigkeit von wenigstens vier Semestern vorweisen können, ebd. Weitere Bestimmungen für das Promotionsverhältnis bzw. das Promotionsstudium werden nicht getroffen.

710 S. o. S. 80.

711 Karl Dienst, Otto Böcher und Rudolf Ackermann: Vom Studium der Evangelischen Theologie in Mainz aus der Sicht ehemaliger Studenten. In: Jahrbuch der Hessischen Kirchengeschichtlichen Vereinigung 15 (1964) (Festschrift für Wilhelm Jannasch), S. 77–187, hier S. 79, 96, 126, 140, 157, 160, 174.

712 Vgl. z.B. https://www.digitale-bibliothek-mv.de/viewer/image/PPNUAG-HGW_obj_4694109/ (abgerufen am 07.07.2025).

713 Der knapp gehaltene undatierte Entwurf regelt in allgemeiner Form das Habilitationsverfahren und Anforderungen und Ergebnis. Die Habilitation ist im Gegensatz zur Promotion gebührenfrei. Auch dieser Entwurf sieht die Aberkennung des »dr. habil.« vor, wenn sich der Habilitierte vor oder nach Erwerb des Titels »unwürdig« verhalten hat (§ 10); vgl. UA.Mz, Best. 45-112, Entwurf einer Habilitationsordnung der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Wie das weitere Verfahren zeigt, handelte es sich dabei offensichtlich um eine Art »Rahmenordnung«, die den sechs Fakultäten als Maßgabe für ihre Ordnungen dienen sollte: »In der Senatssitzung vom 20.12.1949 sind einheitliche Grundsätze für die endgültige Gestaltung der Habilitationsordnungen aller Fakultäten aufgestellt worden. Insbesondere ist

die 1949/50 in einem durch den Dekan der Evangelisch-Theologischen Fakultät, Kurt Galling, koordinierten Verfahren abgestimmt und im Sommer 1950 verabschiedet wurden.⁷¹⁴ Der Entwurf der Habilitationsordnung für die Evangelisch-Theologische Fakultät verschärft das Kriterium der »Würdigkeit«: Die Fakultät könne einen promovierten Bewerber der Evangelischen Theologie zur Habilitation zulassen, »wenn sie von dem Bewerber auf Grund seines Charakters, seiner bisherigen wissenschaftlichen Leistungen und seiner Habilitationsarbeit den Eindruck erhalten hat, daß er durch Forschung und Lehre der Weiterführung der Theologischen Wissenschaft dienen wird«.⁷¹⁵ Eine charakterliche Qualifikation der sich Habilitierenden wird von keinem der übrigen Entwürfe von Habilitationsordnungen der Gutenberg-Universität aus diesen Jahren gefordert.⁷¹⁶ Im Übrigen entsprechen die knappen Regelungen der Ordnung dem üblichen *Procedere*: Begutachtung durch zwei Ordinarien,⁷¹⁷ Probevorlesung aus einem von drei vorgeschlagenen Themen, *venia legendi* nach Beschluss der Fakultät durch den Universitätssenat und öffentliche Antrittsvorlesung vor Beginn der eigentlichen Vorlesungstätigkeit.⁷¹⁸

Neben der Regulierung der akademischen Qualifikationsverfahren benötigte die neue Fakultät eine personelle und institutionelle Ausstattung für ihre

dabei beschlossen worden, als Habilitationsleistungen einheitlich zu verlangen: eine Habilitationsarbeit, einen Vortrag innerhalb der Fakultät mit anschließendem Kolloquium und eine öffentliche Probevorlesung. Nach Bestätigung der *Venia legendi* durch den Senat wird die Erteilung der *Venia* durch Aushändigung einer entsprechenden Urkunde von Seiten der beteiligten Fakultät erfolgen«, UA.Mz, Best. 11-42, Rundschreiben Nr. 6 des Rektors der JGU (05.01.1950), Punkt 4.

714 Aus den ersten Jahren der JGU sind Habilitationsordnungsentwürfe der Rechts- und Wirtschaftswissenschaften, der Philologischen Fakultät, der Katholischen und der Evangelischen Theologie überliefert; vgl. UA.Mz, Best. 45–112. Nach Verabschiedung der Grundsätze für die Habilitationsordnungen wurden die Fakultäten zur Anpassung ihrer Entwürfe aufgefordert; vgl. UA.Mz, Best. 45–112, die Schreiben des Rektors an Dekan Galling vom 21.10.1949 und an die Dekane der sechs Fakultäten vom 29.12.1949. Die Habilitationsordnungen der sechs Fakultäten wurden schließlich vom Senat am 12.05.1950 genehmigt; vgl. UA.Mz, Best. 11-42, Rundschreiben Nr. 12 des Rektors der JGU (19.06.1950), Punkt 2.

715 UA.Mz, Best. 45–112, Habilitationsordnung [der Evangelisch-Theologischen Fakultät Mainz], § 1.

716 Vgl. UA.Mz, Best. 45–112.

717 Extraordinarien können vom Dekan zur Begutachtung zugelassen werden, wenn die Habilitationsschrift mit einem Spezialgebiet verknüpft ist, das nicht durch Ordinarien der Fakultät abgedeckt wird. Ein dritter Berichterstatter soll nur bei Differenzen in der Beurteilung herangezogen werden. Externe Gutachter sind nicht vorgesehen.

718 Vgl. UA.Mz, Best. 45–112, Habilitationsordnung [der Evangelisch-Theologischen Fakultät Mainz]. Im Sommer 1959 entbrannte eine Debatte zwischen Universitätsleitung und Evangelisch-Theologischer Fakultät um die Frage des Bestätigungsrechts des Universitätssenats bei Habilitationen. Der Fakultätsrat wollte das Bestätigungsrecht des Senats eng eingegrenzt sehen; vgl. UA.Mz, Best. 106–163, Protokollbuch der Fakultät 2, Einträge vom 15.7.1959, 13.1.1960, 17.2.1960, S. 8f., [24], [26]f.

Nachwuchsarbeit. Im ersten Jahrzehnt der evangelischen Theologie in Mainz fehlte es jedoch an Nachwuchsstellen und einer ausreichenden Ausstattung der Bibliothek mit Fachliteratur.⁷¹⁹ Der Fakultät stand bei Beginn ihrer Arbeit nur eine einzige Assistentenstelle zur Verfügung, die vom Fakultätsrat besetzt wurde und i. d. R. eine Promotion voraussetzte. Nach der Besetzung durch Leo Fremgen und anschließend Heinrich Schrapper, die nicht zu einer Habilitation an der Fakultät geführt hatten, war *Eduard Lohse*, der spätere Landesbischof und EKD-Ratsvorsitzende, der erste Stelleninhaber,⁷²⁰ der sich im Herbst 1953 – nur ein halbes Jahr nach seiner Anstellung⁷²¹ – in Mainz habilitierte.⁷²² Er blieb bis zu seiner Berufung nach Kiel (1956) als Privatdozent auf der Mainzer Assistentenstelle.⁷²³ Schon vor Lohses Anstellung hatte sich die Fakultät um eine zweite

719 Zu den Anfängen der akademischen Nachwuchsarbeit der Fakultät s.o. S. 95f. Zur Entwicklung der Bibliothekssituation s.o. S. 120–126.

720 Ende 1952 hatte Dekan Rapp eine Umfrage des Rektorats nach der Zahl der Habilitationen in den zurückliegenden drei Jahren noch mit »Fehlanzeige« beantworten müssen; vgl. UA.Mz, Best. 45-112, Dekan Rapp an Rektor Dabelow, 12.11.1952. Die Evangelisch-Theologische Fakultät war damit die einzige der sechs Mainzer Fakultäten, die in diesem Zeitraum keine Habilitation vorzuweisen hatte (Katholische Theologie 2; Rechts- und Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät 2; Medizinische Fakultät 9; Philosophische und Philologische Fakultät 5; Naturwissenschaftliche Fakultät 7); vgl. die Zusammenstellung ebd. Damit schnitt die Mainzer Evangelische Theologie auch unter den anderen Evangelisch-Theologischen Fakultäten Deutschlands unterdurchschnittlich ab, wie eine Zusammenstellung der Druckkostenbeiträge für Habilitationsschriften des Hochschulverbands vom Dezember 1952 erkennen lässt; vgl. UA.Mz, Best. 45-112.

721 Die Mainzer Fakultät bemühte sich im Februar und März 1953 intensiv um Eduard Lohse, der zu dieser Zeit eine Pfarrstelle in Hamburg-Nienstedten versah, und war auch bei der Wohnungssuche in Mainz behilflich; vgl. UA.Mz, Best. 106-46, die Korrespondenz zwischen Lohse und Dekan Rapp. Dekan Rapp schlug Eduard Lohse am 19.02. dem Rektor als Assistenten zum 01.04.1953 vor; vgl. UA.Mz, Best. 11-1, Bd. 2. Das intensive Bemühen um Lohse dürfte auch der fragilen Situation im Fach Neues Testament nach Überwindung der Krise geschuldet sein; s.o. Kap. IV. Die Krise im Fach Neues Testament 1949–1952, S. 136–167; vgl. UA.Mz, Best. 106-162, den Fakultätsratsbeschluss vom 17.12.1952 und 18.02.1953, Protokollbuch der Fakultät, S. 67, 69.

722 Vgl. UA.Mz, Best. 106-162, die Einträge im Protokollbuch der Fakultät vom 17.06. (Annahme des Habilitationsgesuchs Lohse), 31.10., 11.11. und 13.11.1953 (Themenvorschläge für die Probevorlesung; Probevorlesung über »das Problem der Jakobusbücher«), S. 74, 76, 78, 79; UA.Mz, Best. 11-1, Bd. 2, Dekan Rapp an den Rektor, 24.11.1953. Vgl. Eduard Lohse: Märtyrer und Gottesknecht. Untersuchungen zur urchristlichen Verkündigung vom Sühntod Jesu Christi. Göttingen 1953 (= Forschungen zur Religion und Literatur des Alten und Neuen Testaments 64).

723 Eduard Lohse wurde allerdings für das SoSe 1955 und das WS 1955/56 für eine Lehrstuhlvertretung in Bonn beurlaubt; vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, Einträge vom 02.05.1955 und 14.07.1955, S. 95, 100. In Kiel trat er ein Extraordinariat an, das 1962 in ein Ordinariat umgewandelt wurde. Am 15.06.1960 beschloss der Fakultätsrat Lohse zur Ehrenpromotion vorzuschlagen; vgl. UA.Mz, Best. 106-163, Protokollbuch der Fakultät 2, S. [37]. Die Promotion wurde 1961 verliehen; vgl. <https://www.ub.uni-mainz.de/de/ehrentitel-der-johannes-gutenberg-universitaet-mainz> (abgerufen am 07.07.2025).

Assistentenstelle bemüht, jedoch zunächst ohne Erfolg.⁷²⁴ Die Landeskirchen der EKHN und der EKir halfen mit geringer dotierten Hilfsassistentenstellen⁷²⁵ bzw. Förderstipendien aus, für welche die Inhaber aber aus der jeweiligen Landeskirche kommen mussten. Während die Assistentenstellen der Fakultät in den 1950er Jahren einen in mancher Hinsicht professorengleichen Rang hatten,⁷²⁶ war das Profil der Hilfsassistentenstellen nicht klar bestimmt und die Besoldung kärglich; Anforderungen und Aufgaben konnten wechseln.⁷²⁷

Der Entwurf einer Assistentenordnung der Fakultät aus dem Jahr 1958 sah für die damals zwei Assistenten folgende Tätigkeiten vor:

- Kursorische griechische und lateinische Lektüreangebote,
- Beteiligung am Proseminar oder Seminar durch den jeweiligen Fachvertreter im Habilitationsfach,⁷²⁸

724 Gustav Stählin hatte im Zuge seiner Berufungsverhandlungen versucht, eine persönliche Assistentenstelle auszuhandeln; s. o. S. 161. Der rheinland-pfälzische Landtag hatte jedoch eine zweite Assistentenstelle für die Fakultät zuvor abgelehnt; vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, Sitzung vom 13.05.1953, S. 72. Lediglich eine Hilfsassistentenstelle mit verminderter Vergütung (50 DM monatlich!) wurde bewilligt.

725 Sie wurden auch als Famulaturstellen oder Repetentenstellen bezeichnet. Erstmals wurde am 09.05.1951 an das Angebot der EKHN erinnert, »2 Unterassistenten zu besolden«; vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, S. 39. Die Stelleninhaber sollten zur hessischen Landeskirche gehören und für die Bibliothek eingesetzt werden. Das Angebot wurde am 20.02.1952 erneuert; vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, S. 54.

726 Es handelte sich – nach der anfangs noch geltenden Reichsassistentenordnung von 1940 – um Postdoc-Stellen; die Promotion war Voraussetzung für die Einstellung; vgl. Ordnung der Rechtsverhältnisse der wissenschaftlichen Assistenten und wissenschaftlichen Hilfskräfte an deutschen Hochschulen (Reichsassistentenordnung), § 2, Absatz 1, Satz 3. In: Amtsblatt des Reichsministeriums für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung und der Unterrichts-Verwaltung der Länder 6 (1940), S. 70–72, hier S. 70. Über die Einrichtung neuer Stellen entschied teilweise der Landtag; für ihre Besetzung bedurfte es ähnlich wie bei Professuren der Zustimmung von Senat und Kultusministerium. Im Wintersemester 1956/57 befasste sich der Fakultätsrat im Zusammenhang mit Bemühungen des Fakultätentags mit einer Überarbeitung der Reichsassistentenordnung; federführend waren die Professoren Holsten und Horst; vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, Einträge vom 14.11.1956 und 05.12.1956, S. 116f., 123. Die Promotion sollte Voraussetzung für die Anstellung als Assistent bleiben. Im Sommersemester 1957 wurden die Arbeitsverpflichtungen durch den Fakultätsrat festgelegt; sie sollten je zwölf Stunden pro Woche in der Fakultät anwesend sein, was vermutlich v. a. Bereitschaft im Assistentenzimmer meinte und weitere zwölf Stunden für Aufträge durch die Professoren zur Verfügung stehen; vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, Eintrag vom 10.07.1957, S. 136.

727 Zum Ende des Wintersemesters 1951/52 erinnerte Dekan Wiesner an das Angebot der hessischen Kirchenleitung (vom 09.05.1951; s. o. Anm. 725); eine Person war bereits Walter Holsten für Bibliotheksarbeiten bereitgestellt worden. Wiesner wurde beauftragt, einen Besetzungsmodus mit der EKHN zu vereinbaren, die im Einvernehmen von Kirchenleitung und Fakultät erfolgen sollte; vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, Eintrag vom 20.02.1952, S. 54.

728 Allerdings wurden auch für Assistenten auf Landesstellen noch Ende der 1950er Jahre die Lehrberechtigungen sehr restriktiv gehandhabt; Kultusminister Finck legte in einem Erlass

- täglich zwei Sprechstunden für Studierende für jeden Wochentag im Wechsel,
- laufende bibliothekarische Arbeiten (Bestellung, Inventarisierung, Katalogisierung, Rechnungsbearbeitung, Aufsicht),
- und bibliographische und sonstige wissenschaftliche Hilfsleistungen für die Professoren der Fakultät.⁷²⁹

Nach dem beschriebenen längeren Vorlauf war der Fakultät schließlich für das Haushaltsjahr 1954 eine zweite wissenschaftliche Assistentenstelle bewilligt worden, die mit Walter Matthias (1922–1997) zum 02.08.1954 besetzt worden war.⁷³⁰ Walter Matthias beschritt einen eigenen Weg, indem er nach seiner philologischen Promotion in Göttingen eine schon vor der Mainzer Assistentur

vom 09.11.1954 fest, dass (nichthabilitierte) wissenschaftliche Assistenten grundsätzlich nicht selbständig Vorlesungen und Übungen abhalten, sondern nur propädeutische Lehrangebote (Proseminare, Sprachkurse, Repetitorien etc.) anbieten durften; auch diese Lehrangebote bedurften der Genehmigung durch das Ministerium, ebenso die bloße Beteiligung von Assistenten an Vorlesungen und Übungen; vgl. UA.Mz, Best. 106-43, die vom Rektor der JGU am 22.11.1954 übersandte Abschrift des Erlasses; vgl. UA.Mz, Best. 106-43, exemplarisch die Beantragung der Abhaltung von Proseminaren durch die Assistenten Kamlah und Matthias für das SoSe 1958 und das WS 1958/59 durch Dekan Braun an das Kultusministerium, 12.02.1958.

729 Vgl. UA.Mz, Best. 106-43, Entwurf der »Ordnung der Tätigkeit der wissenschaftlichen Assistenten der Evangelisch-Theologischen Fakultät Mainz«. Die Ordnung wurde von Friedrich Horst und Walter Holsten bereits Ende 1956 erarbeitet und im Fakultätsrat diskutiert; vgl. UA.Mz, Best. 106-162, das Protokollbuch der Fakultät, Einträge vom 14.11. und 05.12.1956, S. 116f., 123. Dort findet sich der interessante Hinweis: »Eine Begrenzung auf 40 Wochenstunden für ihre Inanspruchnahme durch Fak.arbeit soll nicht vermerkt werden« (S. 123). Die reguläre Wochenarbeitszeit betrug 1958 meist 48 h/Woche.

730 Vgl. UA.Mz, Best. 106-46, Mitteilung des Kurators an Dekan Holsten über die Neueinrichtung der Stelle, 30.04.1954; Rektor Schmitz an Dekan Holsten, 22.06.1954; Dekan Holsten an Walter Matthias, 30.06.1954; die Mitteilung Dekan Rapps an Dr. Matthias über seine Wahl zum Assistenten durch die Fakultät am Vortag mit dem Vorbehalt der Genehmigung der Stelle, 28.02.1953. Tatsächlich kam die Stelle erst ein Jahr später zustande; vgl. UA.Mz, Best. 106-46, Dekan Rapp an Matthias, 27.03.1954, und die Zusage von Matthias per Telegramm vom 31.03.1954. Dekan Wiesner hatte bereits Anfang 1953 bei seinem früheren Göttinger Kollegen Ernst Wolf (1901–1971) Auskunft eingeholt und von Wolf am 22.02.1953 Antwort erhalten. Matthias sei zwar ein »Schmalspurtheologe« (Lehramtsstudierender), habe aber stets gegenüber Germanistik und Pädagogik ein deutlich stärkeres Interesse an Theologie gezeigt. Er habe sich bemüht, »eine Brücke zwischen einer stark durch Karl Barth bestimmten Theologie und der Germanistik in der Verhandlung einschlägiger geisteswissenschaftlicher Themen zu schlagen«. Er habe eine überdurchschnittliche philologische Dissertation vorgelegt und mit einigen religionspädagogischen Arbeiten Aufsehen erregt. Nach Tätigkeit beim Bertelsmann-Verlag sei er nun Studienreferendar; die rheinische Kirche bemühe sich um ihn, er arbeite derzeit an einer theologischen Dissertation über das »Problem einer Theologie des Schönen«. Matthias empfehle sich besonders für die Systematische Theologie. Er zeige eine »erfreuliche geistige Beweglichkeit und Lebendigkeit und ein im Grunde sehr anständiges und bescheidenes Wesen«, UA.Mz, Best. 106-46; vgl. ebd., das Gutachten zu seiner Diss. »Kunst und Offenbarung«, zum Kirchenlied der Aufklärung am Beispiel Gellerts (1948), und ein Lebenslauf.

begonnene theologische Doktorarbeit im SoSe 1956 einreichte⁷³¹ und nur ein Jahr später eine Habilitationsschrift vorlegte.⁷³² Diese Arbeit wurde jedoch nach dem Votum von beiden Gutachtern durch den Fakultätsrat am 22.06.1957 als überarbeitungswürdig angesehen; Anfang 1959 erklärte Matthias, keinen weiteren Anlauf zur Habilitation nehmen zu wollen; ein knappes Jahr später beendete er sein Mainzer Dienstverhältnis.⁷³³

Ab Ende der 1950er Jahre kamen übergreifende Bemühungen um einen systematischen Ausbau der Nachwuchsförderung zum Tragen, die aber nur allmählich zu einer Verbesserung führten.⁷³⁴ Auch wenn man bedenkt, dass die

731 Die Kategorienlehre Karl Barths. Eine Studie über die Freiheit des Wortes Gottes in der Theologie Karl Barths. Diss. masch. Mainz 1956. Vgl. UA.Mz, Best. 106-46, das Schreiben von Ernst Wolf an Dekan Wiesner, 22.02.1953; in der Bewertung der Doktorarbeit votierte die Mehrheit des Fakultätsrats am 06.06.1956 für m.c.l.; die Prüfung sollte am 14.06.1956 stattfinden; vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, S. 111.

732 Der alte und der neue Mensch als anthropologisches Problem. Unveröffentlichte Habilitationsschrift. Mainz 1957; vgl. Walter Matthias: Über die anthropologische Verifizierung theologischer Begriffe. In: Evangelische Theologie 21 (1961), S. 459–477.

733 Die Aufforderung zur Überarbeitung wurde von Gutachter Werner Wiesner mit dem »Mangel eines eigenen systemat.[ischen] Standpunktes« begründet, UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, S. 134. Eine zweite Fassung der Arbeit wurde im September 1958 von den Gutachtern Werner Wiesner und Walter Kreck (Bonn) zur Annahme nach weiterer Überarbeitung empfohlen; gegen dieses Votum regte sich Widerstand; der Verlauf kann hier nicht detailliert nachgezeichnet werden; Gutachten, Voten und weitere Dokumente finden sich in UA.Mz, Best. 11-56; vgl. auch UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, Einträge vom 11.06.1958 und 26.11.1958, S. 156, 162. Matthias bat schließlich um die Zurückreichung seiner Arbeit, was vom Fakultätsrat angenommen wurde. Erst mit seiner Erklärung, dass er keinen neuen Habilitationsversuch in Mainz unternehmen wolle, die am 11.02.1959 im Fakultätsrat mitgeteilt wurde, war sein Habilitationsbegehren erledigt; vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, S. 181. Zwei Wochen später wurde beschlossen, Ernst Kutsch auf die »Landes-Assistentenstelle von Dr. Matthias« zu versetzen, »sobald diese vakant wird«, UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, Eintrag vom 25.02.1959, S. 183. Matthias trat eine Lehrerstelle in Hessen an; der Übergang ins dortige Beamtenverhältnis verzögerte sich jedoch, sodass die Stelle erst Anfang 1960 neu besetzt werden konnte; vgl. UA.Mz, Best. 106-46, den »Widerruf« des Beamtenverhältnisses durch den Rektor der JGU zum 30.01.1960 vom 04.02.1960.

734 Am 27.02.1957 notiert das Protokollbuch der Fakultät unter dem Stichwort »Nachwuchsstellen«: »3 Nachwuchsstellen sind für die Fak. zugesichert, darunter eine volle Assistentenstelle, vorbehaltlich der Rektoren-Konferenz. Im neuen Etat werden 2400 DM zugebilligt für 2 Hilfsassistenten (zus. 3). H.[err] Braun schlägt H[errn] Betz für vorläufige Hilfsass. (u. dann später Vollass.) vor«, UA.Mz, Best. 106-162, S. 127. Der Vorschlag wurde bei einer Enthaltung angenommen; die zweite Hilfsassistentur wurde dem Fach Altes Testament zugebilligt; vgl. ebd. Bei der genannten Summe dürfte es sich um den Anteil der Ev.-Theol. Fak. aus einem Fördertopf für wissenschaftlichen Nachwuchs handeln (»Titel 606«), der Anfang 1957 vom »Concilium decanale« auf die Fakultäten verteilt worden war (2400 DM von 172.000 DM); vgl. UA.Mz, Best. 11-72, Rektor Kraus an Dekan Stählin, 01.03.1957; aus diesem Fördertopf war auch Hans-Dieter Betz von April 1957 bis März 1958 mit monatlich 100 DM finanziert worden; vgl. UA.Mz, Best. 11-72, »Haushaltsüberwachungsliste«. Betz hat

Position eines wissenschaftlichen Assistenten in den 1950er Jahren vor ihrem Antritt fast immer schon einen bereits absolvierten Weg wissenschaftlicher Karriere voraussetzte, kann die Fakultät auf eine nicht unbeachtliche Zahl späterer Professoren und Professorinnen zurückblicken, die in Mainz zwischen 1955 und 1962 wesentliche Abschnitte ihrer akademischen Laufbahn absolviert haben, in alphabetischer Folge:⁷³⁵ Hans Dieter Betz (geb. 1931), Neutestamentler in Claremont (USA/Ca) und Chicago;⁷³⁶ Reinhard Dross (1931–2013), Professur für Religionspädagogik an der PH Niedersachsen und TU Braunschweig;⁷³⁷ Hermann Fischer (1933–2012), Systematischer Theologe in Hamburg;⁷³⁸ Ehrhard Kamlah (1925–2019), Professur für Neues Testament in Mainz (1971–1988);⁷³⁹

sein Studium in Mainz Ende 1957 mit einer grundständigen Promotion abgeschlossen; vgl. UA.Mz, Best. 11-72, Dekan Braun an Rektor Delekat, 17.01.1958.

- 735 Zu ergänzen ist außerdem Armin Dietzel (1926–2012), der 1955/56 die Lehrstuhlvertretung für den beurlaubten Eduard Lohse übernommen hatte, vgl. UA.Mz, Best. 106-162, den Beschluss im Protokollbuch der Fakultät, Eintrag vom 18.05.1955, S. 97. Dietzel hatte zuvor ein Promotionsstipendium der EKIR innegehabt. Er war 1955 promoviert worden und trat nach seiner Mainzer Zeit eine Bibliothekslaufbahn an unterschiedlichen Orten an; 1968 wurde er Leiter der Landesbibliothek Oldenburg.
- 736 Zu Betz s. den Beitrag von Friedrich Wilhelm Horn in diesem Band, S. 309 (Lit.). [bei Anm. 14f.] Die Doktorarbeit von Betz wurde mit m.c.l. bewertet; das Rigorosum fand am 12.12.1957 statt; vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, Eintrag vom 27.11.1957, S. 147; Hans-Dieter Betz: Lukian von Samosata und das Neue Testament. Religionsgeschichtliche und paränetische Parallelen. Ein Beitrag zum Corpus Hellenisticum Novi Testamenti. Berlin 1961 (= Texte und Untersuchungen zur Geschichte der altchristlichen Literatur 76). Betz wechselte mit seiner grundständigen Promotion (s.o. Anm. 734) ins Pfarramt; erst 1966 habilitierte er sich, wiederum bei Herbert Braun.
- 737 Reinhard Dross wurde zum 01.01.1962 als wissenschaftlicher Assistent angestellt und war Manfred Mezger zugeordnet; vgl. UA.Mz, Best. 106-45.
- 738 Nach einem Studium der Theologie und Philosophie in Berlin und Göttingen, der Ablegung des Ersten Theologischen Examens (1957) und der Einreichung seiner Doktorarbeit über Kierkegaard bei Wolfgang Trillhaas sandte Fischer noch vor seinem Rigorosum eine Initiativbewerbung nach Mainz; vgl. UA.Mz, Best. 106-45, Fischer an den Mainzer Dekan, 26.06.1960; vgl. Hermann Fischer: Subjektivität und Sünde. Kierkegaards Begriff der Sünde mit ständiger Rücksicht auf Schleiermachers Lehre von der Sünde. Itzehoe 1963. Nach einer Empfehlung von Ernst Wolf und einer persönlichen Vorstellung Fischers zu Beginn des WS 1960/61 entschied sich die Fakultät, ihm die freie Assistentenstelle zu übertragen; vgl. UA.Mz, Best. 106-45, Dekan Mezger an Hermann Fischer, 27.10.1960. Dort finden sich auch weitere Stücke, auch zur Verlängerung seiner Stelle zum WS 1964/65. Zu diesem Zeitpunkt hatte er seine Habilitationsschrift bereits eingereicht; vgl. Hermann Fischer: Christlicher Glaube und Geschichte. Voraussetzungen und Folgen der Theologie Friedrich Gogartens. Gütersloh 1967.
- 739 Ehrhard Kamlah wurde als Nachfolger von Eduard Lohse zum 01.10.1956 mit persönlicher Zuordnung zu Gustav Stählin in Mainz als wissenschaftlicher Assistent eingestellt; er hatte aus den USA per Telegramm seine Zusage gegeben; vgl. UA.Mz, Best. 106-46, Dekan Janasch an Kamlah, 28.06.1956; Telegramm Kamlahs an Ev.-Theol. Fakultät, 28.08.1956. Kamlah hatte 1955 seine Dissertation »Traditionsgeschichtliche Untersuchungen zur Schlußdoxologie des Römerbriefes. Diss. masch. Tübingen 1955« eingereicht. 1958 bat Stählin als Dekan um die Verlängerung von Kamlahs Anstellung um zwei Jahre. 1960 bat

Traugott Koch (1937–2015), Professur für Systematische Theologie (Ethik) in Regensburg und Hamburg;⁷⁴⁰ Ernst Kutsch (1921–2009), Alttestamentler in Wien und Erlangen;⁷⁴¹ Hermann Ringeling (1928–2014), Professur für Theologische Ethik in Bern;⁷⁴² Werner H. Schmidt (geb. 1935), Professur für Altes Testament in Wien, Kiel, Marburg und Bonn;⁷⁴³ Luise Schottroff, geb. Klein (1934–2015), Neutestamentlerin und feministische Theologin in Kassel und Berkeley (USA/Ca);⁷⁴⁴ Willy Schottroff (1931–1997), Alttestamentler in Frankfurt.⁷⁴⁵ Während

Stählin erneut um eine Verlängerung um zwei Jahre, damit Kamlah seine zwischenzeitlich eingereichte Habilitationsschrift noch einmal überarbeiten könne; vgl. UA.Mz, Best. 106-46.

740 Traugott Koch, Bruder des Alttestamentlers Klaus Koch, wurde zum 01.01.1962 als persönlicher Assistent von Wolfhart Pannenberg eingestellt; vgl. UA.Mz, Best. 106-46.

741 Als Nachfolger von Walter Matthias schlug 1957 Friedrich Horst zwei Namen für eine alttestamentliche Besetzung vor: 1. Ernst Kutsch aus Tübingen und 2. Lienhart Delekat (1928–2004), Sohn Friedrich Delekats; Kutsch sagte sein Kommen zum Wintersemester zu; vgl. UA.Mz, Best. 106-46, Horst an den Dekan, 24.03.1957; Kutsch an Dekan Braun, 11.06.1957. Mit Schreiben 15.07.1957 konnte Rektor Kraus Dekan Braun mitteilen, dass das Kultusministerium der Ernennung Kutschs zugestimmt habe; vgl. UA.Mz, Best. 106-46. Die Anstellung war möglich, weil die Fakultät eine dritte Hilfsassistentenstelle erhalten hatte; s. o. Anm. 734. Am 25.02. beschloss die Fakultät, Kutsch auf die Stelle von Walter Matthias aufrücken zu lassen, sobald diese frei werde; s. o. Anm. 733. Vgl. auch Ernst Kutsch: Das Herbstfest in Israel. Diss. masch. Mainz 1955; ders.: 'Ānāwāh (Demut). Ein Beitrag zum Thema Gott und Mensch im Alten Testament. Habilschrift. Mainz 1960.

742 Am 25.02.1959 beschloss die Fakultät Hermann Ringeling, der in Mainz und Bethel Evangelische Theologie studiert hatte, auf die freie Assistentenstelle zu setzen (als Nachfolger für den auf die Matthias-Stelle aufrückenden Ernst Kutsch); vgl. Protokollbuch der Fakultät, UA.Mz, Best. 106-162, S. 183f. Ringeling verließ die Fakultät allerdings schon zum 01.09.1960, weil er ein Studentenpfarramt in Hamburg antrat; vgl. UA.Mz, Best. 106-47, die Auskunft der Evang.-Luth. Kirche im Hamburgischen Staate, Landeskirchenamt an Ev.-Theol. Fakultät Mainz, 28.11.1972 (dort auch weitere Korrespondenz zu Ringeling); UA.Mz, Best. 106-163, Protokollbuch der Fakultät 2, Eintrag vom 11.05.1960, S. [32], Punkt 8; zum Nachfolger wurde Karl Dienst (ab 01.04.1961) bestimmt; vgl. ebd.

743 Werner H. Schmidt wurde im März 1962 als Assistent bei Hans Walter Wolff eingestellt; vgl. UA.Mz, Best. 106-47, Antrag auf Einrichtung einer persönlichen Assistentenstelle für H. W. Wolff, Dekan Mezger an den Kurator der Johannes Gutenberg-Universität, 02.03.1961; Rektor an Dekan Martin Schmidt, 19.03.1962. In seinen Berufungsunterlagen befindet sich eine Übersicht der von ihm in Marburg, Göttingen und Berlin besuchten Lehrveranstaltungen, die einen guten Eindruck von einem qualifizierten Theologiestudium in den 1950er Jahren vermittelt; für das Fach Altes Testament wurde er durch Rolf Rendtorff gewonnen; vgl. UA.Mz, Best. 106-47, den handschriftlichen Lebenslauf Schmidts vom 04.10.1961, S. 3. In Berlin wurde er im Februar 1960 promoviert; vgl. Werner H. Schmidt: *Königtum Gottes in Ugarit und Israel. Zur Herkunft der Königsprädikation Jahwes* (90 S.). Berlin 1961 (= Beihefte zur Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft 80).

744 Luise Klein wurde zum 01.08.1960 zunächst »auf Privatdienstvertrag« als wissenschaftliche Assistentin bis zum Jahresende angestellt; Anfang 1961 wurde ihre Bestellung zur wissenschaftlichen Assistentin im Fakultätsrat mitgeteilt; vgl. UA.Mz, Best. 106-47, Rektor Kurt Voit (1895–1978) an Dekan Mezger, 30.07.1960; vgl. die nachträgliche Zustimmung des Fakultätsrats, UA.Mz, Best. 106-163, Protokollbuch der Fakultät 2, Eintrag vom 09.11.1960, S. [46]; Ernennung durch den Minister, UA.Mz, Best. 106-163, Protokollbuch der Fakultät 2,

sich bis 1959 keine einzige Frau unter den wissenschaftlichen Assistenten der Fakultät fand, trat im Sommer 1960 mit Luise Klein, ab 1961 Schotttroff, im neuen

Eintrag vom 14.01.1961, S. [54]. Dieses Verfahren war notwendig, um Dr. Klein als »Ostzonenflüchtling« mit Sondermitteln des Bundes zur Förderung gesamtdeutscher Aufgaben finanzieren zu können; zu den näheren Umständen, welche den Vater und die Familie Klein im April 1953 bewegten, das Pfarramt in Oberschöneweide bei Berlin aufzugeben und nach Schleswig (Ockholm bei Husum) umzusiedeln, vgl. UA.Mz, Best. 106-47, Herbert Braun an Rektor Voit, 07.07.1960; zum Förderprogramm UA.Mz, Best. 106-47, Rektor Voit an Dekan Mezger, 06.07.1960. Neben den persönlichen Gründen könnte auch das scharfe Vorgehen der SED-Führung gegen die Kirchen und insbesondere die kirchliche Jugendarbeit im Frühjahr 1953 eine Rolle gespielt haben; vgl. Ellen Überschär: *Junge Gemeinde im Konflikt. Evangelische Jugendarbeit in SBZ und DDR 1945–1961*. Stuttgart 2003 (= *Konfession und Gesellschaft* 27), S. 170–202, bes. S. 195–200. Braun begründete seinen Antrag mit dem großen Andrang zu seinem Seminar und mit der Gefahr, Dr. Klein zu verlieren, da sie ein kirchliches Stipendium für einen einjährigen USA-Aufenthalt erhalten habe und die Göttinger Fakultät, an der sie 1958 promoviert worden war, um sie werbe; vgl. UA.Mz, Best. 106-47. Vgl. Luise Klein: *Die Bereitung zum Sterben. Studien zu den frühen reformatorischen Sterbebüchern*. Diss. masch. Göttingen 1958; gedruckt unter dem gleichen Titel in der Reihe »Refo 500 academic studies 5« (Göttingen 2012). Vgl. im weiteren Esther Kobel: *Seminarpapieraffäre, Solidaritätsaktionen und Sozialgeschichte. Ein Portrait der Neutestamentlerin Luise Schottroff in Mainz*. In: *Forschung – Lehre – Geschlecht an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz (1946–2020)*. Beispiele weiblichen Engagements aus historischer Perspektive. Hg. von Christian George, Sabine Lauderbach und Livia Prüll. Göttingen 2023 (= *Beiträge zur Geschichte der Universität Mainz*, NF 19), S. 129–163, und den Beitrag von Esther Kobel in diesem Band, s. u. S. 415–436.

- 745 Schottroff hatte nach Studium in Tübingen, Mainz, Heidelberg und wiederum Mainz, ein halbjähriges Auslandsvikariat für die EKIR in Brüssel (1958) absolviert, als ökumenischer Stipendiat in Paris (1958/59) gewirkt und sich anschließend für die Arbeit an seiner alttestamentlichen Dissertation bei Friedrich Horst (1959/60) beurlauben lassen; er wurde am 07.06.1961 promoviert mit dem damals seltenen Prädikat »summa cum laude«; vgl. UA.Mz, Best. 106-163, Protokollbuch der Fakultät 2, Eintrag vom 02.06.1961, S. [70]; Willy Schottroff: »Gedenken« im Alten Orient und im Alten Testament. Die Wurzel Zakar im semitischen Sprachkreis. Neukirchen-Vluyn 1964 (= *Wissenschaftliche Monographien zum Alten und Neuen Testament* 15). 2. Aufl. 1967. Während seiner Promotionsphase wurde Schottroff mit universitären und kirchlichen Stipendien gefördert. Von Mai bis Dezember 1960 war »Vikar« Willy Schottroff acht Monate als »Hilfsassistent« für bibliothekarische Aufgaben unter der Leitung des Bibliotheksdirektors Friedrich Horst, seinem Doktorvater, tätig; vgl. UA.Mz, Best. 11-24 (dort auch weitere Stücke in der Sache), Ernennungsvorschlag für die Wissenschaftliche Assistentenstelle bei Arnulf Kuschke; Dekan Mezger an die Universitätskasse, 19.09.1960. Seine Aufgabe war es v.a. die mit Sondermitteln eingekauften Bücher zu erfassen und in den Bestand einzugliedern. Darüber hinaus war er vom 01.08.1960 bis zum 31.07.1961 als Hilfsassistent in der Praktischen Theologie tätig; vgl. UA.Mz, Best. 106-47, Mezger, Tätigkeitsbericht über Willy Schottroff. Arnulf Kuschke bemühte sich Anfang 1962 darum, den bei seinem Kollegen Horst promovierten Schottroff für eine neu einzurichtende Planstelle eines wissenschaftlichen Assistenten einzustellen; vgl. UA.Mz, Best. 106-47, Kuschke an den Kanzler der Johannes Gutenberg-Universität, 21.02.1962; Kuschke an den Kanzler, 05.07.1962; Schottroff wurde zum 01.01.1963 als wissenschaftlicher Assistent bei Arnulf Kuschke eingestellt; vgl. UA.Mz, Best. 106-163, Proto-

Jahrzehnt auch erstmals eine Frau in das Kollegium der Fakultät ein, die in der Männerwelt der Fakultät jedoch einen schwierigen Stand hatte.

Die Nachwuchsarbeit der Evangelisch-Theologischen Fakultät startete unter äußerst schwierigen Bedingungen, da in den ersten Jahren für die wissenschaftliche Arbeit weder die Forschungsliteratur noch die Personalstellen zur Verfügung standen. Bis Mitte der 1950er Jahre konnte die Fakultät auf ihrer einzigen Assistentenstelle nur eine einzige Habilitation (Eduard Lohse) verzeichnen. Mit der sich allmählich bessernden Bücherausrüstung und zusätzlichen Assistentenstellen im Mittelbau gelang bis zum Staatskirchenvertrag 1962 eine mit Blick auf die Ausstattung ausgesprochen erfolgreiche Arbeit, denn es wurden immerhin zehn Personen angestellt und partiell qualifiziert, die später einen Lehrstuhl erreichten, darunter auch eine Frau. Die Assistentenstellen waren in diesem Zeitraum Post-docs vorbehalten; für die Promotionsphase blieb die Finanzierung dagegen prekär, abhängig von raren und knapp bemessenen staatlichen oder kirchlichen Förderangeboten oder eigenen Mitteln. Bis Anfang der 1960er Jahre entwickelte sich die Ausstattung für den akademischen Nachwuchs so sehr, dass jedem Lehrstuhl eine Assistentenstelle zugeordnet werden konnte.

6. Die Außenbeziehungen der Fakultät

6.1. Mitwirkung der Kirchen

In den Außenbeziehungen der Evangelisch-Theologischen Fakultät Mainz kam den Landeskirchen der Region ein besonderes Gewicht zu. Die traditionelle Bindung der universitären Theologie an die Kirchen als akademische Ausbildungsstätten für das Pfarramt wurde nach 1945 durch den prägenden Einfluss der Bekennenden Kirche und der Theologie Karl Barths gestärkt. Für die Mainzer Fakultät wurde den umliegenden Landeskirchen wie beschrieben eine noch weitergehende Mitsprache bei der Berufung der Professoren eingeräumt. Dies war offensichtlich weder für die französische Militärregierung noch für die Protagonisten auf Seiten der Fakultät in der Gründungsphase ein Problem. Die evangelischen Kirchen der Region profitierten dabei nicht nur vom Nimbus, als eine der wenigen Großinstitutionen die NS-Herrschaft halbwegs intakt überlebt und moralisch zumindest in wichtigen Teilen integer geblieben zu sein,⁷⁴⁶ sondern auch vom Interesse der französischen Besatzungsmacht an einer praxis-

kollbuch der Fakultät 2, Eintrag vom 20.01.1962, S. [87]; UA.Mz, Best. 106-47, Ernennungsvorschlag.

⁷⁴⁶ Vgl. exemplarisch die kenntnisreiche Einschätzung der Kirchen im Handbuch für die Militärregierung in Deutschland: Supreme Headquarters Allied Expeditionary Force (SHAEP): Handbook für Military Government in Germany. [1944], Nrr. 834–853.

orientierten universitären Ausbildung.⁷⁴⁷ Für die Mitwirkung an den Berufungsverfahren wurde der »Zwischenkirchliche Ausschuss« gebildet, der die Landeskirchen der Pfalz, des Rheinlands und der späteren EKHN mit den Vertretern der Fakultät zusammenbrachte.⁷⁴⁸

Der *Evangelisch-Theologische Fakultätentag* hatte schon im Herbst 1947 in einem an die Landeskirchen versandten Gutachten angesichts »verschiedener Erörterungen über das *Verhältnis der evangelisch-theologischen Fakultäten zu den Landeskirchen*« Stellung genommen. Darin wird die Lehr- und Forschungstätigkeit der Fakultätsangehörigen zwar als »kirchliches Amt« bestimmt, zugleich aber eine »Abhängigkeit von der örtlich jeweil[s] zuständigen Landeskirchenleitung« negiert. Die theologischen Fakultäten seien nicht einer Landeskirche, sondern der Gesamtkirche verpflichtet, sie hätten ihre Privilegien wie das Promotionsrecht, die akademische Selbstverwaltung und das Recht aus Selbstergänzung, ggf. auch weitere Rechte, nicht von den Landeskirchen erhalten. Diese Rechte begründen einen »gewissen kirchenregimentlichen Charakter«, der es den Fakultäten erst ermögliche, in Freiheit ihrer Kirche unabhängige Dienste zu leisten, und zugleich sichern sie die akademische Freiheit der Fakultäten. Der Staat fungiere hier als »fürsorglicher Treuhänder« der Universitäten als öffentlich-rechtlicher Körperschaften. In den meist durch Staatsverträge geordneten Berufungsverfahren solle »vor Eintritt in das offizielle Stadium der Verhandlungen durch einen Meinungsaustausch zwischen Fakultät und Kirchenleitung auf der Basis des Vertrauens und unter Wahrung der akademischen Rechte« das Verfahren eingeleitet werden, ein »Vetorecht kirchlicher Stellen gegen theologische Lehrer wird abgelehnt«, den Kirchenleitungen das Interesse an einer auf »geistige Weite und Verantwortung vor der Welt« ausgerichteten akademischen Ausbildung durch die Fakultäten nahegelegt.⁷⁴⁹

Ungeachtet dieses Votums des Fakultätentags⁷⁵⁰ gestalteten die Landeskirchen die Beteiligung an den Berufungsverfahren in den ersten Jahren der Mainzer Fakultät recht aktiv. Die Probleme aber, die sich in den neutestamentlichen Berufungsverfahren Anfang der 1950er Jahre gezeigt hatten, insbesondere in den damit einhergehenden Verfahrensverzögerungen,⁷⁵¹ führten zu einer allmähli-

747 S. o. S. 29f., 38.

748 S. o. Abkommen, S. 72–74.

749 ZA.EKHN, Best. 155–260, Gutachten des Fakultätentages der deutschen evangelisch-theologischen Fakultäten über deren kirchliche Stellung, beschlossen, 30.09./01.10.1947 zu Göttingen, übersandt an die EKHN am 30.05.1948 durch [Martin] Noth.

750 Trotz des Werbens für eine freie akademische Theologie warnt das Gutachten des Fakultätentags vom 30.09./01.10.1947 angesichts des zu erwartenden Nachlassens der studentischen Bewerberzahlen ausdrücklich »vor weiteren Neugründungen durch einzelne Landeskirchen«, ebd. Damit wird deutlich, dass sich das Votum primär gegen die Gründung weiterer kirchlicher Hochschulen wendet. Da Martin Niemöller (neben Hans Asmussen (1898–1968) und Karl Immer (1888–1944)) erheblichen Anteil an der Gründung der Kirchlichen Hochschulen in Berlin und in Elberfeld 1935 hatte, ist angesichts der besonderen Gründungsgeschichte der Mainzer Fakultät ein Bezug dieses Votums auch darauf nicht auszuschließen.

751 S. o. S. 157f.

chen Depotenzierung der kirchlichen Mitsprache in der Besetzung der Mainzer Professuren. Häufiger wurden nun die drei Landeskirchen an den Berufungsverfahren nur noch in einem schriftlichen Verfahren beteiligt, das keine eingehendere Debatte erlaubte, oder die Berufsungslisten wurden gar vor dem Einverständnis der Kirchen an den Senat der Universität und das Kultusministerium weitergegeben.⁷⁵² Damit näherte sich die Berufungspraxis der Mainzer Evangelisch-Theologischen Fakultät in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre den Verfahren an anderen Universitäten an; 1958 bat schließlich auch der Evangelisch-Theologische Fakultätentag die Mainzer Fakultät, ihr Berufungsverfahren zu überdenken.⁷⁵³ Diese schleichende »Normalisierung« des Verfahrens erhielt schließlich im Staatskirchenvertrag von 1962 rechtliche Gestalt⁷⁵⁴.

Die anfänglich enge Bindung der Fakultät an die Kirchen wirkte sich aber nicht nur in der Besetzung der Professuren aus. Im Zwischenkirchlichen Ausschuss wurde in den ersten Jahren über eine ganze Reihe weiterer Fragen gesprochen, die halfen das Studium an der Fakultät und die Studienbedingungen im Umfeld zu entwickeln und zu verbessern. Die – seit dem 30.09.1947 drei – im Ausschuss vertretenen Landeskirchen finanzierten Professuren in der Startphase wie die Professur für christliche Orientalistik (Eugen Ludwig Rapp) oder halfen wie im Falle der Professur für Allgemeine Religionswissenschaft und Missionskunde (Walter Holsten) nach der Währungsform eine prekäre Finanzierungssituation zu überbrücken. So gelang es, diese von den Landeskirchen unterstützten Professuren an der Fakultät zu etablieren und zu halten und die unterstützten Fächer

752 S. o. S 168. Es gab aber auch noch gelegentlichen Widerspruch und persönliche Mitwirkung der Kirchen wie im Berufungsverfahren für die Praktische Theologie 1958; s. o. S 177f. 1959 wurde im Vorfeld des Staatskirchenvertrags im Fakultätsrat die Position der Landeskirchen bei den Berufungen für die Mainzer Fakultät wiederholt thematisiert; vgl. UA.Mz, Best. 106-163, Protokollbuch der Fakultät 2, Einträge vom 13.05. und 15.7.1959 sowie 15.06.1960, S. 5f., 11, [35].

753 Vgl. UA.Mz, Best. 11-13, die Beilage zur Tagesordnung des Fakultätsrats vom 13.01.1958. In den Akten der EKHN befindet sich eine Anfrage von H.[ans] C.[hristhard] Mahrenholz (1928–2022), dem Bruder des späteren Verfassungsrichters Ernst Gottfried Mahrenholz (1929–2021), der aus einem Pfarrhaushalt stammte, wie sein Bruder u.a. auch Theologie studiert hatte und 1955 in Göttingen mit einer Arbeit promoviert wurde über »Die Mitwirkung der evangelischen Kirchen bei der Besetzung der Lehrstühle in den evangelisch-theologischen Fakultäten« (publiziert Tübingen 1956). Mahrenholz' Anfrage zu diesem Thema wurde von Oberkirchenrat Heß mit der Übersendung des Abkommens von 1948 mit knappen Angaben beantwortet; vgl. ZA.EKHN, Best. 155-306, Mahrenholz an die Kirchenleitung der EKHN, 05.07.1954; Oberkirchenrat Heß an Mahrenholz, 10.08.1954. Innerhalb der Mainzer Fakultät wurde im Sommer 1958 erstmals die »Frage der Restriktion des landeskirchlichen Einspruchsrechtes bei Berufungen« auf die Agenda gesetzt, aber noch vertagt; vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, Eintrag vom 11.06.1958, S. 157.

754 Vgl. des Schlussprotokoll des Vertrags des Landes Rheinland-Pfalz mit den Evangelischen Landeskirchen in Rheinland-Pfalz vom 31. März 1962 zu Artikel 14 Absatz 2, <https://landesrecht.rlp.de/bsrp/document/jlr-EvKiVtrGRPPVertrag> (abgerufen am 07.07.2025).

schließlich dauerhaft im Lehrportfolio der Fakultät zu verankern, als diese in von der Landesregierung finanzierte Extraordinariate und später Ordinariate umgewandelt wurden.⁷⁵⁵ Zudem wurde mit kirchlich finanzierten »Hilfsassistentenstellen«, »Repetentenstellen« und »Famulaturen« eine Förderung für die Studienschlussphase, vor allem aber für Promotionen geschaffen und zugleich wurden personelle Engpässe für die Bibliotheksverwaltung gemildert.⁷⁵⁶

Darüber hinaus bestanden mit dem Amt des Universitätspredigers und dem Studierendenpfarramt zwei institutionelle Brücken zwischen der Fakultät und der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau. Universitätsgottesdienste und das Amt des Universitätspredigers verdanken sich wesentlich der Initiative des Gründungsdekans Wilhelm Jannasch.⁷⁵⁷ Er war der erste berufene Universitätsprediger der evangelischen Kirche in Mainz und behielt dieses Amt bis zu seiner Emeritierung. Durch seine Berufung in die Kirchensynode der EKHN bildete er zudem – trotz mancher Konflikte – eine nicht unwichtige Kommunikationslinie zwischen der Fakultät und der Darmstädter Kirchenleitung. Die Querelen im Zusammenhang mit Jannaschs Emeritierung⁷⁵⁸ betrafen auch das Universitätspredigeramt, aus dem er ebenso wie aus der Professur vorzeitig

755 S. o. S. 75 f., 94.

756 Aufgrund der Fülle an Belegen für entsprechende Anfragen der Fakultät an die Landeskirchen – wegen der größeren finanziellen Möglichkeiten v.a. an die EKHN und die Evangelische Kirche im Rheinland – kann hier nur eine kleine Auswahl präsentiert werden. Erich Dinkler hatte in einem vertraulichen Gespräch mit Kirchenpräsident Niemöller bereits den Wunsch geäußert, nach dem Vorbild der von der Badischen Landeskirche finanzierten Repetentenstellen in Heidelberg auch in Mainz solche – mit 100 DM monatlich dotierte – Stellen zu schaffen; jede der drei beteiligten Landeskirchen solle drei Stellen schaffen; vgl. ZA.EKHN, Best. 155-305, den vertraulichen Bericht Niemöllers an Oberkirchenrat Heß vom 22.08.1950, S. 3. Die Pfälzische Kirche hatte seit dem 01.05.1953 eine »Famulusstelle« eingerichtet, die nach Möglichkeit mit einem Pfälzischen Kandidaten besetzt werden sollte; sie war anfänglich mit 150 DM monatlich vergütet; bemerkenswerterweise wurde als erste volle Inhaberin eine Frau vorgeschlagen; vgl. UA-Mz, 106-162, Protokollbuch der Fakultät, Eintrag vom 13.05.1953, S. 72. Die EKHN hatte schon früher – neben anderen Unterstützungsmaßnahmen für Studierende und Promovierende der Fakultät – Hilfsassistentenstellen eingerichtet, die manchmal auch als »Famulus« bezeichnet wurden; vgl. UA-Mz, 106-162, Protokollbuch der Fakultät, Einträge vom 20.02.1952, 18.06.1952, 17.06.1953, S. 54, 59, 74, 77 u. ö. Selbstverständlich wurden nicht alle entsprechenden Anfragen der Mainzer Fakultät bewilligt; vgl. UA-Mz, Best. 11-30, Dekan Wiesner an die EKHN mit der Bitte um Finanzierung von zwei Hilfsassistentenstellen vom 04.10.1951 und ihre Ablehnung durch die EKHN vom 31.10.1951; UA-Mz, Best. 11-30, die Bitte um die Fortsetzung zweier studentischer Hilfskraftstellen für die Katalogisierung größerer Neuerwerbungsbestände, Dekan Rapp an die EKHN, 12.05.1952 und ihre Bewilligung am 21.05.1952 sowie weitere Schriftstücke in dieser Sache. Zur Unterstützung der rheinischen Kirche mit solchen Stellen s. exemplarisch o. S. 190 f. mit Anm. 745. Erst seit 1953 wurden Hilfsassistentenstellen vereinzelt auch vom Land finanziert; vgl. UA-Mz, 106-162, Protokollbuch der Fakultät, Einträge vom 13.05.1953, 27.02.1957, S. 72, 127 u. ö.

757 S. o. S. 115–117.

758 S. o. S. 176 mit Anm. 684.

ausschied. In beiden Fällen vertrat ihn Wilhelm Loew (1887–1997), Inhaber einer Honorarprofessur in der Praktischen Theologie (1952–1963) auch als Universitätsprediger.⁷⁵⁹ Nach der Berufung von Manfred Mezger als Nachfolger Jannaschs in der Praktischen Theologie wurde er von der EKHN in Abstimmung mit Fakultät und Universität auch zum Universitätsprediger berufen.⁷⁶⁰

Auch die Anfänge der Evangelischen Studierendengemeinde in Mainz stehen mit Bemühungen Wilhelm Jannaschs und seiner Kollegen um geistliches Leben unter den Studierenden in den Anfangssemestern der Fakultät in Verbindung. Jannasch hatte schon vor der Eröffnung der Universität an einen Studierendenpfarrer gedacht und bemühte sich nach dem ersten Semester um die Bestellung eines Studierendenpfarrers durch die hessische Kirche in Darmstadt.⁷⁶¹ Als sich die Sache in die Länge zog, warb Jannasch in seiner Heimatkirche Lübeck um einen Kandidaten für das Mainzer Studierendenpfarramt und konnte ihn offensichtlich der hessischen Landeskirche in Darmstadt erfolgreich empfehlen.⁷⁶² Im Januar 1947 präsentierte Superintendent Becker aber bei einer Sitzung des Zwischenkirchlichen Ausschusses einen anderen Kandidaten, den er schon

759 Vgl. UA.Mz, Best. 45-150, Jannaschs Schreiben an den Rektor mit der Mitteilung, »daß ich im Zusammenhang mit den mich betreffenden Vorgängen in meiner Fakultät das Amt des Universitätspredigers vorzeitig in die Hände der ev. Kirchenleitung in Darmstadt zurückgegeben habe«, 14.05.1957; zur Vertretung Loews ZA.EKHN, Best. 155-308, dessen Schreiben an die Kirchenleitung der EKHN, 13.06.1957; vgl. auch UA.Mz, Best. 11-1, das Schreiben Rektor Delekats an Dekan Braun vom 23.12.1957, in dem er sich mit Loew als Zwischenlösung für das Universitätspredigeramt einverstanden erklärt. Nach der Wiederbesetzung der Professur für Praktische Theologie solle der neue Inhaber auch zum Universitätsprediger berufen werden.

760 Mezger wurde am 19.05.1958 von der EKHN als Universitätsprediger in Mainz berufen; vgl. ZA.EKHN, Best. 155-308, Protokoll der Kirchenleitung der EKHN vom 19.05.1958 und die Mitteilung der Kirchenleitung (Oberkirchenrat Heß) an den Rektor. In den Beständen UA.Mz, Best. 45-150 und UA.Mz, Best. 11-30 finden sich eine Reihe weiterer Schriftstücke zur Berufung Mezgers in das Universitätspredigeramt, die hier nicht einzeln genannt werden.

761 S. o. S. 57. Der spätere Studierendenpfarrer berichtet, dass er schon am 28.10.1946 das Mainzer Studierendenpfarramt durch Superintendent Becker via Telegramm angeboten bekommen und sofort geantwortet habe, dass er bis Ostern 1947 unabhkömmlich sei. Offensichtlich wurde die Besetzung der Stelle danach nicht weiterverfolgt; vgl. UA.Mz, Best. NL 16-5, Christian Semler an Jannasch, 01.03.1947; UA.Mz, Best. NL 16-6, Jannasch an Superintendent Becker, 25.02.1947.

762 Jannasch berichtet, dass der hessische Kirchenpräsident [Müller] bei der vorangegangenen Sitzung des Zwischenkirchlichen Ausschusses gesagt habe, dass die Entscheidung für Pfarrer Pompe (aus Lübeck) bereits gefallen sei; vgl. UA.Mz, Best. NL 16-6, Jannasch an Superintendent Becker, 25.02.1947. Das Protokoll des Ausschusses vom 30.01.1947 vermerkt, dass zwei Bewerbungen vorliegen und die hessische Kirchenleitung mit Semler »bereits weitgehende Verhandlungen« geführt habe und er zudem die Jugendpfarrstelle für Rheinhessen übernehmen solle. Semler sei »auf Grund seiner früheren Tätigkeit in Rheinhessen besonders geeignet«, ZA.EKHN, Best. 193-66, Protokoll des Zwischenkirchlichen Ausschusses vom 30.01.1947, Punkt 10.

im Herbst 1946 in den Blick genommenen hatte: Christian Semler (1908–1994).⁷⁶³ Der Ausschuss beschloss, Semler die Entscheidung für die Mainzer Studierendenpfarrstelle oder für eine Gemeindepfarrstelle in Weilburg zu überlassen. Semler entschied sich schließlich für Mainz und konnte zum Sommersemester 1947 das Studierendenpfarramt antreten.⁷⁶⁴ Zwischenzeitlich hatte sich Jannasch bei Superintendent Becker in einem ausführlichen Brief über dessen Vorgehen in der Sache beschwert. Der Konflikt konnte aber zügig ausgeräumt werden.⁷⁶⁵ Jannasch formulierte in diesem Kontext weitreichende Forderungen für die Zusammenarbeit zwischen Studierendengemeinde und Fakultät, welche das übliche Maß an Kooperation deutlich überschritten; Jannaschs Überlegungen zeigen, wie wichtig dem Gründungsdekan die spirituelle und kirchliche Orien-

763 Vgl. UA.Mz, Best. NL 16-6, Jannasch an Superintendent Becker, 25.02.1947, S. 2r. Semler war auch für die Pfarrstelle im Nassauischen Weilburg vorgesehen.

764 Der Zwischenkirchliche Ausschuss entschied angesichts der Doppelbewerbung, Superintendent Becker solle Pfarrer Semler die Sachlage »vorstellen und ihm die Entscheidung überlassen, ob er auf Mainz verzichten und die Stud. Pfarrstelle in Weilburg antreten will«, ZA.EKHN, Best. 193-66, Protokoll des Zwischenkirchlichen Ausschusses vom 30.01.1947, Punkt 10. Aus Semlers Brief vom 01.03.1947 an Jannasch geht hervor, dass er die Mainzer Pfarrstelle zum 15.04.1947 antreten sollte; vgl. UA.Mz, Best. NL 16-5. Der Zwischenkirchliche Ausschuss bestätigte am 31.03.1947 diese Entscheidung und teilte mir, dass Pfarrer Pompe auf die Stelle verzichtet habe, vgl. ZA.EKHN, Best. 193-66, Protokoll des Zwischenkirchlichen Ausschusses vom 31.03.1947, Punkt 4. Am 16.05. bedankte sich Semler bei Jannasch für die Beilegung des Konflikts; vgl. UA.Mz, Best. NL 16-5.

765 Jannasch hatte sich in einem achtseitigen (!) Schreiben an Becker wenige Tage zuvor darüber beklagt, dass man in dieser Sache in der »Hessischen Landeskirche« ohne Einbindung der Evangelisch-Theologischen Fakultät gehandelt habe. »Dies ist umso befremdlicher, als der hessischen Landeskirche ja bekannt ist, dass es mein Wunsch war, einen anderen Geistlichen als den von ihr ins Auge gefassten oder gar schon Berufenen zu gewinnen. Dieser Wunsch ergab sich nicht aus irgend einer grundsätzlichen Opposition, sondern, wie Sie sich, lieber Bruder Becker, erinnern werden, aus der Tatsache, dass die Hessische Landeskirche in dreiviertel Jahren nicht in der Lage gewesen war, einen Studentenpfarrer für Mainz zu bekommen«. So habe er sich um Pfarrer Pompe in Lübeck bemüht, der innerhalb von zwei Tagen zugesagt habe. Erst kurz darauf »bequeme sich endlich auch der von Ihnen ins Auge gefasste Kandidat, Pfarrer Semler, dazu, Ihnen eine Zusage zu geben«, UA.Mz, Best. NL 16-6, Jannasch an Superintendent Becker, 25.02.1947, S. 2. In der darauffolgenden Sitzung des Zwischenkirchlichen Ausschusses habe sich gezeigt, dass der hessische Kirchenpräsident (Müller) Pompe bereits berufen und der nassauische Landesbischof August Korthauer (1868–1963) Semler bereits für eine Pfarrstelle in Weilburg vorgesehen habe. Entgegen seiner Erwartung, dass Semler nun nach Weilburg gehe und Pompe berufen werde, habe Semler für Mainz zugesagt. Jannasch beklagte ausführlich weitere misslungene Kommunikation in dieser Frage und die fehlende Einbeziehung der Fakultät und bat um einen Neuanfang in der Sache, da doch die Mainzer Dozenten in den ersten beiden Semestern de facto die Arbeit eines Studentenseelsorgers geleistet hätten; vgl. UA.Mz, Best. NL 16-6. In einem ebenfalls längeren Schreiben an [Kirchen-] Präsident [Müller] lässt Jannasch nach einem Gespräch mit Semler erkennen, dass er Semler akzeptieren werde, bedauert aber den Verzicht von Pompe wegen dessen ökumenischer Kontakte; vgl. UA.Mz, Best. NL 16-6, Jannasch an Präsident [Müller], 15.03.1947.

tierung des Theologiestudiums war.⁷⁶⁶ Auch wenn Jannasch damit über das Ziel hinausschoss, stellte sich trotz des anfänglichen Konflikts bald eine gute Zusammenarbeit mit Christian Semler ein; Semler bemühte sich in den ersten Monaten insbesondere um die Ermöglichung spiritueller Gemeinschaft, kümmerte sich um materielle Notlagen der Studierenden⁷⁶⁷ und organisierte Freizeiten, die nicht nur für Theologiestudierende gedacht waren.⁷⁶⁸ Die Universitätsgottesdienste wurden nun von ihm koordiniert, aber weiterhin überwiegend von den Professoren der Fakultät bestritten.⁷⁶⁹ Als die EKHN 1949 den Dienst des Studentenpfarrers in einer Ordnung regelte, wurde er unmittelbar der Kirchenleitung der EKHN unterstellt; seine Arbeit sollte sich »an alle evangelischen Studenten der Hochschule«⁷⁷⁰ richten. Als Aufgaben wurden vor allem Gottesdienste für die Studierenden, Seelsorge und Kasualien genannt. Er sollte mit einem »Vertrauenskreis« aus der Studentengemeinde zusammenarbeiten, der eine kirchenvorstandsähnliche Funktion hatte. Diese Regelungen bedeuteten gegenüber der engen Zusammenarbeit mit der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Anfangssemester eine gewisse Verselbständigung der Evangelischen Studierendengemeinde, welche die anfänglich enge Kooperation lockerte;⁷⁷¹ in den Universitätsakten finden sich in den 1950er Jahren nur noch gelegentlich

766 Jannasch formulierte in seinem Brief an Becker, (1) dass »der Mainzer evangelische Studentenpfarrer [...] in dieser seiner Eigenschaft in enger Föhlung mit unserer Fakultät und unter amtlicher Leitung ihres Dekans (unbeschadet des geistlichen Aufsichtsrechtes seiner vorgesetzten kirchlichen Stelle)« arbeitet, (2) in Rücksprache mit der Fakultät angestellt wird, (3) sein Einführungsgottesdienst in einem »universitätseigenen Gottesdienstraum« stattfindet, woran (4) die Fakultät aktiv und passiv mitwirken solle, und (5) sich die landeskirchlichen Stellen um die Vermeidung von Konflikten mit der Studentengemeinde bemühen. Die Fakultät wolle weiterhin der Studentengemeinde geistlich dienen, umgekehrt sollen die Veranstaltungen der Studentengemeinde nicht das Theologiestudium ersetzen; vgl. UA.Mz, Best. NL 16-6, 25.02.1947, S. 3^v–4^f.

767 S. o. S. 103f.

768 Vgl. das Programm der Semesterschlussfreizeit in Alezy vom 25. bis 30.07.1947, ZA.EKHN, Best. 193-67. Für das SoSe 1948 plante Semler sechs Freizeiten in rheinhessischen Landgemeinden für je 20–30 Studierende, von denen er neben einem Quartier auch auf Lebensmittelversorgung hoffte; vgl. ZA.EKHN, Best. 193-67, Semler an Superintendent Becker, 15.01.1948. Für den Sommer 1948 plante Semler ein Ferienlager für deutsche und »holländische« Theologiestudenten, das aber durch die Geldknappheit in Folge der Währungsreform gefährdet war; vgl. ZA.EKHN, Best. 193-67, Semler an Becker, 28.06.1948, und die vorläufige Antwort Beckers vom 01.07.1948.

769 Vgl. UA.Mz, Best. NL 16-5, Semler an Jannasch, 06.01.1949. In diesem Bestand finden sich auch weitere Stücke zu Semlers Mitwirkung an der Planung der Unigottesdienste. Der Dienst des Studentenpfarrers wurde 1949 als »neuartiger Zweig kirchlicher Arbeit« in einer Ordnung der EKHN geregelt; vgl. Amtsblatt der EKHN 11 (1949), S. 125.

770 Ordnung für den Dienst der Studentenpfarrer (22.08.1949), Amtsblatt der EKHN 11 (1949), S. 125 (Punkt 3); vgl. UA.Mz, Best. 11-31.

771 Unterlagen über das Angebot der Mainzer evangelischen Studierendengemeinde (Liturgien, Gottesdienstpläne, Andachten, Gespräche, Tagungen und Freizeiten) finden sich in UA.Mz, Best. 11-31.

Spuren der Studierendengemeinde. Christian Semler wurde als Studierendenpfarrer ab Wintersemester 1954/55 durch Hartmut Engel (1922–1990) abgelöst, dem vier Jahre später (WS 1958/59) Siegfried Wibbing (1926–2004) folgte.⁷⁷²

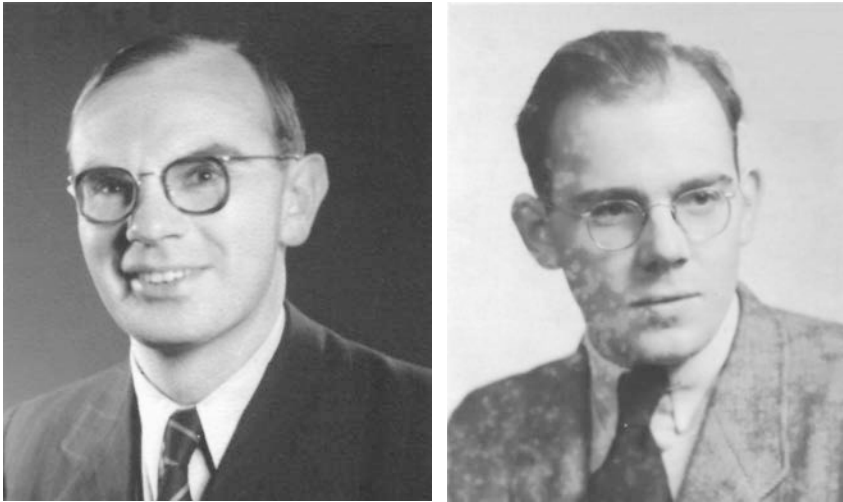


Abb. 9 und 10: Studierendenpfarrer in Mainz: Christian Semler (1908–1994), Siegfried Wibbing (1926–2004) © Zentralarchiv der EKHn, Best. 120-2568 und 120-2685.

Über Universitätspredigeramt und Studierendengemeinde hinaus gab es eine Reihe weiterer Kooperationen zwischen der Fakultät und der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau, die hier nur summarisch aufgezählt werden können: Die EKHn stiftete der Universität eine Orgel für ihren Andachtsraum,⁷⁷³ die Fakultät veranstaltete regelmäßig Ferienkurse v.a. für die Pfarrer der EKHn;⁷⁷⁴ in den Anfangssemestern der Fakultät unterstützte das Hilfswerk der

772 UA.Mz, Best. 11-31, Oberkirchenrat Heß an Universitätsprediger Wilhelm Jannasch, 26.04.1954; UA.Mz, Best. 11-30, die Bestellung Wibbings zum Verwalter des Studentenpfarramts, Oberkirchenrat Heß an Universitätsprediger Loew, 01.04.1958, und die Einladung zum Vorstellungsgottesdienst von Wibbing am 28.04.1958; UA.Mz, Best. 11-31, die Einsetzung Wibbings als Studentenpfarrer zum 01.11.1960, Becker (EKHN) an Dekan Mezger, 28.10.1960. Christian Semler war in späteren Jahren Pfarrer an der Katharinenkirche in Frankfurt am Main tätig, Hartmut Engel wurde 1958 Pfarrer in Worms. Siegfried Wibbing wurde 1965 Professor an der Pädagogischen Hochschule in Worms (ab 1970 Erziehungswissenschaftliche Hochschule Rheinland-Pfalz), wo er 1965–1972 Rektor und 1984–1988 Präsident war.

773 S. o. S. 117 mit Anm. 420.

774 Programme und Teilnehmerlisten für den Zeitraum 1953–1959 finden sich im Bestand UA.Mz, Best. 11-20. Der Fakultätsrat befasste sich seit 1953 regelmäßig mit den Ferienkursen; vgl. exemplarisch UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, Einträge vom 08.07.1953, 12.05.1954, 20.07.1955, 25.07.1956, 05.11.1958, S. 75, 86, 101, 114, 159. Vgl. auch die Aktennotiz Martin Niemöllers zu seinem Gespräch mit Dekan Stählin vom 17.01.

EKD mit seinem rheinhessischen Zweig Mainzer Studierende mit Bekleidung und Nahrungsmitteln;⁷⁷⁵ die im Zwischenkirchlichen Ausschuss vertretenen Kirchen errichteten ein Wohnheim für Studierende;⁷⁷⁶ die drei regionalen Kirchen förderten Mainzer Studierende mit Geld und Stipendien. Darunter sind insbesondere die internationalen Angebote und die Ökumenestipendien hervorzuheben.⁷⁷⁷ Die Fakultät förderte die kirchliche Arbeit mit gutachterlichen Stellungnahmen, Mitarbeit in der Kirchensynode und auch durch Ehrenpromotionen.⁷⁷⁸ Aus der engen Verflechtung von Fakultät und regionalen Landeskirchen hatte sich eine intensive Zusammenarbeit ergeben, die nicht immer konfliktfrei war, von der aber letztlich beide Seiten profitierten. Mit der allmählichen Konsolidierung der Fakultät normalisierte sich auch ihre Zusammenarbeit mit den Kirchen seit Anfang der 1950er Jahre.

Seit den späten 1950er Jahren wurde eine Neuregelung der Kooperation der Evangelisch-Theologischen Fakultät mit den Landeskirchen auch vom Fakultätsrat thematisiert.⁷⁷⁹ Sie fand schließlich im Rahmen einer sehr viel weiter greifenden Regelung des Staat-Kirche-Verhältnisses in Rheinland-Pfalz mit dem Staatskirchenvertrag vom 31.03.1962 statt. In die Ausarbeitung der neuen Bestimmungen war die Mainzer Fakultät punktuell eingebunden.⁷⁸⁰ Der Weg zum

1957, die u.a. den schlechten Besuch der Ferienkurse durch die Pfarrerschaft und eine mögliche Terminverlegung festhält; vgl. ZA.EKHN, Best. 155-306.

775 S. o. S. 103, 197.

776 S. o. S. 106f.

777 Vgl. exemplarisch ZA.EKHN, Best. 155-260, das Rundschreiben Oberkirchenrats Heß an die Theologiestudierenden im Kirchengebiet, 09.07.1948; ZA.EKPF, Best. Altregistratur 202/04-02, die Protokolle der Sitzungen des Zwischenkirchlichen Ausschusses vom 26. 11. 1948 und 23.03.1949; UA.Mz, Best. 11-30, das Schreiben der Kirchenverwaltung der EKHN an die Evangelisch-Theologische Fakultät Mainz vom 26.05.1959. Ähnliche Stipendien zur Studienförderung vergaben auch die Evangelische Kirche im Rheinland und die Evangelische Kirche der Pfalz. Schon früh wurde auch der internationale Austausch gefördert. 1951 wurden vom EKD-Außenamt erstmals Sommerkurse für Theologiestudierende im Institut des Ökumenischen Rats in Bossey (nahe Genf) angeboten; vgl. UA.Mz, Best. 11-69, das Schreiben vom 03.02.1951 an die Mainzer Theologische Fakultät.

778 Vgl. exemplarisch UA.Mz, 11-30, die Ehrenpromotion von Oberkirchenrat Heß am 10.12.1959, Stählin an Heß, 13.11.1959. Zu den Ehrenpromotionen der Evangelisch-Theologischen Fakultät Mainz vgl. <https://www.ub.uni-mainz.de/de/ehrentitel-der-johannes-guten-berg-universitaet-mainz> (abgerufen am 07.07.2025).

779 Vgl. z.B. UA.Mz, Best. 106-163, Protokollbuch der Fakultät 2, Einträge vom 15.07.1959, 17.02.1960, S. 11, [27]; UA.Mz, Best. 11-9, Dekan Schmidt an Ministerialdirektor von Dörmann, 04.08.1961.

780 Am 16.10.1958 unterrichtete Georg Krüger-Wittmack (1902–2003), Oberkirchenrat der EKHN, Kirchenpräsident Stempel darüber, dass ihm der rheinland-pfälzische Kultusminister Eduard Orth (1902–1968) bei einer Unterredung mitgeteilt habe, dass »Ministerpräsident Altmeier [...] beabsichtige, etwa Mitte November auf höchster Ebene eine Besprechung wegen des Abschlusses eines Staatsvertrages mit den Vertretern der Kirche zu führen«, ZA.EKPF, Best. Altregistratur 110/81-3. Krüger-Wittmarck war für die EKHN an der Aushandlung der Staatskirchenverträge 1960 in Hessen und 1962 in Rheinland-Pfalz be-

Staatskirchenvertrag und die Bedeutung dieser neuen Regelungen werden hier nicht mehr dargestellt.

6.2. Beziehungen innerhalb der Universität und zu Stadt, Gesellschaft und Politik

Die Evangelisch-Theologische Fakultät Mainz hat ihre externen Beziehungen jenseits der institutionellen Vorgaben und Gremienstrukturen erst allmählich aufgebaut. Im Untersuchungszeitraum stellte sie turnusmäßig mit Kurt Galling (1951/52) und Friedrich Delekat (1957/58) zweimal den Rektor der Johannes Gutenberg-Universität.⁷⁸¹ Am Senat der Gutenberg-Universität war regelmäßig ein Mitglied der Fakultät beteiligt; darüber hinaus gab es eine Mitwirkung an Universitätsgremien in überschaubarem Umfang.⁷⁸² An der Arbeit des Evangelisch-Theologischen Fakultätentags (und des zeitweilig damit verbundenen Theologentags⁷⁸³) hat sich die Mainzer Fakultät beteiligt, aber offensichtlich

teilt. In seiner Antwort vom 24. 10. 1958 an Kirchenpräsident Niemöller erklärte Stempel, dass er auch von anderer Seite davon unterrichtet worden sei, und schlug ein gemeinsames Treffen mit dem Präses der EKlR vor dem Treffen mit dem Ministerpräsidenten vor; vgl. ebd. Niemöller nahm diesen Vorschlag am 28.10. positiv auf. Der Evangelisch-Theologische Fakultätentag hatte sich schon seit Mitte 1955 mit dem Staats-Kirche-Verhältnis im Blick auf die Fakultäten beschäftigt; vgl. UA.Mz, Best. 11-28, die Bitte seines Vorsitzenden Wilhelm Maurer an den Mainzer Dekan, das Mainzer Modell beim nächsten Fakultätentag vorzustellen, 08.09.1955.

781 Die Dekanekonferenz hatte im Frühjahr 1951 festgelegt, dass der neue Rektor aus der Evangelisch-Theologischen Fakultät kommen sollte: Der Fakultätsrat schlug daraufhin Kurt Galling vor; vgl. UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, Eintrag vom 06.06.1951, S. 42. Kurt Galling verkürzte sein Rektorat aus Krankheitsgründen; sein Vorgänger Hellmut Isele übernahm die Vertretung; vgl. UA.Mz, Best. 11-42, Rundbrief Nr. 36 vom 30.05.1952, Punkt 9. Martin Schmidt wurde 1962/63 zum Rektor berufen.

782 So hat bspw. Walter Holsten ab 1955 an der Gebührenerlass- und Stipendienkommission sowie an der Wohnheimkommission (für das alte studentische Wohnheim) mitgewirkt; Friedrich Delekat wurde zum gleichen Zeitpunkt Mitglied des Schulausschusses der Universität; vgl. UA.Mz, Best. 11-42, Rundbrief Nr. 61 vom 26.07.1955, Punkte 15–17.

783 Während der Fakultätentag sich im engeren Sinne Themen der Fakultäts- und Universitätspolitik widmete, richtete sich der meist im zweijährigen Turnus stattfindende Theologentag an alle habilitierten Theologen und Theologinnen und widmete sich fachwissenschaftlichen Themen; der Präsident des Fakultätentags war zugleich auch Präsident des Theologentags; der Fakultätentag legte die Themen fest. Der Theologentag tagte ähnlich wie später die Gesellschaft für Wissenschaftliche Theologie in Sektionen; vgl. UA.Mz, Best. 11-28, das Statut des Theologentags vom 29.03.1951. In den Mainzer Akten sind nach der Absage des für Berlin geplanten Theologentags 1952 wegen zu geringer Beteiligung aus dem Westen in den Mainzer Akten Unterlagen für Theologentage 1953, 1956, 1958 und 1960, jeweils in Berlin-Spandau überliefert; vgl. UA.Mz, Best. 11-28. 1962 sollte der Theologentag in Mainz stattfinden, da die Stadt in diesem Jahr ihr 2000jähriges Stadtjubiläum begehen wollte; vgl. UA.Mz, Best. 11-28, das Schreiben Dekan Stählin an den Präsidenten des Fakultätentags vom

keine führende Rolle gespielt.⁷⁸⁴ Mit der katholischen Schwesterfakultät bestand von Beginn an ein meist recht gedeihliches Miteinander; Treffen der beiden Lehrkollegien erhielten ab 1947 in Gestalt des Conveniat eine gewisse Regelmäßigkeit.⁷⁸⁵

Zur Judaistik und zu Vertretern der jüdischen Gemeinde waren die Beziehungen anfänglich nicht ausgeprägt, obwohl schon die Professur Eugen Ludwig Rapps gelegentlich neben der christlichen Orientalistik auch das Epitheton »Judaika« erhielt.⁷⁸⁶ Trotz seiner afrikanistischen Orientierung spielten »Judaika« in

15.01.1959. Die Stadt hatte sich mit dem Anliegen, im Jubiläumsjahr 1962 »wissenschaftliche Tagungen und Kongresse von internationalem Charakter« in Mainz durchzuführen, an den Rektor gewandt; vgl. UA.Mz, Best. 11-28, Rektor Schwantag an Dekan Stählin, undatierter Durchschlag. Der Vorschlag wurde vom Fakultätentag angenommen; vgl. UA.Mz, Best. 11-28, Protokoll des Fakultätentags vom 04.03.1950 in Berlin, S. 3.

784 Kurt Galling wurde im März 1950 für zwei Jahre zum Präsidenten des Fakultätentags gewählt; Galling bat am 07.12.1951 wegen seines bevorstehenden Rektorats in Mainz darum, sein Amt vorzeitig niederlegen zu dürfen, was bewilligt wurde; vgl. UA.Mz, Best. 11-28, Protokoll des Fakultätentags in Marburg a. d. Lahn vom 31.03.1950 (Punkt 10) und 07.12.1951 (S. 3). Während seiner Amtszeit wurde am 07.12.1951 ein außerordentlicher Fakultätentag in Mainz ausgerichtet, bei dem 14 Vertreter anwesend waren; vgl. UA.Mz, Best. 11-28, die Einladung vom 15.10.1951 und das Protokoll. In Gallings Amtszeit beschäftigte sich der Fakultätentag intensiv mit dem Status der Kirchlichen Hochschulen; vgl. UA.Mz, Best. 11-28, die Gutachten zu dieser Frage.

785 Wilhelm Jannasch hatte in seinem Bericht nach Ende des ersten Semesters das gute Miteinander beider Fakultäten gelobt; die Beziehungen zur katholischen Fakultät seien gut, »bei vielen Einzelbegegnungen sogar herzlich«, UA.Mz, Best. NL 16-11 (Anm. 160), S. 3. Anfänglich suchten beide Fakultäten das Miteinander gemeinsam mit Studierenden zu gestalten; vgl. UA.Mz, Best. 106-62, das Protokoll des Fakultätsrats vom 22.02.1947, S. 11, nach dem eine »Aussprachemöglichkeit zwischen beiden theologischen Fakultäten geschaffen werden« soll, »in der Form, daß je ein evangelischer und katholischer Professor einen Vortrag halten.«; vgl. auch UA.Mz, Best. 106-162, den Plan einer gemeinsamen Freizeit beider Fakultäten, Protokoll des Fakultätsrats vom 09.05.1951, S. 41. Ab Juli 1947 kam es zu regelmäßigen und offensichtlich wechselseitigen Einladungen der Kollegien beider Fakultäten; vgl. Kißener: causa major (Anm. 38), S. 115, und entsprechende Ankündigungen im Fakultätsrat, UA.Mz, Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, Einträge vom 09.01.1952, 14.01.1953, 24.02.1954 u.ö., S. 52, 67, 68, 85 u.ö. Von Misstimmungen war das Verhältnis nicht immer frei. 1960 sagte Prodekan Wiesner gegenüber dem Dekan der Schwesterfakultät die Teilnahme an einem von ihr veranstalteten Festakt ab, weil jene ihre Nichtteilnahme an der Feier zum 400. Geburtstag Philipp Melanchthons mit ihrem »Eintreten für die konfessionelle Neutralität der Universität« begründet hatte und schrieb: »Von demselben Gesichtspunkt aus sehe ich mich aber nicht in der Lage, an einer Universitäts-Feier teilzunehmen, die eindeutig die Ehrung des derzeitigen höchsten katholisch-kirchlichen Würdenträgers in Mainz zum Inhalt hat. Dies ändert nichts an meinem persönlichen Verhältnis zu den Herren Ihrer Fakultät, wie es gerade auch in dem letzten Zusammensein unserer beiden Fakultäten sicht zeigt«, UA.Mz, Best. 106-35, Prodekan Wiesner an Dekan Berg, 12.07.1960.

786 So teilte Dekan Jannasch am 12.02.1947 dem Fakultätsrat mit: »Der Kirchenausschuß hat der Errichtung einer Stiftungsprofessur für christliche Orientalistik und Judaika zugestimmt, die durch Prof. Dr. Rapp besetzt werden soll. Mittel sind zunächst für drei Jahre

seinen Publikationen eine nicht unerhebliche Rolle.⁷⁸⁷ Ein nicht unwichtiger Baustein dieser Arbeit war die jüdische Gemeindebibliothek, die 1955 als Leihgabe an die Fakultät gelangte.⁷⁸⁸ Eine prägende Bedeutung hat dieses Thema in der Mainzer Fakultät in den 1950er Jahren aber offensichtlich noch nicht gehabt.⁷⁸⁹

Abgesehen von den institutionell vorgesehenen Kontaktlinien, z. B. in Berufungsverfahren, und dem Konflikt um die Bibliotheksausstattung⁷⁹⁰ hat die Fakultät nur in den Gründungssemestern häufiger mit politischen Instanzen zu tun gehabt.⁷⁹¹ An den großen politischen Auseinandersetzungen um Wiederbewaffnung und Atombewaffnung nahm die Fakultät ausweislich der Aktenüberlieferung nicht teil.⁷⁹² Auch an der in den 1950er Jahren aufkommenden medialen Kommunikation beteiligte sich die Fakultät trotz der diesbezüglichen Vorzüge des Mainzer Standorts offensichtlich nur pflichtgemäß.⁷⁹³

bewilligt«, UA.Mz, Best. 106-162, S. 9f. Erst unter Rapps Nachfolger Günter Mayer (1936–2004) wurde die Stelle zur Professur für Judaistik umgewidmet (ab 1972).

787 Vgl. den Beitrag von Andreas Lehnardt in diesem Band, S. 231–257, bes. S. 234–236.

788 Vgl. Andreas Lehnardt: Die Jüdische Bibliothek an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz 1938–2008. Stuttgart 2009 (= Beiträge zur Geschichte der Universität Mainz, NF 8) und seinen Beitrag in diesem Band, S. 105–114. [Anm. 4: (Lit.)]

789 1950/51 gab es einen Kontakt mit der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit in Wiesbaden im Kontext eines Vortrags; vgl. UA.Mz, Best. 11-12 (Buchst. C), Walter Holsten an die Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit in Wiesbaden, 10. 10. 1950, und weitere Stücke.

790 S. o. S. 120–128.

791 Zu den Kontakten zur französischen Besatzungsmacht s. o. Kap. I und II.

792 Vgl. Johanna Vogel: Kirche und Wiederbewaffnung. Die Haltung der Evangelischen Kirche in Deutschland in den Auseinandersetzungen um die Wiederbewaffnung der Bundesrepublik 1949–1956. Göttingen 1978 (= Arbeiten zur kirchlichen Zeitgeschichte B 4); Lutz Hoeth: Die Evangelische Kirche und die Wiederbewaffnung Deutschlands in den Jahren 1945–1958. Diss. masch. Berlin 2008; Holger Nehring: Politics, Symbols and the Public Sphere: The Protests against Nuclear Weapons in Britain and West Germany, 1958–1963. In: Zeithistorische Forschungen 2 (2005), S. 180–202. Oberkirchenrat Hans-Erich Heß hatte am 25. 11. 1954 ein »Wort von 170 rheinischen Pfarrern« an die Studierenden und Kandidaten der Theologie der EKHÜ übersandt; vgl. UA.Mz, Best. 11-9. Darin wird im Anschluss an die »Londoner und die Pariser Konferenz« (London 28.09.–03. 10. 1954; Paris 19.–23. 10. 1954) festgestellt, dass sich die westdeutsche Regierung erneut auf eine Politik der Stärke festgelegt habe. Mit der Einordnung in die Nato werde aber die Feindschaft zwischen Staaten vertieft. Daher erkläre man mit Blick auf die gesamtdeutsche Situation unter Berufung auf Grundgesetz Art. 4.3, dass man einer Einberufung zum Wehrdienst nicht folgen könne, UA.Mz, Best. 11-9. Heß erklärte, in seinem Schreiben, dieses Wort unterzeichnet zu haben, und fragte die Adressaten, »ob Sie sich Ihrerseits dem anschließen wollen«, ebd. Der Aufruf des Oberkirchenrats war am 06. 01. 1955 vom Mainzer Kultusministerium mit der Bitte um »gefällige Kenntnisnahme« als Abschrift an Dekan Stählin übersandt worden; Stählin erklärte am 14. 01.: »Ich selbst habe mich bereits am 14. 12. schriftlich, andere Mitglieder der Fakultät haben sich später mündlich mit Oberkirchenrat Heß ins Benehmen gesetzt und alles Nötige besprochen«, beide UA.Mz, Best. 11-9.

793 Im Zuge der allgemeinen Bestellung von Rundfunkreferenten für die Fakultäten der Universität wurde 1950 Werner Wiesner für die Evangelisch-Theologischen Fakultät als Rund-

6.3. Anfänge der Theologischen Arbeitsgemeinschaft

Am 15.06.1960 beschloss der Fakultätsrat der Evangelisch-Theologischen Fakultät das Thema des nächsten Theologentags in einer Sondersitzung am 6. Juli gemeinsam vorzubereiten; diskutiert werden sollte die Frage der Einheit von Altem und Neuem Testament.⁷⁹⁴ An dem »Wissenschaftlichen Gespräch« im Jochen-Klepper-Haus der EKHn, zu dem neben den aktiven Professoren auch Lehrbeauftragte, Emeriti und Assistenten eingeladen waren, nahmen insgesamt 16 Personen teil. Das Gespräch verlief offensichtlich so angeregt, dass wenige Tage später eine Fortsetzung an gleicher Stelle anberaumt wurde.⁷⁹⁵ Ein weiteres »Fakultätsgespräch« fand am 27.11.1961 statt aus Anlass einer von einer »neupietistischen Gruppe« an den rheinischen Präses Joachim Beckmann (1901–1987) gerichteten Eingabe zu Bibelautorität und Bibelverständnis sowie eines von »württembergischen pietistischen Kreisen« an die Stuttgarter Landeskirchenleitung und die Tübinger Fakultät gerichteten offenen Briefes, die beide durch die Debatte um Rudolf Bultmanns Entmythologisierungsprogramm ausgelöst worden waren.⁷⁹⁶ Die rheinische Eingabe wurde ausführlich und teilweise kontrovers diskutiert; am Ende verständigten sich die Teilnehmer, zunächst ein Gespräch mit der Kirchenleitung in Düsseldorf und anschließend mit Vertretern der Eingabe zu suchen.⁷⁹⁷ Schon im Februar 1962 wurden die Gespräche fortgesetzt; das Thema »Die Problematik einer Theologie des Neuen Testaments« auf

funkreferent benannt; vgl. UA.Mz, Best. 11-42, Rundschreiben Nr. 10 vom 18.04.1950. Regelmäßig wurden Themenvorschläge für Rundfunkvorträge von den Professoren der Fakultät erbeten; vgl. exemplarisch UA.Mz, Best. 11-13, die Bitte vom 14.11.1960. Mit der Gründung des Südwestfunks (1946) und des ZDF (1960) entwickelte sich Mainz zum Medienstandort. Mit Karl Holzamer (1906–2007), seit 1946 planmäßiger Extraordinarius für Philosophie, Psychologie und Pädagogik an der Gutenberg-Universität, verfügte die Gutenberg-Universität über einen schon seit langem medienerfahrenen Vertreter, der ab 1946 zum Rundfunkrat des Südwestfunks gehörte und ab 1962 Intendant des ZDF war.

⁷⁹⁴ Vgl. UA.Mz, Best. 106-163, Protokollbuch der Fakultät 2, Eintrag vom 15.06.1960, S. [36]. Zuvor hatte Werner Wiesner vom Theologentag 1960 in Köln berichtet. Anläufe zu einer die theologischen Fächer übergreifenden Aussprache der Lehrenden der Fakultät hatte es schon früher gegeben; 1957 notiert das Protokollbuch der Fakultät: »Vorschlag der H. Kuschke, Loew u. Delekat zur theol Aussprache innerhalb der Fakultät. H. Wiesner möge zusammenrufen«, UA.Mz, Best. 106-162, Eintrag vom 10.07.1957, S. 136.

⁷⁹⁵ Vgl. UA.Mz, Best. 11-16, die Einladung und die beiden Teilnehmerlisten. Wenige Tage später wurde zu einem »Zusammensein mit Professor [Gerhard] Ebeling eingeladen, das im Zusammenhang mit dem Berufungsverfahren Systematische Theologie stand; es fand deutlich weniger Zuspruch (sechs Personen); vgl. UA.Mz, Best. 11-13, Einladung Dekan Mezgers an die Fakultätsmitglieder vom 11.07.1960; UA.Mz, Best. 11-16, Teilnehmerliste.

⁷⁹⁶ Die rheinische Eingabe ist in der betreffenden Akte nicht enthalten, wohl aber der gedruckte »Offene Brief« aus Württemberg und eine Antwort darauf aus der Zeitschrift »Arbeit und Besinnung« 15 (1961), S. 332–335; vgl. UA.Mz, Best. 11-16. Vgl. auch den Fakultätsratsbeschluss UA.Mz, Best. 106-163, Protokollbuch der Fakultät 2, Eintrag vom 15.11.1961, S. [81].

⁷⁹⁷ Vgl. UA.Mz, Best. 11-16, das von Ernst Kutsch angefertigte Protokoll.

der Basis eines Vortrags von Herbert Braun stellt in gewisser Weise eine Anknüpfung an die beiden vorangegangenen Themen dar. Ein lesenswertes ausführliches Protokoll der einzelnen Beiträge von Traugott Koch gibt einen detaillierten Eindruck von Inhalt und Stil der theologischen Debatte an der Fakultät zu Beginn der 1960er Jahre.⁷⁹⁸ Das Schlusswort von Dekan Martin Schmidt charakterisiert die neue Diskussionskultur, die sich mit diesen wissenschaftlichen Gesprächen an der Mainzer Fakultät zu etablieren begann. Mit einem Dank an Herbert Braun

»versicherte er, daß man doch gerade auch dort, wo einer aus dem Kreis der Fakultät eine besonders profilierte Interpretation vortrage, mit ihm denke, auch da, wo man gegen ihn argumentiere, denn bewegt und angeregt durch seine Interpretation frage man gemeinsam und neu nach dem, was das Eigentliche der Theologie ist.«⁷⁹⁹

Die sich aus diesen wissenschaftlichen Gesprächen entwickelnde *Theologische Arbeitsgemeinschaft*⁸⁰⁰ war nicht nur ein treibender Faktor der wissenschaftstheologischen Debatte an der Fakultät, sondern spielte auch in den theologisch-politischen Auseinandersetzungen der späten 1960er Jahre eine wichtige Rolle.

7. Resümee

Im Rahmen einer Erhebung des Wissenschaftsrats berichtete Dekan Stählin am 19.01.1959 an Rektor Karl Schwantag über die Lage und die Aufbauziele der Evangelisch-Theologischen Fakultät Mainz. Es sei in den letzten sechs Jahren gelungen, den Bestand der Seminarbibliothek zu verbessern, gegenüber den lange bestehenden Fakultäten bestünden aber noch immer empfindliche Lücken. Außerdem nennt Stählin den Mangel an Räumen für Professoren und Assistenten, um dann den Status der Fakultät grundsätzlich zu charakterisieren:

»Am schwersten wiegt das Fehlen einer tragenden Tradition, die aufzubauen zu den schwierigsten Aufbauaufgaben gehört. Vorläufig ist die Fakultät noch nicht über den Stand einer Provinz-Fakultät hinausgewachsen. Die grosse Mehrzahl der Studierenden kommt aus dem Lande Rheinland-Pfalz und dem benachbarten Hessen.«⁸⁰¹

798 Vgl. ebd. Die Voten der Fakultätsmitglieder sind im zehnsseitigen Protokoll namentlich gekennzeichnet.

799 UA.Mz, Best. 11-16, Protokoll des wissenschaftlichen Gesprächs der Evangelisch-Theologischen Fakultät am 12.02.1962 (Traugott Koch), S. 10.

800 So erstmals am 19.11.1964 bezeichnet; vgl. UA.Mz, Best. 11-16.

801 UA.Mz, Best. 11-24.

Gegenüber dieser Feststellung sind Stählins Vorschläge zur Entwicklung der Fakultät⁸⁰² doch eher kleinteilig. Ende der 1950er Jahre war weithin Nüchternheit in die Einschätzung der Fakultät eingeleitet, deren Studierendenzahl sich stabil um 100 bewegte und die damit gegenüber den anderen Fakultäten der Gutenberg-Universität an Boden verlor, zumal die Geisteswissenschaften in den Zuschüssen des Landes für ihre alma mater ohnehin nur eine geringe Rolle spielten.

Man kann die Entwicklung der Mainzer Fakultät von ihren Anfängen bis zum Staatskirchenvertrag vom 01.03.1962 als sukzessive Normalisierung beschreiben. In ihren Anfängen suchten der französische General Pierre Jacobsen und Martin Niemöller als Gründungspatrone der neuen Fakultät 1946 eine dezidiert kirchliche und praktische Ausrichtung der Ausbildung der Theolog:innen zu realisieren, die zudem mit einem Studierendenaustausch zur deutsch-französischen Völkerverständigung beitragen sollte. Niemöllers Erfahrungen in der NS-Zeit, in der er 1935 an der Gründung zweier kirchlicher Hochschulen mitgewirkt hatte, konvergierten mit dem edukatorischen Interesse der Besatzungsmacht. Mit Wilhelm Jannasch wurde ein Gründungsdekan gewonnen, der mit beachtlicher Kreativität und hohem persönlichem Engagement in die angestrebte Richtung arbeitete, aber bald auf erhebliche Widerstände traf. Seinen Bemühungen standen Beharrungskräfte in der Universitätsleitung, den Kirchenleitungen der EKHn und der Pfalz sowie unter den ersten Kollegen der Fakultät und die allgemein geringen Ressourcen der Nachkriegsjahre entgegen. Trotz beachtlicher Ansätze und einiger Erfolge, blieben die hochgespannten Ziele schnell stecken. Es war herausfordernd genug, unter den prekären äußeren Bedingungen in Mainz hinsichtlich Raum- und Bücherausrüstung, unbesetzten Stellen, fehlendem Wohnraum und mangelnder finanzieller Ressourcen überhaupt einen halbwegs regulären Fakultätsbetrieb zu organisieren. Die schnell steigenden Studierendenzahlen gingen mit der allgemeinen Normalisierung der Studien- und Lebensbedingungen an anderen Universitäten bald stark zurück. Als sich die Fakultät seit Mitte der 1950er Jahre auf niedrigerem Niveau stabilisieren konnte, waren die neuen Ideen weitgehend verschwunden und die verheißungsvollen Köpfe hatten zu traditionsreicheren Universitäten mit besserer Bibliotheksausrüstung gewechselt. Die Mainzer Fakultät hatte sich normalisiert, mit Blick auf ihre Studierenden hatte sie vor allem einen regionalen Einzugsbereich, Wis-

802 Stählin gab zwar als Ziel der Fakultät aus, »über die Landesebene zur Bundesebene hinauszuwachsen«, wünschte sich dafür eine bessere Raumausrüstung, die Errichtung von drei neuen Instituten für alttestamentliche Archäologie, angelsächsische Kirchengeschichte und Religionspädagogik sowie die Aufwertung bzw. Einrichtung dazu passender Professuren und drei neue Assistentenstellen sowie zwei bis drei Posthabilit-Stellen (»Diädozenturen«). Jenseits dieser Ausstattungswünsche formulierte Stählin 1959 kein Konzept für die Entwicklung der Fakultät.

senschaftler von Rang konnte sie meist nur für einige Jahre binden. Unter ihnen war keine einzige Frau.

Allerdings lag zu Beginn der 1960er Jahre in der Arbeit einzelner Personen wie Herbert Braun, Manfred Mezger, Luise und Willy Schottroff, die neue Ansätze wagten, und in der fächerübergreifenden Zusammenarbeit in der Theologischen Arbeitsgemeinschaft (später auch: »Mainzer Sozietät«) der Keim für Entwicklungen, die im letzten Drittel der 1960er Jahre der Fakultät in einem sich massiv wandelnden gesellschaftlichen Umfeld ein neues und teilweise Aufsehen erregendes Profil geben sollten.

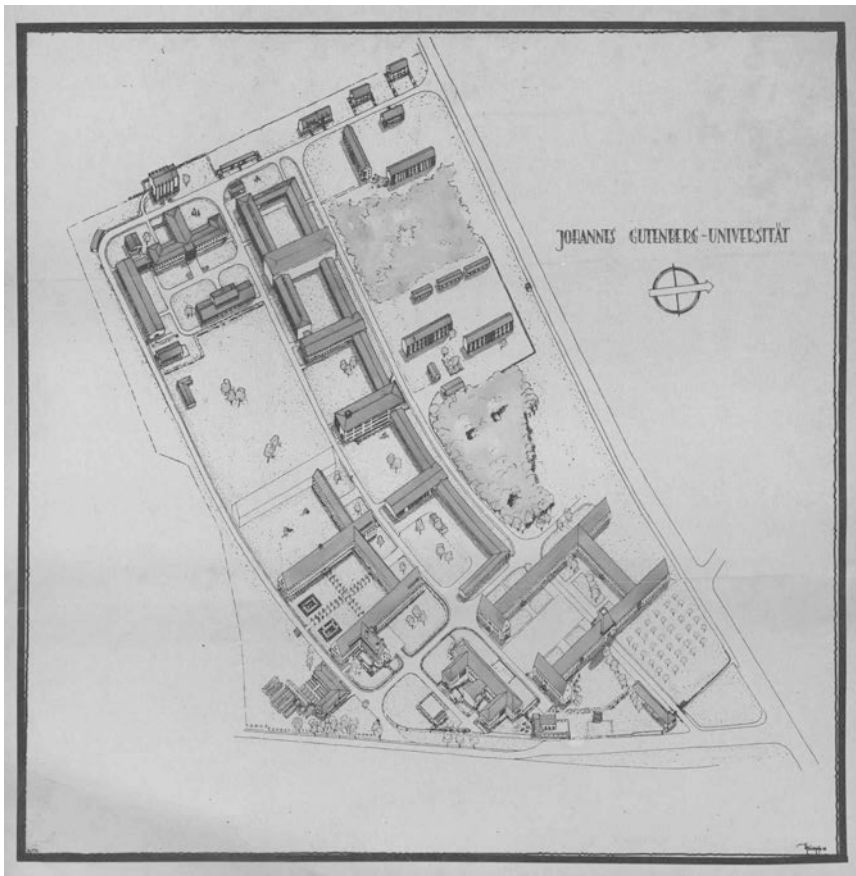


Abb. 11: Lageplan des Campus der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, ca. 1959, Universitätsarchiv Mainz, S 2-102.

Wilhelm Jannasch: »Gerechter unter den Völkern« und Gründungsdekan der Mainzer Evangelisch-Theologischen Fakultät

Abstract

Aus der Herrnhuter Brüdergemeine kommend zeigte Wilhelm Jannasch schon früh akademische Interessen. Seine 1914 angetretene landeskirchliche Pfarrstelle in Lübeck wurde für ihn auch wegen seines Auftretens gegen Antisemitismus ab 1933 zur Herausforderung. 1934 wurde er seines Amtes enthoben, 1935 musste er mit seiner Familie Lübeck verlassen und arbeitete fortan in Berlin für die Bekenkende Kirche, ab 1940 als Pfarrer einer BK-Gemeinde. Das riskante Engagement des Ehepaars Jannasch für verfolgte Juden und Christen jüdischer Herkunft trug ihm 2020 die Anerkennung als »Gerechte unter den Völkern« ein. Der zweite Teil des Aufsatzes skizziert anhand einiger Schlaglichter Jannaschs Wirken an der Mainzer Fakultät.

Schlüsselwörter: Herrnhuter Brüdergemeine, Antisemitismus, verfolgte Juden, Bekenkende Kirche, Lübeck, Berlin, Mainz, Martin Niemöller, Missionswissenschaft, Praktische Theologie

Coming from the Moravian Church, Wilhelm Jannasch showed academic interest at an early stage. His position as a church pastor in Lübeck, which he started in 1914, became a challenge for him beginning in the year 1933, among other reasons because of his opposition to anti-Semitism. He was dismissed in 1934 and had to leave Lübeck with his family in 1935 and from then on worked for the »Confessing Church« in Berlin and beginning in 1940 as the pastor of a parish of the »Confessing Church«. The Jannasch couple's risky engagement on behalf of persecuted Jews and Christians of Jewish origin earned him recognition as a »Righteous Among the Nations« in 2020. The second part of the essay outlines Jannasch's work at the Mainz faculty and highlights a few aspects of this.

Keywords: Moravian Church, anti-Semitism, persecuted Jews, »Confessing church«, Lübeck, Berlin, Mainz, Martin Niemöller, missiology, practical theology

In seiner Funktion als Geschäftsführer des *Pfarrernotbundes* äußerte sich Wilhelm Jannasch (1888–1966) am 13. August 1945 gegenüber dem *Ökumenischen Rat der Kirche* in Genf selbstkritisch zur Rolle der evangelischen Kirche während der nationalsozialistischen Diktatur:

»Wohl sehen wir in diesem Augenblicke noch stärker als vor dem Ende der Feindseligkeiten darin die eigene Schuld, daß wir gerade auch in den letzten Jahren und Monaten nicht noch viel offener und unverhüllter trotz des drohenden Schafotts gemahnt, gewarnt und gedroht haben.«¹

Der Historiograph des »Kirchenkampfes« Wilhelm Niemöller (1898–1983) bezeichnete das Schreiben später als eine »Vorstufe der Stuttgarter Erklärung« und sprach ihm kirchengeschichtliche Bedeutung zu.² Als sein Bruder Martin Niemöller (1892–1984) Jannasch bald darauf im Alter von 58 Jahren nach Mainz lotste, waren, neben seiner nachweislichen wissenschaftlichen Befähigung, seine bekannte Gegnerschaft zum NS-Staat und sein couragiertes Eintreten für die *Bekennende Kirche* ausschlaggebend. Mit seinem reichhaltigen Erfahrungsschatz schien der in der zerstörten Reichshauptstadt lebende Pfarrer für die wissenschaftliche Ausbildung des zukünftigen deutschen Theologennachwuchses an der neu entstehenden Mainzer Fakultät geradezu prädestiniert. Kaum bekannt dagegen ist, dass Jannasch und seine Frau Elisabeth (1890–1970) in den frühen 1940er Jahren in kirchliche Rettungsnetzwerke zur Unterstützung von verfolgten Juden und Christen jüdischer Herkunft eingebunden waren. Am 10. November 2020 ließ ihnen die Internationale Holocaustgedenkstätte Yad Vashem hierfür die Ehrung als *Gerechte unter den Völkern* zuteilwerden.³

1 Jannasch an den Ökumenischen Rat der Kirchen (Abteilung für Wiederaufbau und kirchliche Hilfsaktionen) am 13.08.1945. Abgedruckt in: Wilhelm Niemöller: Der Pfarrernotbund. Geschichte einer kämpfenden Bruderschaft. Hamburg 1973, S. 145–147, hier S. 145. Vgl. Wilhelm Jannasch: Hat die Kirche geschwiegen? Frankfurt a. M. 1945. Es handelt sich um eine der frühesten – wenn nicht die früheste überhaupt – kommentierten Quellensammlungen mit Zeugnissen aus dem Umfeld des bruderrätlichen Flügels der *Bekennenden Kirche*. Mit einigen wenigen Überarbeitungen erneut herausgegeben vom Schweizerischen Evangelischen Hilfswerk für die Bekennende Kirche in Deutschland: Deutsche Kirchendokumente. Die Haltung der Bekennenden Kirche im Dritten Reich. Zürich 1946.

2 Niemöller: Pfarrernotbund (Anm. 1), S. 144.

3 Internationale Holocaustgedenkstätte Yad Vashem, Department Righteous among the nations, am 2. Mai 2021 an Herrn Pfarrer Thomas Baltrock (St. Aegidien Lübeck) und den Autor. Vgl. Hansjörg Buss: Ehrung des Pastorenehepaars Wilhelm und Elisabeth Jannasch als »Gerechte unter den Völkern«. In: Zeitschrift für Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte 5 (2025), S. 305–310. Die Forschungslage zu Elisabeth Jannasch, geborene Heuer, ist unzureichend. Ihre Verdienste sind in den überlieferten Quellen kaum greifbar, freilich wäre vieles von dem, was ihr Mann Wilhelm tat, ohne ihr Einverständnis und ihre Bereitschaft, mögliche Konsequenzen zu tragen, nicht möglich gewesen. Dem traditionellen Rollenverständnis der Zeit entsprechend gab sie nach ihrer Heirat (1914) ihren Beruf auf und hielt ihrem Mann als Mutter der gemeinsamen Kinder und »Pfarrfrau«, später als Professorengattin nach Kräften den Rücken frei. Die angemessene Würdigung dieser stillen Unterstützerin ist ein Desiderat. In Band 85 (2026) der Zeitschrift *Unitas Fratrum*. Zeitschrift für Geschichte und Gegenwartsfragen der Brüdergemeinde befassen sich mehrere Beiträge mit unterschiedlichen Aspekten der Biografie, der Theologie und des Handelns von Wilhelm Jannasch.

1. Stationen eines Lebens (1888–1933)

Wilhelm Jannasch wurde am 8. April 1888 im schlesischen Gnadefrei – dem heutigen Pilawa Górna/Polen – geboren.⁴ Der Herrnhuter Pietismus seiner Heimatstadt prägte ihn zeitlebens. Jannasch entschied sich für ein Studium der Theologie, das er u. a. in Marburg, Bonn, Berlin und Heidelberg absolvierte, wurde 1913 ordiniert und ein Jahr mit der zweiten Pfarrstelle der renommierten Lübecker Aegidiengemeinde betraut, eine der fünf großen Innenstadtgemeinden. Kurz nach seiner Heirat und wenige Wochen nach Kriegsausbruch wurde er im September 1914 in sein Amt eingeführt. Der Werdegang Jannaschs bis dahin verlief wenig auffällig. Recht früh zeichnete er sich allerdings durch reges wissenschaftliches Interesse aus. Er war, so sein Amtskollege Bruno Meyer (1892–1969) in seinen Lebenserinnerungen, »primär Gelehrter«.⁵ Bereits als 20-Jähriger veröffentlichte Jannasch eine Lebensbeschreibung des Kirchenliederdichters Christian Rénatus von Zinzendorf (1727–1952), dem Sohn Nikolaus Ludwig von Zinzendorfs (1700–1960). 1914 promovierte er zum Lic. Theol. Seine quellen-gesättigten Arbeiten zur Lübecker Reformationsgeschichte sind aus heutiger Perspektive zwar methodologisch veraltet, dennoch unverzichtbare Standardwerke.⁶

Ohne Zweifel war Jannasch wie die große Mehrheit der deutschen evangelischen Geistlichen national eingestellt. Predigten aus der Zeit des Ersten Weltkriegs lassen sich der deutschen »Kriegstheologie« zuordnen, auch wenn Jannasch im Gegensatz zu manchem seiner Kollegen bemüht war, christliche

4 Vgl. Hansjörg Buss: Nationalprotestantische Erblasten. Eine doppelbiographische Skizze zu den Lübecker Pastoren Johannes Pautke (1888–1955) und Wilhelm Jannasch (1888–1966). In: Zeitschrift für Lübeckische Geschichte 99 (2010), S. 229–270; ders.: Wilhelm Jannasch. In: Auf den zweiten Blick. Frauen und Männer der Nordkirche vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Hg. von Claudia Tietz, Ruth Albrecht und Rainer Hering. Husum 2018 (= Schriften des Vereins für Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte 61), S. 349–360.

5 Landeskirchliches Archiv der Nordkirche [im Folgenden LKANK], 64.06, Nr. 4, Bruno Meyer: Lebenserinnerungen. O. O. 1954. Vgl. Hansjörg Buss: Wilhelm Jannasch (1888–1966). In: Persönlichkeiten der deutschen Landeskirchengeschichtsschreibung. Tagung des Arbeitskreises Deutsche Landeskirchengeschichtsschreibung und der Arbeitsgemeinschaft für Mecklenburgische Kirchengeschichte in Güstrow vom 27. bis 29. September 2018. Hg. von Johann Peter Wurm. Leipzig 2020 (= Herbergen der Christenheit, Sonderband 26; Studien zur deutschen Landeskirchengeschichte 11), S. 147–164.

6 Vgl. Wilhelm Jannasch: Christian Rénatus von Zinzendorf. In: Zeitschrift für Brüdergeschichte 2 (1908), S. 48–80, und 3 (1909), S. 62–93; ders.: Geschichte des Lutherischen Gottesdienstes in Lübeck. Von den Anfängen der Reformation bis zum Ende des Niedersächsischen als gottesdienstlicher Sprache (1522–1633). Gotha 1928; ders.: Der Kampf um das Wort. Aus der Glaubensgeschichte einer deutschen Stadt. Lübeck 1931; ders.: Reformationsgeschichte Lübecks vom Petersablass bis zum Augsburger Reichstag 1515–1530. Lübeck 1958 (= Veröffentlichungen der Geschichte der Hansestadt Lübeck 16).

Orientierung zu bieten.⁷ Die Auflösung der ›alten‹ Ordnung im November 1918, die unerwartete Kriegsniederlage und der Zusammenbruch der Hohenzollernmonarchie führten auch bei Jannasch zu einer tiefgreifenden Verunsicherung. Er war von den gesellschaftlichen Modernisierungsschüben, dem Säkularisierungsdruck und dem wachsenden Verlust der kirchlichen Bindungskraft sichtlich irritiert. Theologisch, so Jannaschs eigene Angaben, stark von den beiden ›Blumhardts‹ – Johann Christoph Blumhardt (1805–1880) und Christoph Friedrich Blumhardt (1842–1919) – beeinflusst, sah er dennoch die Entfaltungsmöglichkeiten, die die Weimarer Demokratie auch den Kirchen bot.⁸ Er war Vernunftrepublikaner. Damit vertrat Jannasch – seit 1922 führte er den Titel eines Hauptpastors – in der kleinen Lübecker Landeskirche, in der deutschnationale Vorbehalte gegen die Republik allgegenwärtig waren, eine Minderheitenposition.⁹ Insbesondere der kirchlichen Öffnung gegenüber der völkischen Bewegung, die auch in Lübeck auf kirchlichen Veranstaltungen, in Gremien und im Kollegenkreis zu beobachten war, erteilte er aus theologischen und grundsätzlichen Erwägungen eine klare Absage. Den Antisemitismus der Völkischen hielt er für unvereinbar mit dem Christentum, insbesondere deren Forderungen nach einer ›Entgiftung‹ der christlichen Traditionen von jüdischen Einflüssen und deren Ablehnung des Alten Testaments. Gemünzt auf den antisemitischen *Bund für Deutsche Kirche*, einem der weltanschaulichen Wegbereiter der *Deutschen Christen*, der besonders in der Lübecker Luthergemeinde mit ihrem nationalsozialistischen Pfarrer Ulrich Burgstaller (1894–1935) auf Resonanz stieß, schrieb Jannasch 1931 im *Evangelischen Gemeindeblatt*:

7 Wilhelm Jannasch: Notfrömmigkeit (Predigt vom 05. 03. 1916). In: Der Herr hat Großes an uns gethan Kriegspredigten Lübeckischer Geistlicher. Hg. von Kurt Ziesenz. Lübeck 1917, S. 81–87. Vgl. Wilhelm Pressel: Die Kriegspredigt 1914–1918 in der evangelischen Kirche Deutschlands. Göttingen 1967 (= Arbeiten zur Pastoraltheologie 5), S. 224; ders.: Die lutherische Landeskirche und der Erste Weltkrieg. In: »... so blickt der Krieg in allen Enden hindurch«. Die Hansestadt Lübeck im Kriegsalltag 1914–1918. Hg. von Nadine Garling und Diana Schweitzer. Lübeck 2016 (= Veröffentlichungen zur Geschichte der Hansestadt Lübeck 54), S. 105–124.

8 LKANK, 5, Jannasch, Wilhelm (Pastor), Nr. 13, Lebenslauf Jannasch vom 23. 03. 1927.

9 Vgl. Wolf-Dieter Hauschild: Kirchengeschichte Lübecks. Christentum und Bürgertum in neun Jahrhunderten. Neumünster 1981, S. 494–510; Hansjörg Buss: ›Entjudete Kirche‹. Die Lübecker Landeskirchen zwischen christlichem Antijudaismus und völkischem Antisemitismus 1918–1950. Paderborn 2011, S. 101–184; ders.: Lorbeer, Eichenlaub und Dornenkranz. ›Kriegerehrungen‹ der Lübecker Landeskirche in der Weimarer Republik. In: Ehrregime. Akteure, Praktiken und Medien lokaler Ehrungen in der Moderne. Hg. von Dietmar von Reeken und Malte Thießen. Göttingen 2016 (= Formen der Erinnerung 63), S. 201–220.

»Jedenfalls könnte und dürfte ein Sieg der nationalsozialistischen Bewegung die evangelische Kirche niemals veranlassen, vor dem Antisemitismus der Nationalsozialisten zu kapitulieren und ihre Judenfeindschaft einfach mitzumachen.«¹⁰

Diese frühe Stellungnahme weist zugleich ins Jahr 1933. Die sogenannte »Judenfrage« berührte die Bekenntnisgrundlagen der Kirchen unmittelbar und war die eigentliche Gretchenfrage im Verhältnis von Kirchen und völkischem Weltanschauungsstaat. Taufgemeinschaft und nationalsozialistische Rassengemeinschaft standen sich unvereinbar gegenüber.

2. Amtsenthebung: die Lübecker Jahre (1933–1935)

Folgerichtig stand Jannasch – auch hier im Gegensatz zur Mehrzahl seiner Amtskollegen – der Bildung der nationalen Koalitionsregierung und der Reichskanzlerschaft Adolf Hitlers (1889–1945), die nur wenige Monate später in einer Einparteiendiktatur mündeten, skeptisch und ablehnend gegenüber. Er widersprach dem auch in Lübeck um sich greifenden Antisemitismus und wandte sich gegen den Boykotttag jüdischer Gewerbetreibender am 1. April 1933.¹¹ Seine Hauptsorge aber galt der Kirche. In der Reichsbischofsfrage bezog er öffentlich Stellung für Friedrich Bodelschwingh (1877–1946), also gegen den deutschchristlichen Kandidaten und Hitler-Vertrauten Ludwig Müller (1883–1945). Am 3. Juli 1933 legte er, freilich vergeblich, auf der entscheidenden Sitzung des Lübecker Kirchentags einen Gegenentwurf zur Übernahme der Landeskirche durch die *Deutschen Christen* vor. Schließlich wurde er kurz vor der reichsweiten Kirchenwahl am 23. Juli zum ersten Mal seines Pfarramts enthoben, nachdem er im Gemeindeblatt zur Wahl der jungreformatorischen Liste *Evangelische Kirche* aufgerufen hatte. Zum 11. April 1934 versetzte ihn der Lübecker Kirchenausschuss »im Interesse des Dienstes« mit sofortiger Wirkung in den Ruhestand.¹²

10 Evangelisches Gemeindeblatt St. Aegidien 40 (1931). Vgl. Hansjörg Buss: Völkisches Christentum und Antisemitismus. Der *Bund für Deutsche Kirche* in Schleswig-Holstein. In: Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte (2013), S. 193–239.

11 LKANK, 5, Jannasch, Wilhelm (Pastor), Nr. 49, Anlage zum Fragebogen im Zusammenhang mit seinem Antrag auf Anerkennung als »Opfer des Faschismus«, undatiert [1946]. Vgl. zum Folgenden Karl Friedrich Reimers: Lübeck im Kirchenkampf des Dritten Reiches. Nationalsozialistisches Führerprinzip und evangelisch-lutherische Landeskirche von 1933 bis 1945. Göttingen 1965, S. 87–92; Wolf-Dieter Hauschild: Kirchlicher Widerstand am Beispiel Lübecks. In: Schleswig-Holstein unterm Hakenkreuz. Hg. von Urs Diederichs und Hans-Hermann Wiebe. Kiel 1985 (= Evangelische Akademie Nordelbien, Dokumentationen 7), S. 75–102; ders.: Kirche in Lübeck zwischen Anpassung und Widerstand. In: Kirche und Nationalsozialismus. Beiträge zur Geschichte des Kirchenkampfes in den evangelischen Landeskirchen Schleswig-Holsteins. Hg. von Klauspeter Reumann. Neumünster 1988 (= Schriften des Vereins für Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte I, 35), S. 153–188.

12 Vgl. den Gesamtvorgang in: LKANK, 13.11, Nr. 183–186 sowie LKANK, 64.06, Nr. 96–98.

Dieser Vorgang war insofern brisant, da die Entscheidung des Kirchenaussschusses in bedingter Übereinstimmung mit den Lübecker Notbundpastoren erfolgte, also der Keimzelle der späteren Lübecker *Bekenntnisgemeinschaft*. Jannasch, der dem *Pfarrernotbund* ebenfalls angehörte, erlebte die folgenreiche Distanzierung als besonders schmerzlich und sprach später von einem jämmerlichen moralischen Versagen seiner Amtsbrüder.¹³ Persönliche Gründe spielten dabei eine Rolle, gleichwohl ging es auch um fundamentale theologische und kirchenpolitische Grundentscheidungen. Während die Mehrheit der Lübecker Bekenntnispastoren sich der geistlichen Leitung des Hannoverschen Landesbischofs August Marahrens (1875–1950) und später dem *Lutherrat* unterstellte und sich in ihrem Handeln auf die Verteidigung der Kirche beschränkte, weitete Jannasch seine Aktivitäten zusehends zu einer Fundamentalkritik an den staatlichen Verhältnissen. Im März 1935 setzte die Gestapo Jannaschs über 20-jähriger Tätigkeit als Lübecker Pfarrer ein Ende. Nach siebentägiger Inhaftierung und der Androhung einer erneuten Verhaftung bzw. der Landesverweisung musste Jannasch die Hansestadt verlassen.

3. Wanderjahre (1936–1940)

Es folgten unruhige und prekäre Jahre, die immer wieder auch zur Trennung von seiner Familie führten. Jannasch arbeitete als Geschäftsführer für den *Pfarrernotbund* und für verschiedene Einrichtungen im Umfeld der *Bekennenden Kirche*, darunter auch in deren Schulungsarbeit in der zur Landeskirche Nassau-Hessen gehörenden Tagungsstätte Hohensolms. 1937 wurde er erneut inhaftiert und mit Arbeitsverbot belegt. Hervorzuheben ist Jannaschs Mitarbeit an der bedeutenden Denkschrift der 2. *Vorläufigen Kirchenleitung der Deutschen Evangelischen Kirche* vom 28. Mai 1936. In nie mehr erreichter Deutlichkeit wurde dort die Beschränkung des Rechtsstaats, staatspolizeiliche Willkür, die Existenz der Konzentrationslager sowie der staatliche Antisemitismus kritisiert:

»Wenn der arische Mensch verherrlicht wird, so bezeugt Gottes Wort die Sündhaftigkeit aller Menschen, wenn dem Christentum im Rahmen der nationalsozialistischen Weltanschauung ein Antisemitismus aufgedrängt wird, der zum Judenhass verpflichtet, so steht für ihn dagegen das christliche Gebot der Nächstenliebe.«¹⁴

13 Aus LKANK, 64.06, Nr. 2, den Jannasch-Aufzeichnungen in der Aegidien-Chronik (abgeschlossen am 03.05.1935), S. 7.

14 Denkschrift der 2. VKL vom 28.05.1936. Abgedruckt in: Martin Greschat: Zwischen Widerspruch und Widerstand. Texte zur Denkschrift der Bekennenden Kirche an Hitler (1936). München 1987, S. 147–160.

Jannasch gab die Denkschrift am 4. Juni 1936 persönlich in der Reichskanzlei ab. Zusammen mit denjenigen, die ebenfalls leidvolle Erfahrungen gemacht und berufliche wie persönliche Nachteile erlitten hatten, wollte er möglichst deutlich sprechen.¹⁵

Ab Mitte der 1930er Jahre war ihm die gleichberechtigte Teilhabe der Christen jüdischer Herkunft innerhalb der Kirche ein wichtiges Anliegen. Auch angesichts der sich radikalisierenden staatlichen Verfolgungspolitik gegenüber den Juden hielt er an dieser Grundsatzentscheidung fest und betonte die universelle Geltung und das einigende Band der Taufe.¹⁶ Seine Mahnungen blieben unerhört. So scheiterte er mit seinen Bemühungen, die im Dezember 1938, also wenige Wochen nach der Reichspogromnacht, tagende Preußensynode der *Bekennenden Kirche* zu einer öffentlichen Kundgebung gegen die staatliche Judenverfolgung zu bewegen.¹⁷ Die Brisanz seiner Entscheidung zeigt beispielhaft die Taufe eines 76-jährigen Juden durch Jannasch in Dresden, wo Judentaufen wie auch in Lübeck kirchengesetzlich verboten waren. Der Vorgang schien so gravierend, dass das nationalsozialistische Lübecker Kirchenregiment eine entsprechende Notiz in der antisemitischen Hetzschrift *Der Stürmer* mit voller Namens- und Adressnennung in Jannaschs Personalakte abheftete – fünf Jahre nach seiner Entlassung aus der dortigen Landeskirche.¹⁸

15 Ein in diesem Kontext vorgelegter Entwurf Jannaschs für eine Kanzelabkündigung ließ sich nicht durchsetzen. Alle, so Jannasch, die zu Christus hielten, sollten schriftlich bekennen, »euch selbst als ein Halt, unserem Staate und seinen Führern eine Mahnung, mit wessen unbeugsamen Nein er in Sachen des Glaubens und des Gewissens zu rechnen hat«. Entwurf Jannaschs für eine Kanzelabkündigung am 23.08.1936. Abgedruckt in: Greschat: Widerspruch (Anm. 14), S. 182–185. Dem Landgerichtsdirektor a. D. und Büroleiter der Kirchenleitung Dr. Friedrich Weißler (1891–1937) brachte seine Beteiligung an der Denkschrift den Tod. Der Christ jüdischer Herkunft galt nach den rassistischen Bestimmungen der *Nürnberger Gesetze* als »Volljude«, wurde verhaftet und im Februar 1937 im Konzentrationslager Sachsenhausen ermordet. Vgl. Manfred Gailus: Friedrich Weißler. Ein Jurist und bekennender Christ im Widerstand gegen Hitler. Göttingen 2017.

16 Vgl. z. B. LKANK, 5, Jannasch, Wilhelm (Pastor), Nr. 35, seine Berliner Neujahrspredigt 1937.

17 Wolfgang Gerlach: Als die Zeugen schwiegen. Bekennende Kirche und die Juden. 2. Aufl. Berlin 1993 (= Studien zu Kirche und Israel 10), S. 247.

18 Eine sonderbare Judentaufe in Dresden. In: *Der Stürmer* 3 (1940), abgeheftet in LKANK, 13.11, Nr. 186.

4. Berlin-Friedenau: Einsatz für rassistisch Verfolgte (1940–1945)

1940 wurde Jannasch Pfarrer der nach jahrelangen Streitigkeiten mit den *Deutschen Christen* aus ihrer Kirche verdrängten »Notgemeinde« der *Bekennenden Kirche* in Berlin-Friedenau.¹⁹ In einer Zeit, in der einige Landeskirchen die Christen jüdischer Herkunft ihrem Schicksal preisgaben – so rechtfertigten am 17. Dezember 1941 sieben deutschchristliche Kirchenleiter den Beginn der Deportationen der »geborenen Reichs- und Weltfeinde« mit der Autorität Luthers (1483–1546) und dessen Aufforderung, Juden »aus deutschen Landen« auszuweisen – gehörte die Friedenauer Bekenntnisgemeinde zu den wenigen Gemeinden im Deutschen Reich, an denen sie auch nach der Einführung des »Judensterns« im September 1941 am Gottesdienst teilnehmen durften. Den »wichtigsten Hörer[n] des gepredigten Wortes«, so Jannasch, wurde in Friedenau »volles Heimrecht« gewährt.²⁰

Nach der endgültigen staatspolizeilichen Schließung der evangelischen *Hilfsstelle für nichtarische Christen* (»Büro Grüber«) und damit dem Ende der Möglichkeit der legalen Ausreise für Christen jüdischer Herkunft wurde die

19 Vgl. Ralf Lange: Berlin-Friedenau. In: *Kirchenkampf in Berlin 1932–1945*. 42 Stadtgeschichten. Hg. von Olaf Kühl-Freudenstein und Claus P. Wagener. Berlin 1999 (= Studien zu Kirche und Israel 18), S. 412–418; Manfred Gailus: *Protestantismus und Nationalsozialismus. Studien zur nationalsozialistischen Durchdringung des protestantischen Sozialmilieus in Berlin*. Köln 2001 (= *Industrielle Welt* 61), S. 141–178; Hansjörg Buss: *Getrennte Wege. Die Kirchengemeinde Zum Guten Hirten zurzeit des Nationalsozialismus*. Festvortrag zum 125-jährigen Gemeindejubiläum am 26.10.2018. Archiv der Kirchengemeinde Berlin-Friedenau, ohne Nummer. <https://api2.churchdesk.com/files/7d03486b-bedc-4bed-9379-2b98868f687c/view> (abgerufen am 07.07.2025).

20 Bekanntmachung im Thüringer Kirchenblatt 1 (1942) über die kirchliche Stellung evangelischer Juden vom 17.12.1941. Abgedruckt in: *Herausgefordert. Dokumente zur Geschichte der Evangelischen Kirche im Nationalsozialismus*. Hg. von Siegfried Hermle und Jörg Thierfelder. Stuttgart 2008, S. 651–652 (Nr. 336); Wilhelm Jannasch: Friedenau. In: *Die Stunde der Versuchung. Gemeinden im Kirchenkampf 1933–1945. Selbstzeugnisse*. Hg. von Günther Harder und Wilhelm Niemöller. München 1963, S. 90–95, hier 94; Hans-Rainer Sandvoß: »Es wird gebeten, die Gottesdienste zu überwachen ...«. *Religionsgemeinschaften in Berlin zwischen Anpassung, Selbstbehauptung und Widerstand von 1933 bis 1945*. Berlin 2014, S. 122–128. Vgl. den Bericht des schwedischen Gesandtschaftspfarrers in Berlin, Birger Forell (1893–1958), über einen Gottesdienst am 21.09.1941 in der Gossner-Mission. Auszugsweise abgedruckt in: Eberhard Röhm und Jörg Thierfelder: *Juden – Christen – Deutsche*. Bd. 4/1: *Vernichtet (1941–1945)*. Stuttgart 2004, S. 64f.; Beate Steckhan: Was ihr habt getan einem unter diesem meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan. In: *Stärker als die Angst. Den sechs Millionen, die keine Retter fanden*. Hg. von Heinrich Fink. Berlin 1968, S. 180–205, hier S. 186f. [Erstveröffentlichung: *Nacht über Deutschland*. Hamburg 1967]. Ähnlich äußerte Helene Jacobs, dass Jannasch »unsere Sternträger liebevoll in seine Gemeinde« aufgenommen habe. Zitiert in Gerda Szepeansky: *Frauen leisten Widerstand 1933–1945*. Frankfurt a. M. 1989, S. 57–90, hier S. 64.

Gemeinde als »Umschlagplatz für geheime Abreden und Hinweise« bald eine wichtige Anlaufstelle für rassistisch Verfolgte.²¹ Im Rahmen seiner Möglichkeiten unterstützte Jannasch sie emotional und seelsorgerisch, materiell und praktisch. Zusammen mit Gleichgesinnten versorgte er Verfolgte mit Lebensnotwendigem, vermittelte Unterkünfte und stellte entsprechende Kontakte her. Dabei ging er ein hohes persönliches Risiko ein. Aus seinem Umfeld bezahlten einige ihr Handeln mit Gefängnis, Konzentrationslager und sogar mit ihrem Leben. So verfügte Jannasch nachweislich über persönliche Kontakte zu Hildegard Jacoby (1903–1944) und Helene Jacobs (1906–1993), die den Helferinnenkreisen um den Juristen Franz Kaufmann (1886–1944) angehörten. Im Zuge einer größeren Verhaftungswelle wurden sie 1943 festgenommen und zu ein- einhalb bzw. zweieinhalb Jahren Zuchthaus verurteilt, Kaufmann wurde im Februar 1944 im Konzentrationslager Sachsenhausen ermordet.²² Kontakte pflegte Jannasch auch zu der Lehrerin Elisabeth Schmitz (1893–1977), die im September 1935 mit ihrer Denkschrift *Zur Lage der deutschen Nichtarier* die altpreußische *Bekennende Kirche* zu einer schärferen Kritik an der staatlichen Ausgrenzungspolitik gegenüber der jüdischen Minderheit bewegen wollte und nach dem Novemberpogrom 1938 auf eigenen Wunsch aus dem Schuldienst ausschied.²³ Dietrich Bonhoeffer (1906–1945) besuchte regelmäßig seine Gottesdienste.

Aus nachvollziehbaren Gründen, sprich um möglichst wenig Spuren zu hinterlassen, sind schriftliche Zeugnisse rar und vage. Manche Kontakte und Handlungen ergeben sich nur aus einzelnen Briefpassagen und Andeutungen, beispielsweise Einträge im Gästebuch der Jannaschs. Manches lässt sich nur mühsam oder gar nicht rekonstruieren. So berichtet Marie Reimer (geb. 1920), eine Tochter des Bekenntnispfarrers von Wusterhanse (Pommern) Johannes Strecker (1885–1966), in dessen Pfarrhaus verfolgte Juden beherbergt wurden, dass Jannasch die beiden Schwestern Andrea (1897–1987) und Valerie Wolf-

21 Namensgeber der Hilfsstelle war der Kaulsdorfer Pfarrer Heinrich Grüber (1891–1975). Vgl. Eberhard Röhm und Jörg Thierfelder: *Juden – Christen – Deutsche*. Bd. 3/II: *Ausgestoßen* (1938–1941). Stuttgart 1995, S. 271–280; Hartmut Ludwig: »An der Seite der Entrechteten und Schwachen«, *Zur Geschichte des »Büro Pfarrer Grüber«* (1938 bis 1940) und der Ev. Hilfsstelle für ehemals Rasseverfolgte nach 1945. Berlin 2009.

22 Vgl. Katrin Rudolph: *Hilfe beim Sprung ins Nichts*. Franz Kaufmann und die Rettung von Juden und »nichtarischen« Christen. Berlin 2005 (= *Dokumente – Texte – Materialien* 58). Die katholische Sozialarbeiterin Margarete Sommer schrieb Jannasch am 6. Januar 1961: »Vielleicht entsinnen Sie sich noch, daß Sie einmal Fr. Jacobs in halber Nacht zu mir nach Machnow schickten. Erzählen Sie doch bitte – ganz zwanglos – über ihre damalige Hilfstätigkeit für die Juden, soweit sie uns zusammengeführt hatte. Ich möchte nämlich ganz bewusst – und gerade als Katholikin – von ihrer, Fr. Jacobs und Dr. Kaufmanns Arbeit sprechen, damit die evangelische Arbeit für die Verfolgten nicht immer auf Propst Grüber beschränkt bleibt.« Diözesanarchiv Berlin, V/20–5.

23 Zu Schmitz vgl. Manfred Gailus: »Mir aber zeriss es das Herz.« *Der stille Widerstand der Elisabeth Schmitz*. Göttingen 2010.

fenstein (1891–1993) mit gefälschten Papieren und Kontaktadressen versorgt habe. In deren Erinnerungen wird Jannasch dagegen nicht erwähnt.²⁴ Auch er selbst äußerte sich nur vage und indirekt zu seinem Handeln.²⁵ Als er 1966 auf dem Gottesacker in Neuwied seine letzte Ruhe fand, hieß es in dem während der Trauerfeier verlesenen Lebenslauf zu seiner Zeit in Friedenau lediglich: »Es war eine schöne Arbeit. Aber auch eine schwere, wenn man beispielsweise an die Juden und Judenchristen denkt, die die Pfarrwohnung aufsuchten und denen geholfen werden musste.«²⁶ Belegt und namentlich bekannt sind zwei jüdische Ehepaare und eine Christin jüdischer Herkunft, zu deren Rettung Jannasch beitrug.²⁷

Kontakte hatte Jannasch auch zu Gleichgesinnten in der Katholischen Kirche. Für Heinrich Herzberg (1925–1995), Biograf der katholischen Sozialarbeiterin Margarete Sommer (1893–1965), war er gar die wichtigste Kontaktperson der *Bekennenden Kirche* zum Berliner Bischof Konrad Graf zu Preysing (1880–1950).²⁸ Als 1943 die »begründete Besorgnis« über ein staatliches Gesetz zur Zwangsscheidung sogenannter »Mischehen« (d.h. Ehen mit einem »arischen« und einem »nichtarischen« Ehepartner) im Raum stand, suchte Jannasch als »stiller Gast« den Vorsitzenden der Fuldaer Bischofskonferenz Kardinal Adolf Bertram (1859–1945) in Breslau auf, um die Möglichkeiten einer abgestimmten Antwort von Katholischer Kirche und *Bekennender Kirche* auszuloten. Wohl auch wegen möglicher kirchlicher Proteste sollen die bereits ausgearbeiteten staatlichen Pläne auf Eis gelegt worden sein. So behielten trotz massiver Beschränkung und zahlreicher Zwangsmaßnahmen mehrere Tausend Menschen zumindest einen gewissen Schutz.²⁹

24 Bericht Maria Reimer. Abgedruckt in: Kyra T. Inachin: Von Selbstbehauptung zum Widerstand. Mecklenburger und Pommern gegen den Nationalsozialismus 1933 bis 1945. Hg. von der Landeszentrale für politische Bildung Mecklenburg-Vorpommern. Schwerin 2005, S. 287–292, hier S. 290; Andrea und Valerie Wolffenstein: Erinnerungen. O. O. [ca. 1979].

25 Vgl. Jannasch: Friedenau (Anm. 20). Eine undatierte Korrekturfassung seines Beitrags findet sich im Evangelischen Zentralarchiv, 50/960, eine weitere Vorfassung unter dem Titel *Die Bekennende Gemeinde im Gofßnersaal in Friedenau* in seinem Nachlass. LKANK, 5, Jannasch, Wilhelm (Pastor), Nr. 53. Jannasch berichtete über die Schwierigkeiten in einer feindlichen Umgebung und persönlich bedrückende Erlebnisse wie die Deportation von Gemeindegliedern und Suizide. Sein eigenes Handeln blendete er aus, Namen nannte er nicht.

26 Archiv der Brüdergemeine Neuwied, ABN 15/1, Liturgie und Ansprache bei der Trauerfeier für Prof. D. Wilhelm Jannasch am 10.06.1966 in Neuwied.

27 Vgl. Max Krakauer: Lichter im Dunkel. Flucht und Rettung eines jüdischen Ehepaares im Dritten Reich. Neu hg. von Gerda Riem und Jörg Thierfelder. Stuttgart 2007 [Erstausgabe 1947]; zu Beate Steckhan vgl. Röhm und Thierfelder: Juden. Bd. 4/I (Anm. 20), S. 175–180.

28 Heinrich Herzberg: Dienst am höheren Gesetz. Dr. Margarete Sommer und das *Hilfswerk beim Bischöflichen Ordinariat Berlin*. Berlin 2000, S. 168.

29 Aufgrund der gebotenen Vorsichtsmaßnahmen ist der Besuch Jannaschs bei Bertram nicht exakt zu belegen. Im Besucherbuch Bertrams ist das Gespräch laut Aussage des zuständigen Archivars nicht aufgeführt, bei stillen und heimlichen Gästen sei das aber auch nicht üblich

5. Gründungsdekan in Mainz

Knapp zwei Wochen nach seinem 58. Geburtstag am 8. April 1946 begann Wilhelm Jannasch seine Universitätskarriere an der neuen Universität in Mainz. Es war in seiner bewegten Vita der letzte große Umbruch vor seinem Ruhestand. In der letzten Märzwoche des Jahres 1946 hatte er aus Berlin auf eine Anfrage geantwortet, die ihn wenige Tage zuvor aus Mainz erreicht hatte. Am 29. März hatte er seine Bereitschaft erklärt, an der geplanten Evangelisch-Theologischen Fakultät eine Professur für Praktische Theologie zu übernehmen: Damit gehe ein Herzenswunsch in Erfüllung,

»nachdem im Laufe meines Lebens der Übergang aus dem praktischen Amt in die wissenschaftliche Laufbahn mehrfach an den Zufälligkeiten gescheitert ist, die jeweils mit der ministeriellen Auswahl aus den von den Fakultäten eingereichten Dreivorschlägen verbunden zu sein pflegen, einige Male ich auch selbst auf Grund der von mir gestellten äußeren oder inneren Bedingungen nicht in der Lage war, die eingeleiteten Verhandlungen weiterzuführen.«³⁰

Zwar falle ihm der Abschied aus Berlin nicht leicht, doch reize ihn die Möglichkeit des konzentrierten wissenschaftlichen Arbeitens und der Dienst für den akademischen Nachwuchs.³¹ Zugleich hatte er für den Fall seiner Berufung um Hilfe bei Umzug und Wohnungssuche gebeten:

»Nach sehr viel Schwerem, das wir in unserer Familie im dritten Reich und durch den Krieg erlitten haben, dürfte keinesfalls – das bitte ich Sie und Ihre hochwürdigen Auftraggeber verstehen zu wollen – mein etwaiger Übergang nach Mainz der Anlaß zu einer kürzeren oder längeren Trennung unserer Familie werden.«³²

Nur wenige Tage später am 4. April hatte ihm Martin Niemöller – nach Abstimmung mit dem für Rheinhessen zuständigen Verantwortlichen der französischen Besatzungsmacht, General Jacobsen (1917–1957)³³ – einen weiterführenden Auftrag übermittelt: Nachdem für die Mainzer theologische Fakultät die

gewesen. Es fand mutmaßlich in den ersten beiden Aprilwochen 1943 statt, das genaue Datum ist nicht bekannt. Die entsprechenden Unterlagen wurden bei der Zerstörung des Gebäudes des Bischöflichen Ordinariats am 23.11.1943 vernichtet. Vgl. Gerlach: Zeugen (Anm. 17), S. 343. 1965 bestätigte Dr. Margarete Sommer den Vorgang. Diözesanarchiv Berlin, I/1–101.

30 Zentralarchiv der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau (ZA.EKHN, Best. 193/65, Jannasch an Superintendent Becker, 29.03.1946. Becker war von Martin Niemöller und Pierre Jacobsen (1917–1957), dem Delegierten der französischen Besatzungsmacht für die Region Rheinhessen, mit der Korrespondenz für die Erstberufungen der neuen Evangelisch-Theologischen Fakultät in Mainz beauftragt worden.

31 Vgl. ebd.

32 Ebd. Zwei Söhne des Ehepaars Jannasch waren im Krieg gefallen; überlebt hatte von seinen Kindern nur die Tochter Christine.

33 S. o. Anm. 30.

Bemühungen um qualifizierte akademische Lehrer in den ersten Wochen nur geringen Erfolg gezeigt hatten, sollte Jannasch als Gründungsdekan mit einem neuen Konzept, das auf die Gewinnung junger Dozenten und auf Ökumene und Völkerverständigung ausgerichtet war, einen neuen Anlauf nehmen.³⁴ Eine gute Woche später hatte Jannasch an Niemöller telegraphiert:

»Erweiterter Auftrag entspricht völlig meinen ökumenischen und kirchlichen Tendenzen. Umgehende Bereitstellung des zur Zeit wohl noch Kriegsgefangenen Wilhelm Rott als Mithelfer dringend erwünscht. Persönlich lege wegen Gesundheit von Frau und Tochter grösstes Gewicht auf entgegenkommende Behandlung aller Aussenfragen. Wegen Vorlesungsbeginn hier und neue Besetzung in der Gemeinde ist endgültige Besetzungsentscheidung bis Aprilende nötig. Gruss Wilhelm Jannasch.«³⁵

Drei Tage später kündigte er seine Ankunft in Mainz für den 21. April an; innerhalb der nachfolgenden zwei Wochen wurde er zum ersten Dekan der neuen Evangelisch-Theologischen Fakultät in Mainz ernannt.³⁶

6. Einflüsse und Prägungen

Die Herkunft aus der Herrnhuter Brüdergemeine hat in Jannaschs Arbeit als Gründungsdekan und Universitätslehrer nur vereinzelt Spuren hinterlassen. Gleichwohl war sie eine bleibende Prägung; Jannasch hielt zeitlebens Kontakt zur Brüdergemeine und wurde schließlich seinem Wunsch entsprechend auf einem ihrer Gottesacker (in Neuwied) beigesetzt.³⁷ Vereinzelt suchte er seine Herrnhuter Verbindungen für die Fakultät zu nutzen. Bei der Besetzung der zweiten kirchengeschichtlichen Professur (1946–1948) setzte sich Jannasch beharrlich für Heinz Renkewitz (1902–1974),³⁸ damals Mitglied der Leitung der Brüdergemeine in Deutschland, ein. Jannasch bewies damit ein ausgesprochenes Gespür

34 Zu diesem Konzept s. o. S 51–54.

35 ZA.EKHN, Best. 193/65, Telegramm Wilhelm Jannasch an [Martin Niemöller], 13.04.1946. Zu Wilhelm Rott s. o. S. 53f.

36 Terminus ad quem ist der 7. Mai 1946. An diesem Tag stellte der Delegierte der französischen Militärregierung für Rheinhesen eine Bescheinigung für Jannasch aus, der soeben zum Dekan ernannt worden sei, und bat darin die französischen und alliierten Behörden um seine Unterstützung; vgl. Universitätsarchiv Mainz (UA.Mz), Best. NL 16-11.

37 Jannaschs Tochter Christine hat bis zu ihrem Tod in der Brüdergemeine Neuwied mitgearbeitet.

38 Der aus dem Elsass stammende Renkewitz hatte u. a. die Herrnhuter Schulen im dänischen Christiansfeld und in Niesky (Oberlausitz) besucht und anschließend in Herrnhut am Theologischen Seminar der Brüdergemeine (1921–1924) sowie in Göttingen und Leipzig studiert. 1928 wurde er Dozent am Theologischen Seminar in Herrnhut und übernahm eine Reihe weiterer Funktionen in der Brüdergemeine und nach seiner Lizenziatenpromotion in Leipzig (1935); 1937 wurde er in die Leitung der Brüdergemeine (Unitätsdirektion) berufen.

für wissenschaftliche Qualität, denn dessen umfangreiche Studie zu »Ernst Hochmann von Hohenau« (1935) zählt zu den besten Arbeiten der älteren Pietismusforschung und ist wegen ihrer ausgiebigen und sorgfältigen Erschließung von Quellen noch heute ein wichtiger Bezugspunkt für Arbeiten zum radikalen Pietismus.³⁹ Neben seinem bleibenden kirchengeschichtlichen Interesse⁴⁰ zeigte sich Renkewitz der theologischen Aus- und Fortbildung verpflichtet, auch jenseits der Brüdergemeine und in der Ökumene.⁴¹

Neben seiner Herkunft aus der Brüdergemeine spielten für Jannasch seine Erfahrungen aus der NS-Zeit eine prägende Rolle⁴². Seine Gemeinde Berlin-Friedenau war in einem längeren Prozess aus der von deutschen Christen beherrschten Parochialgemeinde Friedenau hervorgegangen und hatte Zuflucht im Kirchsaal der Gossner Mission in der Handjerystraße gefunden.⁴³ Hans Lokies (1895–1982),⁴⁴ Missionsinspektor (ab 1927) und Missionsdirektor (ab 1938), hatte sich wie Jannasch von Beginn an gegen die Eingriffe des NS-Staats in den kirchlichen Raum gewehrt und der sich abspaltenden Minderheit der Friedenauer Gemeinde einen Raum für Gottesdienste und andere Gruppen geboten. Jannasch entwickelte seit Antritt der Pfarrstelle in Berlin-Friedenau ein offensichtlich enges Verhältnis zu Lokies.

An diese Zusammenarbeit knüpfte Jannasch an, als er schon wenige Wochen nach seiner Ankunft in Mainz die Idee einer Stiftungsprofessur für Religions- und Missionswissenschaft für die neue Fakultät entwickelte und dafür den Göttinger Privatdozenten Walter Holsten (1908–1982) in den Blick nahm.⁴⁵ Der Plan, der neben der Professur auch die Errichtung eines Wohnheims für Missionsstudierende und eines Verwaltungsstützpunkts in Mainz-Kastel (in der US-Besatzungszone) umfasste, war möglicherweise noch in Berlin entstanden, denn beide Seiten sollten von dem Vorhaben profitieren, die Mainzer Fakultät durch einen an den evangelisch-theologischen Fakultäten nicht häufig vertretenen Schwerpunkt, die Gossner Mission durch die Schaffung einer Vertretung in einer der westlichen Besatzungszonen. Am 15.01.1947 schrieb Lokies an Jannasch:

39 Hochmann von Hohenau (1670–1721). Breslau 1935 (= Breslauer Studien zur Theologie und Religionsgeschichte 2). Sie wurde wegen ihrer Bedeutung für die Forschung nachgedruckt: Witten 1969 (= Arbeiten zur Geschichte des Pietismus 5).

40 Vgl. exemplarisch Die Brüder-Unität. Stuttgart 1967; Zinzendorf. Hamburg 1948; Die Lösungen. Hamburg 1967.

41 1954 wurde Renkewitz zum Theologischen Studienleiter der neuen Evangelischen Akademie der EKH in Arnoldshain berufen; seit 1948 wirkte er für die Brüdergemeine im Zentralausschuss des Ökumenischen Rats.

42 S. o. 211–216.

43 Vgl. Buss: Getrennte Wege (Anm. 19).

44 Vgl. Personenlexikon zum deutschen Protestantismus 1919–1949. Bearbeitet von Hannelore Braun und Gertraud Grünzinger. Göttingen 2006 (= Arbeiten zur Kirchlichen Zeitgeschichte A12), S. 160.

45 Vgl. 89–94.

»Wie ich Ihnen schon telegrafisch mitteilte, verfolgen wir jetzt mit ganzem Ernst ihren Plan wegen Bruder Holsten. Ich habe zunächst an ihn geschrieben und ihm Ihre Vorschläge mitgeteilt«. Die Mission wolle vorbehaltlich der Zustimmung des Kuratoriums einen Missionskonvikt aufbauen. »Wir müssen ja sowieso eine Arbeitszentrale für den Westen schaffen. Dabei sehen wir vor: eine Wohnung mit einem kleinen Büro für meinen Schwager Dr. Thude, eine Wohnung für Holsten und ein kleines Internat für 8 bis 10 Studenten«. Jannasch solle »unseren lieben und treuen Freund, Baurat Petzold, Mainz-Kastel, Eleonorenstr. 66 von dem Umfang unserer Wünsche orientieren und mit ihm durchsprechen [...], ob und wie sie sich verwirklichen lassen. Ich hoffe, daß wir bis RM 75.000.– für diesen Zweck hergeben können.«⁴⁶

Nicht zuletzt dank der guten Kooperation zwischen Lokies und Jannasch gelang es trotz anfänglich massiver Schwierigkeiten in der Finanzierung, die Stiftungsprofessur für Religions- und Missionswissenschaft dauerhaft in der Mainzer Fakultät zu verankern, auch wenn die weiter gespannten Pläne nur teilweise verwirklicht werden konnten.⁴⁷

Auch in den übrigen Erstbesetzungen der Fakultät bemühte sich Jannasch um ein klares Profil der Fakultät im Sinne der Bekennenden Kirche, konnte aber vielfach seine Vorstellungen nicht realisieren. Im Fach Altes Testament sagte der 1934 wegen seiner Konflikte mit NS-Anhängern in Bethel in seine Schweizer Heimat emigrierte Wilhelm Vischer (1895–1988) ab.⁴⁸ Jannasch musste den NS-Belasteten Kurt Galling (1900–1987) akzeptieren. Im Neuen Testament konnte er den zwischenzeitlich aus dem Blick geratenen Ernst Käsemann (1906–1998) wieder auf die Berufungsliste setzen und seine Berufung mit Unterstützung Martin Niemöllers gegen die britischen Besatzungsbehörden durchsetzen.⁴⁹ Im Fach Systematische Theologie musste Jannasch gleich auf zwei von ihm ge-

46 UA.Mz, Best. NL 16-8. Das Verhältnis von Lokies und Jannasch war so eng, dass sie auch wechselseitig ihre Unzufriedenheit über die klagende Haltung von Walter Holsten angesichts der unsicheren Startbedingungen in Mainz austauschten. So schrieb Lokies am 15.07.1947 an Jannasch angesichts von Holstens Beschwerden über die fehlende Bestätigung seiner Professur in Mainz: »Aber nun auch wiederum nichts als ein Telegramm nach dem anderen und jedes Telegramm wie eine Drohung. Sie müssen schon verstehen, wenn ich dadurch aufgeregt wurde«, UA.Mz, Best. NL 16-8. Ähnlich äußerte sich Jannasch an Lokies über Holsten, als wegen der Währungsreform dessen Gehaltszahlungen gefährdet waren: »Offen gesagt: Ich finde diese immer wiederholten Drohungen wegzugehen, auf die Dauer unerträglich! Ist doch schließlich Dr. Holstein [!] auch seinerseits durch einen Vertrag gebunden, genau wie Sie auch. Dass jetzt die Wohnungsgeschichte wieder einen Anlaß hergeben muß, ärgert mich deshalb besonders, weil ja eine ganze Zahl von Kollegen aller Fakultäten in der gleichen Lage sind, wie er, und um der Sache willen, der ja auch sie dienen, diese Lage zu meistern suchen.« UA.Mz, Best. NL 16-8, Wilhelm Jannasch an Hans Lokies, 21.07.1948, S. 1.

47 Ein Missionshaus der Gossner Mission in Mainz-Kastel kam erst einige Jahre später (ab 1949) unter Horst Symanowski zustande; die dortige Arbeit hatte zu diesem Zeitpunkt keine enge Verbindung mehr zur Fakultät auf der anderen Rheinseite.

48 S. o. S. 57f.

49 S. o. S. 58–60.

wünschte BK-Vertreter letztlich verzichten. Im Falle Paul Schempps (1900–1959), für den er sich lange eingesetzt hatte, scheiterte seine Absicht am Widerstand der Universitätsleitung in Mainz und dem Kirchenpräsidenten in Darmstadt. Alfred de Quervain (1896–1968) blieb letztlich der Universität Bern treu, an der er seit 1944 gelehrt hatte.⁵⁰ Jannasch musste akzeptieren, dass nur einige Weggefährten und Sympathisanten der Bekennenden Kirche zum Lehrkörper der neuen Fakultät gehörten. Immerhin war sich die Fakultät einig, Theologen mit eindeutig antisemitischer Vergangenheit in Mainz keine Dozentenposition zu geben, wie die Fälle Karl Georg Kuhn (1906–1976) und Carl Schneider (1900–1977) zeigen.⁵¹

Darüber hinaus suchte Jannasch das spirituelle und gemeinschaftliche Leben an der Fakultät zu stärken. Dank der Unterstützung mit Nahrungsmitteln aus der früheren Schweizer Pfarrgemeinde (Nesslau, St. Gallen) Eduard Schweizers (1913–2006) und mit Hilfe des Ortspfarrers in Oppenheim konnte am 18. bis 20. Dezember 1946 eine größere Fakultätsfreizeit mit ca. 100 Studierenden, teilweise auch aus anderen Fakultäten durchgeführt werden. Die Freizeit verband Andachten und Gottesdienste mit Vorträgen und freier Aussprache. Besonders bedürftige Studierende aus Ostdeutschland wurden abschließend mit Kleidungsspenden aus der Schweiz und übrig gebliebenen Lebensmitteln versorgt.

»Schon jetzt kann gesagt werden, dass die Oppenheimer Freizeit ein wirklich erfolgreicher Versuch war, den Gemeinschaftsgeist innerhalb der Fakultät wesentlich zu stärken. Dozenten und Studierende sind einander überraschend nahe gekommen. Die mancherlei Probleme gerade auch des theologischen Studiums sind offensichtlich vielen Studierenden erst durch die Art der Aussprache deutlich geworden. So haben zweifellos diese drei Tage unsere Studenten mehr gefördert als viele Wochen des normalen Universitätsbetriebes.«⁵²

Jannaschs Überlegungen, regelmäßiger solche Freizeiten oder Studientage an der Fakultät in den Lehrbetrieb zu integrieren,⁵³ wurden aber nicht realisiert.

Erfolgreicher waren die Bemühungen des Gründungsdekans um das geistliche Leben unter den Studierenden, nicht nur seiner eigenen Fakultät. Es gelang ihm, bereits im ersten Semester eine studentische Gemeinde mit ca. 50 Studierenden zu etablieren, die sich zu täglichen Morgenandachten in den Kollegpausen zusammenfanden. Ein regelmäßiger Gottesdienst konnte wegen fehlender Räumlichkeiten zunächst nicht stattfinden, ein Gottesdienst zum Abschluss des ersten Semesters in der Aula der Universität war gut besucht. Der Rektor habe »die Bitte des Dekans [W.J.] und des Superintendenten Becker um Überlassung der Aula für evang. akademische Gottesdienste immer wieder unter sich ständig än-

50 S. o. S. 62–65, 85f.

51 S. u. S. 323–342; 147–157.

52 UA.Mz, Best. 45-150, Bericht Jannaschs an Rektor Schmid, 04.01.1947, S. 2.

53 Vgl. ebd.

dernden Vorwänden«⁵⁴ abgelehnt. Gleichwohl gelang es zügig, regelmäßig akademische Gottesdienste an der Fakultät zu etablieren und diese mit der Einsetzung Wilhelm Jannaschs als Universitätsprediger durch die EKHn zu institutionalisieren⁵⁵.

Jannasch hat den ökumenischen Austausch gefördert, wo er unter den Bedingungen Nachkriegszeit mit den fehlenden internationalen Kontakten Ansatzpunkte fand. So gehen regelmäßige Treffen der Professoren beider theologischer Fakultäten in Mainz, die später die Bezeichnung Konveniat erhielten (und bis in die 2010er Jahre praktiziert wurden), auf seine Initiative zurück.⁵⁶ Auch im Übrigen findet die Kooperation mit der Katholisch-Theologischen Fakultät bei Jannasch wiederholt Erwähnung.⁵⁷

In den ersten Semestern setzte sich Jannasch gegenüber dem Rektor zudem für junge Studierende ein, die aus politischen Gründen, d. h. wegen ihrer Zugehörigkeit zu NS-Organisationen, nicht zum Studium zugelassen worden waren. Jannasch trat wie andere Theologen für einen großzügigen Umgang mit NS-Verstrickungen in jungen Jahren ein, so im Falle des durch den Rektor abgelehnten Studenten M.:

»Daß er als achtjähriges Kind in die HJ kam, macht ihm gewiß niemand zum Vorwurf. Aber auch die Tatsache, dass er lange vor seiner Volljährigkeit zum Fähnleinführer im Jungvolk bestellt wurde, ein Amt, aus dem er schon mit achtzehn Jahren wieder ausschied, genügt doch nicht, um ihm den Weg in einen akademischen Beruf zu verlegen. In kleinen Orten war es anerkanntermaßen sehr schwierig, sich solchem Dienstauftrage zu entziehen, und M.⁵⁸ hat ihn nur rund neun Monate versehen.«⁵⁹

Vermutlich war es nicht förderlich, dass Jannasch sein Anliegen mit dem Hinweis auf die NS-Belastung von Mainzer Professoren verband:

»Ich weiß aus Privatgesprächen, dass die Studenten ziemlich gut über die Vergangenheit der Professoren, ihre Parteizugehörigkeit und das, was sie während des Dritten Reiches veröffentlicht haben, unterrichtet sind. Es ist eine mißliche Sache, wenn der Eindruck

54 UA.Mz, Best. NL 16-11, Bericht Jannaschs »Die Ev. Theologische Fakultät Mainz« [August 1946], S. 3.

55 S. o. S. 115–117.

56 »Bei der letzten Zusammenkunft unserer Fakultät mit der Katholischen Fakultät wurde Ihrer, als des Initiators dieser Zusammenkünfte, seitens unserer Gastgeber freundlich gedacht«, UA.Mz, Best. 106-14, Dekan Braun an Wilhelm Jannasch, 28.06.1957.

57 Vgl. UA.Mz, Best. NL 16-11, Bericht Jannaschs: Die Ev. Theologische Fakultät Mainz August 1946, S. 3; Wilhelm Jannasch: Die Anfänge der Evangelisch-theologischen Fakultät der Johannes Gutenberg-Universität in Mainz. In: Jahrbuch der Vereinigung »Freunde der Universität Mainz« (1954), S. 16–23, hier S. 22f.

58 Anonymisierung durch W.B.

59 UA.Mz, Best. 45-150, Jannasch an Schmid, 04.07.1946.

entsteht, dass Entscheidungen, die Minderjährige getroffen haben, viel schärfer beurteilt und geahndet werden, als solche gereifter Männer.«⁶⁰

Rektor Josef Schmid (1898–1978) antwortete, dass er nach den Bestimmungen der Militärregierung nicht anders habe entscheiden können und bat wegen Jannaschs Anmerkungen zur NS-Belastung von Mainzer Professoren um ein Protokoll mit Namen der Studierenden und der belasteten Dozenten mit den entsprechenden Belastungen, das er dann der Militärregierung unverzüglich zukommen lassen wolle.⁶¹ Eine weitere Korrespondenz ist in dieser Sache nicht überliefert.

7. Konflikte

Nicht nur in der Frage der Zulassung von NS-belasteten Studierenden geriet Wilhelm Jannasch als Gründungsdekan schnell in Konflikte mit der Universitätsleitung. Auch in Berufungsfragen gab es in der Tonlage heftige Auseinandersetzungen, die nicht zuletzt durch Jannaschs ersten Kollegen Kurt Galling angefeuert worden waren.⁶² Dass Jannasch auch selbst konfliktfreudig agieren konnte, zeigt das Verfahren um seine Nachfolge, in das er aktiv eingriff. Jannaschs Emeritierung war 1953 auf Antrag des Rektors um drei Jahre hinausgeschoben worden; in seinem letzten Dienstjahr übernahm Jannasch noch einmal das Dekanat, um danach seine Professur im nachfolgenden Wintersemester zu vertreten.⁶³ Auf diese Weise war er auch in die Verhandlungen der Fakultät über seine Nachfolge eingebunden, eine Rolle, die er ausgesprochen aktiv interpretierte. Für die von Dekan Gustav Stählin (1883–1975) präsentierte und von der Fakultät verabschiedete Vorschlagsliste mit den Platzierungen 1. Robert Frick (1901–1990), 2. Alfred Niebergall (1909–1978) und 3. Helmuth Kittel (1902–1984)⁶⁴ formulierte Jannasch ein Sondervotum. Während er gegen den erstplatzierten Leiter des Diakonissen-Mutterhauses Kaiserswerth keine Einwände hatte, sondern dessen Interesse an einer Berufung nach Mainz aufgrund eines

60 Ebd.

61 UA.Mz, Best. 45-150, Rektor Schmid an Jannasch, 06.07.1946.

62 S. o. S. 68–70.

63 Das Kultusministerium hatte zunächst – grundsätzlich motivierte – Bedenken gegen die Beauftragung Jannaschs mit der Vertretung seines eigenen Lehrstuhls geäußert, ihn aber schließlich doch beauftragt; vgl. UA.Mz, Best. 106-103, Prodekan Stählin an das Kultusministerium, 09.08.1956; Kultusministerium an Dekan, 06.09.1956; Prodekan Stählin an Kultusministerium, 18.09.1956; Kultusministerium an Jannasch, 29.09.1956.

64 Vgl. UA.Mz, Best. 106-103, Vorschlagsliste der Evang.-Theologischen Fakultät Mainz für das praktisch-theologische Ordinariat, 08.01.1957.

persönlichen Gesprächs bestätigte, wandte sich Jannasch gegen den zweitplatzierten Niebergall mit aller Schärfe:

»Herr Niebergall ist Mitglied der Michaelsbruderschaft, eines zu den Berneuchnern gehörenden Ordens [...], dessen theologische und kirchliche Haltung der Unterzeichnete aufs schärfste glaubt ablehnen zu müssen. Es kann für eine Evangelisch-theologische Fakultät und die an ihr interessierten Kirchen nicht gleichgültig sein, ob die künftigen Pfarrer im Sinne dieses Ordens beeinflusst werden oder nicht, der theologisch eine synkretistische Richtung vertritt und praktisch die Akzente im Leben der evang. Kirche bedenklich verschiebt.« Zwar zeige sich Niebergall nicht als radikaler Berneuchner, es könne aber nicht geleugnet werden, »daß er eine klare Vorstellung von Luthers radikalem Bruch mit der Römischen Messe nicht besitzt, wie man sie von einem evangelischen Praktischen Theologen fordern muss, und dass er die für die Berneuchner typische Vorstellung von der Wiederentdeckung der Liturgie in der gegenwärtigen ev. Kirche teilt.«⁶⁵

Jannaschs Vorwurf des Synkretismus ist ebenso überzogen wie die Bezeichnung der Michaelsbruderschaft als Orden. Angesichts seiner Herkunft aus der Brüdergemeinde mit ihrer konfessionellen Offenheit, ihrer Tradition gemeinschaftlicher Lebensformen und ihrem recht weitgespannten Interesse an Liturgie überrascht die Invektive gegen die hochkirchlich inspirierte Berneuchner Bewegung und die ihr zugehörige Michaelsbruderschaft.⁶⁶ Als strikter Lutheraner ist Jannasch im Übrigen nicht in Erscheinung getreten. Sein Listenvorschlag ließ Niebergall aus und Kittel an die zweite Stelle rücken; an die dritte Position setzte er den Greifswalder Lehrstuhlinhaber Wilhelm Nagel (1905–1995). Die drei im Zwischenkirchlichen Ausschuss vertretenen Landeskirchen gaben ihre Zustimmung zur Fakultätsliste, Jannaschs Sondervotum blieb unberücksichtigt.⁶⁷ Das Mainzer Kultusministerium berief jedoch zunächst nicht den Erstplatzierten, sondern Niebergall, sodass Jannasch noch einmal beim Dekan intervenierte.⁶⁸ Als Niebergall nach für ihn nicht völlig befriedigenden Verhandlungen im Mainzer Ministerium und in Erwartung eines weiteren Rufs nach Marburg seine

65 UA.Mz, Best. 106-103, Sondervotum von Prof. Jannasch betreffend Berufung eines Ordinarius für Praktische Theologie, Mainz, 07.12.1956, S. 1, 2.

66 Jannaschs Distanz zur Berneuchner Bewegung könnte aus seiner Lübecker Zeit herrühren, wo sich 1931 eine Michaelsbruderschaft unter Beteiligung einiger Pfarrer gebildet hatte; vgl. Hansjörg Buss: »Entjudete« Kirche. Die Lübecker Landeskirche zwischen christlichem Antijudaismus und völkischem Antisemitismus (1918–1950). Paderborn u. a. 2011, S. 134f.

67 Vgl. UA.Mz, Best. 106-103, die Schreiben der Kirchenleitungen des Rheinlands (17.12.1956), der Pfalz (03.01.1957) und von Hessen-Nassau (07.01.1957).

68 Vgl. UA.Mz, Best. 106-103, Kultusministerium an Niebergall, 21.02.1957 (Durchschlag an den Dekan der Ev.-Theol. Fakultät); Jannasch an Dekan Stählin, 01.03.1957. Offensichtlich hatte das Ministerium seinen Schritt damit begründet, dass Frick bisher nicht in staatlichem Dienst gestanden habe; Jannasch verwies darauf, dass dies auch für weitere frühere Berufungen an die Fakultät, nämlich Käsemann, Boudriot, Holsten und ihn selbst sowie weitere Fälle gelte.

Zusage aufschob⁶⁹ und schließlich den Ruf an die mittelhessische Universitätsstadt annahm (wo 1931 die Michaelsbruderschaft gegründet worden war und ihren Sitz hatte),⁷⁰ schien der Weg auch für Jannaschs Wunschkandidaten Robert Frick frei, der schon am 15. Mai die Anfrage zur Berufung auf die Mainzer Professur erhielt.⁷¹ Als Frick den Ruf nur wenige Tage später ablehnte,⁷² erbat die Fakultät die Liste zurück und startete noch vor Ende des Sommersemesters einen neuen Anlauf zur Besetzung der Professur für Praktische Theologie, an dem Jannasch nicht mehr beteiligt war.⁷³ Dies dürfte darin begründet sein, dass Jannasch aus Verärgerung insbesondere über Dekan Stählins Verhalten in der Berufungssache seine Bereitschaft zur Vertretung zurückzog (und auch seine Beauftragung als Universitätsprediger zurückgab),⁷⁴ womit er nicht mehr zum Fakultätsrat gehörte. Dem neuen Dekan Herbert Braun (1903–1991) erklärte er kurz darauf: »Einen Dank für irgendetwas von der Fakultät entgegenezunehmen bin ich nicht in der Lage.«⁷⁵

69 Vgl. UA.Mz, Best. 106-103, Niebergall an Dekan Stählin, 16.03.1957. Niebergall verwies in diesem Schreiben auf die zu erwartenden Bezüge in Mainz, die nur wenig über seinem gegenwärtigen Einkommen lägen, und auf die nachgeordnete Rolle der Praktischen Theologie in den »Richtlinien für das Studium der Evangelischen Theologie« der EKHn, die sein Fach »so gut wie ausschliesslich auf die Historie« festlege, ebd. Hier empfehle er, auf einen Wandel hinzuwirken. Angesichts des guten Lehrangebots von Jannasch und Loew im bevorstehenden Sommersemester schlug er eine eingeschränkte Vertretungsregelung durch ihn selbst und einen Stellenantritt erst im Wintersemester vor; vgl. ebd. Dekan Stählin sicherte in seiner umgehenden Antwort Entgegenkommen in allen Mainz berührenden Fragen zu; vgl. UA.Mz, Best. 106-103, Stählin an Niebergall, 20.03.1957. In den nachfolgenden Wochen wurden Details der möglichen Lehrstuhlvertretung abgesprochen. Niebergalls Zögern bei der Annahme des Rufs dürfte vor allem darin begründet gewesen sein, »erst die Entscheidung in Marburg abwarten« zu wollen, ebd. Der Marburger Ruf an Niebergall erging einen Monat später; s. u. Anm. 70.

70 Vgl. UA.Mz, Best. 106-103, Niebergall an Dekan Braun, 18.04.1957, Mitteilung des Marburger Rufs; Dekan Braun an Wilhelm Jannasch, 25.04.1957, Mitteilung über Niebergalls Annahme des Rufs nach Marburg. In diesem Bestand finden sich weitere Stücke zu diesem Zusammenhang.

71 Vgl. UA.Mz, Best. 106-103, Kultusminister Orth an Robert Frick, 15.05.1957.

72 Vgl. UA.Mz, Best. 106-103, Schreiben Fricks an Dekan Braun und an das Kultusministerium, 28.05.1957.

73 S. o. S. 176–179.

74 In einem handschriftlichen Schreiben an Stählins Nachfolger im Dekansamt Herbert Braun beklagte Jannasch »die autoritäre Methode, die ihr Vorgänger im März im Falle N.[iebergall] angewandt hat«, und erhob förmlichen Einspruch, UA.Mz, Best. 106-103, Jannasch an Dekan Braun, 17.04.1957, S. 4. Am 3. Mai erklärte Jannasch seinen Rückzug von der Vertretung (mit Ausnahme eines von den Studierenden gewünschten Proseminars) und am 11. Mai teilte er dem Dekan die Rückgabe der Beauftragung zum Universitätsprediger (an die EKHn) mit; vgl. UA.Mz, Best. 106-103, beide Schreiben Jannaschs an Dekan Braun. Braun hatte noch am 5. April für den Fall einer Absage von Niebergall ein weiteres Vertretungssemester für Jannasch beantragt; vgl. UA.Mz, Best. 106-62, Braun an Kultusministerium, 05.04.1957.

75 UA.Mz, Best. 106-103, Jannasch an Dekan Braun, 14.05.1957. Am 04.08.1957 teilte Stählin seinem Nachfolger im Dekansamt, Herbert Braun, mit, dass Jannasch eine Disziplinarun-

Jannaschs Groll mündete jedoch nicht in eine dauerhafte Verstimmung. Als sich auch der zweite Anlauf zur Besetzung der Professur für Praktische Theologie als holprig und langwierig erwies, wurde Jannasch für das Wintersemester 1957/58 erneut um eine Lehrstuhlvertretung gebeten, die vom Kultusministerium gewährt wurde.⁷⁶

8. Ehrungen und Tod

Auch im Ruhestand blieb Jannasch der Fakultät verbunden, vertrat den Dekan bei minder wichtigen Versammlungen und bot Vorträge für die »Freunde der Universität« an.⁷⁷ Anlässlich seines bevorstehenden 75. Geburtstages bemühte sich die Fakultät um eine ehrende Widmung in der Pastoraltheologie und eine umfangreiche tabula gratulatoria.⁷⁸ Außerdem brachten Schüler Beiträge zur Geschichte der Fakultät heraus.⁷⁹ Für eine besondere Ehrung sorgte sein Kollege in der Pietismusforschung Martin Schmidt (1909–1982) in seinem Dekanat. Nachdem Jannasch bereits 1951 die Ehrendoktorwürde der Universität Heidelberg verliehen worden war,⁸⁰ schlug er dem Rektor der Gutenberg-Universität Jannasch für die Verleihung des Bundesverdienstkreuzes vor. Der in diese Sache eingebundene Jannasch trug jedoch Bedenken:

»Vielleicht erwägen Sie auch, ob man nicht in einem Kollegenkreis, in dem nicht wenige ernste Bedenken haben, dem Staat auch nur die Lektüre eines amtlichen Schriftstücks zu bescheinigen, fast verunehrt dastünde, wenn einem zuteil würde, was Sie mir freundlicherweise zugedacht haben.«⁸¹

tersuchung gegen sich selbst beantragt habe »wegen seines angeblichen Eingreifens in die Berufungsverhandlungen«, UA.Mz, Best. 106-103, 04.08.1957 (handschriftlich); vgl. dazu auch UA.Mz, Best. 106-103, Dekan Braun an Wiesner, 13.08.1957. Da offizielle Dokumente fehlen, dürfte Jannaschs Antrag im Sande verlaufen sein.

76 Vgl. UA.Mz, Best. 106-103, Dekan Braun an das Kultusministerium, 19.10.1957; Kultusministerium an Jannasch, 08.11.1958 (unter Gewährung von 80 % der Einnahmen an Kolleggeldern, mind. jedoch 1500 DM).

77 Vgl. UA.Mz, Best. 106-14, zwei Schreiben mit der Bitte um Vertretung der Fakultät bei Tagungen des Evangelischen Bundes, Stählin an Jannasch, 11.09.1958; Wiesner an Jannasch, 28.04.1959; Liste von fünf möglichen Vortragsthemen für die »Universitätsgesellschaft«, von denen drei Bezug auf Zinzendorf und die Herrnhuter Brüdergemeine hatten und eines dem Verhältnis von »Christen und Juden in neutestamentlicher Sicht« galt.

78 Eine Fülle von diesbezüglichen Dokumenten findet sich in UA.Mz, Best. 106-14.

79 Jahrbuch der Hessischen Kirchengeschichtlichen Vereinigung 15 (1964), S. 71–187.

80 Vgl. UA.Mz, Best. NL 16-6, Glückwunschschreiben von Kurator Eichholz an Jannasch, 27.02.1951; Best. 106-162, Protokollbuch der Fakultät, S. 38, Eintrag vom 10.01.1951; Best. 11-42, Mitteilungen des Rektors vom 21.02.1951, Nr. 15.

81 UA.Mz, Best. 106-14, Jannasch an Dekan Martin Schmidt, 03.03.1962. Schmidt hatte seinen Vorschlag am Tag zuvor an den Rektor der Universität übersandt; vgl. ebd.

Schmidt ließ sich dadurch jedoch nicht beirren:

»Im Ministerium für Unterricht und Kultus, das die dafür zunächst zuständige Stelle ist, wurde mir gesagt, daß er [sc. der Antrag] große Aussichten auf Verwirklichung hat, zumal Sie zu den Verfolgten des Nazi-Regimes gehören, die damals ihr Amt verloren und auch persönlicher Verfolgung ausgesetzt waren.«⁸²

Am 3. Oktober 1962 wurde Jannasch das Große Bundesverdienstkreuz verliehen.⁸³

Am 30. April 1966 erklärte Jannasch Dekan Rudolf Lorenz (1914–2003), dass er seine Lehrveranstaltungen im Sommersemester ausfallen lassen müsse, »weil ich gerade jetzt zu einer augenärztlichen Behandlung einberufen worden bin, die einige Wochen dauern soll«⁸⁴. Jannasch starb an einer Embolie in Folge dieser Operation am 6. Juni. Sein Wunsch, auf dem Gottesacker der Brüdergemeinde in Königsfeld bestattet zu werden, wurde wegen Platzmangel abgelehnt; er wurde am 10. Juni auf dem Gottesacker der Brüdergemeinde in Neuwied beigesetzt.⁸⁵

9. Bilanz und Ausblick

Wilhelm Jannasch war ein scharfsinniger, theologisch wie kirchenhistorisch gebildeter Intellektueller. Zentrale Elemente seiner Theologie, die Autorität der Heiligen Schrift, die alleinige Erlösung des Menschen durch Jesus Christus, die Betonung der Gemeinschaft von Theologen und Laien waren in seinem Herrnhuter Umfeld bereits angelegt. Seine Biografie ist keineswegs bruchlos. Dennoch erkannte er bereits vor Anbruch der nationalsozialistischen Diktatur die Unvereinbarkeit von völkisch-rassistischem Denken und christlichem Glauben. Dem Heilsbegriff kam für ihn eine zentrale Bedeutung zu, der Gruß »Heil Hitler« beinhaltete für ihn unweigerlich einen Verrat an Jesus Christus.⁸⁶ Ein taktisches Lavieren kam nicht in Frage, das Alte Testament oder das Sakrament der Taufe waren keine Verhandlungsmasse. Diese Entweder-Oder-Haltung verlangte nach einer klaren Entscheidung, die ihn in Opposition zum NS-Staat führte. Trotz

82 UA.Mz, Best. 106-14, Schmidt an Jannasch, 09.03.1962. Jannasch konnte auch den ehemaligen EKD-Ratsvorsitzenden (1949–1961) Otto Dibelius für zwei Empfehlungsschreiben an Kultusminister und Ministerpräsidenten des Landes Rheinland-Pfalz gewinnen; vgl. UA.Mz, Best. 106-14, Schmidt an Dibelius, 09.03.1962; Dibelius an Schmidt, 20.03.1962.

83 Vgl. <https://www.gutenberg-biographics.ub.uni-mainz.de/personen/register/eintrag/wilhelm-jannasch.html> (abgerufen am 07.07.2025).

84 UA.Mz, Best. 106-14, Antwort von Dekan Rudolf Lorenz am 03.05.1966, ebd.

85 Vgl. UA.Mz, Best. 106-14, Aktennotiz Dekan Lorenz, 07.06.1966. Traueranzeigen, Kondolenzschreiben und Pressebeiträge ebd. Am 28.01.1967 fand eine akademische Trauerfeier für Jannasch statt.

86 Auf diesen Aspekt hob Jannaschs Tochter Christine in einem Telefonat mit Hansjörg Buss am 16.02.2010 mehrfach ab.

großer persönlicher Opfer blieb der mehrfache Familienvater dieser Entscheidung treu und verfolgte sie konsequent und mit hohem persönlichem Risiko.⁸⁷

Als das NS-Regime den Antisemitismus und die Ausgrenzung, Verfolgung, Entrechtung und schließlich die Vernichtung alles Jüdischen und sogenannte »Nichtarischen« in der zweiten Hälfte der 1930er Jahre endgültig zur Staatsdoktrin erhob, sah er in der kirchlichen Stellung zu den Christen jüdischer Herkunft die unüberbrückbare Bruchstelle zwischen staatlichem und kirchlichem Bereich. Diese theologischen Einsichten und seine zutiefst humanistische Grundhaltung führten ihn zu einem solidarischen Handeln mit den »verlassenen Kindern der Kirche« und Juden.⁸⁸

Mit der Berufung nach Mainz, die durch Martin Niemöller initiiert wurde, verabschiedete sich Jannasch in vergleichsweise spätem Lebensalter aus dem pastoralen Arbeitsfeld, in dem er über Jahrzehnte tätig gewesen war, freilich oft auch mit akademischen Ansprüchen. Mit seiner reichen Erfahrung in unterschiedlichen Gemeindekongstellationen und seinem großen Interesse an liturgischen Themen entsprach er dem Interesse der Bekennenden Kirche, die universitäre Theologenausbildung stärker auf Gottesdienst und Gemeindepraxis auszurichten. In seinem neuen Arbeitsumfeld stießen Jannaschs Bemühungen, eine BK-orientierte Fakultät zu errichten, allerdings auf erheblichen Widerstand. Das Vorhaben blieb Fragment. Immerhin gelang es Jannasch, die Mitwirkung der Kirchen bei den Besetzungen an der Mainzer Fakultät mit dem »Zwischenkirchlichen Ausschuss«⁸⁹ deutlich über das übliche Maß hinaus zu verankern und gemeinschaftsfördernde und spirituelle Angebote an der Fakultät zu etablieren. Nach den beiden aufreibenden Jahren des Gründungsdekanats reihte sich Jannasch in den Fakultätsbetrieb ein, setzte nur noch gelegentlich Akzente. Allerdings blieb er wie an seinen früheren Wirkungsstätten eine mitunter auch kantige Person, wie insbesondere sein Verhalten im Zusammenhang der Nachbesetzung seiner Professur zeigt.

Nicht zuletzt der lange vergessene und spät gewürdigte Einsatz für rassistisch Verfolgte in der NS-Zeit macht den streitbaren Lübecker Hauptpastor und späteren Mainzer Professor zu einer herausragenden Persönlichkeit des deutschen Protestantismus im 20. Jahrhundert. Noch führt seine facettenreiche

87 1942 wurde er nach einer Solidaritätspredigt zum 50. Geburtstag von Martin Niemöller zu einer zweimonatigen Gefängnisstrafe verurteilt. Vgl. Wilhelm Niemöller: Verkündigung und Fürbitte. Der Prozess des Hauptpastors Wilhelm Jannasch. In: Zur Geschichte des Kirchenkampfes. Gesammelte Aufsätze II. Hg. von Heinz Brunotte und Ernst Wolf. Göttingen 1971 (= Arbeiten zur Geschichte des Kirchenkampfes 26), S. 139–163; Sandvoß: Gottesdienste [Anm. 20], S. 164–167.

88 Ursula Büttner und Martin Greschat: Die verlassenen Kinder der Kirche. Der Umgang mit Christen jüdischer Herkunft im »Dritten Reich«. Göttingen 1998.

89 S. o. S. 68–74.

Persönlichkeit in der Kirchlichen Zeitgeschichte eine Fußnotenexistenz. Den Pfarrer und Liederdichter, den Wissenschaftler, Kirchenhistoriker und Praktischen Theologen, den streitbaren Bekenntnistheologen und Judenretter, den Mainzer Gründungsdekan und kirchenreformerischen Synodalen der hessen-nassauischen Landeskirche und nicht zuletzt den Menschen Jannasch in einer Biografie zusammenzubinden, wäre wünschenswert und gerechtfertigt.⁹⁰

90 Vieles ließe sich vertiefen, auch wäre Neues zu entdecken. So befinden sich im Teilnachlass Jannaschs im Landeskirchlichen Archiv der Nordkirche sowohl ein umfangreiches maschinengeschriebenes Konvolut mit Predigten Jannaschs aus den Jahren 1916 bis 1945 als auch zahlreiche Vorträge aus der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Auch haben sich im Zuge der Ehrung der beiden Jannaschs als »Gerechte unter den Völkern« neue Erkenntnisse aufgetan. So fand Herr Pfarrer Holger Roggelin (USA) heraus, dass sich in der Urgroßeltern-Generation von Elisabeth Jannasch Juden befanden, die zum Christentum konvertiert waren. Eine handschriftliche »Ahnenliste« bestätigt diese Angaben. UA.Mz, Best. NL 16-28 (Jannasch). Dieser Teil der Familiengeschichte ließ sich anhand der von mir ausgewerteten Unterlagen bisher an keiner Stelle als handlungsleitend nachweisen, ist aber angesichts der Lebensentscheidungen der Jannaschs hoch interessant.

Eine »Jüdisch-Theologische Fakultät« an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz? – Zur Vorgeschichte der Judaistik an der Evangelisch-Theologischen Fakultät

Abstract

Der Beitrag rekonstruiert die Vorüberlegungen zur Gründung einer »Jüdisch-theologischen Fakultät« an der Johannes Gutenberg-Universität im Jahre 1945. Sie wurden vor allem von Michel Oppenheim und Rabbiner Leopold Neuhaus dokumentiert und von der französischen Militärverwaltung unterstützt. Obwohl mit den Resten der jüdischen Gemeindebibliothek gute Voraussetzungen für die Errichtung einer dritten theologischen Fakultät vorhanden waren, wurden die Pläne, deren Umsetzung ein echtes Novum bedeutet hätten, nicht umgesetzt.

Schlüsselwörter: Direction de l'Education Publique, Frankfurt am Main, Jüdische Gemeinde, Holocaust, Instituta Judaica, Jüdische Studien, Judaistik, Jüdische Fakultät, Mainz, Jüdische Gemeinde, Mainz, Jüdische Bibliothek, Shoa, Synagoge, Mainz

This article reconstructs the preliminary considerations for the establishment of a »Jewish Theological Faculty« at Johannes Gutenberg University in 1945. These were documented primarily by Michel Oppenheim and Rabbi Leopold Neuhaus and supported by the French military administration. Although the remnants of the Jewish community library provided good conditions for the establishment of a third theological faculty, the plans, whose implementation would have represented a truly innovative development, were never realized.

Keywords: Direction de l'Education Publique, Frankfurt on Main, Jewish community, Holocaust, Instituta Judaica, Jewish Studies, Judaic Studies, Jewish Faculty, Mainz, Jewish Community, Mainz, Jewish Library, Shoah, Synagogue, Mainz

Die Anfänge der wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Judentum in Mainz reichen weit in die Zeit vor Gründung der Johannes Gutenberg-Universität zurück. Bereits Ende des 19. Jahrhunderts wurde der Mainzer Rabbiner Dr. Sigmund Salfeld (1843–1926) für seine Verdienste um die Erforschung der Geschichte der Juden in Deutschland mit dem Ehrentitel »Professor« ausgezeichnet.¹ Eine öffentliche Lehrstätte für Jüdische Studien gab es zu dieser Zeit

1 Vgl. Andreas Lehnardt: Dr. Sigmund Salfeld – Familie Salfeld. In: Der Neue Jüdische Friedhof

allerdings ebenso wenig wie eine Universität, und so trat dieser liberale Rabbiner vor allem durch seine wissenschaftlichen Publikationen und gelegentliche Vorträge hervor, die sich meist mit der frühesten mittelalterlichen Geschichte der Juden in Mainz und im Rheinland befassten. Von seinen Forschungen gehen bis heute zahlreiche Impulse aus, und neben den literarischen Arbeiten des vor ihm wirkenden orthodoxen Rabbiners Marcus Lehmann (1831–1890)², dem Gründer der Zeitung *Der Israelit* und Herausgeber wissenschaftlicher Texteditionen, muss Salfeld als der erste Wissenschaftler des Judentums betrachtet werden, der von Mainz aus wirkte und die Forschung nachhaltig prägte. Auf ihn geht nicht nur die Gründung des Vereins für Jüdische Altertümer in Mainz zurück, er initiierte auch den Aufbau einer wissenschaftlichen Bibliothek, von der Teilbestände bis heute als Leihgabe der Jüdischen Gemeinde Mainz an der Universität aufbewahrt werden.

Auch wenn man somit auf namhafte Vorläufer einer historisch-kritischen Erforschung des Judentums in Mainz verweisen kann, beginnt die eigentliche Geschichte der Disziplin Judaistik in Mainz mit der Entwicklung von Plänen für eine (wieder) zu gründende Universität. Im vorliegenden Beitrag soll eine bislang wenig beachtete Phase der Vorgeschichte der im Aufbau befindlichen Universität beleuchtet werden, in deren Verlauf über die Einrichtung einer »Jüdisch-theologischen Fakultät« beraten wurde. Neben der Neugründung einer Evangelisch-Theologischen Fakultät sollte es, so wurde überlegt, auch eine jüdische Ausbildungsstätte geben. Deren Einrichtung hätte eine absolute Neuheit an deutschen Universitäten bedeutet, und so kam es schon kurz nach ersten noch von den Franzosen angeregten Überlegungen zu ernsthaften Gesprächen über diesen Vorschlag. Da es in Deutschland zuvor nur in den christlich-theologischen Fakultäten Forschung und Lehre zum Judentum gab, waren jüdische Studierende von solchen Unternehmungen ausgeschlossen.³ Mit der Gründung einer jüdi-

in Mainz. Biographische Skizzen und Personen, die hier ihre Ruhestätte haben. Hg. von Renate Knigge-Tesche und Hedwig Brüchert. Mainz 2013 (= Sonderheft der Mainzer Geschichtsblätter), S. 244–250; Andreas Lehnardt: Rabbiner und Historiker. Siegmund Salfeld. In: Eine Zeitreise in 175 Geschichten. Der Mainzer Altertumsverein 1844–2019. Hg. von Wolfgang Dobras u. a. In: Mainzer Zeitschrift. Mittelrheinisches Jahrbuch für Archäologie, Kunst und Geschichte 114 (2019), S. 192–193.

2 Vgl. Andreas Lehnardt: Dr. Marcus Lehmann – Familie Lehmann. In: Der Neue Jüdische Friedhof (Anm. 1), S. 167–176. Zu der von Rabbiner Lehmann geförderten Herausgabe hebräischer Texteditionen vgl. Andreas Lehnardt: »Samt Approbation von Großen und Gelehrten«. Yechiel Bril und der hebräische Buchdruck in Mainz. In: Mainzer Zeitschrift. Mittelrheinisches Jahrbuch für Archäologie, Kunst und Geschichte 113 (2018), S. 293–311.

3 Vgl. dazu etwa die Situation in Halle, wo zahlreiche Rabbiner ihre akademischen Würden erhielten, dies jedoch stets an der Philosophischen Fakultät. Siehe dazu Carsten Wilke: Rabbinerpromotionen an der Philosophischen Fakultät der Universität Halle-Wittenberg, 1845–1895. In: Jüdische Bildung und Kultur in Sachsen-Anhalt von der Aufklärung bis zum Na-

schen Fakultät in Mainz wäre es zum ersten Mal gelungen, eine dem Judentum in seiner kulturellen Bedeutung angemessene Gleichstellung neben den beiden christlichen Fakultäten zuzuordnen. Welche Grundüberzeugungen hinter diesem Plan standen und wie er sich, falls er umgesetzt worden wäre, auf die Judaistik an der Evangelisch-Theologischen Fakultät hätte auswirken können, sei im Folgenden näher beleuchtet.

1. Die Anfänge der Judaistik in der Evangelischen Theologie nach der Shoa

Nach der Shoa und der fast vollständigen Vertreibung und Vernichtung der jüdischen Gemeinde Mainz gab es aus nachvollziehbaren Gründen kein genuin wissenschaftliches Interesse an der Beschäftigung mit der Geschichte, Literatur und Religion des Judentums. Zwar war ein Großteil der zuvor aus mehreren Sammlungen zwangsvereinigten jüdischen Gemeindebibliothek während der Verfolgung und des Krieges in Mainz erhalten geblieben, und verschiedene Versuche, diesen Bestand noch nach dem Krieg abzutransportieren oder gar zu entäußern, waren verhindert worden, doch fand sich nach der Rückkehr weniger Gemeindemitglieder, vor allem aus dem Konzentrationslager Theresienstadt, kaum noch jemand, der in der Lage gewesen wäre, die Bücher und Handschriften zu pflegen, sachgemäß zu erschließen oder regelmäßig zu nutzen. Eine hinreichende Grundlage für einen raschen Wiederaufbau der jüdischen Gemeinde boten weder die Bücher noch die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Realitäten. Die im Folgenden anhand von Aktenfunden rekonstruierten Pläne zur Errichtung einer »Jüdisch-theologischen Fakultät« mussten daher den meisten Überlebenden von Anfang an als unrealistisch, wenn nicht sogar als völlig abwegig erscheinen. Auch dies mag erklären, warum dieses Kapitel der Geschichte der Wissenschaft des Judentums in Mainz schnell in Vergessenheit geriet und daher auch in der allgemeinen Geschichte der Judaistik in Deutschland unbeachtet geblieben ist.

Dass die Jüdische Bibliothek nach der Neugründung der Johannes Gutenberg-Universität als Leihgabe an die junge Evangelisch-Theologische Fakultät kam, hatte, wie von mir bereits in anderem Zusammenhang dargestellt, verschiedene Ursachen.⁴ Einer der Gründe war wohl der in vielen Berichten und Dokumenten

tionalsozialismus. Hg. von Giuseppe Veltri und Christian Wiese (= *minima judaica* 7). Berlin 2009, S. 261–315.

4 Für eine erste Bestandsaufnahme der seit 1955 an der Johannes Gutenberg-Universität untergebrachten Bibliothek vgl. das Handbuch der historischen Buchbestände in Deutschland, Bd. 6: Hessen M-Z, Rheinland-Pfalz A-Z. Hg. von Berndt Dugall. Hildesheim, Zürich, New York 1993, S. 169–170. Siehe auch Andreas Lehnardt: Die Jüdische Bibliothek an der Johannes

der 1950er Jahre beklagte Büchermangel an der Universität.⁵ Dieser Mangel betraf nicht nur die Theologien, sondern auch die anderen geisteswissenschaftlichen Fakultäten. In der Gründungsphase führte dies auch in anderen Fakultäten dazu, dass für die Errichtung eines Lehr- und Forschungsbetriebes auf Bestände mit aus heutiger Sicht eigenartiger Provenienz zurückgriffen werden musste.⁶

An der Evangelisch-Theologischen Fakultät war es vor allem der Missions- und Religionswissenschaftler Eugen Ludwig Rapp (1904–1977)⁷, der sich seit Gründung der Universität nicht nur um die Judaica-Bestände der jüdischen Gemeinde bemühte, sondern der darüber hinaus auch durch Publikationen und Seminare zu jüdischen Themen weitere Grundlagen für den heutigen Lehrstuhl

Gutenberg-Universität Mainz 1938–2008, Stuttgart 2009 (= Beiträge zur Geschichte der Universität Mainz – Neue Folge 8); ders.: »Aufgeschlagen«. Zu den Büchern aus der alten jüdischen Gemeindebibliothek Mainz im Landesmuseum Mainz. In: Eine Krone für Magenza. Die Judaica-Sammlung im Landesmuseum Mainz. Hg. von Andreas Lehnardt. Petersberg 2015, S. 81–90; Aus den Bücherregalen. Entdeckungen in der Jüdischen Bibliothek Mainz. Hg. von Andreas Lehnardt. Berlin 2018 (= Ma'ayanot 1); Andreas Lehnardt: Beschlagnahmt – Vergessen – Erforscht. Die jüdische Bibliothek in der Theologischen Fakultät. In: Mainzer Theologische Zeitschrift WS 2018/19, S. 72–80, online: <https://cms.zdv.uni-mainz.de/fb01-e-v-theologie/wp-content/uploads/sites/278/2024/07/Matheoz-WiSe-18-19.pdf> (abgerufen am 07.07.2025).

- 5 Einer von Ministerialdirigent Ernst Schäck in der Gedenkschrift zur Einweihung der neuen Universitätsbibliothek, hg. von Hermann Eibel und Hermann Sauter, Mainz 1966, S. 21 veröffentlichten Statistik zufolge standen der Universität Mainz 1946 nur ca. 30.000 Bände zur Verfügung. Zum Büchermangel in der Gründungsphase der JGU vgl. auch Christian König: Mit einem Bücherhaufen fing es an ... Geschichte der Universitätsbibliothek Mainz. Mit einem Beitrag von Andreas Brandtner zur Universitätsbibliothek Mainz von 2011 bis 2018. Göttingen 2018 (= Beiträge zur Geschichte der Universität Mainz – Neue Folge 13), S. 38–41.
- 6 So stammt ein kleiner Teil des Grundbestandes der Bibliothek des Historischen Seminars aus Resten der beschlagnahmten Bibliothek des Reichsleiters Martin Bormann (1900–1945). Vgl. hierzu Katja Wojtynowski: Das Fach Geschichte an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz 1946–1961. Gründung und Ausbau des Historischen Seminars, des Instituts für Alte Geschichte und der Abteilung Osteuropäische Geschichte am Institut für Osteuropakunde. Stuttgart 2006 (= Beiträge zur Geschichte der Johannes Gutenberg-Universität Mainz NF 4), S. 29; Charlet Flauaus: Der NS-Funktionär und seine private Bibliothek. Die Bücher des Reichsleiters Martin Bormann in der Universitätsbibliothek Mainz. In: Bibliotheksdienst 52(6) (2018), S. 455–480; König: Mit einem Bücherhaufen (wie Anm. 5), S. 42–45. Dieser Teilbestand ist separat aufgestellt und kann über den OPAC der UB Mainz recherchiert werden: <https://www.ub.uni-mainz.de/de/spezialbestaende/bormann> (abgerufen am 07.07.2025).
- 7 Vgl. Eugen Rapp in: Verzeichnis der Professorinnen und Professoren der Universität Mainz. URI: <http://gutenberg-biographics.ub.uni-mainz.de/id/ba1e60ef-dc73-462e-804c-efeba071c16e> (abgerufen am 07.07.2025). Siehe zu ihm die biografische Skizze von Otto Böcher: Eugen Ludwig Rapp 1904–1977. In: Eugen Ludwig Rapp 1904–1977. Eine Ausstellung der Stadtbücherei Pirmasens, 19. Mai bis 3. Juli 1992, [Pirmasens 1992] S. 4–8; ders.: Art. Rapp, Eugen Ludwig. In: Neue Deutsche Biographie 21 (2003), S. 151–153; ferner ders.: Bibliographie Eugen Ludwig Rapp nachträglich zum 60. Geburtstag am 8. Mai 1964. In: Theologische Literaturzeitung 90 (1965), Sp. 151 f.

für Judaistik legte. Ihm sind etwa die ersten Veröffentlichungen von nach dem Krieg aufgefundenen mittelalterlichen Inschriften aus Mainz und Umgebung zu verdanken, und mit der von ihm veröffentlichten *Chronik der Mainzer Juden* (1977) legte er ein mehrfach nachgedrucktes Hilfsmittel für das Studium der Geschichte der Juden in Mainz vor.⁸ Rapp galt aufgrund seiner Mitgliedschaft in der Bekennenden Kirche als politisch unbelastet und gehörte daher zur ersten Dozentengeneration an der neu geschaffenen Evangelisch-Theologischen Fakultät.⁹ Auf eine von der Pfälzischen Landeskirche gestifteten Professur für Christliche Orientalistik berufen, bot er seine Veranstaltungen zunächst auch an der Philosophischen Fakultät an, und bereits 1946 wurde er zudem als Leiter eines an der Theologischen Fakultät eingerichteten »Seminar(s) für Wissenschaft vom Judentum« genannt.¹⁰ Nach einer mehrjährigen Tätigkeit als Missionar in Afrika war Rapp mit vielen Sprachen vertraut, und diese Kenntnisse vermochte er für seine wissenschaftliche Arbeit in Mainz vielfältig nutzen. Die bereits 1929 in Heidelberg eingereichte Dissertation über eine frührabbinische Schrift ebnete ihm dann den Weg für seine weitere wissenschaftliche Laufbahn,¹¹ insbesondere als Hebräischlehrer und Vermittler anderer biblischer Sprachen.¹² Seine judaistischen Lehrveranstaltungen hielt er meist zu Themen aus der rabbinischen Literatur ab, was in einer Zeit, in der die theologisch motivierten Vorurteile gegenüber dem Judentum noch längst nicht aufgearbeitet waren, einen beachtlichen Fortschritt darstellte.¹³ Das von ihm auf diese Weise initiierte

8 Eugen Ludwig Rapp: *Chronik der Mainzer Juden. Die Mainzer Grabdenkmalstätte* (1977). Ergänzt und überarbeitet von Andreas Lehnardt unter Mitarbeit von Ulrich Hausmann. Berlin 2019 (= Ma'ayanot 2).

9 Zu dem Gründungsdekan der Evangelisch-Theologischen Fakultät, Wilhelm Jannasch (1888–1966), vgl. den Beitrag von Hansjörg Buss und Wolfgang Breul in diesem Band.

10 Vgl. dazu die Vorlesungsverzeichnisse der JGU der Jahre 1946, S. 5, und Wintersemester 1949–50, S. 15 und S. 25. Das Seminar wird in den späteren Vorlesungsverzeichnissen nicht mehr aufgeführt. Die digitalisierten Vorlesungsverzeichnisse sind einsehbar unter: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hebis:77-vcol-23956> (abgerufen am 07.07.2025).

11 Die von dem Alttestamentler Georg Beer (1865–1946) betreute theologische Dissertationschrift bot eine Edition samt kommentierter Übersetzung des Mischna-Traktates Mo'ed Qatan und erschien 1931 in der »Gießener Mischna«. Zu dieser von Beer gemeinsam mit Oscar Holzmann begründeten, unvollendeten Reihe mit teilweise eindeutig antijüdischen Tendenzen vgl. Günter Stemberger: *Judaica Minora II. Geschichte und Literatur des rabbinischen Judentums*. Tübingen 2010 (= Text and Studies in Ancient Judaism 138), S. 723f.

12 Vgl. Vorlesungsverzeichnis der JGU des Jahres 1946, S. 5. Im Vorlesungsverzeichnis der JGU des Jahres 1947, S. 18, wird er auch als »Honorarprofessor für Hebräisch und Aramäisch« aufgeführt.

13 Vgl. hierzu etwa die Affäre um den Mainzer reformierten Kirchenhistoriker Wilhelm Boudriot (1892–1948) aus Bonn: 1946 wurde eine von ihm gegen Karl Barth gerichtete, privat verbreitete Stellungnahme von einem Journalisten publik gemacht, die zu Boudriots Suspendierung führte. Siehe dazu die nicht unproblematische Darstellung von Karl Dienst: *Der »andere« Kirchenkampf: Wilhelm Boudriot – Deutschnationale – Reformierte – Karl Barth. Eine theologie- und kirchenpolitische Biographie*. Berlin 2007 (= Vergessene Theologen 4),

»Seminar« an der Evangelisch-Theologischen Fakultät Mainz hieß gleichwohl noch bis in die 1950er Jahre »Seminar für *Spätjudentum*«, worin sich – obgleich vielleicht von Rapp fortschrittlich intendiert – noch deutlich die weitverbreitete theologische Abwertung des Gegenstandes der eigenen Forschungen widerspiegelte.¹⁴ Dennoch war hierdurch von Rapp ein mit anderen theologischen Fakultäten vergleichbarer Kurs eingeschlagen, der angesichts des nach wie vor schwierigen Umfeldes die spätere Entwicklung in Mainz ermöglichen sollte.

Ähnliche Bemühungen um die Vermittlung von Sprachkenntnissen und Wissen über jüdische, vor allem rabbinische Literatur waren für evangelisch-theologische Fakultäten in der frühen Nachkriegszeit typisch. In Tübingen, Münster und Berlin wurden zu diesem Zweck unter anderem sogenannte *Instituta Judaica* eingerichtet, die ursprünglich auf das Vorbild des pietistisch geprägten Hallenser Instituts für Mission unter Juden und Muslimen zurückgingen.¹⁵ An diesen Instituten fehlten anfänglich oft adäquat ausgebildete Lehrer, die z. B. rabbinische Literatur hätten unterrichten können. Aus heutiger Sicht fanden sich erstaunlich rasch nach der Shoa dennoch jüdische Gelehrte, die bereit waren, nach Deutschland zurückzukehren und an den genannten Fakultäten und anderen Institutionen zu unterrichten. Als einer der Ersten wurde so etwa Rabbiner Baruch Graubard (1900–1976) aus München schon 1951 zum außerordentlichen Professor für Judaistik in Marburg ernannt.¹⁶ An der Goethe-

S. 145–155. – Zu dem nationalsozialistisch vorbelasteten Alttestamentler Kurt Galling (1900–1987), der u. a. seit dem 1. 1. 1940 NSDAP-Mitglied gewesen war und der dann von 1946 bis 1955 in Mainz lehrte und 1951/52 ebenda auch das Amt des Rektors innehatte bevor er an die Universität Tübingen wechselte, vgl. den Eintrag im: Verzeichnis der Professorinnen und Professoren der Universität Mainz. URI: <http://gutenberg-biographics.ub.uni-mainz.de/id/a41cc4b0-12bd-47f9-b69c-9a7244bc5911> (abgerufen am 07.07.2025).

14 Eine nicht minder problematische Umbenennung des Mainzer Seminars in »Seminar für Wissenschaft vom Judentum«, die den irreführenden Eindruck erwecken konnte, als wäre damit eine Kontinuität zur Wissenschaft vor der Shoa gegeben, erfolgte zum Wintersemester 1953/54. Vgl. dazu Karl Dienst: Die Anfänge der evangelisch-theologischen Fakultät der Johannes-Gutenberg-Universität in Mainz. In: Festgabe Wilhelm Jannasch zum fünfundsiebzigsten Geburtstag. Hg. von Kurt Schuster u. a. Darmstadt 1964, S. 143 Anm. 19. – Zum Problem des Begriffs »Spätjudentum« vgl. etwa Konrad Schmid: The Rise and Fall of the Notion of »Spätjudentum« in Christian Biblical Scholarship. In: Protestant Bible Scholarship: Antisemitism, Philosemitism and Anti-Judaism. Hg. von Arjen F. Bakker, René Bloch, Yael Fisch, Paula Fredriksen, Hindy Najman. Leiden, Boston 2022 (= Supplements to the Journal for the Study of Judaism 200), S. 63–78.

15 Vgl. zu dieser Institution etwa Christoph Rymatzki: Hallischer Pietismus und Judenmission. Johann Heinrich Callenbergs Institutum Judaicum und dessen Freundeskreis (1728–1736). Tübingen 2004 (= Hallesche Forschungen 11). Zur späteren (Wieder-)Gründung solcher judenmissionarischer Institute in Berlin (1883) und Leipzig (1886) vgl. Christian Wiese: Art. Institutum Judaicum. In: RGG⁴ Bd. 4 (2001), Sp. 178f.

16 Vgl. dazu: Enthüllung des Grabsteins von Professor Baruch Graubard, s. A. In: Neue Jüdische Nachrichten, 4.2.1977. Vgl. Anthony D. Kauders und Tamar Lewinsky: Neuanfang mit

Universität Frankfurt am Main hielt ab 1957 der deutsch-schweizerische Historiker Ernst Ludwig Ehrlich (1921–2007) regelmäßige Vorlesungen, und 1959 wurde dort zudem Rabbiner Kurt Wilhelm (1900–1965) zum Honorarprofessor ernannt.¹⁷ 1957 kehrte mit Rabbiner Bernhard Brilling (1906–1987) ein profilierter Historiker aus Israel nach Deutschland zurück; er wurde am Münsteraner *Institutum Judaicum Delitzschianum* von Karl Heinrich Rengstorf (1903–1992)¹⁸ promoviert und später mit der Einrichtung einer Abteilung zur »Geschichte der Juden in Deutschland« beauftragt.¹⁹ Am selben Münsteraner Institut war kurz zuvor (1950/51) der aus dem französischen Exil zurückgekehrte Charles Horowitz (1892–1969) tätig gewesen.²⁰ Horowitz, der durch seine Übersetzungen einzelner Traktate des Talmud Yerushalmi ins Deutsche bekannter wurde, verließ Münster jedoch schlagartig, nachdem er in Rengstorfs Privatwohnung zufällig dessen Bild in Naziuniform entdeckt hatte.²¹

In Mainz dauerte es bis 1958, dass für den aus Budapest nach Deutschland emigrierten Rabbiner Professor Ernst (Ernö) Róth (1908–1991)²² ein Lehrauftrag

Zweifeln (1945–1970). In: Jüdisches München. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Hg. von Richard Bauer und Michael Brenner. München 2006, S. 185–223, hier S. 186f.

17 Zu den Vorläufern der Judaistik in Frankfurt am Main nach der Shoa vgl. Willy Schottroff: Nur ein Lehrauftrag: Zur Geschichte der jüdischen Religionswissenschaft an der deutschen Universität. In: Berliner Theologische Zeitschrift 4,2 (1987), S. 197–214, hier S. 213f.

18 Vgl. zu ihm den Beitrag seines Doktoranden Michael Bachmann: Rengstorf (1903–1992). In: Neutestamentliche Wissenschaft nach 1945. Hauptvertreter der deutschsprachigen Exegese in der Darstellung ihrer Schüler. Hg. von Cilliers Breytenbach und Rudolf Hoppe. Neukirchen 2008, S. 371–386.

19 Vgl. dazu Jüdische Porträts. Graphische Bildnisse prominenter Juden Mitteleuropas. Katalog zur Ausstellung im Stadtmuseum Münster, 22. Oktober 1993 bis 9. Januar 1994. Hg. von Hans Galen. Hamm 1993, S. 70; Peter Honigmann: Das Projekt von Rabbiner Dr. Bernhard Brilling zur Errichtung eines jüdischen Zentralarchivs im Nachkriegsdeutschland. In: Historisches Bewusstsein im jüdischen Kontext. Strategien – Aspekte – Diskurse. Hg. von Klaus Hödl. Innsbruck u. a. 2004 (= Schriften des Centrums für Jüdische Studien 6), S. 223–241. – Für kürzere Zeit (1954) war am IJD in Münster auch Leo Prijs beschäftigt. Vgl. zu ihm Ittai Tamari: Vater und Sohn, oder über die Anfänge der Jüdischen Studien an der Ludwig-Maximilians-Universität München. In: Münchener Beiträge zur Jüdischen Geschichte und Kultur 2 (2009), S. 107–118, hier S. 115. Ab 1966 lehrte am IJD zudem der aus Galizien stammende Zvi Sofer (1911–1980).

20 Vgl. zu ihm Matthias Morgenstern: Von Adolf Schlatter zum Tübinger Institutum Judaicum. In: Das Tübinger Institutum Judaicum. Beiträge zu seiner Geschichte und Vorgeschichte seit Adolf Schlatter. Hg. von Matthias Morgenstern und Reinhold Rieger. Stuttgart 2015 (= Contubernium. Tübinger Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte 83), S. 11–147, bes. S. 108–112 und S. 129–132.

21 Morgenstern, Adolf Schlatter (Anm. 20), S. 110. – Folker Siegert: Zwischen Gleichgültigkeit und Judenmission: Luthertum und Judentum in ihrem klassischen Unverhältnis. In: Kirche und Synagoge. Ein lutherisches Votum. Hg. von Folker Siegert. Göttingen 2012, S. 41–64, hier S. 50 Anm. 40 überliefert die Anekdote, dass Rengstorf als junger Privatdozent in Tübingen Vorlesungen in brauner SA-Uniform hielt.

22 Vgl. zu ihm Andreas Lehnardt: Art. Róth, Ernst. In: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon 38 (2017), Sp. 1214–1223.

am Orientalistischen Seminar eingerichtet werden konnte. Die von ihm angebotenen judaistischen Veranstaltungen wurden anfangs stets auch im Vorlesungsverzeichnis der Evangelischen Theologie angekündigt.²³ Mit Róth als vormaligem »Direktor der Landesrabbinerhochschule in Ungarn« und Professor »der Wissenschaft vom Judentum und Rabbinistik« gelangte zum ersten Mal nach der Shoa ein namhafter jüdischer Wissenschaftler nach Mainz. Durch seine zahlreichen Publikationen, u. a. gemeinsam mit Leo Prijs (1920–1998), setzte er hinsichtlich der Erforschung des Judentums in Deutschland neue Maßstäbe.²⁴ Dass seine Dozentur in Mainz in der Orientalistik und nicht an einer der beiden theologischen Fakultäten angesiedelt wurde, entsprach dabei wohl zunächst dem religiösen Selbstverständnis, war aber zudem durch die Konfessionsklausel rechtlich vorgegeben.²⁵

Dies lag dann bei Leo Trepp (1913–2010)²⁶, dem aus Mainz gebürtigen, orthodox in der Tradition Samson Rafael Hirschs erzogenen Rabbiner, anders. Trepp war noch 1939 die Flucht aus Nazideutschland in die USA geglückt, wo er sich nach längerer Umorientierung dem dort vorherrschenden Reformjudentum anschloss. Nach Deutschland kam er erst nach 1970 wieder regelmäßig zu Besuchen zurück, und damit verband er bald das Anliegen einer Versöhnung von Christen und Juden. Im Unterschied zu Róth stellte er seine Vorträge bald ganz in

23 Vgl. das Vorlesungsverzeichnis der JGU für das Sommersemester 1959, S. 72, in dem eine Lektüreveranstaltung von Rabbiner Róth zum Buch Kusari des mittelalterlichen jüdischen Philosophen Yehuda ha-Lewi angekündigt ist. Interessanterweise hielt sich Rapp, der ab 1961 als Professor für »Christliche Orientalistik« (Vorlesungsverzeichnis JGU SoSe 1961, S. 25) aufgeführt wird, nach Róths Eintreffen in Mainz mit judaistischen Veranstaltungen sowohl in der theologischen Fakultät als auch in der »Orientkunde« zurück. Später lehrte Rapp neben religionswissenschaftlichen Einleitungsveranstaltungen vor allem biblisches Hebräisch, während Róth ab einem gewissen Zeitpunkt nur noch »Neuhebräisch« in der Orientkunde der Philosophischen Fakultät anbot. Vgl. Vorlesungsverzeichnis der JGU für das Sommersemester 1968, S. 15.

24 Vgl. Ernst Róth: Hebräische Handschriften. Hg. von Hans Striedl. Wiesbaden 1965 (= Verzeichnis der Orientalischen Handschriften in Deutschland VI, 2); Ernst Róth und Leo Prijs: Hebräische Handschriften, Teil 1a-c, Wiesbaden 1982–1993 (= Verzeichnis der Orientalischen Handschriften in Deutschland VI, 1a-c). Zur nicht unproblematischen Art der (Vor)arbeiten Róths für diese Kataloge vgl. Peter Kuhn: Hans Striedl (1907–2002), Bibliothekar und Orientalist. In: Orient als Grenzbereich? Rabbinisches und außerrabbinisches Judentum. Hg. von Annelies Kuyt und Gerold Necker. Wiesbaden 2007 (= Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes 60), S. 200–215, hier S. 214.

25 Róth, der mehrere Geschwister in der Shoa verloren hatte, machte im Übrigen in manchen seiner in Mainz entstandenen Publikationen aus seiner Kritik am Christentum, insbesondere aber an einzelnen Lutheranern, keinen Hehl. Vgl. etwa Ernst Róth: Luther und die Juden, wie ich es sehe, zur 500. Wiederkehr von Martin Luthers Geburtstag am 10. November 1983. Frankfurt am Main 1983.

26 Vgl. zu ihm Andreas Lehnardt: Art. Trepp, Leo. In: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon 38 (2017), Sp. 1426–1436. Siehe auch <https://leotrepp.org/de/biographie> (abgerufen am 07.07.2025).

den Dienst einer Förderung von Wissen über das Judentum in der jüngeren nichtjüdischen Generation.²⁷ Ab 1983 erhielt er nach Gastprofessuren in Oldenburg (1971) und in Hamburg (1979) wiederkehrende Lehraufträge an der theologischen Fakultät, und 1988 wurde er mit stets im Sommersemester abgehaltenen Lehrveranstaltungen zum Honorarprofessor ernannt. Seine Vorlesungen über »Judentumskunde und jüdische Theologie der Gegenwart« stießen nicht nur bei den Studierenden auf großes Interesse, sondern führten auch zahlreiche Gasthörer an die Universität. In der jüdischen Gemeinde Mainz engagierte er sich dagegen nur gelegentlich und blieb auch gegenüber Rabbiner Róth distanziert.²⁸ Enger verbunden war Trepp dagegen mit Günter Mayer (1936–2004) und seinen Mitarbeitern an der Evangelisch-Theologischen Fakultät.²⁹

Mayer war nach einer Umhabilitation von Münster 1971 in Mainz zum Privatdozenten ernannt worden, und 1972 wurde ihm der Titel apl. Professor für »Geschichte und Literatur des biblischen und nachbiblischen Judentums« verliehen.³⁰ Aus den gemeinsam mit Trepp durchgeführten Seminaren gingen mehrere judaistische Abschlussarbeiten und Projekte hervor, die zum Teil über

27 Vgl. Leo Trepp: Die Wissenschaft des Judentums und die deutsche Universität, Johannes Gutenberg-Universität Mainz, Universitätsreden 1988, nachgedruckt in ders.: Lebendiges Judentum. Texte aus den Jahren 1943 bis 2010. Hg. von Gunda Trepp mit einem Vorwort von Karl Kardinal Lehmann. Stuttgart 2013, S. 247–262. Vgl. auch Leo Trepp: Jüdische Studien an deutscher Universität. In: Dem Vergessen entgegentreten. Reden zum 50. Jahrestag der Pogrome 1938. Oldenburg 1989 (Oldenburger Universitätsreden), S. 31–54.

28 Vgl. dazu etwa die kritischen Bemerkungen Róths zu Leo Trepp: Über Mainz und seine Minhagim. In: Udim 6 (1974/75), S. 125–133.

29 Vgl. Leo Trepp: Geschichte des nachbiblischen Judentums in Grundzügen. In: Das Judentum. Abriss der jüdischen Geschichte. Stuttgart 1992, S. 17–67 (gemeinsam mit G. Mayer). Vgl. auch Leo Trepp: Der jüdische Gottesdienst. Gestalt und Entwicklung. Stuttgart 1992 (2. erweiterte Auflage 2004), S. 9.

30 Mayer begann seine theologische Promotion als Assistent bei Karl Heinrich Rengstorf (1903–1992) am *Institutum Judaicum Delitzschianum* in Münster. Promoviert wurde er dann mit einer kommentierten Übersetzung zu einem Mischna-Traktat (Para) bei Rapp in Mainz. Für die Habilitation aufgrund einer Arbeit mit dem Titel »Ein Zaun um die Tora.« Tradition und Interpretation im rabbinischen Recht dargestellt am Toseftatraktat Kil’ajim (Stuttgart 1970) ging er wieder nach Münster, ließ sich jedoch mit Zustimmung Rengstorfs bald wieder nach Mainz umhabilitieren, wo ihm die *Venia legendi* in »Christliche(r) Orientalistik und Judaistik« verliehen wurde. Vgl. dazu Daniel Schumann: Vorwort zu Günter Mayer und Michael Tilly: Lebensform und Lebensnorm im Antiken Judentum. Untersuchungen zur jüdischen Religionssoziologie und Theologie in hellenistisch-römischer Zeit. Berlin, Boston 2015, S. V–VI. Nach Vikariaten in Bellheim und Haßloch 1961 zum Geistlichen der Evangelischen Kirche in der Pfalz ordiniert, beabsichtige Mayer zunächst, ins Pfarramt zu gehen, wurde aber aufgrund seiner schweren körperlichen Behinderung nicht übernommen. Seine Dissertationsschrift erschien in der von Rengstorf herausgegebenen »Gießener Mischna«, und für die ebenfalls von Rengstorf herausgegeben Reihe der Tosefta bearbeitete er die Traktate ’Orla, Terumot, Kil’ajim, Ta’anijot und Re’iyya. Zu Rengstorf vgl. bereits oben Anm. 18.

das Kerngebiet seiner Forschungen zu Rabbinischer Literatur und Philo hinausgingen.³¹ Trepp setzte sich dann 1995 mit Nachdruck für die Berufung Mayers auf die nach Umstrukturierungen und Stellenanhebungen geschaffene C-3 Professur für »Judaistik« ein.³² Mit Mayers Ernennung zum »Professor im Fach Judaistik«³³ wurde eine im »Schriftwechsel zum Kirchenvertrag« des Landes mit den Evangelischen Landeskirchen in Rheinland-Pfalz vom 13.11.1962 festgehaltene Zuordnung des Ordinariats an die »Christliche Orientalistik« praktisch aufgehoben.³⁴ Dank der Unterstützung Trepps wurde so ein von Mayer in der

31 Vgl. das Schreiben von Günter Mayer an Dekan Stephan Weyer-Menkhoff vom 2.10.2001 (Universitätsarchiv Mainz (UA.Mz), Best. 106-60), in dem er mitteilt, dass er fünf Promovenden betreue: H. Faber (Mischnatraktat Ketubbot), »W.« Oehlschläger (»RGG³ und das Judentum«), »K.« Krieg (»Toseftatraktat Megilla«). G. Welge (»Robert Alters literaturwissenschaftliche Bibelexegese und ›das Jüdische‹ daran«) sowie C. Schüller (»Die Juden in den spätmittelalterlichen/frühneuzeitlichen Fastnachtsspielen«). M. W. sind nur die Arbeiten des späteren Präses der EKHN Ulrich Oelschläger (Judentum und evangelische Theologie 1909–1965: das Bild des Judentums im Spiegel der ersten drei Auflagen des Handwörterbuchs »Die Religion in Geschichte und Gegenwart«, Stuttgart 2005) und die kommentierte Übersetzung von Carola (!) Krieg (enthalten in: Seder Moed. Taanijot-Megilla, Rabbinische Texte, Die Tosefta II/4. Stuttgart 2002) zu einem Abschluss gebracht worden. Zusätzlich ist hier die im WS 1994/95 angenommene Dissertation von Hans-Joachim Bechtholdt zu nennen, die unter dem Titel »Die jüdische Bibelkritik im 19. Jahrhundert« 1995 in Stuttgart erschienen ist. Für Kritik durch den Verband der Judaisten sorgte die von Mayer begleitete Habilitation von Bechtholdt und die Verleihung der Venia legendi in »Judaistik« durch die Fakultät. Die Habilitationsschrift »Jüdische deutsche Bibelübersetzungen vom ausgehenden 18. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts« erschien 2005 in Stuttgart.

32 Vgl. Trepps Empfehlungsschreiben für Mayer an den Universitätspräsidenten vom 11.1.1995, in dem er ihn als »Spezialist« im Gesamtgebiet des Judentums bezeichnet und ihn »ohne Zweifel zu den bedeutendsten Wissenschaftlern des Judentums« zählt (UA.Mz, Best. 106-182). Unterstützt wurde die Hausberufung wie auch eine vorher erteilte, innerfakultär umstrittene AT-Lehrstuhlvertretung für Prof. Maas im WS 1975/76 u. a. von Otto Böcher (vgl. sein undatiertes Empfehlungsschreiben UA.Mz, Best. 106-182). Böcher war wie Mayer zunächst Schüler von Eugen L. Rapp, promovierte dann jedoch 1958 bei Fritz Arens in Kunstgeschichte und 1960 bei dem 1952/53 nach Mainz berufenen Gustav Stählin (1900–1985) im NT. Zusätzlich zu seinen neutestamentlichen Studien forschte er gemeinsam mit Rapp über das mittelalterliche Judentum in den SchUM-Städten, insbesondere über die in Mainz aufgefundenen Grabsteine. 1964 gehörte er zu den Gründungsmitgliedern der Arbeitsgemeinschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit in Mainz (Universitätsarchiv Mainz (UA.Mz), Best NL 69–1, Brief vom 26.9.1966), der später Mayer vorstand. Gemeinsam mit Mayer führte Böcher Lehrveranstaltungen zu judaistischen Themen durch (vgl. Vorlesungsverzeichnis JGU vom WS 1974/75, S. 215). Zu ihm vgl. Wolfgang Breul und Traudel Himmighöfer: Nachruf auf Prof. Dr. Dr. Otto Böcher (12.3.1935–27.2.2020). In: Ebernburg-Hefte 54 (2020), S. 7–8 / Blätter für pfälzische Kirchengeschichte und religiöse Volkskunde 87 (2020), S. 343–344.

33 Vgl. Allgemeine Zeitung Mainz vom 5.4.1995, S. 13.

34 Vgl. das Schlussprotokoll zu Artikel 14 Absatz 1.

Fakultät entwickelter Sonderweg der Mainzer Judaistik begründet, den er bis über seinen offiziellen Ruhestand hinaus weiterführen konnte.³⁵

Trepp hat diese Entwicklung durch seine vielbeachteten Publikationen, insbesondere seine in mehreren Sprachen übersetzte Einführung *Die Juden – Volk, Geschichte, Religion*³⁶ seit den 1990er Jahren weiter begleitet und gestützt. Mit dem Eintritt Rabbiner Róths in den Ruhestand und nach dessen Umzug nach Luxemburg – er verstarb dann 1991 unerwartet während einer Konferenz in Jerusalem – blieb Trepp innerhalb der Universität und für die Stadt Mainz der maßgebliche jüdische Gelehrte.³⁷ So unterstützte er etwa einen von dem Komparatisten Dieter Lamping u. a. initiierten »Interdisziplinären Arbeitskreis Jüdische Studien«. In ihm sollten der dem damals neu entwickelten Potsdamer Modell der »Jewish Studies« folgend, verschiedene geisteswissenschaftliche Disziplinen, in denen jüdische Themen behandelt werden, gebündelt werden.³⁸

35 Mayer ging am 30. 9. 2001 in den Ruhestand. Seine Ehefrau, Elisabeth Mayer, war von 1974 bis 2005 Dekanatssekretärin in der Evangelisch-Theologischen Fakultät. Vgl. dazu UA.Mz, Best. 106-182.

36 Zuerst erschienen in Englisch 1966; eine deutsche Übersetzung wurde 1969 veröffentlicht, danach zahlreiche Auflagen, zuletzt 2022 im Verlag Hentrich & Hentrich. Übersetzungen erschienen u. a. 2018 ins Polnische.

37 Wie Trepp seine an Nichtjuden ausgerichtete judaistische Lehre begründete, wird an einer Bemerkung in »Die Juden« (1999), S. 199, ersichtlich: »In Deutschland fehlte es an geeigneten jüdischen Lehrkräften. So habe ich seit einigen Jahrzehnten diese Aufgabe als Honorarprofessor an der Johannes Gutenberg Universität in Mainz dankbar übernommen.« Den seit den 1970er Jahren an philosophischen Fakultäten eingerichteten Lehrstühlen für Judaistik, die meist von zum Teil bereits in Israel ausgebildeten Nichtjuden besetzt waren, stand er skeptisch gegenüber. Vgl. Gunda Trepp: Leo Trepp. Der letzte Rabbiner. Das unorthodoxe Leben des Leo Trepp. Darmstadt 2018, S. 238 mit Bezug auf eine Rede anlässlich seiner Ernennung zum Honorarprofessor an der JGU 1988, in der er die Einrichtung von Lehrstühlen für Judaistik in Deutschland als »Prestige« und »Notwendigkeit für die Gestaltung der Deutschen« bezeichnet. Vgl. Trepp: Lebendiges Judentum (Anm. 27), S. 261. Allerdings unterhielt er auch zur unter Federführung von Landesrabbiner Nathan Levinson (1921–2016) initiierten, 1979 in Trägerschaft des Zentralrates der Juden in Deutschland gegründeten Heidelberger Hochschule für Jüdische Studien zunächst keine engeren Kontakte. In den Anfangsjahren lehrten dort ebenfalls regelmäßig deutschsprachige Gastprofessoren, die zumeist vor der Shoa nach Israel emigriert waren. Zu Trepps Kontakten mit jüdischen Gelehrten in Israel vgl. Andreas Lehnardt: Leo Trepp im innerjüdischen Dialog – Briefe an Martin Buber und Ernst Simon. In: 50 Jahre Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon. Ein Weg in die Zukunft. Hg. von Traugott Bautz und Bernd Jaspert. Nordhausen 2018, S. 517–546.

38 Dieser Arbeitskreis wurde von mir von 2005 bis 2007 geleitet. Mangels gemeinsamer Perspektiven zum Aufbau eines Studiengangs »Jüdische Studien/Judaistik« wurde er eingestellt. Zur Kritik an der Übertragung der an einigen US-amerikanischen Universitäten initiierten Programme der »Jewish Studies« nach Deutschland, vgl. Margarete Schlüter: Judaistik an deutschen Universitäten heute. In: Wissenschaft vom Judentum. Annäherungen an den Holocaust. Hg. von Michael Brenner und Stefan Rohrbacher. Göttingen 2000, S. 85 und S. 91. Siehe zur weiteren Entwicklung, bei der nach der Umsetzung des Bologna-Prozesses die anfänglich postulierte Differenz zwischen einer angeblich in erster Linie philologisch aus-

Zum Sommersemester 2006 entschloss sich Trepp überraschend, nicht mehr in Mainz, sondern gemeinsam Almut Sh. Bruckstein an der Goethe-Universität in Frankfurt am Main zu lehren. In seinen nach dieser Zeit mit seiner zweiten Ehefrau, Gunda Trepp (vormals Wöbken-Ekert, *1958), veröffentlichten Büchern warb er nun zunehmend für die Konversion zum (liberalen) Judentum.³⁹ Trotz einer zahlenmäßig beeindruckenden Anzahl jüdischer Zuwanderer aus der ehemaligen Sowjetunion in den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts sah er die Zukunft jüdischer Gemeinden in Deutschland erneut als gefährdet an.

2. Die Konsultationen über eine »Jüdisch-theologische Fakultät« in Mainz

Mit meiner Berufung nach Mainz zum Sommersemester 2004 wurde mir die zuvor von Günter Mayer und seinen Mitarbeitern übernommene Verantwortung für die Pflege und die Erschließung der Jüdischen Gemeindebibliothek übertragen.⁴⁰ Um die »besondere Mainzer Tradition der Judaistik«⁴¹ aufzuarbeiten, machte ich mich zunächst auf die Suche nach Informationen, wie es dazu gekommen war, dass die Jüdische Gemeinde Mainz ihre alten Buch- und Handschriftenbestände der Evangelisch-Theologischen Fakultät als Leihgabe anvertraut hatte. Erst nach einigen Recherchen ließ sich jedoch der Werdegang dieser einzigartigen Sammlung genauer rekonstruieren. Ihre Unterbringung innerhalb der Seminarbibliothek der theologischen Fakultät war, so stellte sich heraus, eng mit den Anfängen des Lehrstuhls und mit der Neugründung der Fakultät verbunden.⁴²

gerichteten »Judaistik« und einer mehr an jüdischen Belangen interessierten »Jüdischen Studien« so gut wie keine Rolle mehr spielt: Judaistik im Wandel. Ein halbes Jahrhundert Forschung und Lehre über das Judentum in Deutschland. Hg. im Auftrag des Verbandes der Judaisten in Deutschland von Andreas Lehnardt. Berlin, Boston 2017, S. 57–69. Die Entwicklung ist mittlerweile auch durch die Etablierung einer »School of Jewish Theology« an der Universität Potsdam gekennzeichnet.

39 Vgl. Leo Trepp und Gunda Wöbken-Ekert: »Dein Gott ist mein Gott« – Wege zum Judentum und zur jüdischen Gemeinschaft. Stuttgart 2005, S. 9.

40 Vgl. den in UA.Mz, Best. 106-182 erhaltenen Brief von Dekan Weyer-Menkhoff an Mayer vom 15. 10. 2001, in dem er ihn von der Zuweisung seines bisherigen Dienstzimmers als Büro der Jüdischen Bibliothek informiert und ihn als Entpflichteten gleichzeitig damit beauftragt, »die Bibliothek zu verwalten, zugänglich zu machen und deren Benutzer zu beaufsichtigen«.

41 Die Formulierung ist einem Kondolenzschreiben zum Tode Günter Mayer's von Karl-Wilhelm Niebuhr (*1956), Theologische Fakultät Jena, an Dekan Walter Dietz vom 5. 1. 2005, entnommen. In UA.Mz, Best. 106-182.

42 Insbesondere die Auffindung des Leihvertrages mit der Jüdischen Gemeinde Mainz vom 30. 3. 1955, in dem wichtige die Bücher betreffende Fragen rechtlich nach wie vor verbindlich erläutert sind, brachte in Bezug auf den gesamten Vorgang wesentliche Klarheit. Vgl. dazu

Eine von mir im Nachlass von Michel Oppenheim (1885–1963),⁴³ dem langjährigen Kulturdezernenten der Stadt Mainz und »Ehrenbürger« der JGU, aufgefundene Korrespondenz warf auf den Erhalt und die Unterbringung der jüdischen Bibliothek ein besonderes Licht, denn einer kurzen Notiz zufolge waren die jüdischen Bücher anfänglich im Zusammenhang mit Plänen zur Gründung einer »Jüdisch-theologischen Fakultät« an die Universität gekommen. Dieser lange vernachlässigte Vorgang warf für mich nicht nur auf die gegenwärtige Situation der Judaistik an der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Mainz ein bezeichnendes Licht, sondern er erschien mir auch im Hinblick auf die Entwicklung der »Judaistik/Jüdische Studien« einer genaueren Betrachtung wert.⁴⁴

Oppenheim, der aufgrund seiner Ehe mit einer Katholikin nach den Nürnberger Rassegesetzen von 1935 in einer sogenannten privilegierten Mischehe Verfolgung und Krieg in Mainz nur knapp und »unter eigenartigen Umständen«⁴⁵ überlebt hatte, war bereits wenige Tage nach der Befreiung durch die Amerikaner zum Kulturdezernenten und Beigeordneten der Stadt eingesetzt worden. Obwohl bekannt war, dass er zuvor als Verbindungsmann zur Gestapo gearbeitet hatte, wurde er bald mit wichtigen Verwaltungsaufgaben wie etwa mit der Wiedereinrichtung der Stadtbibliothek und des Stadtarchives beauftragt. Auch in die Vorbereitungen zur Universitätsgründung wurde er von Anfang an einbezogen und führte in dieser Angelegenheit zahlreiche Verhandlungen mit der französischen Militärverwaltung.⁴⁶

Lehnardt: Die Jüdische Bibliothek (Anm. 4), S. 117–122, wo eine Abschrift des stark verbliebenen maschinenschriftlichen Leihvertrages zwischen Universität und Jüdischer Gemeinde veröffentlicht ist.

43 Vgl. zu ihm Anton Maria Keim: Michel Oppenheim (1885–1963). Mainzer Kulturdezernent und »Freund der Universität«. In: *Ut omnes unum sint* (Teil 2). Gründungspersönlichkeiten der Johannes Gutenberg-Universität, hg. von Michael Kißener und Helmut Mathy. Stuttgart 2006 (= Beiträge zur Geschichte der Universität Mainz – Neue Folge 3), S. 79–87; Helmut Mathy: Die erste Landesuniversität von Rheinland-Pfalz. Studien zur Entstehungsgeschichte der Johannes Gutenberg-Universität. Mainz 1997 (= Schriften der Johannes Gutenberg-Universität Mainz 8), S. 99–103. Zu seiner Rolle bei der Gründung der theologischen Fakultäten vgl. Thomas Berger und Wolfgang Breul: Die Theologischen Fakultäten. Der Fachbereich 01. In: 75 Jahre Johannes Gutenberg-Universität. Universität in der demokratischen Gesellschaft. Hg. von Georg Krausch. Regensburg 2021, S. 187–197, bes. S. 187.

44 Vgl. zum Folgenden bereits die kürzere Darstellung des Aktenfundes in Lehnardt: Die Jüdische Bibliothek (Anm. 4), S. 106–112. – Die hier verwendete Bezeichnung »Judaistik/Jüdische Studien/Jüdische Theologie« entspricht dem seit 2022 vom Verband der Judaisten in Deutschland verwendeten Namen für all jene Disziplinen, die sich in verschiedenen Studiengängen an Universitäten mit dem Judentum befassen.

45 Das Zitat von Oppenheim findet sich bei Anton Maria Keim: *Leben in Trümmern. 1945 in Mainz*. In: *Lebendiges Rheinland-Pfalz* 22 (1985), S. 54–56, hier S. 54.

46 So war Oppenheim auch an den Überlegungen zur Namensgebung der zu gründenden Hochschule beteiligt, und er brachte zudem die Errichtung auf dem zuvor als Kaserne genutzten Campus ins Spiel. Siehe Keim: Michel Oppenheim, S. 85f. und Michael Matheus: Die

Wie in verschiedenen Darstellungen bereits hinlänglich ausgeführt, hatte bereits im Herbst 1945 Raymond Schmittlein (1904–1974), der Leiter der Direction de l'Education Publique (DEP), die Initiative für die Einrichtung einer neu zu errichtenden Universität in Mainz ergriffen.⁴⁷ Diese neue Universität sollte der jungen Demokratie dienen und ganz im Sinne des französischen Gleichheitsideals nicht nur eine katholische, sondern auch eine protestantische Fakultät erhalten. In diesem Zusammenhang wurde Oppenheim mit der Prüfung eines Plans zur Gründung einer »jüdischen Fakultät« beauftragt. Ob die Vorüberlegungen für diese Idee von Oppenheim oder von anderen Beteiligten wie dem Kunsthistoriker Franz Theodor Klingelschmitt (1883–1947)⁴⁸ stammten, ist heute nicht mehr sicher zu ermitteln. Die Idee einer solchen Fakultät dürften zunächst den Zielen französischer Bildungs- und Kulturpolitik entsprochen haben. Diese Politik vertrat eine paritätische Gleichstellung aller gesellschaftlichen Gruppen in der Besatzungszone, und insbesondere Schmittlein wird entsprechende Vorüberlegungen daher auch im Hinblick auf die Schaffung von in Frankreich eigentlich bis dahin unbekannten konfessionell zugeordneten Fakultäten an Universitäten grundsätzlich gefördert haben. Seine vielfach belegten engen persönlichen Kontakte zu Oppenheim dürften die Berücksichtigung der Idee ebenfalls positiv beeinflusst haben.⁴⁹

Anhand der im Nachlass Oppenheim erhaltenen Akten ist zu rekonstruieren, dass sich Oppenheim bereits am 7. 12. 1945 in dieser Angelegenheit zunächst an

»alte« Universität Mainz und ihre Bedeutung für die Wiedergründung 1946. In: 75 Jahre Johannes Gutenberg-Universität (Anm. 43), S. 27–39, hier S. 35f.

47 Vgl. Corine Defrance: Raymond Schmittlein (1904–1974). Leben und Werk eines französischen Gründungsvaters der Universität Mainz. In: Ut omnes unum sint (Teil 1). Gründungspersönlichkeiten der Johannes Gutenberg-Universität. Hg. von Michael Kißener und Helmut Mathy. Stuttgart 2005 (= Beiträge zur Geschichte der Universität Mainz – Neue Folge 2), S. 11–30, hier S. 21–22. – Zur französischen Kulturpolitik und der Arbeit der DEP nach 1945 vgl. allgemein Tobias Gunst: »Die Ausformung eines europäischen Bewusstseins«. Anfänge der Vergleichenden Literaturwissenschaft an der Universität Mainz. Stuttgart 2012 (= Beiträge zur Geschichte der Universität Mainz – Neue Folge 12), S. 19–41, hier S. 34.

48 Zu diesem an den Planungen zur Gründung der JGU beteiligten Kunsthistoriker und Kulturpolitiker vgl. Helmut Mathy: Franz Theodor Klingelschmitt und die »Völkerbundsuniversität« Mainz. In: Stadt – Land – Universität. Aus den Werken des Historikers Helmut Mathy. Hg. von Otto Böcher, Franz Dumont und Elmar Rettinger. Stuttgart 2012 (= Beiträge zur Geschichte der Universität Mainz – Neue Folge 11), S. 261–266.

49 Siehe hierzu Defrance: Raymond Schmittlein (Anm. 47), S. 26; Mathy: Die erste Landesuniversität (Anm. 43), S. 102. Ob Schmittlein aufgrund seiner Eindrücke während eines kurzen Aufenthaltes in Haifa in der Zeit des Weltkrieges ein persönliches Interesse an den jüdischen Belangen in Mainz hatte, lässt sich nicht mehr klären. Vgl. die Hinweise bei Defrance: Raymond Schmittlein, S. 18 Anm. 37 und S. 28. Zur »Radio-Zeit« Schmittleins in Palästina und zu seinen Kontakten im Auftrag des Freien Frankreichs zur Agence juive bzw. Jewish Agency for Israel vgl. ausführlich Catherine Nicault: De Gaulle et l'Agence Juive pour la Palestine pendant la Seconde Guerre Mondiale. In: L'Espoir 74 (1991), S. 25–44.

Rabbiner Dr. Leopold Neuhaus (1879–1954)⁵⁰ in Frankfurt am Main wandte, und zwar mit folgenden eher beiläufigen Worten eines längeren Schreibens:

»Nun habe ich noch eine Bitte. Wann dürfte ich Sie möglichst bald in Frankfurt zwecks Rücksprache über eine jüdische Angelegenheit besuchen? Es handelt sich um eine Sache, die allgemeine jüdische Interessen stark berühren wird. Ich weiß zu wenig von diesen Dingen und in Mainz konnte niemand die verschiedenen Fragen beantworten.«⁵¹

Das hier erbetene Gespräch mit Rabbiner Neuhaus fand dann laut Aktennotiz Anfang Januar 1946 in Frankfurt statt.⁵² Neuhaus antwortete auf die Anfrage Oppenheims am 23.12.45 positiv und hob bezüglich eines Termins nur die von ihm wohl beachtete Andachtszeit am Shabbat hervor:

»Sehr geehrter Herr Regierungsrat! Ich bin immer, ausser Samstags, zwischen 9 und 10 Uhr vormittags zu einer Rücksprache mit Ihnen gerne bereit.«

Eine weitere maschinenschriftliche Gesprächsnotiz vom 15.1.1946 überliefert dann knapp das Ergebnis des Gesprächs in Frankfurt:⁵³

»1. Der vorgeschlagene Name »jüdisch-theologische Fakultät« wurde von Herrn Dr. Neuhaus beanstandet. Der richtige Name sei »hebräisch-theologische Fakultät«. Denn der Name jüdisch-theologische Fakultät schließe die Teilnahme von [Nicht-]⁵⁴Juden aus. Da aber Hörer vorhanden seien, die wegen des Studiums der hebräischen Sprache usw. an den Vorlesungen teilnehmen wollten, müsse der Name der Fakultät lauten »Hebräisch-theologische Fakultät«.

2. In einer hebräisch-theologischen Fakultät müssten folgende Lehrstühle besetzt werden:

1. Talmud,
2. jüdische Religions-Philosophie,
3. jüdische Geschichte,

50 Vgl. zu ihm Paul Arnsberg: Chronik der Rabbiner in Frankfurt am Main. Frankfurt am Main 2002, S. 150–151; ders.: Die Geschichte der Frankfurter Juden seit der Französischen Revolution, Bd. 3, Biographisches Lexikon der Juden in den Bereichen: Wissenschaft, Kultur, Bildung, Öffentlichkeitsarbeit in Frankfurt am Mainz. Hg. vom Kuratorium Jüdische Geschichte e. V. Frankfurt am Main. Darmstadt 1983, S. 319–320. Siehe auch Alon Tauber: Zwischen Kontinuität und Neuanfang. Die Entstehung der jüdischen Nachkriegsgemeinde in Frankfurt am Main 1945–1949. Wiesbaden 2008 (= Schriften der Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen 23), S. 34–35; Katrin Nele Jansen: Biographisches Handbuch der Rabbiner. Hg. von Michael Brocke und Julius Carlebach z. l. Teil 2: Die Rabbiner im Deutschen Reich 1871–1945, Bd. 2: Landau – Zuckermann. München 2009, S. 453–454; Mordechai Eliav und Eriq Hildesheimer: Das Berliner Rabbinerseminar 1873–1938. Seine Gründungsgeschichte – seine Studenten. Hg. von Chana Schütz und Hermann Simon, aus dem Hebräischen übersetzt von Jana Caroline Reimer. Berlin 2008 (= Schriftenreihe des Centrum Judaicum 5), S. 203–204.

51 Stadtarchiv Mainz (StA.Mz), NL Oppenheim, o. Z.

52 StA.Mz, NL Oppenheim, o. Z.

53 Vgl. StA.Mz, NL Oppenheim, Bündel 27.

54 Das Wort »Nicht-« ist am linken Rand mit Bleistift ergänzt.

4. Geographie Palästinas,
 5. Verbindungswissenschaften,
 6. ein Lektor für hebräische Sprache.
3. Rabbiner Dr. Neuhaus hält eine Durchführung des Mainzer Planes nicht für möglich. Es fehlen sowohl die Schüler wie auch die Lehrer. Er selbst sei der einzige deutsche Rabbiner in Deutschland zur Zeit (oder in der amerikanischen Zone? oder in Groß-Hessen?).
4. Als Schüler-Material kämen, da deutsche Juden dieser Altersklassen überhaupt nicht vorhanden sind, nur Juden aus dem Osten in Frage. Nur für diese Kreise ein Universitätsstudium in Deutschland aufzubauen, sei aber wohl nicht der Zweck des Mainzer Vorschlages.
5. Dr. Neuhaus teilte noch mit, daß zur Zeit 700 Juden in Frankfurt leben, von denen 400 aus Theresienstadt zurückgekommen sind.«

Offenbar wollte Oppenheim oder seine Auftraggeber die Planungen über die Neugründung einer solchen Fakultät, die ein absolutes Novum in Deutschland dargestellt hätte, zunächst nicht ohne die Rücksprache mit einem angesehenen jüdischen Vertreter aufnehmen. Da es zu dieser Zeit in Mainz keine jüdischen Gelehrten mehr gab, trat er an den aus dem Konzentrationslager Theresienstadt nach Frankfurt zurückgekehrten Rabbiner Leopold Neuhaus heran.

Neuhaus stammte aus Rotenburg an der Fulda und war in den Jahren 1938 bis 1942 letzter Rabbiner der von den Nazis geschaffenen Frankfurter »Einheitsgemeinde«. Seine wissenschaftliche Ausbildung hatte er sowohl an der Universität als auch am orthodoxen Rabbinerseminar von Esriel Hildesheimer (1820–1899)⁵⁵ in Berlin erlangt. Nach Rabbinatsstellen in Lauenburg (Pommern) und Ostrowo (Provinz Posen) wirkte Neuhaus nach Ende des Ersten Weltkrieges als Lehrer einer jüdischen Schule in Leipzig. Zwischen 1926 und 1933 fungierte er als Rabbiner in Mülheim an der Ruhr, ab 1933 als Prediger und Rabbiner am Philanthropin in Frankfurt am Main. Neuhaus war Schwiegersohn des berühmten Hamburger Rabbiners Salomon Carlebach (1845–1919). Wie seine Frau Cilly Carlebach (1884–1968) verlor er in der Shoa einen großen Teil seiner Verwandtschaft.⁵⁶ Am 18.8.1942 war er gemeinsam mit ihr nach Theresienstadt deportiert worden. Aufgrund seiner leidvollen Erfahrungen sah er nach der Befreiung wie viele andere, die der Vernichtung nur knapp entkommen waren, für jüdisches Leben in Deutschland keine Zukunft.⁵⁷ Wenige Monate nach dem

55 Vgl. Mathilde Uhlirz: Hildesheimer, Israel. In: Neue Deutsche Biographie 9 (1972), S. 134–135.

56 Vgl. Die Carlebachs. Eine Rabbinerfamilie aus Deutschland. Hg. von Ephraim Carlebach Stiftung Leipzig. Hamburg 1995, S. 23.

57 So etwa auch Rabbiner Leo Baeck (1873–1956), der nach der Befreiung aus dem KZ Theresienstadt zu seiner Familie nach London gebracht wurde, dort blieb und nicht mehr nach Deutschland zurückkehrte. Zu den Hintergründen vgl. Michael Meyer: Leo Baeck. Rabbiner in bedrängter Zeit: eine Biographie. München 2021, S. 238–239. Neuhaus war gemeinsam mit

Gespräch mit Oppenheim, noch im Verlauf des Jahres 1946, wanderte er in die USA aus, wo er bis zu seinem Tod 1954 in Detroit, Michigan in der »Gemilut Chassodim«-Gemeinde um bedürftige Immigranten sorgte. Dass Rabbiner Neuhaus den von Oppenheim unterbreiteten Mainzer Vorüberlegungen angesichts der fast vollständigen Auslöschung seiner Frankfurter Gemeinde⁵⁸ zurückhaltend, ja ablehnend gegenüberstand, ist angesichts der damals aus seiner Sicht kaum realistisch erscheinenden Möglichkeiten einer Wiederbelebung jüdischen Lebens gut nachvollziehbar.

Aus den erhaltenen Gesprächsnotizen ist allerdings auch zu entnehmen, dass der Rabbiner dem Mainzer Anliegen anfänglich mindestens interessiert gegenübergestanden haben muss. Andernfalls wäre es zu einem Gespräch über diesen Plan wohl gar nicht gekommen, und noch weniger hätte Neuhaus sogar konkrete Vorschläge zur Umbenennung und Einbeziehungsmöglichkeit nicht-jüdischer Studierender an einer solchen Institution gemacht. Die von Neuhaus vorgeschlagene Fächeraufteilung der »hebräisch-theologischen« Fakultät erinnert im Übrigen an Lehrpläne, die er während seiner Studienzeit am Berliner Rabbinerseminar kennengelernt haben dürfte.⁵⁹ An diesem Seminar, welches 1938 zwangsweise von den Nazis geschlossen wurde, war es zu Beginn seiner Einrichtung zu Kontroversen mit den Initiatoren anderer jüdischer Bildungseinrichtungen wie der 1872 gegründeten Hochschule für die Wissenschaft des Judentums gekommen.⁶⁰ Neuhaus dürfte auch vor diesem Hintergrund für Mainz die von ihm in Berlin übernommene moderne »Gemeindeorthodoxie« im Sinne

Baeck Mitglied im Jüdischen Ältestenrat des KZs gewesen. Vgl. Monica Kingreen: Die Deportation der Juden aus Hessen 1940 bis 1945. Selbstzeugnisse, Fotos, Dokumente. Aus dem Nachlass herausgegeben und bearbeitet von Volker Eichler. Wiesbaden 2023 (= Schriften der Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen 32), S. 130–132.

58 Zu den in dem Schreiben genannten »700 Juden in Frankfurt«, »von denen 400 aus Theresienstadt« zurückgekehrt seien, vgl. Tauber: Zwischen Kontinuität und Neuanfang (Anm. 53), S. 27–29.

59 Vgl. die Studien- und Prüfungsordnung des Rabbiner-Seminars zu Berlin. Berlin 1928, S. 3–4. Dort werden 10 Fächer aufgeführt. Siehe dazu auch die Lectionsverzeichnisse der Jahrgänge 1898/99 im Jahres-Bericht des Rabbinerseminars zu Berlin. Über den Mainzer Entwurf hinausgehend gab es in Berlin ein Seminar für Homiletik und Midrasch. Eine deutlich andere Ausrichtung lässt das Curriculum der Berliner liberalen jüdischen Lehrer-Bildungsanstalt aus dieser Zeit erkennen. Vgl. Michael Holzmann: Geschichte der Jüdischen Lehrer-Bildungsanstalt in Berlin. Eine Festschrift zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens der Anstalt am 8. November 1909. Berlin 1909, S. 9–11. Zum Ganzen vgl. noch Mordechai Breuer: Jüdische Orthodoxie im Deutschen Reich 1871–1918. Die Sozialgeschichte einer religiösen Minderheit. Frankfurt am Main 1986, S. 129–131.

60 Vgl. dazu I. H.: Die Berliner Facultät und das Breslauer Seminar. In: Jüdische Presse 3. Jahrgang, Nr. 9, vom 1. 3. 1872, S. 65f. und siehe dazu den von einem Anonymus veröffentlichten Artikel: Facultät und Seminar. In: Der Israelit, 13. Jahrgang Nr. 16 und 17 vom 17. 4. 1872, S. 346f. Zur dahinterstehenden Auseinandersetzung vgl. Morchai Eliav: Gründungsgeschichte des Berliner Rabbinerseminars. In: ders. und Esriel Hildesheimer: Das Berliner Rabbinerseminar 1873–1938 (Anm. 50), S. 12–43, hier S. 30f.

von Tora- und Gesetzestreue bevorzugt haben. Nach einer jüdisch-theologischen »Facultät« befragt, muss ihm zunächst das vertraute Berliner Vorbild, welches eher einer Art jüdischem »Priesterseminar« entsprach, vor Augen gestanden haben, zumal er bei Mainz wohl zunächst an die katholische Theologie gedacht haben wird.

Vor dem Hintergrund seiner Ausbildung am Berliner Seminars ist wohl auch die detaillierte Liste der auf Vorschlag Neuhaus' einzurichtenden Fächer in den Notizen Oppenheims einzuordnen. Wie im Berliner Rabbinerseminar sollte die historisch-kritisch basierte Kenntnis des Talmud an erster Stelle der Ausbildung stehen. Aus innerjüdischer Sicht sollte dies auf die Nähe zum traditionellen Jeschiwa-Lehrbetrieb verweisen und unterstrich zusätzlich die Wertschätzung einer fundierten philologischen Ausbildung, wie sie etwa auch durch die Einrichtung eines eigenen Lektorats für Hebräisch zum Ausdruck gebracht worden wäre. Daneben wird hier wie in Berlin das Studium der »Geschichte« und »Geographie Palästinas« vorgesehen, und mit »Verbindungswissenschaft« sollte wie am Rabbinerseminar »die Methodik des Religionsunterrichtes«⁶¹ in das Lehrprogramm aufgenommen werden. Wäre es zu einer Umsetzung dieser Pläne gekommen, hätte dies etwa die Ausbildung jüdischer Volksschul- und Religionslehrer ermöglicht.⁶²

Wie das Gespräch über diese in den Notizen hinaus festgehaltenen Details im Einzelnen verlief, lässt sich nur vermuten. Sicherlich stand die bedrückende Lage jüdischer Gemeinden insgesamt sowie die vielen ungeklärten individuellen Schicksale im Vordergrund. Wie dies auf den katholisch getauften Oppenheim, der selbst wohl eher über eine liberale jüdisch-religiöse Bildung verfügte, gewirkt haben muss, mag man erraten. Musste Neuhaus den von Oppenheim vorgebrachten Vorschlag nicht auch deshalb ablehnen, weil er von einem Getauften, zumal wegen seiner Kollaboration mit den Nazis nicht Unbelasteten vorgetragen wurde? Konnte sich Oppenheim zum Zeitpunkt seines Gesprächs mit Neuhaus überhaupt über das volle Ausmaß der Katastrophe für jüdisches Leben in Europa im Klaren sein? Verfolgte er mit dem Plan im Übrigen nicht eher ein Anliegen, welches im Interesse der Franzosen lag, die darüber hinaus jedoch mit den innerjüdischen Differenzierungen kaum etwas anzufangen wussten? Die zwischen den Zeilen der Dokumente zu lesende Unsicherheit des Laien Oppenheim legen solche Fragen nahe. Zuverlässig beantworten können wir sie anhand der erhaltenen Schriftstücke jedoch nicht mehr. Sicher zu belegen ist nur, dass die

61 Vgl. die Berliner Studien- und Prüfungsordnung (Anm. 59), S. 4.

62 Vgl. zur orthodoxen Lehrerbildung Breuer: Jüdische Orthodoxie (wie Anm. 59), S. 133f.

von Neuhaus geäußerte Ablehnung der Vorüberlegungen mit darüber entschieden hat, den von Oppenheim vorgetragenen Plan nicht weiterzuverfolgen.⁶³

Unter den an der Gründung der Universität beteiligten Persönlichkeiten dürfte die Idee im Übrigen anfänglich wohl nur von wenigen kulturpolitisch fortschrittlich denkenden Gelehrten wie dem Kunsthistoriker Franz Theodor Klingelschmitt unterstützt worden sein. Unter den wenigen überlebenden Juden aus Mainz standen meist ganz andere, existentielle und lebenspraktische Fragen im Vordergrund.⁶⁴ Die Unterbringung der beachtlichen jüdischen Buchbestände der Gemeinde, für die ein Raum in der provisorischen Synagoge in der Mainzer Feldbergschule bald zu klein war, stellte anfangs wohl noch das geringste Problem dar. Viele Rückkehrer und Überlebende saßen vielmehr schon auf gepackten Koffern, um Deutschland so bald wie möglich zu verlassen. Überlegungen zur Einrichtung einer völlig neuen, präzedenzlosen jüdischen Bildungsinstitution an der neuen Universität mussten daher wohl als unpassend erscheinen. Waren daher einige sogar geneigt, die Buchbestände der Gemeinde zu verkaufen, sollte sie wenig später auch deshalb erhalten bleiben, weil sie der besseren Ausstattung der ebenfalls für Mainz völlig neuen Evangelisch-Theologischen Fakultät dienen sollte.⁶⁵ Wie im Leihvertrag zwischen Gemeinde und Johannes Gutenberg-Universität von 1955 (Absatz 3) ausdrücklich festgehalten ist, sollten die Bücher danach nur noch »den Mitgliedern der Gemeinde sowie Personen, die von der Jüdischen Gemeinde schriftlich autorisiert sind, kostenlos zur Verfügung stehen.«

Ein bemerkenswertes, wenn auch zurückhaltendes Echo fand der Plan einer jüdischen Fakultät dann immerhin noch einmal in einer von Helmut Mathy 1965 herausgegebenen Denkschrift des Kölner Nationalökonomen Christian Eckert (1874–1952). In diesem kurzen, vor allem kulturpolitischen Fragen gewidmeten Memorandum aus dem Jahr 1945 nimmt der gebürtige Mainzer und kurzzeitige Bürgermeister von Worms (1946–1949) – möglicherweise unter Bezug auf ein erst vor einigen Jahren bekannt gewordenes Schreiben von Franz Theodor

63 In den Statuten der Universität Mainz vom 27. Februar 1946 werden dann nur die beiden christlich-theologischen Fakultäten genannt. Vgl. Die Wiedereröffnung der Mainzer Universität 1945/46. Dokumente, Berichte, Aufzeichnungen, Erinnerungen, bearbeitet von Helmut Mathy. Mainz 1966, S. 108.

64 Zum Zeitpunkt der Befreiung von Mainz im März 1945 lebten nur noch knapp fünfzig sogenannte »Rassejuden überwiegend aus privilegierter Mischehe« in Mainz; ab dem 10. Juli 1945 kamen noch 24 überwiegend betagte Überlebende aus Theresienstadt hinzu. Vgl. dazu Alfred Epstein: Nach dem Nationalsozialismus. 1945 bis heute. In: Juden in Mainz. Bearbeitet von Friedrich Schütz. Mainz 1978, S. 91. Vgl. auch Michael Brenner: Nach dem Holocaust. Juden in Deutschland 1945–1950. München 1995, S. 64f.

65 Vgl. hierzu Corine Defrance: Die Franzosen und die Wiedereröffnung der Mainzer Universität. In: Kulturpolitik im besetzten Deutschland 1945–1949. Hg. von G. Clemens. Stuttgart 1994 (= Historische Mitteilungen. Beiheft 10), S. 117–130, hier S. 125. Zu dem damit verbundenen Problem des Büchermangels an der JGU vgl. oben Anm. 5.

Klingelschmitt⁶⁶ – auf die Pläne zur Neugründung der Universität und theologischer Fakultäten in Mainz mit folgender Bemerkung Bezug:

»Als dritte theologische Fakultät wäre an die Schaffung einer jüdisch-theologischen Fakultät zu denken.«⁶⁷

Und darauf folgt eine sehr interessante Reminiszenz Eckerts, die er mit dieser neuen Überlegung verknüpft wissen wollte⁶⁸:

»Unmittelbar nach der Machtergreifung durch den Nationalsozialismus haben mich jüdische Gelehrte aus Frankfurt/M zu Rate gezogen, um mit mir die Ausbildungsmöglichkeiten künftiger Rabbiner zu überlegen. Die Betreffenden waren von dem Gedanken durchdrungen, daß die allzu enge und allzu lange Abschließung der geistig führenden Juden zu Vorurteilen gegen die Mentalität ihrer Gemeinschaft geführt habe. Es wurde damals daran gedacht, in Liechtenstein eine solche Fakultät aufzubauen. Besser als in diesem Kleinstaat würde eine Fakultät für rabbinische Theologie, für jüdische Gelehrsamkeit in Mainz sich entfalten können, in dem, ähnlich wie in Worms, schon seit dem frühen Mittelalter jüdische Wissenschaft ihre Pflege fand. Das Museum für Jüdische Altertümer, leider von den Nationalsozialisten verwüstet, würde soweit wie möglich wieder aufzubauen sein. Es könnte in Verbindung mit der jüdisch-theologischen Fakultät wesentlichen Nutzen stiften.«

Dieses Schreiben fasst im Grunde die seinerzeit erwarteten Vorteile einer zu gründenden »jüdisch-theologischen Fakultät« für die Universität prägnant zusammen: Im Unterschied zu anderen denkbaren Standorten für eine solche Institution wie das Fürstentum Liechtenstein würde Mainz einen historischen Anknüpfungspunkt bieten. Hier gab es schon seit dem Mittelalter rabbinische Theologen, und das 1938 von den Nazis zerstörte jüdische Museum in der Hindenburgstraße ließe sich als eine Art Lehrsammlung wieder aufbauen.⁶⁹ Außerdem würde die Integration in die Universität dazu beitragen, die Vorurteile der Mehrheitsgesellschaft abzubauen. Denn sie seien, so bemerkt das Schreiben in einer letztlich auch bei Juden die Schuld an der Verfolgung su-

66 Vgl. dazu das von Böcher aus dem Nachlass Mathys veröffentlichte Manuskript zu Franz Theodor Klingelschmitt (Anm. 48), S. 264, in dem aus einem undatierten Schreiben Klingelschmitts zitiert wird, wonach »für Mainz als einer der Städte mit einer ausgesprochenen Tradition der Toleranz die Schaffung einer jüdischen Fakultät« zu fordern sei.

67 Vgl. Erneuerung der alten Mainzer Universität. Denkschrift von Christian Eckert 1945. In: Die Universität Mainz. Grundzüge ihrer Geschichte. Hg. von Leo Just und Helmut Mathy. Darmstadt, Mainz 1965, S. 138–142, Zitat S. 139.

68 Ebd., S. 139f.

69 Beide Argumente für eine Fakultät sind auch in dem undatierten, von Mathy (Anm. 63) überlieferten Schreiben Klingelschmitts zu finden. – Zur Geschichte dieser jüdischen Sammlung und ihrer heute im Landesmuseum Mainz aufbewahrten Reste vgl. Andreas Lehnardt: Was übrig blieb. Die Reste des Museums Jüdischer Altertümer. In: Eine Krone für Magenza. Die Judaica-Sammlung im Landesmuseum Mainz. Hg. von Andreas Lehnardt. Petersberg 2015, S. 13–43.

chenden Argumentation, die Folge einer »allzu langen Abschließung der geistig führenden Juden,« die bereits vor der Shoa zur Isolation beigetragen hätten.

Eckert verfasste dieses aus heutiger Sicht nicht unbedenkliche Schreiben wohl zunächst auf Bitten des Mainzer Oberbürgermeisters Dr. Emil Kraus (1893–1972), und zwar für den am 20. November 1945 gebildeten »Universitätsausschuss«. ⁷⁰ Die Existenz dieses Memorandums belegt zusätzlich, dass die Pläne für die Gründung einer jüdischen Ausbildungsstätte in Mainz wohl doch konkreter waren. Erwähnt wird in dem Schreiben sogar die Jüdische Bibliothek, die für eine »hebräisch- oder jüdisch-theologische Fakultät« eine konkrete und bereits vorhandene Grundlage hätte bilden können. Nach Auffassung hoher Vertreter der Mainzer Nachkriegsverwaltung wäre eine solche Fakultät innerhalb eines Verbundes der theologischen Fächer also realisierbar gewesen, und ihre Einrichtung hätte sogar »wesentlichen Nutzen« stiften können. Wie weitere Dokumente und Briefe belegen, kam es dann jedoch bald ganz anders.

Bereits nach einer Sitzung am 22. Januar 1946 »zur Vorbereitung der Mainzer Universität« in Anwesenheit von Reg. Rat Oppenheim, Dir. Dr. Müller, Schulrat Engel, Stud. Rat Metzger, Dir. Dr. Ruppel ⁷¹, Dekan Prof. Reatz ⁷², Dr. Börkel, Dr. Klingelschmitt ⁷³, Dr. Fritz Arens ⁷⁴ sowie Geh. Rat Eckert ⁷⁵ wurde in einem Sitzungsprotokoll festgehalten:

70 Zur Beteiligung von Bürgermeister Kraus an der Gründung der JGU vgl. Grabfeld 71. Professorengräber auf dem Mainzer Hauptfriedhof seit 1946. Hg. von Marcus Giebler, Jürgen Siggemann und Stephanie Zibell. Stuttgart 2012 (= Beiträge zur Geschichte der Johannes Gutenberg-Universität Mainz 9), S. 84f.; Corinne Defrance: »Das Wunder von Mainz«. Die Franzosen und die Gründung der JGU. In: 75 Jahre Johannes Gutenberg-Universität (Anm. 43), S. 43–55, hier S. 48.

71 Zu Aloys Ruppel (1882–1977) vgl. Friedrich Schütz: Aloys Ruppel – Leiter von Stadtbibliothek, Stadtarchiv und Gutenberg-Museum. In: 200 Jahre Stadtbibliothek Mainz. Hg. von Annalen Ottermann und Stefan Fliedner. Wiesbaden 2005 (= Veröffentlichungen der Bibliotheken der Stadt Mainz 52), S. 73–87; Grabfeld 71 (Anm. 70), S. 23f.

72 Für die katholische Fakultät nahm der spätere »erste gewählte Rektor« der JGU, der Priesterseminarprofessor August Reatz (1889–1967), teil. Vgl. zu ihm Jürgen Siggemann: August Reatz (1889–1967): Katholischer Theologe und erster gewählter Rektor, in: *Ut omnes unum sint* (Teil 1) (Anm. 47), S. 81–95.

73 Vgl. zu ihm oben Anm. 48.

74 Vgl. zu ihm oben Anm. 32, und siehe auch den Nachruf von Otto Böcher: Fritz Arens (1912–1986). In: Mainzer Zeitschrift. Mittelrheinisches Jahrbuch für Archäologie, Kunst und Geschichte 89 (1994), S. 191–194.

75 Der Jurist Christian Eckert, der ab 1946 als Honorarprofessor für Volkswirtschaftslehre an der JGU lehrte, wurde von den Franzosen unterstützt, außerdem hatte er bereits 1919 an der Gründung der Universität Köln mitgewirkt. Vgl. Defrance: »Das Wunder von Mainz« (Anm. 70), S. 55 Anm. 34.

»Wegen des Projekts einer jüdisch-theol. Fakultät wurde Herrn Reg. Rat Oppenheim von Herrn Rabbiner Neuhaus Frankfurt abgeraten, da Mangel an Lehrern und Hörern besteht. Mittlerweile haben sich Studenten und Professoren schon verfrüht gemeldet.«⁷⁶

Mit dieser lapidaren Nachricht, die zeigt, dass es immerhin bereits eine gewisse Nachfrage an der geplanten Fakultät gegeben haben muss, wurde das Kapitel »jüdisch-theologische Fakultät« endgültig geschlossen. Selbst die Veröffentlichung der oben zitierten »geheimen Denkschrift« Eckerts im Jahre 1965 löste später keine weiteren Bemühungen mehr aus. Der zuerst von Michel Oppenheim geprüfte Plan war *ad acta* gelegt. Die zunehmenden politischen Spannungen innerhalb der Universität, insbesondere unter den zur Gründung der christlich-theologischen Fakultäten berufenen Gelehrten, dürften ihr Übriges dazu beigetragen haben. Von jüdischer Seite fanden sich keine Unterstützer der Idee.

Schon vor der (Wieder-)Gründung der Mainzer Universität hatte eigentlich nur festgestanden, dass ihr das seit Beginn des 19. Jahrhunderts in Mainz existierende katholische Priesterseminar als Katholisch-Theologische Fakultät eingegliedert werden sollte.⁷⁷ Dass daneben eine Evangelisch-Theologische Fakultät eingerichtet werden sollte, stieß dagegen zunächst auf »zonale«, dann auch auf kirchenrechtliche Probleme.⁷⁸ Hinzu kamen Hindernisse wie der bereits ange-deutete, bis in die fünfziger Jahre andauernde Büchermangel⁷⁹, die Raumnot angesichts zunehmender Studierendenzahlen und umstrittene Neuberufungen.⁸⁰ Das anfänglich zu erkennende idealistische Interesse einiger weniger Entscheidungsträger an einer jüdischen Fakultät wurde vor diesem Hintergrund verdrängt und aufgegeben.⁸¹

76 Protokoll der Sitzung zur Vorbereitung der Mainzer Universität vom 22. Januar 1946, StA.Mz, NL Oppenheim, o. Z. – Die Orthographie des Originals ist hier beibehalten.

77 Vgl. hierzu noch einmal die oben zitierte Denkschrift von Eckert, S. 139. Zur Gründung der katholischen Fakultät und den damit verbundenen kirchenrechtlichen Fragen vgl. Mathy: Die erste Landesuniversität (Anm. 43), S. 147–159, hier S. 149; Thomas Berger: Die Anfänge der Katholisch-Theologischen Fakultät an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Der Übergang von der Seminarfakultät zur Universitätsfakultät. In: 1946–2016 70 Jahre Katholisch-Theologische Fakultät an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Historische Vergewisserungen – rechtliche Perspektiven. Hg. von Thomas Berger, Uwe Glüsenkamp und Matthias Pulte. Würzburg 2018 (= Mainzer Beiträge zu Kirchen- und Religionsrecht 5), S. 39–100; Berger und Breul: Die Theologischen Fakultäten (Anm. 43), S. 187–191.

78 Vgl. zu den kirchenrechtlichen Fragen bezüglich der ersten Berufungen an die Evangelisch-Theologische Fakultät Wolfgang Huber: Kirche und Öffentlichkeit. Stuttgart 1973 (= Forschungen und Berichte der Evangelischen Studiengemeinschaft 28), S. 334–344.

79 Vgl. dazu oben Anm. 5.

80 Vgl. etwa den Fall Boudriot oben Anm. 13.

81 Vgl. noch Michael Kißener: Eine »causa maior«. Die Katholisch-theologische Fakultät an der Johannes Gutenberg-Universität. In: 70 Jahre Katholisch-Theologische Fakultät (Anm. 77), S. 103–127, hier S. 116.

3. Zusammenfassung und Ausblick

Heute steht die Arbeit des Lehrstuhls für Judaistik an der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Mainz im Zeichen eines tiefgreifenden Wandels innerhalb der Theologie und Gesellschaft. Theologisch lässt sich dieser Wandel u. a. mit dem durch den Synodalbeschluss der Rheinischen Landessynode von 1980 eingeleiteten Prozesses zur Erneuerung des Verhältnisses zwischen Christen und Juden in Verbindung bringen.⁸² Der hierdurch in Gang gesetzte Lernprozess in den Kirchen wurde dann etwa durch die Änderung des EKH-Grundartikels 1991 fortgeführt und ist u. a. durch die 2014 beschlossene Distanzierung von Martin Luthers Judenschriften noch einmal bekräftigt worden. Der Mainzer Lehrstuhl baut auf diesem wichtigen Wandlungsprozess auf und kann gerade deshalb nicht die lange vergessenen Pläne zur Errichtung einer eigenständigen »Jüdisch-theologischen Fakultät« ad acta legen. Insbesondere weil die Aufgaben und Ziele wissenschaftlicher Judaistik im theologischen Kontext nach wie vor umstritten sind, sollten diese Ausführungen daran erinnern, die Grundlagen der innerhalb theologischer Fakultäten eingerichteten Lehrstühle, an denen im Schwerpunkt zum Judentum gelehrt und geforscht wird, weiter zu reflektieren und dazu beizutragen, dass diese Lehre auch über die konfessionellen Grenzen hinaus in die Universität und Gesellschaft vermittelt wird. In Mainz, mit seiner besonders langen jüdischen Geschichte, sollte daher der idealistische Plan zur Errichtung einer jüdischen Fakultät daran erinnern, dass die heutige Judaistik nicht einfach an die Wissenschaft des Judentums vor der Shoa anknüpfen kann und dass sie auch nicht mit einer jüdischen Institution wie der Hochschule für Jüdische Studien zu verwechseln ist.

Die Arbeit des Mainzer Lehrstuhles für Judaistik heute versucht insofern darauf hinzuweisen, dass das Fach mehr umfasst als eine der übrigen etablierten Disziplinen innerhalb einer theologischen Fakultät. Die in den vergangenen Jahren in internationaler Kooperation durchgeführten wissenschaftlichen Pro-

82 Vgl. dazu Umkehr und Erneuerung. Erläuterungen zum Synodalbeschluss der Rheinischen Landessynode 1980 »Zur Erneuerung des Verhältnisses von Christen und Juden«. Hg. von Berthold Klappert und Helmut Starck. Neukirchen-Vluyn 1980, S. 267–281. Einem Votum der Bonner Theologen gegen diesen Synodalbeschluss schloss sich die Münsteraner Fakultät an. Dieses fand auch unter einigen evangelischen Theologen in Mainz Unterstützung. Zu dem Bonner Votum aus heutiger Sicht vgl. Wolfram Kinzig: Der Rheinische Synodalbeschluss und die Reaktion der Bonner Professoren. In: »Nicht du trägst die Wurzel, sondern die Wurzel trägt dich«: Gegenwärtige Perspektiven zum Rheinischen Synodalbeschluss »Zur Erneuerung des Verhältnisses von Christen und Juden« von 1980. Hg. von Wolfgang Hüllstrung und Hermut Löhr. Leipzig 2023 (= Studien zu Kirche und Israel NF 16), S. 253–304. Auf die Bedeutung des Mainzer Lehrstuhls für Judaistik an der theologischen Fakultät verweist vor dem Hintergrund einer Bestandsaufnahme der Errungenschaften des mittlerweile in die Jahre gekommenen christlich-jüdischen Dialogs Andreas Pangritz: Zum Stand des jüdisch-christlichen Dialogs heute, in: RheinReden 2019, S. 15–20, hier S. 19.

jekte haben dabei zunächst belegt, dass auch bislang wenig beachtete jüdische Quellen, wie etwa die von Christen zerschnittenen und als Einbandfragmente wiederverwendeten mittelalterlichen hebräischen Handschriftenreste, für die judaistische Forschung von großer, bislang kaum angemessen berücksichtigter Bedeutung sein können. Die neuen Funde belegen dabei eindrucksvoll, wie groß die durch Christen zugefügten Verluste an jüdischer Schriftkultur seit dem Mittelalter waren und dass sich daraus ein zusätzlicher Aspekt der besonderen Verantwortung für den Erhalt und die Dokumentation solcher Reste jüdischer Kultur ergibt.⁸³

Nach wie vor liegt ein weiterer Schwerpunkt der Forschung und Lehre am Lehrstuhl auch auf den klassischen Texten der rabbinischen Literaturen, von der Antike bis ins Mittelalter. Zu deren besseren Verständnis werden etwa auch kommentierte Übersetzungen fortgesetzt, so wie es von den Lehrstuhlvorgängern, wenn unter anderen Voraussetzungen, begonnen wurde.⁸⁴ Mit dem Antrag des Landes Rheinland-Pfalz zur Erlangung des UNESCO-Welterbestatus' für die jüdischen SchUM-Städte Speyer, Worms und Mainz wurde ferner die Erschließung zusätzlicher mittelalterlicher und neuzeitlicher Quellen in ihrer engen Verbindung zur christlichen Mehrheitsgesellschaft in den Fokus der Arbeit genommen. Auch aus diesem vom Lehrstuhl vielfältig unterstützten Vorhaben des Landes sind zahlreiche Ergebnisse hervorgegangen. Sie unterstreichen noch einmal die bereits mit der Gründung der Fakultät erkannte Relevanz des Faches Judaistik für den Standort Mainz.⁸⁵ Weitere wissenschaftliche Vorhaben haben

83 Vgl. Annelen Ottermann und Andreas Lehnardt: *Fragmente jüdischer Kultur in der Stadtbibliothek Mainz. Entdeckungen und Deutungen*. Mainz 2015 (= Veröffentlichungen der Bibliotheken der Stadt Mainz 62); Andreas Lehnardt: *Die hebräischen Einbandfragmente in der Wissenschaftlichen Stadtbibliothek Trier*. Wiesbaden 2016 (= Beschreibendes Verzeichnis der Handschriften der Stadtbibliothek zu Trier 4); Andreas Lehnardt: *Hebräische Handschriften: Die hebräischen und aramäischen Einbandfragmente in deutschen Archiven, Bibliotheken und Sammlungen*. Stuttgart 2021 (= Verzeichnis der Orientalischen Handschriften in Deutschland VI,2).

84 Vgl. zuletzt Andreas Lehnardt: *Shevi'it. Siebentjahr*. Tübingen 2023 (= Übersetzung des Talmud Yerushalmi I/5).

85 Den SchUM-Städten wurde im Juli 2021 vom Welterbekomitee der Titel UNESCO-Welterbe zuerkannt. Vgl. dazu aus jüngerer Zeit Andreas Lehnardt: *Ruhe im Garten Eden. Dokumentation neuer Grabsteinfunde vom Mainzer Judensand*. Berlin 2022 (= Ma'ayanot 4); *Zwischen Pogrom und Nachbarschaft. Beziehungen und gegenseitige Wahrnehmung von Juden und Christen in den SchUM-Städten des Mittelalters*. Hg. von Joachim Glatz, Ralf Rothenbusch und Andreas Lehnardt. Mainz 2021 (= Neues Jahrbuch für das Bistum Mainz. Beiträge zur Zeit- und Kulturgeschichte der Diözese 2021); Andreas Lehnardt: *Die Kalonymiden – von Lucca an den Rhein*. In: »Es war eine berühmte Stadt ...« Mainzer mittelalterliche Erzählungen und ihre Deutungen. Hg. von Wolfgang Dobras. Mainz, Würzburg 2016, S. 171–190; Andreas Lehnardt: *Eine jüdische Weinprobe. Zu Handel und Verkostung von koscherem Wein in den SchUM-Städten*. In: *Weinkultur und Weingeschichte an Rhein, Nahe und Mosel*. Hg. von Michael Matheus. Stuttgart 2019 (= Mainzer Vorträge 22), S. 49–61;

zusätzliche Quellen aus der reichen jüdischen Geschichte von Mainz und der Region erschlossen⁸⁶ und bereits bekannte Funde wie vor allem die Genisa-Funde aus ehemaligen Synagogen für die weitere Forschung zugänglich gemacht.⁸⁷

Die Jüdische Bibliothek befindet sich trotz zunächst anderslautender Absichtsbekundungen aus der jüdischen Gemeinde anlässlich der Eröffnung der Neuen Synagoge 2009 nach wie vor als Leihgabe innerhalb der Bereichsbibliothek Theologie als Teil der Universitätsbibliothek.⁸⁸ Über mehrere Jahre konnten von verschiedenen Seiten Forschungsmittel für die gründlichere bibliografische Erschließung der Bestände, die Restaurierung einzelner Rara sowie für die Erforschung von Vorbesitzerprovenienzen eingeworben werden. Die ca. 68 Handschriften aus dem Bestand sowie zahlreiche seltene Drucke wurden inzwischen in Zusammenarbeit mit der Universitätsbibliothek digitalisiert und sind frei zugänglich.⁸⁹

In die am Lehrstuhl angebotene Lehre werden regelmäßig Gastwissenschaftler aus Israel einbezogen. Durch Exkursionen zu Orten jüdischer Kultur und zu Gedenkstätten werden den Studierenden vielfältige Möglichkeit geboten, das in den Vorlesungen, Seminaren und Übungen erworbene Wissen zu vertiefen und mit den Folgen der Jahrhunderte währenden religiös motivierten Judenfeindschaft in Beziehung zu setzen.

Obwohl der aus heutiger Perspektive kühn erscheinende Plan, in Mainz eine Jüdisch-Theologische Fakultät zu errichten, in den 1950er Jahren aus gut nachvollziehbaren Gründen nicht weiterverfolgt wurde, gemahnt der Vorgang daran, dass der Mainzer Sonderweg der protestantischen Judaistik durch seinen engen Verbund mit benachbarten theologischen Disziplinen noch lange nicht genug für die Aufarbeitung der jahrhundertealten Judenfeindschaft geleistet hat.

Andreas Lehnardt: Die SchUM-Städte Mainz, Speyer und Worms. Zentren der Gelehrsamkeit des aschkenasischen Judentums. In: Bildungsgeschichte(n) an Rhein und Mosel. Hg. von Michael Matheus. Stuttgart 2023 (= Mainzer Vorträge 23), S. 31–48; Andreas Lehnardt: Kaddisch und Kabbala. Gebet und Mystik im jüdischen Magenza. In: Beten in Mainz. Religion als Herausforderung in der Geschichte der Stadt. Hg. von Nina Gallion und Johannes Lipps. Oppenheim am Rhein 2023 (= Urban Challenges 1), S. 173–195.

86 Vgl. Andreas Lehnardt: Das Memorbuch der Israelitischen Religionsgesellschaft zu Mainz. Aus dem Hebräischen übersetzt, eingeleitet und erschlossen. Wiesbaden 2018; Andreas Lehnardt: Das verbotene Purim-Spiel: *Le-Haman* aus Frankfurt am Main. Wiesbaden 2021.

87 Vgl. zuletzt etwa Andreas Lehnardt: Abgelegt – Verborgen – Wiederentdeckt. Die Funde aus der Genisa der Synagoge Weisenau. In: Spuren unter Asche. Dokumentation zur Geschichte der ehemaligen jüdischen Gemeinde Weisenau bei Mainz, zusammengeführt von Max Brückner. Mainz 2016 (= Mainzer Archäologische Schriften 15), S. 273–297; Andreas Lehnardt: Die Genisa der ehemaligen Synagoge Freudental. Dokumentation der Funde. Freudental 2019 (= Freudentaler Blätter 11); Andreas Lehnardt: Die Genisa aus der ehemaligen Synagoge Ediger. Berlin 2021 (= Ma'ayanot 3).

88 Vgl. die oben Anm. 4 genannten Titel zur laufenden Erschließungsarbeit.

89 <https://gutenberg-capture.ub.uni-mainz.de/provenienzen/nav/classification/305106> (abgerufen am 07.07.2025).

Die Einrichtung einer konfessionell von den christlichen Fakultäten unterschiedenen jüdischen Institution hätte seinerzeit vermutlich eine beachtliche Signalwirkung gehabt – vergleichbar etwa nur mit der Wirkung, die dann Ende der 1970er Jahre von der in freier Trägerschaft gegründeten Heidelberger Hochschule für Jüdische Studien ausging. Für jüdische Studierende, die nach wie vor und paradoxerweise an dem einzigen Lehrstuhl für Judaistik an der Johannes Gutenberg-Universität keinen konfessionell unabhängigen akademischen Abschluss erwerben können, würde daher sicher auch heute noch die Errichtung einer staatlich geförderten Jüdischen Fakultät ein wichtiges, im Grunde lange überfälliges Zeichen der religiösen Gleichberechtigung und theologischen Anerkennung bedeuten. Der vom Land vielfältig geförderte Ausbau jüdischen Lebens, deren sichtbarstes Zeichen die neue Mainzer Synagoge ist, würde hierdurch nachhaltig und unabhängig von kirchlichen Belangen ermöglicht.

Der Blick zurück auf die Geschichte der Judaistik in Mainz weist insofern nachdrücklich darauf hin, dass viele, insbesondere auch von jüdischen Vertretern an den Lehrstuhl gerichtete Erwartungen nach wie vor unerfüllt bleiben. Die jetzige Situation berücksichtigt dabei auch nicht die sich verändernden gesellschaftlichen Bedingungen, in denen sich jüdisches Leben in der Bundesrepublik entfaltet und welche Rolle es im demokratischen Diskurs der Öffentlichkeit spielt. Sowohl die sich ändernden Rahmenbedingungen für wissenschaftlich betriebene Theologie als auch die deutlich zurückgegangene Zahl an Studierenden der evangelischen und katholischen Theologie werfen dabei weitere Fragen auf, ob die vor Gründung der Fakultäten des heutigen Fachbereiches 01 einmal angedachte Zuordnung der Fakultäten noch adäquat ausjustiert ist.⁹⁰

Der unverwirklichte Plan zur Schaffung einer Jüdisch-Theologischen Fakultät stellt somit eine bleibende Anfrage an die aktuelle Lehre und Forschung auf dem Gebiet der Mainzer Judaistik dar. Kann man ein Fach, welches eigentlich durch eine ganze Fakultät vertreten sein müsste, dann aber aufgrund der Shoa und der daraus resultierenden Perspektivlosigkeit für jüdisches Leben nicht verwirklicht wurde, überhaupt nur in einem Lehrstuhl in seiner ganzen Breite fachlich vertreten? Die vorgestellten Dokumente belegen, dass es anders hätte kommen können, wäre man angesichts der Katastrophe noch zu mehr Weitsicht und Optimismus in der Lage gewesen. Dass es nicht so war und es keine Hoffnung mehr gab, und dies dann auch lange Zeit niemanden mehr interessierte, belegt nicht zuletzt der einzelne Lehrstuhl für Judaistik, den man dann relativ spät offiziell in der Evangelisch-Theologischen Fakultät eingerichtet hat.

90 Auch eine 2018 von der Landesregierung eingerichtete Israel-Professur, die am Institut für Publizistik, Fachbereich 02: Sozialwissenschaften, Medien und Sport der JGU, angesiedelt ist, hat dazu bislang keine weiteren Impulse geliefert.

Der Mainzer Weg der Judaistik bleibt auch vor diesem Hintergrund ein in der Landschaft der theologischen Fakultäten eigenartiger Sonderweg. Dieser Weg des Bemühens um Vermittlung judaistischen Wissens entstand unter besonderen geschichtlichen Bedingungen an einer neu gegründeten Universität, in der es für das Fach und seine Lehre keine allgemein anerkannten Vorbilder gab und dessen Vorgeschichte, wie der Beitrag belegen konnte, offensichtlich für den Vorgänger nur unzureichend aufgearbeitet war. Diese Ausgangslage hat sich seither grundlegend verändert. Nicht nur, dass sich Judaistik als universitäre Disziplin mittlerweile in mehrere Teildisziplinen, wie etwa Hebraistik, Jiddistik, Holocaust-, Israel- bzw. Nahost-Studien und Jüdische Theologie, weiter ausdifferenziert hat. Auch die oft eingeforderte und zunehmend umgesetzte interdisziplinäre Vernetzung mit benachbarten geistes- und kulturwissenschaftlichen Disziplinen wie z. B. Amerikanistik, Komparatistik bzw. Literaturwissenschaft, Politik- und den Geschichtswissenschaften stellt Judaistik heute vor ganz neue Herausforderungen und Möglichkeiten. Standen hinter der Mainzer Entwicklung zu Beginn vor allem die exegetischen Disziplinen AT und NT, steht das Fach mittlerweile verstärkt auch im Fokus anderer theologischer Teildisziplinen wie der Praktischen Theologie und Kirchengeschichte. Trotz der daraus entstandenen breit gefächerten Anforderungen an einen einzelnen Lehrstuhl wird damit im Grunde die hohe politische und gesellschaftliche Relevanz des Faches Judaistik an der Universität Mainz und ihrer Evangelisch-Theologischen Fakultät weiter hervorgehoben.

Aufbruch in eine neue Zeit. Die ersten evangelischen Theologiestudentinnen an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz

Abstract

Die Studierendenakten der Johannes Gutenberg-Universität Mainz führen im Sommersemester 1949 51 weibliche Theologiestudentinnen auf, von denen 36 als Ausbildungsziel das Pfarramt angaben, obwohl es für Frauen in dieser Zeit nur in wenigen Landeskirchen überhaupt möglich war, im Pfarrdienst als sogenannte Vikarinnen mit eingeschränktem Tätigkeitsfeld zu arbeiten und dies nur, solange sie unverheiratet waren.

Dieser Aufsatz wertet die Studierendenakten der JGU statistisch aus und beschreibt kurz die Entwicklung des Vikarinnenamts. Der Hauptteil wirft exemplarisch Schlaglichter auf die persönlichen Erfahrungen der ersten Mainzer Studentinnen der evangelischen Theologie, während ihrer Studienzeit und darüber hinaus. So soll ein Einblick in die Umstände und Motivationen dieser Pionierinnen im Theologiestudium an der JGU und im späteren Pfarramt ermöglicht werden.

Schlüsselwörter: Theologinnengeschichte, Vikarinnenamt, Studentinnen, Lebensläufe

The student records of Johannes Gutenberg University Mainz (JGU Mainz) list 51 female theology students in the Summer Semester of 1949, 36 of whom stated that their goal was to become pastors. During this time, however, it was only possible for women to work as vicars in German churches with a limited field of activity in a few regional churches, and only as long as they were unmarried.

This essay analyzes the statistics of the student files of JGU Mainz and briefly describes the development of the pastoral training of women. The main section highlights the personal experiences of the first female Protestant theology students in Mainz during their studies and beyond. The aim is to provide insights into the circumstances and motivations of these pioneers in studying theology at JGU Mainz and in their later ministry.

Keywords: History of Female Theologians in Germany, Office for Female Vicars, Female Students, Curricula Vitae

1. Einleitung

»Noch gut dreißig weitere Jahre dauerte es nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, bis zum 1. 1. 1978 per Gesetz alle Landeskirchen – außer Schaumburg-Lippe – die Pfarrerrinnen den Pfarrern rechtlich gleichstellten.«¹ Trotzdem gab es ab 1946 in den ersten Jahren der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Johannes Gutenberg-Universität Mainz (JGU) unter den Studierenden eine beachtliche Anzahl an Frauen. Dieser Beitrag will jene ersten Theologiestudentinnen genauer in den Blick nehmen. Was hat sie bewogen, in den Nachkriegsjahren ein Theologiestudium anzufangen? Was waren begünstigende Faktoren? Mit welchen Schwierigkeiten hatten sie zu kämpfen?

Bei den folgenden Untersuchungen soll ein besonderer Fokus auf das Studium gelegt werden. Aber auch die Wege nach dem Studium sollen für die Darstellung eines Gesamtbildes in den Blick genommen werden. Ziel ist es, die Situationen, Wege und Perspektiven der ersten Studentinnen pointiert in die Forschung einzubringen.

Die Recherchen zu den ersten Theologiestudentinnen in Mainz² stießen schnell auf zwei Herausforderungen: Zum einen gibt es zu diesem konkreten Bereich der jüngeren Kirchengeschichte bislang noch nicht viele Forschungsarbeiten. Die Mehrzahl der Publikationen bezieht sich entweder auf die Zeit der Weimarer Republik und des Zweiten Weltkriegs³ oder auf die Zeit der 1960er und 1970er Jahre.⁴ Die Zeit der ersten zehn Jahren nach Kriegsende blieb in der

1 Waltraud Hummerich-Diezun: Die Weiterentwicklung der Berufsgeschichte der Theologinnen nach 1945 – ein Überblick. In: »Darum wagt es, Schwestern ...«. Zur Geschichte evangelischer Theologinnen in Deutschland/Frauenforschungsprojekt zur Geschichte der Theologinnen. Hg. von Andrea Bieler [u. a.]. Göttingen 1994 (= Historisch-theologische Studien zum 19. und 20. Jahrhundert 7), S. 463–484, hier S. 464.

2 Zu den weiblichen Studierenden der JGU allgemein ist 2023 der Sammelband *Frauen an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz (1946–2022)*. Hg. von Christian George, Sabine Lauderbach und Livia Prüll. Mainz 2023 (= Beiträge zur Geschichte der Universität Mainz 19) erschienen. Siehe hierzu insbesondere: Christian George: Die Anfänge des Frauenstudiums an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. In: *Frauen an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz (1946–2022)*. Hg. von Christian George, Sabine Lauderbach und Livia Prüll. Mainz 2023 (= Beiträge zur Geschichte der Universität Mainz 19), S. 27–44. Vielen Dank an dieser Stelle an Herrn George, der uns nicht nur vor Veröffentlichung seinen Aufsatz zur Verfügung gestellt hat, sondern uns auch tatkräftig bei unseren Recherchen unterstützte.

3 So z. B. der umfassende Quellenband: *Der Streit um die Frauenordination in der Bekennenden Kirche. Quellentexte zu ihrer Geschichte im Zweiten Weltkrieg*. Hg. von Dagmar Herbrecht, Ilse Härter und Hannelore Erhard. Neukirchen-Vluyn 1997. Siehe auch: »Darum wagt es, Schwestern ...«. Zur Geschichte evangelischer Theologinnen in Deutschland/Frauenforschungsprojekt zur Geschichte der Theologinnen. Hg. von Andrea Bieler [u. a.]. Göttingen 1994 (= HTSt 7). Auch hier wird der Schwerpunkt der Untersuchungen auf die Zeit vor 1945 gelegt.

4 Siehe dazu: Kornelia Sammet: Die Bedeutung des Geschlechts im evangelischen Pfarramt. In: *GENDER – Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft* 2 (2010), H. 1, S. 81–99,

derzeitigen Forschung zur Entwicklung der Stellung der Frau im Verkündigungsdienst der Evangelischen Kirche in Deutschland bisher eher unterrepräsentiert. In jüngster Zeit⁵ wird dem Thema jedoch vermehrt Aufmerksamkeit geschenkt: So gab die Evangelische Kirche in Hessen und Nassau (EKHN) 2020 *Mutige Schritte. 50 Jahre Gleichstellung von Frauen und Männern im Pfarrdienst*⁶ heraus, im Dezember 2022 wurde der von Sarah Banhardt, Jolanda Gräfel-Farnbauer und Carlotta Israel herausgegebene Band *Frauenordination in der Evangelischen Kirche in Deutschland*⁷ veröffentlicht. Auch die Dissertation *Die Gleichstellung von Frauen im Pfarramt. Der Weg zur geistlichen und rechtlichen Gleichheit von Theologinnen in Hessen und Nassau 1918 bis 1971* von Jolanda Gräfel-Farnbauer beschäftigte sich mit dieser Thematik.⁸

Zum anderen liegt zu vielen Frauen in der unmittelbaren Nachkriegszeit wenig Quellenmaterial vor.⁹ Ausgangspunkt der Recherche war eine Umfrage¹⁰ unter den Studierenden aus dem Sommersemester 1949, die sich im Archiv der Johannes Gutenberg-Universität Mainz befindet. Eine große Hilfe waren die Landeskirchlichen Archive. Deren Personalakten und Dokumente sind die Hauptquellen für diesen Beitrag. Erschwerend kamen hier jedoch Schutz- und Sperrfristen hinzu. Auch war es nicht immer möglich, Personalunterlagen zu einer Studentin zu finden, insbesondere wenn nicht bekannt war, in welcher Landeskirche sie nach dem Studium anfangen zu arbeiten. Die damals übliche Namensänderung der Frauen im Falle einer Eheschließung war eine weitere Schwierigkeit der Recherche. Die Nachforschungen konnten jedoch durch die Aussagen einer Zeitzeugin bereichert werden.¹¹

hier S. 4f. Siehe außerdem Bernd Oberdorfer: Die Frauenordination in der lutherischen Kirche. In: *Orthodoxes forum* 16 (2002), H. 2, S. 213–220, hier S. 214f.

- 5 Siehe zu Untersuchungen aus den 1990ern und 2000ern beispielsweise: Brigitte Enzner-Probst: *Pfarrerinnen. Als Frau in einem Männerberuf*. Köln 1995. Ferner: Kornelia Sammet: *Frauen im Pfarramt. Berufliche Praxis und Geschlechterkonstruktion*. Würzburg 2005 (Religion in der Gesellschaft 18).
- 6 *Mutige Schritte. 50 Jahre Gleichstellung von Frauen und Männern im Pfarrdienst*. Hg. von der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau. Darmstadt 2020.
- 7 *Frauenordination in der Evangelischen Kirche in Deutschland. Interdisziplinäre Perspektiven*. Hg. von Sarah Banhardt, Jolanda Gräfel-Farnbauer und Carlotta Israel. Stuttgart 2023.
- 8 Jolanda Gräfel-Farnbauer: *Die Gleichstellung von Frauen im Pfarramt. Der Weg zur geistlichen und rechtlichen Gleichheit von Theologinnen in Hessen und Nassau 1918 bis 1971*. Leipzig 2025 (= *Arbeiten zur Kirchen- und Theologiegeschichte* 60).
- 9 Gründe hierfür sind unter anderem die schwierige Stellung der Frau in der Gesellschaft und die Nachkriegssituation. Siehe hierzu: Hummerich-Diezun: *Weiterentwicklung* (Anm. 1), S. 463–465.
- 10 Universitätsarchiv (UA) Mainz, Best. 11, Nr. 32 (»Studierende ab 1946«), darin Semester-Fragebögen zum Sommersemester 1949.
- 11 Interview mit Sonnje Schassek vom 09.08.2022 in Darmstadt. – Wir danken Frau Schassek herzlich für dieses Gespräch und ihre Unterstützung.

Im Folgenden soll zunächst kurz auf die Entwicklung des Vikarinnenamtes allgemein eingegangen werden (Abschnitt 2), um die Quellen gut darstellen und kontextualisieren zu können. Anschließend wird die Umfrage aus dem Sommersemester 1949 ausgewertet (Abschnitt 3). Im anschließenden vierten Abschnitt werden die verschiedenen Erlebnisse der Frauen nebeneinandergestellt, um so ein tieferes Verständnis für ihre Zeit zu eröffnen.

2. Entstehung des Vikarinnenamtes

In den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts wurden Frauen erstmals zum Theologiestudium zugelassen.¹² Die kommenden Jahrzehnte waren, was das Verhältnis von Pfarramt und Frauen anging, eine sehr wechselhafte Zeit. Nachdem nun auch Frauen Theologie studierten, wurden die »voll ausgebildeten Theologinnen als Lehrerinnen und als Seelsorgerinnen unter Beschränkung auf Frauen, Mädchen und Kinder«¹³ eingesetzt. In den Jahrzehnten bis zum Zweiten Weltkrieg kam es zu ersten Gesetzgebungen für Theologinnen.¹⁴ Während des Krieges gab es einen eklatanten Pfarrermangel, der den Etablierungsprozess der Frauen im kirchlichen Dienst beschleunigte. Frauen wurden in ein »lebenslanges Vikariat« berufen und ab 1944 ordiniert.¹⁵ Dieser zeitlich unbegrenzte Dienst wurde mit einer Zölibatsklausel verbunden. Im Falle einer Heirat musste das Amt der Vikarin zuvor abgegeben werden.

Nach dem Zweiten Weltkrieg gab es in den Kirchen viel männlichen Nachwuchs für den Pfarrdienst. Der sogenannte Notstand des Krieges war vorüber und Vikarinnen wurden aus dem Pfarramt zurückgezogen und im Schulunter-

12 Dagmar Henze: Die Anfänge des Frauenstudiums in Deutschland. In: »Darum wagt es, Schwestern ...«. Zur Geschichte evangelischer Theologinnen in Deutschland/Frauenforschungsprojekt zur Geschichte der Theologinnen. Hg. von Andrea Bieler [u.a.]. Göttingen 1994 (= HTSt 7), S. 19–40, hier S. 20f.

13 Oberdorfer: Frauenordination (Anm. 4), S. 214.

14 Heike Köhler stellt in Ihrem Aufsatz die zentralen Entwicklungen der Hochphase der frühen Theologinnengesetzgebung zwischen 1925 und 1932 dar. Siehe: Heike Köhler: Die Entwicklung der Theologinnengesetzgebung bis 1932. In: »Darum wagt es, Schwestern ...«. Zur Geschichte evangelischer Theologinnen in Deutschland/Frauenforschungsprojekt zur Geschichte der Theologinnen. Hg. von Andrea Bieler [u.a.]. Göttingen 1994 (= HTSt 7), S. 109–115.

15 Oberdorfer: Frauenordination (Anm. 4), S. 214. Zentral für diese Entwicklung war der »Vikarinnenausschuß«. Eine ausführliche Darstellung: Dagmar Herbrecht: Der »Vikarinnenausschuß« der Bekennenden Kirche der Altpreußischen Union. In: »Darum wagt es, Schwestern ...«. Zur Geschichte evangelischer Theologinnen in Deutschland/Frauenforschungsprojekt zur Geschichte der Theologinnen. Hg. von Andrea Bieler [u.a.]. Göttingen 1994 (= HTSt 7), S. 315–360.

richt eingesetzt.¹⁶ Die Frage nach der Frau im Pfarramt blieb jedoch klärungsbedürftig. Martin Niemöller (1892–1984) selbst, so merkte er in einer informellen Unterredung an, wollte die »Vikarinnenfrage« in einer Synode geklärt haben.¹⁷ Dass die Frage keineswegs nur eine innerkirchliche Debatte war, sondern auch die Öffentlichkeit bewegte, zeigen Zeitungsartikel aus dieser Zeit.¹⁸

Eine Zusammenstellung der geltenden Regelungen in den verschiedenen Landeskirchen durch die Evangelische Kirche in Deutschland 1959 zeigt, wie sehr das Thema die Zeit bewegt hat. Alle geltenden Ordnungen wurden zwischen 1947 und 1958 beschlossen. Die Berufsbezeichnungen für eine Frau im Pfarramtlichen Dienst reichten von »Vikarin« (Evangelische Landeskirche in Baden) über »Pfarrvikarin« (Evangelische Kirche in Hessen und Nassau) bis »Pastorin« (Evangelische Landeskirche Anhalt). Besonders umstritten war die Frage nach der Berechtigung zum Predigen im Gottesdienst und zur Sakramentsspendung. Auch die Frage nach der Verwaltung scheint umstritten gewesen zu sein. Hier ist jedoch eine Aufweichung erkennbar. Mit der Heirat schied die Vikarin aus ihrem Dienst aus. Das war allen Ordnungen gemein.¹⁹ Waltraud Hummerich-Diezun beschreibt dies als kirchliches Rechtsmodell des »besonderen Amtes« und konstatiert, dass erst ab 1958 verstärkte Bestrebungen für das alternative Modell der rechtlichen Gleichstellung der Pfarrerin auftraten.²⁰

3. Quellen

Im Archiv der Johannes Gutenberg-Universität Mainz findet sich eine Umfrage²¹ des Sommersemesters 1949, an der sich die große Mehrzahl der Studierenden beteiligt hat. Diese Umfrage stellt die Grundlage zur statistischen Auswertung des Frauenanteils an der Fakultät der Evangelischen Theologie in den Anfangsjahren der JGU dar. Die Angaben aus der Umfrage dienen als Basis, um den biografischen Werdegang einzelner Studentinnen herauszuarbeiten, unter anderem, weil sie über die Matrikeldaten hinaus Angaben zur Herkunft und zu den Studienzielen enthält. Die Zusammenschau dieser Werdegänge nach 1945 gibt

16 Hummerich-Diezun: Weiterentwicklung (Anm. 1), S. 467.

17 Landeskirchliches Archiv Karlsruhe (LkA KA), Abt. 150.106, Nr. 171, Unterredung mit Herrn Pastor D. Niemöller in Baden/Baden, 18.03.1946.

18 LkA KA, Abt. 150.106, Nr. 173.

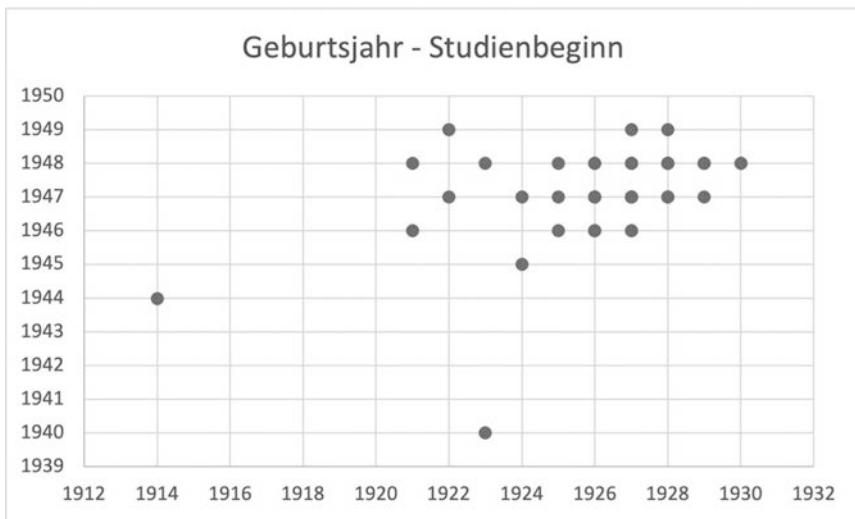
19 LkA KA, Abt. 150.106, Nr. 198, Schreiben der Kirchenkanzlei der Evangelischen Kirche in Deutschland an die Kirchenleitungen der evangelischen Landeskirchen. 14.10.1959. Siehe auch Oberdorfer: Frauenordination (Anm. 4), 214f.

20 Hummerich-Diezun: Weiterentwicklung (Anm. 1), S. 466f.

21 Universitätsarchiv Mainz (UA.Mz), Best. 11-32 (»Studierende ab 1946«), darin Semester-Fragebögen zum Sommersemester 1949.

Aufschluss über die Gesamtsituation der Frauen im Theologiestudium und die Zeit danach.

Insgesamt nahmen im Sommersemester 1949 257 Studierende der evangelischen Theologie an der Umfrage teil. Davon waren 51 Frauen, was einen Anteil von 19,84 % ausmacht.²² In der folgenden Auswertung werden ausschließlich die Angaben der Studentinnen berücksichtigt. Anhand dieser Umfrage konnte eine Datenbank erstellt werden, in die alle relevanten Informationen zu ihnen eingepflegt wurden. Frauen, die schon vor 1946 zu studieren begannen, wie es den folgenden Grafiken zu entnehmen ist, studierten vorher an anderen Fakultäten.

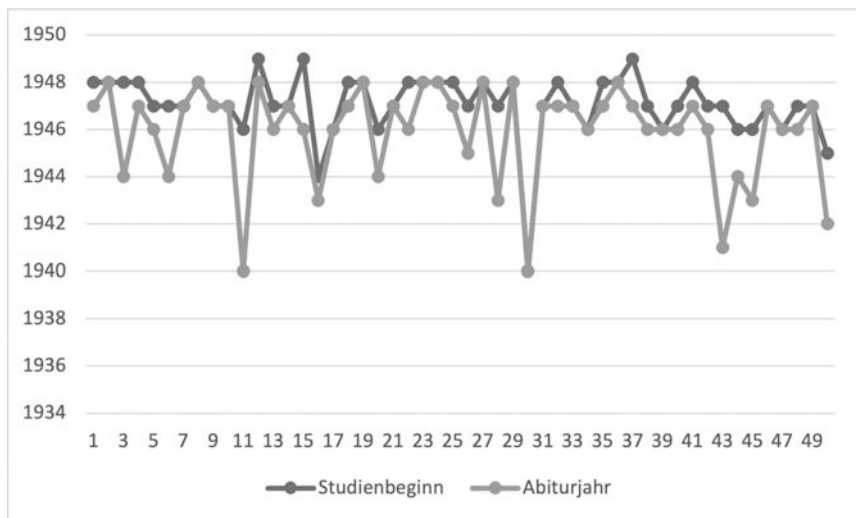


Grafik 1: Geburtsjahr – Studienbeginn (Laura Kaiser).

Aus Grafik 1 geht hervor, dass die Studentinnen in Mainz durchschnittlich mit 21 Jahren anfangen zu studieren. Alle hatten einen Schulabschluss einer Oberschule, Oberrealschule, eines Gymnasiums oder Realgymnasiums. Grafik 2 ist zu entnehmen, dass etwa die Hälfte aller eingeschriebenen Studentinnen noch im Jahr ihres Abiturs begann, evangelische Theologie zu studieren. 15 Personen nahmen ihr Studium erst im Folgejahr auf und acht Personen erst zwei bis sechs Jahre nach ihrem Abitur. Das lag teilweise daran, dass die Studentinnen vor ihrem Studium noch einen anderen Beruf ausübten. Eine Frau arbeitete beispielsweise zuvor sechs Jahre lang als Sekretärin.²³ Von den 51 Studentinnen

22 Es zeigt sich, dass ein Großteil der eingeschriebenen Studentinnen an der Umfrage teilnahm. Der Frauenanteil der Fakultät insgesamt lag im SoSe 1949 bei 21,1 % (UA.Mz, Best. 7-227).

23 UA.Mz, Best. 11-32, Semester-Fragebögen zum Sommersemester 1949. Studierendenakte Nr. 31.



Grafik 2: Abiturjahr – Studienbeginn (Laura Kaiser).

waren 50 bei Studienbeginn ledig. Eine Frau war bereits verheiratet, hatte aber auch nicht das Ziel, nach dem Abschluss als Pfarrerin beziehungsweise als Vikarin zu arbeiten, sondern als Lehrerin.²⁴ Der Zusammenhang zwischen Ehe und Pfarramt hat für viele Frauen im Laufe der Zeit noch eine Rolle gespielt, da zu dieser Zeit Frauen pfarramtlichen Dienst nur als »Vikarinnen« mit eingeschränkten Rechten und nur unverheiratet übernehmen durften.²⁵

Neben den vorwiegenden Zielen, Lehrerin oder Pfarrerin zu werden, wollte eine Studentin Missionarin werden,²⁶ eine andere mit der späteren Aufnahme eines Studiums der Medizin Missionsärztin.²⁷ Von den 51 Frauen gab eine einzige an, nach ihrem Examen eine Promotion anzustreben.²⁸ Dieser Beitrag bezieht sich im Weiteren ausschließlich auf die 36 Studentinnen, die in ihren Studienakten das Berufsziel des Pfarramts angegeben haben.

In der nachfolgenden Tabelle ist ersichtlich, aus welchen Bundesländern Deutschlands die Theologiestudentinnen (Studienziel Pfarramt) der Johannes Gutenberg-Universität in Mainz kamen. Zwei Frauen stammten aus Polen und

24 UA.Mz, Best. 11-32, Semester-Fragebögen zum Sommersemester 1949. Studierendenakte Nr. 248.

25 Siehe Abschnitt 2. Entstehung des Vikarinnenamtes.

26 UA.Mz, Best. 11-32, Semester-Fragebögen zum Sommersemester 1949. Studierendenakte Nr. 23.

27 UA.Mz, Best. 11-32, Semester-Fragebögen zum Sommersemester 1949. Studierendenakte Nr. 29.

28 UA.Mz, Best. 11-32, Semester-Fragebögen zum Sommersemester 1949. Studierendenakte Nr. 70.

haben für zwei unterschiedliche Landeskirchen in Deutschland studiert. Die Tabelle zeigt außerdem, wie viele Studentinnen tatsächlich auch als Pfarrerinnen in ihrer Heimatlandeskirche arbeiten wollten und welche eine andere Landeskirche gewählt haben, um ihren späteren Pfarrberuf auszuüben. Je näher die Heimat der Frauen an Mainz lag, desto mehr von ihnen studierten an der JGU: Die meisten Studentinnen stammten aus Rheinland-Pfalz und Hessen.

Tabelle 1: Herkunft der Mainzer Studentinnen nach Ziellandeskirchen (1949)

Heimatbundesland/Land	Anzahl Frauen	Ziellandeskirche
Hessen	7	Evangelische Kirche in Hessen und Nassau (6) Evangelische Kirche von Westfalen (1)
Rheinland-Pfalz	13	Evangelische Kirche im Rheinland (5) Evangelische Kirche in Hessen und Nassau (7) Evangelische Kirche der Pfalz (1)
Baden-Württemberg	3	Evangelische Kirche in Baden (3)
Nordrheinwestfalen	5	Evangelische Kirche im Rheinland (2) Evangelische Kirche von Westfalen (3)
Niedersachsen	4	Evangelisch-Lutherische Kirche in Braun-schweig (1) Evangelisch-Lutherische Kirche Hannovers (3)
Bremen	1	Bremische Evangelische Kirche (1)
Saarland	1	Evangelische Kirche im Rheinland (1)
Polen	2	Evangelisch-Lutherische Kirche Sachsens (1) Evangelisch-Lutherische Kirche in Lübeck (1)

4. Schlaglichter

Im Folgenden werden Erfahrungen von Einzelpersonen aus der Gruppe der eingangs statistisch ausgewerteten Theologiestudentinnen exemplarisch dargestellt. Ziel ist es, die damaligen Wege zum Studium, die Zeit des Studiums selbst sowie die Zeit danach beispielhaft nachzuzeichnen und greifbar zu machen. Dazu wurden in Personalakten enthaltene Dokumente (wie Korrespondenzen und Lebensläufe), Erinnerungen, die viele Jahre nach der Studienzeit festgehalten wurden, und Interviewaussagen einer Zeitzeugin herangezogen. Bei den Lebensläufen ist zu beachten, dass diese von den Theologinnen verfasst und von ihnen an die Landeskirchen versandt wurden, um die Zulassung zum Examen zu erhalten. Es ist daher naheliegend, dass die Studentinnen beim Verfassen der Lebensläufe darauf bedacht waren, positive Aspekte besonders hervorzuheben und mit ihren Schilderungen die Erwartungen der Landeskirchen in Bezug auf ihre Motivation, Eignung und ihren Studienverlauf zu erfüllen. Andere Doku-

mente dienten der innerkirchlichen Kommunikation. Das Interview wurde erst 2022 aufgezeichnet und bei den geteilten Erinnerungen wurden von der Interviewten selbst Schwerpunkte gewählt. Trotz der deutlichen zeitlichen Distanz zum Studium können die Aussagen als sehr zuverlässig eingestuft werden.

4.1. Wege zum Studium: Wünsche, Vorstellungen, Voraussetzungen

Die gesellschaftlichen Umbrüche und die Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges weckten in vielen Frauen die Hoffnung, dass nach ihrem Studium der Theologie der Weg ins Pfarramt frei sein könnte. So studierte Ilse G. beispielsweise mit der Hoffnung, dass es nach ihrem Studium in einem gemeindlichen Dienst weitergehen könnte.²⁹ Eine ähnliche Hoffnung auf Veränderung fand sich bei vielen Studentinnen der Theologie in dieser Zeit.³⁰

Lotte K. entschied sich – neben einem grundsätzlichen Interesse an der Theologie – vor allem deshalb für das Theologiestudium, weil sie in ihrer Gemeinde den Kindergottesdienst hielt und die Aufgaben rund um den Kindergottesdienst (wie die Weihnachtsfeier und Ausflüge mit den Kindern) immer mehr zu ihrem Lebensinhalt wurden. Obwohl ihr von vielen Menschen aus ihrem Umfeld davon abgeraten wurde, begann sie im Sommersemester 1947 in Marburg mit ihrem Theologiestudium und war im Sommersemester 1949 und Wintersemester 1949/50 in Mainz immatrikuliert.³¹

Sonnje Schasseks (geborene Heiland) Motivation, Theologie zu studieren, rührte vor allem daher, dass sie die Welt ihres Vaters verstehen wollte. Ihr Vater war selbst Pfarrer und brachte sie schon von klein auf mit der Bibel in Beziehung. Für ihren Vater war Gott in seinem ganzen Leben immer anwesend, ihre Mutter hingegen war Atheistin. Sie wollte daher tiefer in das eindringen, was ihren Vater so euphorisch machte und womit ihre Mutter nichts anzufangen wusste.³² Ein weiterer Grund für die Entscheidung zum Theologiestudium war ein ganz praktischer: Sie erhielt sowohl eine Zulassung für Medizin in Freiburg als auch eine für Theologie in Mainz. Da es sich die Familie nicht leisten konnte, ihr das Medizinstudium in Freiburg zu finanzieren, entschied sie sich für das Theologiestudium in Mainz, da sie hierhin jeden Tag mit der Bahn fahren konnte.³³

29 Hans-Heinrich Gurland: *Mein weiter Weg. Braunschweig – London – Australien – Hildesheim*. Norderstedt 2008, S. 106.

30 LkA KA, Abt. 150.113, Nr. 278, Briefwechsel Ingeborg K. und Hilde B., 12.06.1954.

31 Landeskirchliches Archiv der Evangelischen Kirche von Westfalen (LkA EKvW), 1neu Nr. 3094, Lebenslauf Lotte K.

32 Interview mit Sonnje Schassek vom 09.08.2022 in Darmstadt, 00:11:50 bis 00:14:04.

33 Vgl. Zentralarchiv der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau (ZA EKHN), 562/11, Erinnerungen, Juli 2020.

Der damalige Weg ins Studium korrelierte zudem in verschiedener Weise mit dem sozialen Hintergrund der jeweiligen Studentin. Eine »respektable« Herkunftsfamilie konnte ebenso hilfreich wirken wie das Empfehlungsschreiben und die Unterstützung des heimatlichen Pfarrers.³⁴ Mit den richtigen Voraussetzungen und Förderern war es auch möglich, auf Eigeninitiative hin vor dem Studium berufliche Erfahrungen als Gemeindehelferin zu sammeln.³⁵

Grundsätzlich war der Weg für Frauen zum Studium möglich. Immer wieder erfuhren einzelne Frauen Unterstützung aus verschiedenen Personenkreisen. Des Weiteren ließen die kirchlichen Debatten auf eine baldige allgemeine Arbeit von Frauen im Verkündigungsdienst hoffen. Neben den oft individuellen und familiär geprägten Motivationen der einzelnen Frauen waren diese beiden Faktoren der gesellschaftlichen und kirchlichen Gesamtsituation prägend für die jeweilige Entscheidung zum Theologiestudium.

4.2. Studienzeit in Mainz

Die Theologiestudentinnen starteten nicht nur mit unterschiedlichen Hoffnungen und Wünschen in ihr Studium, sondern erlebten auch ihre Studienzeit – und insbesondere ihre Zeit an der Evangelisch-Theologischen Fakultät Mainz – auf unterschiedliche Art und Weise. Einige der Theologinnen gingen in ihren Lebensläufen und Erinnerungen gar nicht oder nur am Rande auf ihr Studium in Mainz ein, andere dagegen äußerten sich ausführlicher dazu.

So berichtete Lotte K. in ihrem Lebenslauf über ihre Zeit in Mainz, dass sie die Veranstaltungen, die sie in Mainz besuchte, im Vergleich zu den Veranstaltungen in Marburg weniger begeisterten. Sie schilderte beispielsweise, dass sie und die anderen Studierenden im Seminar über das »lutherische und zwinglische Abendmahlsverständnis« bei Prof. Werner Wiesner (1902–1974), Professor für Systematische Theologie, direkt in der ersten Sitzung »Schiffbruch« erlitten hätten. Lotte K. sagte über ihre Zeit in Mainz aber auch, dass sich die Studierendengemeinde deutlich von der in Marburg unterschieden hätte und »der Ton hauptsächlich auf Gemeinschaft und einer damit verbundenen Geselligkeit« liegen würde. Die Zeit in Mainz prägte sie, da sie mit Nichttheologen ins Gespräch kam. Insbesondere ihre Freundschaft mit einem Mediziner weckte bei ihr den Wunsch, sich mit Angst und Seelsorge auseinanderzusetzen und Krankenhausseelsorgerin zu werden.³⁶

34 Ein Beispiel dafür ist Gisela H. Siehe: LkA KA, Abt. 2.0 PA, Nr. 6464, Pfarramtliches Zeugnis, 08.02.1948.

35 LkA KA, Abt. 2.0 PA, Nr. 6464, Brief Ev. Dekanat betreffs Einführung in den praktischen Gemeindedienst, 16.11.1946.

36 LkA EKvW, Ineu Nr. 3094, Lebenslauf Lotte K.

Ein Beispiel für schwierigere Lebensumstände im Theologiestudium ist Ingeborg T.³⁷ Sie studierte 1947–1952 in Heidelberg, Mainz und Tübingen. Ihr Vater war auswärtiger Pfarrer in Athen und galt seit 1936 als verschollen. Ihre Mutter war Zeit ihres Studiums pflegebedürftig. Als Einzelkind ohne weitere nähere Verwandte stellten diese Umstände Ingeborg T. vor enorme finanzielle und emotionale Herausforderungen.³⁸ In diesen widrigen Umständen scheint ihr eigener Fleiß und ihre hohe Begabung einen wichtigen Teil zum erfolgreichen Studium beigetragen zu haben. Jedoch gab es weitere Unterstützungen. Pfarrer und Dozenten waren an verschiedenen Stellen bereit, ihr Empfehlungsschreiben und positive Zeugnisse auszustellen.³⁹ Die Badische Landeskirche bewilligte ihr in fünf ihrer Studiensemester ein unterstützendes Stipendium.⁴⁰ Die Universität Mainz gewährte ihr im Sommersemester 1949 einen vollständigen Gebühren-erlass und einen Barzuschuss von 100,- DM.⁴¹ Durch die Pension ihrer Mutter vom Kirchlichen Außenamt erhielt die Familie eine weitere finanzielle Hilfe.

Diese unterstützenden Faktoren machten es für Ingeborg T. möglich, mit viel Fleiß und einigen persönlichen Entbehrungen ihr Studium zu absolvieren und parallel ihre Mutter zu pflegen. Die Quellen über ihren Werdegang belegen eine finanzielle Förderung des studierenden Nachwuchses durch ihre Landeskirche sowie in Einzelfällen der Universität vor Ort. Sie zeigen auch eine gewisse Offenheit und Empathie der Dozenten und Pfarrer für die Lebensumstände und Herausforderungen der Studierenden in der Evangelisch-Theologischen Fakultät Mainz. Sie sind aber auch ein Zeugnis für die enormen Schwierigkeiten, die eine junge Frau damit hatte, ihr Studium zu finanzieren, wenn sie keinen finanziell abgesicherten familiären Hintergrund besaß.

Sonnje Schassek fand durchweg positive Worte über ihre Studienzeit, die sie selbst als wunderbar in Erinnerung behält:

»Die Mainzer Theologie-Professoren begeisterten mich nicht nur wegen neuer wissenschaftlicher Erkenntnisse, sondern durch die Vermittlung einer ins Leben führenden Theologie. Von meinem Vater, der selbst Pfarrer war, hatte ich die liberale Theologie kennengelernt, wie sie von Adolf von Harnack und besonders von Albert Schweitzer vertreten wurde. In Mainz aber lernte ich über Ernst Käsemann als Bultmann-Schüler die existentielle Bibel-Interpretation kennen. Hier ging es nicht nur um ethisch-christliche Haltungen, sondern im Mittelpunkt stand das Kerygma, die Verkündigung des Evangeliums. Für diese Erfahrungen bin ich unermesslich dankbar.«⁴²

37 LkA KA, Abt. 2.0 PA, Nr. 6254.

38 Siehe dazu: LkA KA, Abt. 2.0 PA, Nr. 6254, Fragebogen, eingereicht am 15.05.1950. Siehe auch LkA KA, Abt. 2.0 PA, Nr. 6254, Pfarramtliches Zeugnis, 20.05.1950.

39 LkA KA, Abt. 2.0 PA, Nr. 6254, Gutachten Dozent D. Ernst Fuchs, 19.10.1951.

40 LkA KA, Abt. 2.0 PA, Nr. 6254, Personalien-Karteikarte K. Ingeborg.

41 LkA KA, Abt. 2.0 PA, Nr. 6254, Personalblatt für Studierende, 14.11.1949.

42 ZA EKHN, 562/11, Erinnerungen, Juli 2020.



Abb. 1: Sonnje Schassek und Sybille M. vor der Gutenberg-Statue, Forum JGU Mainz, WiSe 1950/1951. © Fotograf:in: unbekannt. Privatbesitz Sonnje Schassek.

Ernst Käsemann (1906–1998),⁴³ Professor für das Neue Testament, beeindruckte sie sehr. Sie bezeichnet ihn als ihren »hochverehrten Lehrer Ernst Käsemann« und dankt Gott dafür, dass er ihn ihr geschenkt hat. Im Besonderen wertschätzt sie, mit wie viel Begeisterung er Theologie betrieb. Die Bultmannsche Theologie hat sie nicht nur akademisch, sondern auch im persönlichen Glauben stark geprägt. Sie erinnert sich, dass Käsemanns Vorlesungen sogar auf sieben Uhr morgens gelegt werden konnten und trotzdem sehr gut besucht waren.⁴⁴

Aber auch an andere Professoren hat sie gute Erinnerungen und die ein oder andere Anekdote über sie zu erzählen. So konnte wohl der Hebräischdozent Eugen Ludwig Rapp (1904–1977) eine ganze Stunde Witze erzählen, wenn es mal wieder zu einem Stromausfall in der Universität kam.⁴⁵ Die Beziehung zwischen Studierenden und Professoren war zu Sonnje Schasseks Studienzeit recht persönlich, so besuchten sie beispielsweise zwei ihrer Professoren zu Hause in Worms und unterhielten sich mit ihrem Vater.⁴⁶ Auch zu Wilhelm Jannasch (1888–1966), Professor für Praktische Theologie, unterhielt sie gute Beziehungen und kann zu ihm eine Anekdote erzählen. Da sie jeden Tag mit der Bahn in die

43 Siehe zu Ernst Käsemann den Beitrag von Ruben Zimmermann in diesem Band, S. 281–304.

44 Interview mit Sonnje Schassek vom 09.08.2022 in Darmstadt, 00:22:30 bis 00:24:45.

45 Interview mit Sonnje Schassek vom 09.08.2022 in Darmstadt, 01:36:20 bis 01:36:45.

46 Interview mit Sonnje Schassek vom 09.08.2022 in Darmstadt, 00:36:41 bis 00:36:55.

Universität fuhr und die Universität noch mehr oder weniger im Aufbau war, gab es noch keinen Aufenthaltsraum. Sie erzählt:

»Und na ja, man hat sich da gegenseitig reingelegt, Fallen gestellt und da haben da welche gesagt: ›Ach naja, dann gehst du einfach hier in den unteren Gang, da haben die Professoren ihre Zimmer, noch nicht alle Professoren, aber die meisten haben da ein Zimmer, und da sollen wir uns einfach zu denen da reinsetzen. Das ist hier so Sitte.« Na ja gut, ich war naiv, ich an die erste Tür angeklopft. ›Ja bitte, herein.« Mach ich die Tür auf, war der Jannasch, der war ja noch der Dekan, glaube ich, und dann hab ich gesagt: ›Ach Herr Professor, entschuldigen Sie, ich will gar nicht stören. Sie brauchen mich gar nicht zu beachten«, der hatte hinten in der Ecke so ein Tischchen und zwei Stühle, ›ich setz mich da hinten hin und lassen Sie sich durch mich ja nicht stören. Ich bleib einfach da sitzen«, hab mich dahin gesetzt und meine Seiten ausgepackt. Und dann hat er gesagt: ›Ach, wo kommen Sie denn her und so? Ist das Ihr erstes Semester?« ›Ja.« ›Wo kommen Sie her?« ›Ja, aus Worms.« Und so kam ein Wort auf das andere und dann sagte er: ›Und wie sind Sie auf die Idee gekommen, hier grade zu mir zu kommen?« ›Na ja, das ist ein bisschen Zufall, das war die erste Tür, aber es gibt ja hier noch keinen Aufenthaltsraum und da wurde mir gesagt, wir könnten uns einfach zu den Professoren setzen.« Und da hat er gelacht und gesagt: ›Sie können ruhig sitzen bleiben, aber da sind Sie einer Ente aufgefliegen (sic!). Also das ist durchaus nicht der Fall.« Es war aber wirklich der Anfang einer Freundschaft und er hat gesagt: ›Jetzt bleiben Sie ruhig da sitzen und ich will dafür sorgen, dass hier auch noch ein Raum geschaffen wird für Leute, die hier kein Zimmer haben.«⁴⁷

In den folgenden Semestern luden Wilhelm Jannasch und seine Frau Elisabeth Jannasch (1890–1970) sie und weitere Studierende zu sich nach Hause zu theologischen Diskussionen ein⁴⁸ und der Kontakt hielt auch, als Sonnje Schassek und ihre Freundin Sybille M. zwei Semester in Heidelberg studierten.⁴⁹

Generell hatte Sonnje Schassek nie den Eindruck, dass sie als Frauen an der Universität Mainz besonders für ihre Rechte oder Gleichstellung kämpfen mussten. Ihr Eindruck war, dass sich die Professoren sehr über Frauen in ihren Seminaren gefreut und das auch ihr und Sibylle M. signalisiert hätten. Auch ihre Kommilitonen haben sich ihrem Eindruck nach über ihre Anwesenheit gefreut und allgemein fühlte sie sich als Frau sehr willkommen.⁵⁰ Zudem erfuhr sie viel Unterstützung durch ihre Professoren, unter anderem durch Wilhelm Jannasch, der gerne von ihr wollte, dass sie bei ihm über die Ämter von Frauen in der Herrnhuter Brüdergemeine promovierte. Obwohl sie damit bereits angefangen

47 Interview mit Sonnje Schassek vom 09.08.2022 in Darmstadt, 00:37:14 bis 00:39:08.

48 Interview mit Sonnje Schassek vom 09.08.2022 in Darmstadt, 00:35:05 bis 00:36:56. Elisabeth Jannasch war bei den meisten Treffen anwesend und wurde von der Interviewten als »geistreiche Frau« gesehen, die »durchaus bei theologischen Diskussionen mithalten« konnte.

49 Interview mit Sonnje Schassek vom 09.08.2022 in Darmstadt, 00:26:59 bis 00:27:32.

50 Interview mit Sonnje Schassek vom 09.08.2022 in Darmstadt, 00:42:05 bis 00:43:28.



Abb. 2: Studierende (u.a. Sonnje Schassek, Sybille M. [Mitte]) zu Besuch bei Wilhelm und Elisabeth Jannasch (3. u. 4. v. l.), vermutl. mit Tochter Christine (2 v. r.), WiSe 1950/1951. © Fotografin: unbekannt. Privatbesitz Sonnje Schassek.

hatte, kam es unter anderem wegen mangelnder Zeit aufgrund ihres Berufs nicht zur Fertigstellung.⁵¹

Sonnje Schassek erinnert sich weiterhin, dass alle Studierenden engen Kontakt zur Kirchenleitung hielten und ihre Tauglichkeit für das Pfarramt durch einen psychologischen Test nachweisen mussten. Dieser Test wurde zu Beginn des Studiums von einem Psychiater durchgeführt und von Sonnje Schassek als unmöglich empfunden.⁵² Und auch Wilhelm Jannasch schien Zweifel an diesen Tests zu haben und empfahl Sonnje Schassek, bei dem Test möglichst gar nichts zu sagen.⁵³ Sie wurde während des Tests unter anderem nach intimen Verhältnissen zu Männern gefragt.⁵⁴ Sie bestand den psychologischen Test und wurde danach auf die Liste der PfarramtskandidatInnen aufgenommen.⁵⁵

51 Interview mit Sonnje Schassek vom 09.08.2022 in Darmstadt, 00:20:21 bis 00:22:32.

52 Dieser psychologische Test war damals gängige Praxis und wurde analog zu dem psychologischen Test durchgeführt, den auch KandidatInnen für den staatlichen Beamtendienst durchlaufen mussten. Schriftliche Quellen liegen im ZA EKHN dazu jedoch nicht vor.

53 Interview mit Sonnje Schassek vom 09.08.2022 in Darmstadt, 00:01:16 bis 00:04:10.

54 Ebd. Auch Männern wurden solche übergreifigen Fragen gestellt. Sonnje Schasseks Mann wurde ihrer Aussage nach gefragt, welche Unterhosenfarbe er bei Frauen bevorzugen würde.

55 Interview mit Sonnje Schassek vom 09.08.2022 in Darmstadt, 00:01:00 bis 00:04:15.

Besonders die wenigen weiblichen Studentinnen in Mainz wussten um die besonderen Bedingungen für den späteren Pfarrberuf, weshalb sie einen Theologinnen-Konvent gründeten. Der jährliche Mitgliedsbeitrag lag bei 35,- DM und Sonnje Schassek war Schatzmeisterin. Erst in den 1970ern Jahren gab es keinen Bedarf mehr für den Theologinnen-Konvent und er wurde aufgelöst.⁵⁶ Insgesamt betrachtet gab das Studium den Studentinnen die Möglichkeit, ihr theologisches Wissen in den unterschiedlichen theologischen Disziplinen zu vertiefen und sich zu entfalten. Mainz schien den Theologinnen dabei aufgrund der Begeisterungsfähigkeit der Dozenten und ihres Engagements, des engen persönlichen Kontakts und der Studierendengemeinschaft ein verstärktes Gefühl von »Gemeinschaft und Geselligkeit« zu vermitteln. Auch finanzielle Unterstützung wurde ermöglicht. Ihr Geschlecht schien ihnen – ganz anders als bei dem Berufswunsch, Pfarrerin zu werden – bei der Verfolgung ihrer akademischen Karriere nicht im Wege zu stehen. Das Studium bot unter anderem auch die Chance, Freundschaften mit Frauen in ähnlichen Situationen zu knüpfen und ein größeres Netzwerk zu bilden.

4.3. Nach dem Studium

Frauen, die Pfarrerin werden wollten, mussten nach der Beendigung ihres Studiums, genauso wie ihre männlichen Kommilitonen, das Vikariat absolvieren. Nachdem Sonnje Schassek vom 15. bis zum 17. September 1953 gemeinsam mit Sibylle M. ihr erstes Theologisches Examen abgelegt hatte,⁵⁷ absolvierten die beiden ihr Vikariat. Laut ihren Erinnerungen war dieser Jahrgang der erste, in welchem Frauen keine gesonderte Bewerbung brauchten, um das Predigerseminar zu besuchen.⁵⁸

In ihren Erinnerungen schildert Sonnje Schassek ihre Zeit im Predigerseminar:

»Der Aufenthalt zunächst in Herborn und dann in Friedberg war für mich sehr beglückend. Ich bin der Kirchenleitung bis heute für die schönen Erinnerungen dankbar, die ich damals machen durfte. Unser ›Coetus‹, wie wir uns nannten, war eine großartige Gemeinschaft. Man kann sich heute gar nicht mehr vorstellen, dass wir ›Coetanten‹ uns untereinander gesiezt haben. [...] Wir bekamen damals keine Besoldung wie die späteren Lehrvikare. Aber wir hatten zwei Jahre lang frei Kost und Logis. Eine von uns Kandidatinnen, weil sie verlobt war, musste für Verpflegung und Unterkunft bezahlen. Erst im letzten halben Jahr, wo wir nicht mehr im Predigerseminar versorgt wurden und

⁵⁶ ZA EKH, 562/11, Erinnerungen, Juli 2020.

⁵⁷ EKH, Amtsblattmeldungen, 1954, Nr. 2, S. 11.

⁵⁸ ZA EKH, 562/11, Erinnerungen, Juli 2020.

auch nicht mehr beim Lehrpfarrer wohnten, gab es 50,- DM im Monat zur Vorbereitung aufs 2. Examen.«⁵⁹

Vom 12. bis 14. September 1955 legte Sonnje Schassek ihre zweite Theologische Prüfung ab⁶⁰ und wurde zum 1. Oktober 1955 »als unständige Vikarin der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau mit der Mithilfe im Religionsunterricht an Berufsschulen in Worms beauftragt«.⁶¹

Wie sich unter anderem exemplarisch am Fall von Sonnje Schassek zeigen lässt, konnten die examinierten Theologinnen in den Vikarinnendienst übergehen. Nach der Ordination waren die beruflichen Realitäten sehr vielfältig.⁶² Nicht selten wurden Vikarinnen in den Betätigungsfeldern Krankenhausseelsorge und Schulunterricht eingesetzt.⁶³ Nach der Verhehlung wurde das Dienstverhältnis als Vikarin beendet. Ein anderes nebenberufliches Dienstverhältnis der sogenannten Pfarrfrauen war, zumindest in der Badischen Landeskirche, nicht erwünscht.⁶⁴

Dass die Auseinandersetzungen um Ehe und Dienst als Vikarin viele junge Vikarinnen sehr beschäftigte, lässt sich an verschiedenen Beispielen aufzeigen. Sonnje Schassek plante ursprünglich mit ihrer Hochzeit noch zwei Jahre zu warten, um in dieser Zeit ihren Dienst weiter ausüben zu können. Dass sie ihr Entlassungsschreiben am Tag ihrer standesamtlichen Eheschließung bekam, wird von ihr als sehr verletzend seitens der Kirchenleitung wahrgenommen.⁶⁵

Zu den persönlichen Abwägungen kam im Fall von Sibylle M. eine Auseinandersetzung mit der Kirchenleitung der EKHN, da das »etwas undurchsichtige Verhältnis zu ihrem Verlobten« ihrer Ernennung als Pfarrerin im Weg stand und für Ärger sorgte.⁶⁶ Sibylle M.s Verlobter, den sie sein Studium über finanziell unterstützte, da seine restliche Familie verstorben war, wohnte als Untermieter mit ihr zusammen.⁶⁷ Diese Tatsache sorgte für Ärger in der Gemeinde und als Folge darauf wurde ihr sogar ihre Wohnung gekündigt.⁶⁸ In einem Brief des

59 Ebd.

60 EKHN, Amtsblattmeldungen, 1955, Nr. 14, S. 152.

61 EKHN, Amtsblattmeldungen, 1956, Nr. 1, S. 6.

62 Siehe für die Vielfalt der Tätigkeiten und beruflichen Realitäten der Vikarinnen: Mutige Schritte (Anm. 6), S. 32–39. EKD-weit ist von einer noch viel größeren Bandbreite auszugehen.

63 Siehe als ein Beispiel: LkA KA, Abt. 2.0 PA, Nr. 6254, Brief an den Ev. Gemeinderat Baden-Baden betreffend der Vikarkandidatin Ingeborg K., 10.04.1953.

64 LkA KA, Abt. 2.0 PA, Nr. 6254, Brief Ev. Oberkirchenrat betreffend Frau Ingeborg T., 26.03.1958.

65 ZA EKHN, 562/11, Erinnerungen, Juli 2020.

66 ZA EKHN, Best. 120, Nr. 5922 PA Sibylle M., Brief von Propst Trabandt vom 22.03.1960, Mainz.

67 Ebd.

68 ZA EKHN, Best. 120, Nr. 5922 PA Sibylle M., Brief vom Propst von Rheinhessen an den Oberkirchenrat Reinhard Becker vom 28.03.1961.

Propstes von Rheinhessen an den Oberkirchenrat (OKR) Reinhard Becker fordert dieser daher: »Wenn Fräulein M[...] nicht heiraten will, muß sie das Verhältnis zu ihrem Bräutigam lösen. Wenn sie aber heiraten will, muß ihr Recht als Pfarrerin ruhen.«⁶⁹

Bemerkungen in Briefen über Sibylle M. lassen darauf schließen, dass ihr die Entscheidung schwerfiel, da sie sich ihrem Bräutigam verpflichtet fühlte, aber auch sehr an ihrem Amt hing. Propst Karl Trabandt gegenüber behauptete sie sogar, dass sie eher ihre Verlobung löse als das Amt aufzugeben.⁷⁰

Ihre Versuche, durch persönliche Aussprachen und Anträge, auch nach ihrer Eheschließung weiterhin im Pfarramt bleiben zu dürfen, wurden vom Leitenden geistlichen Amt und der Kirchenleitung abgelehnt und blieben erfolglos.⁷¹

Zudem kam es wiederholt zu Gesprächen mit der Kirchenleitung, da ihre Haltungen im Religionsunterricht als zu modern empfunden wurden⁷² und es eine an den Propst gerichtete Beschwerde über ihren Religionsunterricht gab, da sie »radikale Anhängerin« von Herbert Braun (1903–1991), ihrem Professor in Mainz, gewesen sei und ihren Schülerinnen zu viel zugemutet hätte. Ein Kirchenvorsteher meldete infolgedessen seine Tochter vom Religionsunterricht ab.⁷³

Ein Thema, das auch zu Auseinandersetzungen mit der Kirchenleitung der EKHN führte, war die Empfindung einiger Vikarinnen, dass die ungleiche Entlohnung von Vikarinnen nach der Ausbildung und Pfarrern ungerecht sei, weshalb sie dies der Kirchenleitung gegenüber vorbrachten.⁷⁴

Im Falle von Ingeborg T. lässt sich allerdings eine spätere Ausweitung der Kompetenzen einer ordinierten Pfarrfrau erkennen, die aufgrund ihrer Eheschließung aus dem Amt entlassen wurde. So wurde ihr auf Antrag ihres Mannes beim Landesbischof in Baden die Erlaubnis zur »gelegentlichen Abhaltung von Gottesdiensten und Kasualien erteil[t].«⁷⁵ Die Begründung war der Personalmangel und die Möglichkeit der Vertretung des eigenen Ehegatten im Krankheitsfall. Die Erlaubnis wurde nicht widerrufen.

69 ZA EKHN, Best. 120, Nr. 5922 PA Sibylle M., Brief vom Propst von Rheinhessen an den Oberkirchenrat Reinhard Becker vom 28.03.1961.

70 ZA EKHN, Best. 120, Nr. 5922 PA Sibylle M., Brief von Propst Trabandt vom 22.03.1960, Mainz.

71 ZA EKHN, Best. 120, Nr. 5922 PA Sibylle M., Auszug aus dem Protokoll der Kirchenleitung vom 08.05.1961, Nr. 112.

72 ZA EKHN, Best. 120, Nr. 5922 PA Sibylle M., Brief von Propst Trabandt vom 22.03.1960, Mainz.

73 ZA EKHN, Best. 120, Nr. 5922 PA Sibylle M., Brief vom Propst von Rheinhessen an den Oberkirchenrat Reinhard Becker vom 28.03.1961.

74 ZA EKHN, 562/11, Erinnerungen, Juli 2020.

75 LkA KA, Abt. 2.0 PA, Nr. 6254, Brief des Landesbischofs bezüglich des Schreibens vom 15.05.1968 am 19.05.1968.

Die Badische Landeskirche beendete offiziell am 27. April 1971 jegliche Sonderregelungen für Theologinnen und stellte Pfarrerinnen und Pfarrer kirchenrechtlich gleich.⁷⁶ Trotzdem war die hauptberufliche Tätigkeit von Pfarrfrauen nicht immer einfach. So wurde noch im Mai 1971 eine Anfrage diesbezüglich ambivalent beantwortet. Die Möglichkeit wurde eingeräumt. Allerdings nur, »wenn es sich um eine anerkannte, aber nicht besetzte Stelle handelt, wenn die Tätigkeit deutlich vom Dienstbereich des Ehemannes unterschieden ist und sich von der ehrenamtlichen Mitarbeit anderer Pfarrfrauen abhebt.«⁷⁷ Über den Antrag um eine Anstellung von Ingeborg T. lassen sich nach dem ersten Schriftverkehr in den Akten keine weiteren Unterlagen finden.

Eine Möglichkeit von Frauen, die aufgrund ihrer Eheschließung nicht mehr als Vikarin/Pfarrerin arbeiten durften, weiterhin einen Beruf auszuüben, war es, als Religionslehrerin in der Schule zu unterrichten. Sonnje Schassek unterrichtete 33 Jahre lang Religion und hörte damit auch nicht auf, als ihr nach der Verabschiedung des geänderten Paragraphs 5 des Pfarrerrinnengesetzes im Jahr 1968⁷⁸ angeboten wurde, als Pfarrerin für die EKHN zu arbeiten.⁷⁹ Auch Ingeborg H.-P., Sibylle M. und Mechthild W. unterrichteten viele Jahre Religion – Ingeborg H.-P. und Sibylle M. bis zu ihrem Ruhestand und Mechthild W. 20 Jahre lang.⁸⁰ Dass viele der Frauen auch nach ihrer Wiedereinstellung in den Pfarrdienst weiterhin dem Schuldienst treu blieben, lässt vermuten, dass einige darin ihre Erfüllung gefunden hatten.

Der Fall von Mechthild W. zeigt, wie infolge des einheitlichen Dienstgesetzes für Frauen und Männer die Wiedereinstellung von Vikarinnen/Pfarrerinnen im Ruhestand, die aufgrund ihrer Eheschließung aus dem Dienst ausgeschieden waren, vonstattenging. Einer der Gründe dafür war auch der Pfarrermangel, den die EKHN Anfang der 1970er Jahre zu verzeichnen hatte.⁸¹ Mechthild W. wurde daher vor den Übernahmeausschuss geladen und gebeten, schon vor der Zusage des Ausschusses ihre Schulstelle zu kündigen, da die Kündigungsfrist vor dem Sitzungstermin des Übernahmeausschusses lag. OKR Dr. Roessler ermutigte sie

76 Sarah Banhardt: »Warte doch, wenn wir kommen, ist das alles anders«. Dr. Doris Faulhaber und die Geschichte der Frauenordination der Evangelischen Landeskirche in Baden. In: Frauenordination in der Evangelischen Kirche in Deutschland. Interdisziplinäre Perspektiven. Hg. von Sarah Banhardt, Jolanda Gräfel-Farnbauer und Carlotta Israel. Stuttgart 2023, S. 33–48, hier S. 45.

77 LkA KA, Abt. 2.0 PA, Nr. 6254, Brief des Ev. Oberkirchenrates betreffs der Anstellung von Frau Ingeborg T.-K. in der Gemeinde Grenzach, 21.05.1971.

78 Vgl. Jolanda Gräfel-Farnbauer: Von der ersten Theologin im Predigerseminar bis zur Gleichstellung. In: Frauenordination (Anm. 7), S. 56f.

79 ZA EKHN, 562/11, Erinnerungen, Juli 2020.

80 ZA EKHN, Best. 120, Nr. 5436 PA Personalbogen Ingeborg H.-P.; Best. 120, Nr. 5922 PA Personalbogen Sibylle M.; Best. 120, Nr. 5103 PA Personalbogen Mechthild W., geb. M.

81 ZA EKHN, Best. 120, Nr. 5103 PA Mechthild W., Brief an Frau Mechthild W. von OKR Dr. Roessler vom 03.04.1974.

dazu, da keine Zweifel vorlagen, dass der Übernahmeausschuss die Entscheidung zu ihren Gunsten treffen würde.⁸² Dies lag unter anderem auch daran, dass sie »nachdrückliche Fürsprecher für ihr Vorhaben«⁸³ hatte. Am 29. Mai 1974 bekam sie die Zustimmung des Übernahmeausschusses und am 24. Juni 1974 beschloss die Kirchenleitung, dass Mechthild W. als Pfarrerin in das Angestelltenverhältnis der EKHn übernommen würde.⁸⁴ Auch Ingeborg H.-P. und Sibylle M. wurden bereits 1969 wieder in den aktiven Dienst übernommen.⁸⁵

Die Pluralität der Haltungen der jungen Frauen zu diesen Regelungen zeigt sich besonders in den Zeugnissen des Austausches unter ihnen. Ein bemerkenswerter Ort dafür war die Vikarinnenfreizeit,⁸⁶ eine jährlich wiederkehrende Veranstaltung der Badischen Landeskirche in den 1950er Jahren, organisiert vom OKR. Auch ehemalige Vikarinnen waren zu diesen teilweise mehrtägigen Treffen eingeladen.⁸⁷ Die Dokumente über diese Freizeiten zeigen ein theologisches Ringen um die sogenannte Vikarinnenfrage⁸⁸. Welche Rolle die Frau in der Kirche hat und wie das Amt einer Vikarin im Sinne Gottes gestaltet werden könnte, scheint viele junge Theologinnen bewegt zu haben.

Aber nicht nur das Inhaltliche, sondern auch die Frage nach dem rechten Umgang mit der damaligen Situation wurde sehr unterschiedlich gesehen. Ein interessantes Zeugnis für die verschiedenen Ansichten ist ein kurzer Briefwechsel von Ingeborg T. und Hilde B.⁸⁹ Während Ingeborg T., all ihrer negativen Erfahrungen zum Trotz, eine eher abwartende und hoffnungsvolle Haltung gegenüber den kirchlichen Reformprozessen zu haben schien, stellte Hilde B. klare und offene Forderungen nach einer Änderung der allgemeinen Ordnung für den Dienst der Frau im Verkündigungsdienst.

Der für die ordinierten Frauen oft verletzende Umgang der Landeskirche mit ihnen ist eine präsente Thematik in den Zeugnissen über die Zeit nach dem Studium. Dieser setzte sich teilweise über ein ganzes Berufsleben fort. Ein Bei-

82 ZA EKHn, Best. 120, Nr. 5103 PA Mechthild W., Brief an Frau Mechthild W. von OKR Dr. Roessler vom 30.04.1974.

83 ZA EKHn, Best. 120, Nr. 5103 PA Mechthild W., Brief an Frau Mechthild W. von OKR Dr. Roessler vom 03.04.1974.

84 ZA EKHn, Best. 120, Nr. 5103 PA Mechthild W., Auszug aus dem Sitzungsbericht der Kirchenleitung vom 24.06.1974. Ihre Anstellung im Angestelltenverhältnis war nicht Standard, sie hätte genauso gut wie andere Theologinnen, die wiedereingestellt wurden, verbeamtet werden können. In ihrem spezifischen Fall wurde jedoch durch die Kirchenleitung ausgerechnet, dass ihre Rente höher ausfiele, wenn sie im Angestelltenverhältnis eingestellt würde.

85 ZA EKHn, Best. 120, Nr. 5436 PA Personalbogen Ingeborg H.-P.; Best. 120, Nr. 5922 PA Personalbogen Sibylle M.

86 Für eine Sammlung der schriftlichen Quellen siehe: LkA KA, Abt. 150.106, Nr. 178.

87 LkA KA, Abt. 2.0 PA, Nr. 6254, Brief Wilhelm Treiber an Ev. Oberkirchenrat, 17.01.1959.

88 Siehe dazu LkA KA, Abt. 150.106, Nr. 178, Zur Vikarinnenfrage. Siehe auch LkA KA, Abt. 150.106, Nr. 178, Conference for the women theologists of Baden (Germany).

89 LkA KA, Abt. 150.113, Nr. 278, Briefwechsel Ingeborg K. und Hilde B., 12.06.1954.

spiel dafür ist Gisela H. Ihre Personalakte⁹⁰ zeichnet das Bild einer motivierten und engagierten Frau, die durch ihre Dienste im Unterricht und in der Krankenhausseelsorge überzeugte.⁹¹ Nach ihrer Vermählung mit dem Pfarrkandidaten Ludwig H. am 31. Juli 1954 wurde sie zunächst für ein Jahr aus dem Vikarinnendienst beurlaubt und anschließend entlassen.⁹² Dies geschah trotz ihrer Tätigkeit im Krankenhaus bei Personalmangel und dem Entgegenwirken ihres stellvertretenden Dekans, der sie gerne weiter im Dienst gehabt hätte.⁹³

In den 1970er und 1980er Jahren war Gisela H. als Lehrerin in wechselnden Anstellungsverhältnissen bei Staat und Kirche tätig. Diese Zeit war für sie von befristeten Arbeitsverträgen und Kündigungen aufgrund veränderter Haushaltspolitik geprägt.⁹⁴ Sie selbst schrieb: »[...] ich hatte es nicht leicht (und jedesmal [sic!] unter Verlust) in entsprechende Verträge zu kommen.«⁹⁵ Erst 1988 wurde sie von der Kirche in ein unbefristetes Dienstverhältnis übernommen. In einem Brief vom 9. August 1990 anlässlich ihres Ruhestandsantritts dankte ihr der damalige OKR Dr. Walter für ihren Dienst, würdigte diesen und wünschte für den neuen Lebensabschnitt »das gute Geleit unseres Herren«.⁹⁶ In ihrem Antwortschreiben drückte Gisela H. ihren Dank und ihre Überraschung über diese Geste aus. Sie beschrieb, dass sie ihre Entlassung aus dem Vikarinnendienst nie verstanden habe, wie viel Freude ihr der Schulunterricht gemacht habe und nahm Stellung zu ihrer Geschichte mit der Kirche:

»Wenn ich zurückdenke an meinen Lebenslauf innerhalb der Kirche, werde ich immer noch nicht den dauernden Groll los, wie man mit einer ordinierten Theologin immer wieder umsprang. [...] Von daher gesehen ist ihr freundlicher Brief ein guter Abschluß nach so manchen Entscheidungen, denen ich in meinem Leben ausgesetzt war.«⁹⁷

Ihre Dokumente lassen erahnen, wie demütigend und enttäuschend viele der Theologinnen den Umgang der Kirche und insbesondere der Kirchenleitung mit ihnen empfunden haben müssen. Die dadurch entstandenen Verletzungen sind, so lässt ihr Antwortschreiben vermuten, bisher nicht oder zumindest nicht wirksam aufgearbeitet worden.

90 LkA KA, Abt. 2.0 PA, Nr. 6464.

91 LkA KA, Abt. 2.0 PA, Nr. 6464, Bescheid über den 1. Jahresbericht, 06.09.1954.

92 LkA KA, Abt. 2.0 PA, Nr. 6464, Brief des Ev. Oberkirchenrats Beurlaubung vom Vikariat betr., 15.06.1955.

93 LkA KA, Abt. 2.0 PA, Nr. 6464, Brief des Ev. Dekanats an den Ev. Oberkirchenrat Karlsruhe, 06.06.1955.

94 LkA KA, Abt. 2.0 PA, Nr. 6464, Brief von Gisela H. betreffs der Fortführung des Dienstverhältnisses, 29.01.1983.

95 LkA KA, Abt. 2.0 PA, Nr. 6464, Brief von Gisela H. betreffs der Fortführung des Dienstverhältnisses, 29.01.1983.

96 LkA KA, Abt. 2.0 PA, Nr. 6464, Brief des Ev. Oberkirchenrats an Gisela H., 09.08.1990.

97 LkA KA, Abt. 2.0 PA, Nr. 6464, Brief von Gisela H. an den Ev. Oberkirchenrat, 08.09.1990.

Andere Beispiele zeigen, dass manche Frauen rückblickend mit diesen Erfahrungen abgeschlossen haben und nicht (mehr) verbittert darüber sind. Ingeborg H.-P. schrieb in einem Antwortschreiben an den OKR Schwöbel anlässlich ihrer Versetzung in den Ruhestand, wie sehr es sie bewegte, dass er der Situation ihrer Pfarrerrinnen-Generation so viel Verständnis entgegenbrächte.⁹⁸ OKR Schwöbel hatte sich zuvor bei ihr für ihren jahrelangen Dienst am Evangelium bedankt und festgestellt, wie kränkend die Situation für viele Pfarrerrinnen war.⁹⁹

Ingeborg H.-P. resümierte daraufhin:

»Rückblickend erscheint uns heute vieles unverständlich, was damals in den 50er und 60er Jahren geschah. Aber ich bin nicht bitter darüber geworden, sondern ich sehe in den damaligen Gegebenheiten Marksteine auf dem Wege – wie ja alles immer aus seiner Geschichte heraus verstanden werden muß. So kann ich dankbar sein dafür, mitgeholfen zu haben, daß das Pfarramt der Frau heute fast selbstverständlich geworden ist.«¹⁰⁰

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Theologinnen zwar zu Zeiten ihres Studiums zumeist keine Probleme wegen ihres Geschlechts hatten, in ihrem Berufsleben sich aber ein anderes Bild abzeichnete. Es kam ihnen gegenüber zu offensichtlichen, strukturellen Benachteiligungen. Sobald Vikarinnen/Pfarrerinnen sich entschieden zu heiraten, wurden sie aus dem kirchlichen Dienst entlassen, was viele sehr beschäftigte und zu Auseinandersetzungen mit den Kirchenleitungen führte. Nach ihren Entlassungen aus dem kirchlichen Dienst haben diese Theologinnen, wenn auch gezwungenermaßen, einen neuen Weg gefunden, beispielsweise als Religionslehrerinnen. Dennoch saßen und sitzen die Verletzungen, die sie erfahren haben, tief, auch wenn einige von ihnen damit abschließen konnten.

5. Fazit

Das Studium in den Nachkriegsjahren brachte einige Herausforderungen mit sich, wie beispielsweise mangelnde Infrastruktur und Versorgungsengpässe. Auch die Johannes Gutenberg-Universität selbst war noch im Aufbau. Im Sommersemester 1949 war ein Fünftel der Studierenden an der Evangelisch-

98 ZA EKHN, Best. 120, Nr. 5436 PA Ingeborg H.-P., 2001 Schwö/besch, Brief von Ingeborg H.-P. an OKR Schwöbel vom 04.11.1990.

99 ZA EKHN, Best. 120, Nr. 5436 PA Ingeborg H.-P., Brief von OKR Schwöbel an Pfarrerin i. R. Ingeborg H.-P. vom 06.09.1990.

100 ZA EKHN, Best. 120, Nr. 5436 PA Ingeborg H.-P., 2001 Schwö/besch, Brief von Ingeborg H.-P. an OKR Schwöbel vom 04.11.1990.

Theologischen Fakultät weiblich. Die berufliche Rechtslage dieser angehenden Theologinnen und Pfarrerinnen war weitgehend ungeklärt und wurde diskutiert. Neben der ungeklärten juristischen Sachlage gab es noch die gesellschaftlich-theologische Frage nach der Rolle der Frau und die geschlechtsspezifischen Erwartungen an sie als Ehefrau, Hausfrau und Mutter.

Trotzdem ging ein Großteil der weiblichen Studierenden der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Mainz davon aus, Pfarrerin zu werden. Die ungewissen Zukunftsperspektiven und Erwartungen hielten sie nicht davon ab, ihr theologisches Interesse in einem Theologiestudium zu vertiefen. Ihre Motivation für das Studium war oft sehr persönlich und von religiösen und interpersonellen Erfahrungen geprägt.

Trotz einer gewissen Vorsicht, die der Quellengattung geschuldet ist, lässt sich erkennen, dass die Frauen ihre Studienzeit – und insbesondere ihre Zeit in Mainz – als sehr positiv in Erinnerung behalten haben und speziell das Engagement ihrer Dozenten sehr wertschätzten.

Sowohl während des Studiums als auch danach erfuhren die Theologinnen auf unterschiedliche Art und Weise von verschiedenen Personenkreisen Unterstützung: So erhielten die Frauen unter anderem finanzielle Hilfe, wurden auf ihrem akademischen Weg gefördert, erhielten Empfehlungsschreiben und ihnen wurde nach der Entlassung aus dem Vikarinnendienst eine neue Stelle vermittelt.

Nach dem Studium warteten einige Herausforderungen auf die Vikarinnen/Pfarrerinnen, die vor allem mit der Entlassung aus dem kirchlichen Dienst im Falle einer Eheschließung zusammenhingen. Die Frauen mussten für sich neue Alternativen finden wie beispielsweise den schulischen Religionsunterricht. Prägend waren für viele Theologinnen auch die Verletzungen, die sie erfahren haben und mit denen einige erst in der Rückschau abschließen konnten.

All dies zeigt, wie unterschiedlich die persönlichen Lebenswege der Frauen waren, die sich damals dazu entschieden, an der Johannes Gutenberg-Universität evangelische Theologie zu studieren. Auch wenn sich immer wieder Parallelen aufzeigen lassen zwischen den Frauen, die in den 1940er und 1950er Jahren in Mainz Theologie studierten, war dennoch jeder Lebensweg individuell und von eigenen Herausforderungen und Höhepunkten geprägt. Eines ist diesen Frauen aber gemein: Selbst wenn sie nicht weiterhin im Pfarramt gearbeitet haben, sind sie Theologinnen gewesen und geblieben – zum Beispiel durch ihre folgende Berufswahl oder ihr ehrenamtliches Engagement.

Ernst Käsemann (1946–1951 in Mainz). Ein rebellischer Neutestamentler als Gründungsfigur der Evangelisch-Theologischen Fakultät

Abstract

Der Artikel befasst sich mit dem Theologen Ernst Käsemann, der von 1946 bis 1951 an der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Mainz Neues Testament lehrte. Nach Einblicken in die Lehrinhalte dieser Zeit werden die damals schon angelegten exegetischen Schwerpunkte beleuchtet: eine schöpfungstheologische Interpretation paulinischer Rechtfertigungslehre im Römerbrief, die historische Jesusforschung, das Johannesevangelium und die Ekklesiologie als Einheit in der Vielfalt. Geprägt durch Erfahrungen im Kirchenkampf einschließlich Inhaftierung betrachtete er den Widerstand gegen politische und gesellschaftliche Unterdrückung als Merkmal christlicher Freiheit. Käsemanns Theologie verband wissenschaftliche Exegese mit gesellschaftlicher Verantwortung und trug somit maßgeblich zur Entwicklung einer politischen Theologie bei.

Schlüsselwörter: Ernst Käsemann, Freiheit, Rechtfertigungslehre, politische Theologie, Widerstand

The article deals with the theologian Ernst Käsemann, who was Professor of New Testament Studies at the Protestant Theological Faculty in Mainz from 1946 to 1951. After providing insights into the courses he taught during the Mainz period, the article highlights the exegetical priorities that were already in development at the time: a creation-theological interpretation of Paul's doctrine of justification in Romans, the historical Jesus research, the Gospel of John and ecclesiology as unity in diversity. Shaped by his experiences in the Kirchenkampf (the struggle between church and state in Nazi Germany), including imprisonment, he regarded resistance to political and social oppression as a hallmark of Christian freedom. Käsemann's theology combined scholarly exegesis with social responsibility and thus contributed significantly to the development of a political theology. **Keywords:** Ernst Käsemann, freedom, doctrine of justification, political theology, resistance

Die Laudatio zum 90. Geburtstag von Ernst Käsemann hat Martin Hengel (1926–2009) mit der Überschrift *Der protestantische Rebell* versehen.¹ Nach Hengel gehörte Käsemann zu den »prägendsten Charakterköpfen des deutschen Protestantismus seit dem Zweiten Weltkrieg«², er wurde andernorts als »Störenfried des Status Quo«³ oder als »kämpferischer Christ« und »Partisan«⁴ bezeichnet und hat öffentlich über seinen Kirchenaustritt nachgedacht.⁵ Sein letztes, gleichermaßen an Freunde wie Gegner adressiertes Buch trug den Titel *Kirchliche Konflikte*.⁶ Wer ist diese Gestalt, die in den Gründungsjahren der Evangelisch-Theologischen Fakultät auf den Lehrstuhl für Neues Testament berufen wurde? Was hat ihn geprägt, warum wird er Rebell und Störenfried genannt? Wie wird sein Widerstand theologisch begründet und wogegen richtet sich sein Protest?

1. Die Zeit in Mainz: Der Pfarrer der Bekennenden Kirche (BK) wird Hochschullehrer

Bereits der knappe, erhaltene Briefwechsel zwischen dem Gründungsdekan Wilhelm Jannasch (1888–1966) und Käsemann eröffnet einen spannenden Einblick in die Zeit der Wiedereröffnung der Mainzer Universität und Neugründung der Evangelisch-Theologischen Fakultät.⁷ Käsemann hatte bereits im Sommersemester (SoSe) 1946 auf der Basis eines sechsstündigen Lehrauftrags an der Johannes Gutenberg-Universität (JGU) gelehrt, wegen ausstehender Entnazifizierung und Beschlagnahmung seines Vermögens war jedoch die Weiterführung

1 Siehe Martin Hengel: *Der Protestantische Rebell*. Zum Neunzigsten Geburtstag des Neutestamentlers Ernst Käsemann. In: ders.: *Theologische, Historische und Biographische Skizzen*. Kleine Schriften VII. Hg. von Claus-Jürgen Thronton. Tübingen 2010 (= *Wissenschaftliche Untersuchungen zum Neuen Testament* 253), S. 445–447, hier S. 445.

2 Ebd.

3 Vgl. *Störenfriede des Status quo*. Gespräch mit Professor Dr. Ernst Käsemann. In: *Lutherische Monatshefte* 20 (1981), H. 9, S. 509–512. Käsemann sagte auch: »So sei in Protest und Widerstand gegen den Status quo das allgemeine Priestertum als heute unverzichtbare Form des Überlebens postuliert, wo Christenheit sich vom Idol einer Volkskirche abwendet und die Realität einer Minorität entschlossen akzeptiert.« Zitiert nach Richard Walter: *Ernst Käsemann (1906–1998). Pastor der Bekennenden Kirche in Gelsenkirchen-Rothausen (1933–1946)*. In: *Christen an der Ruhr* (2). Hg. von Alfred Pothmann und Reimund Haas. Bottrop, Essen 2002, S. 186–214, hier S. 209.

4 So bei Walter: *Pastor* (Anm. 3), S. 211. »Folglich geriet er, vielen auch unbequem werdend, in Konflikte. Er scheute sie nicht, im Gegenteil er provozierte sie nicht selten angriffslustig, Missverständnisse einkalkulierend.« (Ebd.)

5 Vgl. Ernst Käsemann: *Erklärung von Prof. Dr. Ernst Käsemann zu seinem angekündigten Kirchenaustritt*. In: *Junge Kirche* 38 (1977), H. 12, S. 636–638.

6 Vgl. Ernst Käsemann: *Kirchliche Konflikte*. Bd. 1. Göttingen 1982.

7 Vgl. *Universitätsarchiv Mainz, (UA.Mz)*, Best. NL 16-20. Ich danke Dr. Christian George sehr herzlich für die Bereitstellung dieser und anderer Quellen.

der Lehre fraglich.⁸ Nach vielen Bitten und Drängen⁹ konnte er schließlich in einem Brief an den Rektor der Johannes Gutenberg-Universität vom 4. Oktober 1946 berichten, dass die Entnazifizierung und Freigabe des Vermögens vollzogen wurde,¹⁰ so dass er ab Wintersemester (WS) 1946/47 zum ordentlichen Professor an die JGU berufen werden konnte.

Der Wechsel des leidenschaftlichen Gemeindepfarrers und Kirchenmanns an die Universität war auch von Abschiedsschmerz gezeichnet, wie der Abschiedsbrief an seine Gemeinde in Gelsenkirchen-Rothausen zum Ausdruck brachte:

»Dieser [Ruf] legt mir eine größere Verantwortung auf und verlangt von mir bedeutungsvolleren Dienst [...]. Das Scheiden fällt mir schwer, nachdem dreizehn Jahre der Arbeit, des Kampfes und des Segens uns zutiefst verbunden hat [...]. Diese Jahre sind für mein inneres und äußeres Leben von entscheidender Bedeutung geworden. Wie ich für unendlich viel erfahrene Liebe und Treue zu danken habe, so wird meine Fürbitte der Gemeinde weiterhin gehören.«¹¹

Käsemann blieb auch als Universitätslehrer im Herzen ein Kirchenmann, wie aus seinen Publikationen und seinem fortwährenden Engagement in der Praxis der Kirche sichtbar wurde.¹² Gleichwohl sah er auch in der Hochschullehre eine ›Berufung‹ und eine sogar größere Verantwortung. Diese bestand zunächst darin, die neu gegründete Evangelisch-Theologische Fakultät überhaupt ans Laufen zu bringen. Aus dem Brief von Jannasch an Käsemann vom 6. September 1946 geht

- 8 Im Brief vom 26. 08. 1946 an Jannasch schreibt Käsemann: »Unter diesen Umständen [i. e. die schnellere Behandlung seiner Angelegenheit im kommunalen Ausschuss von Gelsenkirchen, RZ] habe ich mich entschlossen im Wintersemester doch wieder nach Mainz zu kommen. Es wird sich nicht umgehen lassen, zunächst wieder allein anzutreten. Doch denke ich, dass bis zum Winter, spätestens aber im Frühjahr meine Familie nachkommen kann.« (UA.Mz, Best. NL 16-20, S. 2). Unklar ist die Äußerung »Sollte ich nicht in der Lage sein, das ganze Semester körperlich durchzustehen, wird sich ja wohl ein Ausweg finden lassen.« (ebd.). Käsemann war offenbar durch seine Kriegsgefangenschaft im so genannten ›Hungerlager‹ bei Bad Kreuznach, das viele der 70.000 Gefangenen nicht überlebten (vgl. Walter: Pastor [Anm. 3], S. 189), immer noch entkräftet und bittet im Brief an Jannasch auch explizit um »Vollverpflegung« (ebd.).
- 9 Davon zeugen einige Briefe zwischen Jannasch und Käsemann, siehe UA.Mz, Best. NL 16-20.
- 10 »Magnifizen! Heute kann ich Ihnen mitteilen, daß ich nicht nur meine Entnazifizierung, sondern auch die Freigabe meiner Möbel bei der hiesigen Militärregierung erreicht habe und daß meiner Übersiedelung nach Mainz nichts mehr im Wege steht.« (UA.Mz, Best. NL 16-20, S. 7).
- 11 Zitiert nach den Ausführungen und Recherchen des späteren Gemeindepfarrers Richard Walter, vgl. Walter: Pastor (Anm. 3), S. 209.
- 12 So auch Rückblickend Lohse zum 80. Geburtstag von Käsemann, Eduard Lohse: Sehr verehrter, lieber Herr Käsemann! In: Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft (ZNW) 77 (1986), S. 159: »Indem Sie in der Zeit des Kirchenkampfes als Pfarrer bewußt und entschieden Theologe waren und in den Jahrzehnten Ihrer akademischen Lehrtätigkeit stets die Aufgabe der Predigt und das der Gemeinde aufgetragene Zeugnis im Blick behielten, haben Sie beispielhaft gezeigt, daß Theologie und Kirche nicht voneinander getrennt werden dürfen, sondern unlösbar zusammengehören.«

hervor, dass der Gründungsdekan hoffte, »dass wir am Anfang des Semesters [gemeint war das WiSe 1946/47, RZ] alle Fächer werden besetzt haben, mindestens einfach und NT, da ich mit Schw. bestimmt rechne, jedenfalls vorläufig doppelt.«¹³ Käsemann teilte im Antwortschreiben diese Sorge und Mitverantwortung.¹⁴ Es ging aber nicht nur darum, qualifizierte Wissenschaftler zu finden, sondern auch ihre Haltung im Kirchenkampf (und damit zugleich zum Nationalsozialismus) wahrzunehmen. Im Brief an Käsemann schreibt Jannasch erleichtert, dass wohl die Kirche in der Pfalz künftig »auch einen mehr oder minder bk=mäßig eingestellten Vertreter haben wird, brauchen wir also nach Seiten einer kirchlich=orientierten Zusammensetzung der Fakultät nichts mehr zu fürchten.«¹⁵ Jannasch hob auch bei seiner Beschreibung eines Bewerbers für die bewilligte »Assistenten«-Stelle die Nähe zur Bekennenden Kirche hervor: »ein Mann der Mitte mit frischer BKFärbung.«¹⁶ Bei Käsemann konnte er hinsichtlich seines konsequenten Engagements innerhalb der Bekennenden Kirche sicher sein, wie unten noch näher erläutert wird.¹⁷

Leider gibt es nicht viele Quellen aus den ersten Jahren der Fakultät und das spezielle Engagement Käsemanns im Fakultätsleben. So sind wir weitgehend auf die dürftigen Angaben aus den Vorlesungsverzeichnissen (siehe Tabelle 1) sowie die in dieser Zeit entstandenen Publikationen verwiesen.

Tabelle 1: Lehre von Ernst Käsemann in Mainz 1946–1951

Semester	Lehrveranstaltung	Zeit und Ort	Bemerkung	Nachweis im Vorlesungsverzeichnis
SoSe 1946	Vorlesung (V): Erklärung des 2. Korintherbriefes	Mo, Di, Do, Fr 8–9 Zi 60	Als Lehr-auftrag	Masch.-schriftl. Aktenmaterial
	Seminar (S): ohne Thema	Mi 18–20, Zi 60		

13 Vgl. UA.Mz, Best. NL 16-20, S. 4. Mit »Schw.« ist der Neutestamentler Eduard Schweizer gemeint, der 1946–1949 in Mainz lehrte.

14 Vgl. Brief Käsemanns an Jannasch vom 19. 09. 1946 (UA.Mz, Best. NL 16-20, 6): »Es wäre doch sehr schön, wenn die Fakultät zum Winter einigermaßen stünde.«

15 Brief von Jannasch an Käsemann am 06. 09. 1946 (UA.Mz, Best. NL 16-20, S. 3).

16 Brief von Jannasch an Käsemann vom 06. 09. 1946 (UA.Mz, Best. NL 16-20, S. 4).

17 Siehe im Abschnitt »Politisches«. Die Haltung zum Nationalsozialismus war für die gesamte erste Professoren-generation von größter Bedeutung, siehe hierzu Michael Kißener: Kontinuität oder Wandel? Die erste Professoren-generation der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. In: Ut omnes unum sint (Teil 1). Gründungspersönlichkeiten der Johannes Gutenberg-Universität. Hg. von Michael Kißener und Helmuth Mathy. Stuttgart 2005 (= Beiträge zur Geschichte der Johannes Gutenberg-Universität NF Bd. 2), S. 97–123. Etwa ein Drittel (mindestens 28) der Mainzer Startgeneration hatte Verfolgungsmaßnahmen erdulden müssen, einige waren im Widerstand, wozu Kißener zu Recht auch Käsemann rechnet (dazu Kißener: Kontinuität, S. 115f.).

(Fortsetzung)

Semester	Lehrveranstaltung	Zeit und Ort	Bemerkung	Nachweis im Vorlesungsverzeichnis
WiSe 1946/47	V: Johannesevangelium	Mo, Di, Do, Fr 12–13		S. 19
	V: Kolosserbrief	Sa 8–10		
	Proseminar (PS): Leidens- und Auferst.geschichte	nach Ank.		
SoSe 1947	V: Erklärung des 1. Korintherbriefes	Di Hs 7 Fr 8–10 Hs 1		S. 33
	V: Charisma (Gestalt und Dienst der ntl. Gemeinde)	Di 16–18 Hs 3		
	S: Der Dienst der Frau im Neuen Testament	Di 14–16 Zi 55	privatissime et gratis (p. e.g.)	
WiSe 1947/48	V: Markusevangelium	Di, Fr 11–13, Hs 3		S. 38
	V: Galaterbrief	Di 14–16, Hs 4		
	S: Das Abendmahl im Neuen Testament	Fr 16–18, HS 2	p. e.g.	S. 39
SoSe 1948	V: Auslegung der Apostelgeschichte	Mo, Di, Fr 8–9 Hs 15 Do 8–9, Hs 10		S. 25
	V: Auslegung des Philipperbriefes	Fr 11–13, Hs 3		S. 26
	S: Das Recht im Neuen Testament	Do 14–16, Zi 55	p. e.g.	
WiSe 1948/49	V: Auslegung der Apokalypse	Di, Fr 11–13, R 60		S. 30
	V: Auslegung der Pastoralbriefe	Di 14–16, Hs 3		
	S: Die Taufe im NT	Fr 16–18, R 55	p. e.g.	S. 31
SoSe 1949	V: Erklärung des Römerbriefes	Mo, Di, Do, Fr 8–9, Hs 17; Mi 8–10, Hs 18		S. 36
	Griechische Übungen	Mi 14–16, Hs 6	mit Ass.	S. 37
	S: Probleme von 1. Kor. 15	Mo 16–18, R 55		
WiSe 1949/50	V: Erklärung des Matthäusevangeliums	Mo 14–16, Mi 8–10, Aud. max.		S. 39
	V: Erklärung des Johannes-evangeliums	Mo, Di, Do, Fr 8–9, Hs 17		
	Griechische Übungen	Mo 14–16, Hs 4	mit Ass.	S. 40
	S: Liturgisches Gut im NT	Do 16–18, R 55		

(Fortsetzung)

Semester	Lehrveranstaltung	Zeit und Ort	Bemerkung	Nachweis im Vorlesungsverzeichnis
SoSe 1950	V: Erklärung der kath. Briefe	Mo, Di, Do, Fr 8–9, Mo 15–16, Hs 17		S. 45
	Griechische Übungen	Mo 14–16, Hs 4	mit Ass.	S. 46
	PS: Thessalonicherbriefe	Mo 16–18		
WiSe 1950/51	V: Auslegung des Lucas-(sic!)Evangeliums	Mo, Di, Fr 8–9, Hs 17; Do 8–9, Hs 16		S. 43
	V: Auslegung des Epheserbriefes	2-std., Sa 8–10, Hs 17		
	Griechische Übungen	Mo 14–16, Hs 4	mit Ass.	
	S: Die Prophetie im NT	Mo 16–18, R 149		S. 44

Wer denkt, dass nach dem Krieg Kirche und Theologie überall großen Zulauf genossen, muss sich für das völlig zerstörte Mainz eines Besseren belehren lassen. Käsemanns Tochter Eva berichtet über die Erzählungen ihres Vaters aus der Anfangszeit, dass es im ersten Semester (vermutlich SoSe 1946) nur zwei Hörer gab. »Dazu gesellte sich noch eine Studentin, weniger aus Interesse an der Vorlesung als offensichtlich aus Zuneigung zu einem der beiden Studenten. Später sind es ja doch noch ein paar Hörer mehr geworden.«¹⁸ Käsemann wird bis ins Jahr 1950 als »Vertrauensmann« der Evangelisch-Theologischen Fakultät in den Vorlesungsverzeichnissen geführt. Er liest in der Regel eine vierstündige und eine zweistündige Vorlesung und leitet ein Seminar, das – wie in der Zeit üblich – »privatissime et gratis«, d. h. im kleinen Kreis vielfach sogar im Büro abgehalten wurde.¹⁹ Zweimal wird er auch beim Proseminar angezeigt (WiSe 1946/47; SoSe 1950), das sonst gewöhnlich der wissenschaftliche Mitarbeiter (»Assistent«) durchführte, ebenso wie die Griechischen Übungen (»mit Ass.«). In den insgesamt nur zehn Semestern, in denen Käsemann in Mainz lehrte, fällt zunächst die Breite des Lehrangebots auf. Es gibt nur eine einzige Dopplung, indem er zweimal

18 Eva Teufel: Grußwort. In: Dienst in Freiheit. Ernst Käsemann zum 100. Geburtstag. Hg. von Jens Adam, Hans-Joachim Eckstein und Hermann Lichtenberger. Neukirchen-Vluyn 2008 (= Theologie interdisziplinär 4), S. 83–86.

19 Die Formulierung »privatissime et gratis« stammt aus dem universitären Lehrbetrieb des 19. Jahrhunderts und ermöglichte Hochschullehrern die Entbindung von der Verpflichtung zu kostenfreien Vorlesungen. Vgl. Jörg Lorenz: 74 Semester gebührenfreies Studium. Archivsplitter. In: RUBENS 114 (2007), S. 1f. Ob es sich bei Käsemanns Bezeichnung um ein Relikt handelt oder ob das »kostenfreie« Privatissimum im Gegenüber zum »Unterrichtsgeld« für Vorlesungen stand (so mussten Hörende z. B. 2,50 DM pro Semesterwochenstunde an den Professor direkt entrichten, vgl. Lorenz: 74 Semester, S. 1), konnte ich nicht überprüfen.

eine Vorlesung zum Johannesevangelium anbot (WiSe 1946/47 und WiSe 1949/50).

Tatsächlich las Käsemann zu allen vier Evangelien (neben Johannes noch zu Markus WiSe 1947/48, Matthäus WiSe 1949/50, Lukas WiSe 1950/51) und zur Apostelgeschichte (WiSe 1948), zu fast allen Paulusbriefen²⁰, den katholischen Briefen (SoSe 1950) sowie zur Apokalypse (WiSe 1948/49). Er bot also Vorlesungen zu allen neutestamentlichen Schriften an. Von diesem Befund her lässt sich also wenig Profil gewinnen, aber doch wenigstens so viel, dass die Schriften selbst im Vordergrund standen. Vergeblich sucht man Vorlesungen zu Jesus (ein späteres Thema Käsemanns) oder zur ›Geschichte des Urchristentums‹. Markanter sind aber die Themen, die er in Seminaren in den Blick nahm: Auch bei den Seminaren finden sich klassische Themen wie »Taufe im NT« (WiSe 1948/49) und »Abendmahl im NT« (WiSe 1947/48), die zugleich auch in Publikationen mündeten. So publizierte Käsemann 1948 einen Artikel unter dem Titel *Anliegen und Eigenart der paulinischen Abendmahlslehre*²¹; im Jahr 1949 einen Artikel zur *Urchristlichen Tauf liturgie*.²² Beim Seminar »Probleme von 1Kor 15« (SoSe 1949) leuchtet der Bultmann-Schüler hervor, der sich – evtl. auch durch die meist kritische Resonanz Rudolf Bultmanns (1884–1976) bezüglich seiner Entmythologisierung und Auferstehungsthesen im Gemeindekontext – möglicherweise genötigt sah, das Thema der Auferstehung eigens unterrichtlich aufzugreifen. Auch das Interesse am Johannesevangelium (s. o.) kann als Erbe Bultmanns betrachtet werden. Während der Mainzer Zeit entstand die umfangreiche Rezension zu Bultmanns Johanneskommentar²³ sowie der Artikel *Ketzer und Zeuge. Zum johanneischen Verfasserproblem*²⁴, mit dem Weichen für die späteren Johannesarbeiten von Käsemann gestellt wurden.

Daneben finden wir spezifischere Themen wie z. B. »Recht im NT« (SoSe 1948), »Liturgisches Gut im NT« (WiSe 1949/50), »Charisma: Gestalt und Dienst der ntl. Gemeinde« (SoSe 1947) oder »Prophetie im NT« (WiSe 1950/51). Hierbei

20 Römer SoSe 1949; 1. Korinther SoSe 1947; 2. Korinther SoSe 1946; Galater WiSe 1947/48, Epheser WiSe 1950/51; Philipper SoSe 1948; Kolosser WiSe 1946/47; Thessalonicher SoSe 1950 (als Proseminar); Pastoralbriefe WiSe 1948/49; es fehlt also nur der Philemonbrief.

21 Vgl. Ernst Käsemann: *Anliegen und Eigenart der paulinischen Abendmahlslehre*. In: *Evangelische Theologie (EvTh)* 7 (1947/48), S. 263–283 (Wiederabdruck in ders.: *Exegetische Versuche und Besinnungen*. Bd. I. Göttingen 1939 [4. Aufl. 1961], S. 11–34).

22 Vgl. Ernst Käsemann: *Eine urchristliche Tauf liturgie*. In: *Festschrift Rudolf Bultmann*. Stuttgart 1949 (Wiederabdruck in ders.: *Exegetische Versuche und Besinnungen I* [Anm. 21], S. 34–51).

23 Vgl. Ernst Käsemann: *Rezension zu Rudolf Bultmann: Das Evangelium nach Johannes*. Göttingen 1941 (= *Kritisch-exegetischer Kommentar über das Neue Testament II*). In: *Verkündigung und Forschung* 3 (1946/47), S. 182–201.

24 Vgl. Ernst Käsemann: *Ketzer und Zeuge. Zum johanneischen Verfasserproblem*. In: *Zeitschrift für Theologie und Kirche (ZThK)* 48 (1951), S. 292–311 (Wiederabdruck in ders.: *Exegetische Versuche und Besinnungen I* [Anm. 21], S. 168–187).

kann man schon Themen wahrnehmen, die wie Kirche, prophetische Dimension von Theologie u. Ä. zu bevorzugten Reflexions- und Arbeitsfeldern des späteren Käsemann wurden und häufig auch direkt in Publikationen mündeten.²⁵ Entsprechend kann auch die Ausführlichkeit der Behandlung des Römerbriefs, zu dem er beide Vorlesungen zusammenzog und somit eine sechsstündige Vorlesung anbot (SoSe 1949), als ein Vorverweis auf Käsemanns Interesse an diesem Brief gedeutet werden, das später in den großen Römerbrief-Kommentar sowie das Lebensthema der »Rechtfertigung« mündete.²⁶

In den Anfangsjahren kann man ferner noch Rückbezüge zu der vorausliegenden Zeit und den damit verbundenen Erfahrungen und Beschäftigungsfeldern wahrnehmen. So fallen etwa die häufigen Predigthilfen ins Auge, die in den ersten Jahren der Professorentätigkeit noch verfasst wurden.²⁷ Ferner ist die Auswahl des 2. Korintherbriefes mit seinem Thema des Leids und der Schwäche des Apostels (man denke an 2. Korinther 12,9) oder die Leidens- und Auferstehungsgeschichte im Sommersemester 1946 möglicherweise den überall noch prägenden Kriegserfahrungen geschuldet. Im WiSe 1947/48 fällt eine für die damalige Zeit durchaus ungewöhnliche Lehrveranstaltung ins Auge: »Der Dienst der Frau im NT«. Die Beschäftigung mit der Rolle von Frauen in Kirche und kirchlichen Ämtern geht zurück auf die Mitarbeit von Käsemann an der Erar-

25 So publiziert Käsemann zum Thema »Recht« später Ernst Käsemann: Sätze heiligen Rechts im Neuen Testament. In: *New Testament Studies* 1 (1954/55), S. 248–260 (Wiederabdruck in ders.: *Exegetische Versuche und Besinnungen*. Bd. II. Göttingen 1964, S. 69–82); zu »liturgischem Gut« vgl. neben dem in Anm. 22 genannten Artikel (»Taufliturgie«) etwa Ernst Käsemann: Art. Formeln II. Liturgische Formeln im NT. In: *Religion in Geschichte und Gegenwart*³ 2 (1958), S. 993–996. In den frühen wissenschaftlichen Publikationen findet sich ein Artikel zur Kirche: Ernst Käsemann: Begründet der neutestamentliche Kanon die Einheit der Kirche? In: *EvTh* 11 (1951/52), S. 13–21 (Wiederabdruck in ders.: *Exegetische Versuche und Besinnungen* I [Anm. 21], S. 214–223).

26 Vgl. hier etwa Ernst Käsemann: Zum Verständnis von Römer 3,24–26. In: *ZNW* 43 (1950/51), S. 150–154 (Wiederabdruck in ders.: *Exegetische Versuche und Besinnungen* I [Anm. 21], S. 96–100); ders.: *An die Römer*. Tübingen 1973 (= *Handbuch zum Neuen Testament* 8a) (4. Aufl. 1980) oder den Titel der Festschrift zum 70. Geburtstag: *Rechtfertigung*. FS für E. Käsemann zum 70. Geburtstag. Hg. von Johannes Friedrich, Wolfgang Pöhlmann und Peter Stuhlmacher. Tübingen, Göttingen 1976.

27 So kommen auf einen wissenschaftlichen Artikel pro Jahr ca. vier bis fünf Predigthilfen. Käsemann schreibt auch in späteren Jahren noch Predigthilfen, dann kehrt sich das Verhältnis aber eher um. Käsemann arbeitet besonders für die Reihe »Göttinger Predigtmeditationen« (GPM), so z. B. 1948 zu Hebräer 4,14–16 (Judika); 1. Korinther 6,19–20 (7. Sonntag nach Trinitatis); Hebräer 12,12–17 (Bußtag); 1949 zu 1. Korinther 2,6–16 (2. Sonntag nach Epiphanias); Hebräer 9,24–28 (Karfreitag); Epheser 4,11–16 (Pfingstmontag); 1950 zu Johannes 8,46–59 (Judika); Johannes 14,23–31 (Pfingstsonntag); Matthäus 9,1–8 (19. Sonntag nach Trinitatis); Titus 3,4–7 (2. Weihnachtstag). Einzelnachweise bei Friedrich Gustav Lang: *Bibliographie Ernst Käsemann 1933–1975*. In: *Rechtfertigung*. FS für E. Käsemann zum 70. Geburtstag. Hg. von Johannes Friedrich, Wolfgang Pöhlmann und Peter Stuhlmacher. Tübingen, Göttingen 1976, S. 593–604, hier S. 594f.

beitung eines Memorandums zur sogenannten Vikarinnenfrage, zu der ihn Professor Julius Schniewind (1883–1948; Halle) in den Jahren 1942/43 eingeladen hatte. Der elften Synode der Bekennenden Kirche wurde schließlich ein Text vorgelegt, zu dem Käsemann speziell den Abschnitt »Der Dienst der Frau an der Wortverkündigung nach dem Neuen Testament« beigetragen hatte.²⁸ Die Kommission gestattete Frauen zwar noch nicht die Ordination zu Pfarrerinnen²⁹, wohl aber die Beauftragung zur öffentlichen Verkündigung als »Vikarinnen« und stellte damit einen maßgeblichen Schritt in Richtung Frauenordination dar.³⁰

Käsemann war zwar offiziell noch bis WiSe 1951/52 Professor in Mainz, ab dem Sommersemester 1951 lehrt er jedoch bereits in Göttingen und ist dort mit einer Vorlesung zum Römerbrief und einem Seminar zum Epheserbrief im Vorlesungsverzeichnis nachzuweisen.³¹

2. Biographisches: Skizzenhafte Daten eines langen Lebens

Um die relativ kurze Mainzer Zeit verstehen zu können, bedarf es einer Einordnung in den Horizont des langen und bewegten Lebens von Käsemann. Da die verschiedenen Phasen seines Lebens andernorts ausführlich dargestellt wurden,³² beschränke ich die Angaben hier auf grundlegende Daten, die ein bio-

28 Nach Walter: Pastor (Anm. 3), S. 208. Die zugehörige Publikation »Ernst Käsemann: Der Dienst der Frau an der Wortverkündigung nach dem NT. In: Die Frau im geistlichen Amt in der Evangelischen Kirche, 1942/43, S. 8–38« gilt als »verschollen«, so Lang: Bibliographie (Anm. 27), S. 594.

29 Auch wenn es schwer ermittelbar ist, die evtl. weitergehende Position Käsemanns innerhalb des Kommissionsvorschlags zu bestimmen, scheint mir die Formulierung von Karl Friedrich Ulrichs doch etwas zu kühn: »[...] er ist Mitglied der bekennenden Kirche, innerhalb derer er später für die Frauenordination streitet.« Karl Friedrich Ulrichs: Art. Käsemann, Ernst. In: Biblisch-Bibliographisches Kirchenlexikon 18. Ergänzungen 5 (2001), S. 775–778, hier S. 775.

30 Am 12. Januar 1943 ordinierte der Präses der brandenburgischen Provinzialsynode, Kurt Scharf (1902–1990), mehr in einem Alleingang Ilse Härter (1912–2012) und Hannelotte Reiffen (1906–1985) zu Pastorinnen; am 16. Oktober 1943 ordinierte die altpreußische Bekennende Kirche sechs Pastorinnen, vgl. Heike Köhler: Meilensteine der Frauenordination. 11. Januar 2013, URL: <https://web.archive.org/web/20181124162402/http://www.landeskirche-hannovers.de/evlka-de/presse-und-medien/frontnews/2013/01/12> (abgerufen am 07.07.2025). In den meisten Gliedkirchen der EKD dauerte die offizielle Einführung der Frauenordination noch bis in die 1970er-Jahre.

31 Vgl. URL: https://gdz.sub.uni-goettingen.de/id/PPN721546412_1951_1952_WS?tify=%7B%22pages%22%3A%5B60%5D%2C%22pan%22%3A%7B%22x%22%3A0.46%2C%22y%22%3A0.745%7D%2C%22view%22%3A%22toc%22%2C%22zoom%22%3A0.901%7D (abgerufen am 07.07.2025).

32 Vgl. etwa die rückblickende Selbstdarstellung Käsemanns zu seinem 90. Geburtstag, Ernst Käsemann: 70 Jahre Theologie in meinem Leben. In: Dienst in Freiheit (Anm. 18), S. 91–104; Käsemann hatte diesen biographischen Rückblick aus Anlass der akademischen Feier zu seinem 90. Geburtstag am 12. Juli 1996 verfasst und vorgetragen. Erstpublikation in Trans-

graphisches Gerüst bilden und somit das unten in den theologischen und politischen Abschnitten Ausgeführte leichter diachron einordnen lassen. Ernst Käsemann wurde am 12. Juli 1906 in Bochum-Dahlhausen geboren, wo sein Vater Lehrer an der Volksschule war. Allerdings waren es mehr die Bücher von Karl May, Shakespeare sowie der klassischen und romantischen deutschen Dichter³³ aus dem Bücherregal als der Vater selbst, die ihn geprägt haben. Denn Käsemanns Vater starb schon 1915 im Ersten Weltkrieg in Russland. Die Mutter mit zwei Kindern (einer jüngeren Schwester) musste sich alleinerziehend mit Unterstützung der Großeltern durchschlagen. Käsemann selbst erinnert sich an seine Jugend als »einsam und freudlos«³⁴. Für die religiöse und theologische Prägung wurde der charismatische Jugendpfarrer Wilhelm Weigle (1862–1932)³⁵ bedeutsam, der Käsemann wie viele andere Jugendliche bei den zweimaligen wöchentlichen Treffen im Jugendhaus im Stadtzentrum Essen faszinierte. »Mir wurde durch ihn klar, was ich unbewußt gesucht hatte, nämlich den Herrn, dem ich mich ausliefern konnte und der mir Weg und Ziel im Leben wies.«³⁶ Hier wurde nicht nur der Glaube, sondern auch das Interesse an einem Theologiestudium geweckt. Seit 1925 studierte Käsemann dann Evangelische Theologie in Bonn, Marburg und Tübingen. Er selbst nennt in seinen Erinnerungen drei »theologische Lehrer«, die sein Denken wesentlich beeinflusst haben und die sich mit den jeweiligen Studienorten verbinden: Dem später zum Katholizismus konvertierten Erik Peterson (1890–1960) verdankt er seine Sensibilität für Fragen

parent-Dokumentation 12 (1998) Nr. 52, 8–14 (die Publikation in »Dienst in Freiheit« wurde anhand einer Videoaufzeichnung der Feierstunde mit Fußnoten versehen, in denen die Abweichungen der Rede vom Manuskript notiert sind); ferner die Darstellungen bei Eric Osborn: *Historical Critical Exegesis. Käsemann's Contribution*. In: *Australian Biblical Review* 19 (1971), S. 17–35; Roy A. Harrisville: *The Life and Work of Ernst Käsemann (1906–1998)*. In: *Lutheran Quarterly* 21 (2007), H. 3, S. 294–319; Walter Klaiber: *Exeget und Rebell. Zur Wechselwirkung von kirchlicher Wirklichkeit und wissenschaftlicher Arbeit bei Ernst Käsemann*. In: *Theologie und Wirklichkeit. Diskussionen der Bultmann-Schule*. Hg. Martin Bauspieß/Christof Landmesser/Friederike Portenhauser, Neukirchen-Vluyn 2011, 59–86; Walter Klaiber: *Ernst Käsemann as Theological Exegete and Ecclesial Rebel*. In: *Lutheran Quarterly* 26 (2012), H. 1, S. 26–56; Roy A. Harrisville: *Ernst Käsemann*. In: *Twentieth-Century Lutheran Theologians*. Hg. von Mark C. Mattes. Göttingen 2013, S. 249–269; Dieter T. Roth: *Ernst Käsemann. New Testament Scholarship »Between the Eras«*. In: *Pillars in the History of Biblical Interpretation*. Bd. 3: *Further Essays on Prevailing Methods*. Hg. von Stanley E. Porter und Zachary K. Dawson. Eugene/OR 2021, S. 310–329.

33 So Käsemann selbst in Käsemann: 70 Jahre Theologie (Anm. 32), S. 91.

34 Ebd., S. 91.

35 Käsemann schreibt über ihn: »Weigle war ein Charismatiker, wie ich keinen mehr erlebt habe. Er hat vor und nach dem ersten Weltkrieg Tausende von jungen Männern aus der Arbeiterschaft und, davon abgesondert, aus den höheren Schulen bis zu seinem letzten Atemzug betreut und fast magnetisch angezogen. Seine Losung war, Jesus zur Jugend zu bringen. Ich wage zu behaupten, daß ihm das auch bei Tausenden gelungen ist«; Käsemann: 70 Jahre Theologie (Anm. 32), S. 92.

36 Ebd., S. 92.

der Ekklesiologie³⁷ und vermutlich auch die Liebe zum Römerbrief, war Käsemann in Bonn doch auch im Römerbrief-Kolleg von Peterson. Nach nur einem Semester wechselte er nach Marburg und wurde dort besonders von Rudolf Bultmann und seiner existenzialen Interpretation des Neuen Testaments angezogen. Käsemann bat Bultmann erstaunlich selbstbewusst als Zweitsemester um Aufnahme in sein Seminar, was dieser nach einer Bewährungsprobe Käsemanns³⁸ gewährte. Dort kam er sowohl mit Martin Heideggers (1889–1976) Existenzialphilosophie als auch Karl Barths (1886–1968) dialektischer Theologie³⁹ in Berührung. Käsemann erinnert sich, dass er Barths Schriften »heißhungrig verschlungen hatte.«⁴⁰ Gleichwohl folgte er nicht dem ausgetretenen Pfad von Marburg zu Barth nach Münster, sondern ging nach Tübingen. Die Frage, wie er seinen »Pietismus mit radikaler historischer Kritik vereinen könnte«, trieb ihn zu Adolf Schlatter (1852–1938). Dieser konnte ihm zwar diese Frage nicht beantworten, da er sich nie auf öffentliche Auseinandersetzungen einließ. Gleichwohl benennt Käsemann Schlatter als seinen »dritten Lehrer im Neuen Testament«⁴¹.

Nach dem Studienabschluss 1929 absolvierte er das Gemeindevikariat in Berghem/Zieverich a. d. Erft,⁴² kam im Herbst 1930 ins Predigerseminar in Soest und schloss mit zweiter Theologischer Prüfung in Koblenz 1931 das Vikariat ab. Währenddessen arbeitete er an der Dissertation *Leib und Leib Christi* (s. u.), die in demselben Jahr, im Sommer 1931, bei Bultmann in Marburg abgeschlossen wurde.

Anschließend (1931–1933) war Käsemann Synodalvikar beim Superintendenten in Wuppertal- Barmen. Ende 1932 wählte und berief ihn die Evangelische Kirchengemeinde Rotthausen (Kreis Essen, Rheinland) zum Pfarrer des ersten Pfarrbezirks.⁴³

37 Vgl. ebd., S. 93: »Mich schlug vom ersten Augenblick an seine Ekklesiologie in den Bann.«

38 Käsemann musste zum einen ein »Protokoll« über Kierkegaards Einfluss auf Barths Auslegung von Röm 7 vorlegen, zum anderen eine Skizze über die Anthropologie im Römerbrief (unter Aufnahme von Peterson) präsentieren; vgl. Käsemann: 70 Jahre Theologie (Anm. 32), S. 95: »Ich lernte damals, daß man Risiken nicht zu scheuen braucht und nicht scheuen darf.«

39 Ebd., S. 96.

40 Ebd.

41 Ebd. Der Ruf Schlatters nach Münster klappte nach Käsemanns Erinnerung »anlässlich einer Denunziation nicht: Das gab es in der Bekennenden Gemeinde auch, daß Kollegen eifersüchtig denunzierten, mich denunzierten als verborgenen Nazi« (so die mündliche Ergänzung; Käsemann: 70 Jahre Theologie [Anm. 32], S. 104 Anm. 103).

42 Vgl. Ulrichs: Käsemann (Anm. 29), S. 775.

43 So die Erinnerung und Recherche des späteren Gemeindepfarrers (1956–1988, Richard Walter), siehe Walter: Pastor (Anm. 3), S. 188. Der Einführungsgottesdienst fand am 12. Februar 1933 statt.

Nach der Eheschließung mit der Musikstudentin Margrit Wizemann wurden dem Ehepaar vier Kinder geboren: Dietrich (1936), Ulrich (1939), Eva (1943) und Elisabeth (1947).⁴⁴

Im Juni 1940 wurde Käsemann zum Wehrdienst einberufen, was im Februar 1941 reklamiert wurde. Er wurde im Februar 1943 erneut eingezogen und nach Griechenland geschickt. Im August 1945 kehrte er nach kurzer Kriegsgefangenschaft in die Gemeinde zurück.

Schon Ende 1945 hatte die Universität Münster ihn mit Unterstützung der Kirchenleitung der Westfälischen Kirche berufen wollen, was allerdings wegen einer Denunziation aus den eigenen Reihen der BK⁴⁵ und seiner kurzen Zugehörigkeit zu den Deutschen Christen (Juli–Dezember 1933) von der britischen Militärverwaltung verhindert wurde.⁴⁶ Drei Wochen später bekam er dann den Ruf nach Mainz.⁴⁷ Wie oben erwähnt, war er 1946–1951 Professor in Mainz, danach 1951–1959 in Göttingen und 1959–1971 in Tübingen bis zu seiner Emeritierung. Er wurde mit fünf Ehrendoktorwürden der Universitäten Marburg, Durham, Edinburgh, Oslo und Yale ausgezeichnet.⁴⁸ Käsemann starb im Alter von 91 Jahren am 17. Februar 1998 in Tübingen.⁴⁹

3. Theologisch-Exegetisches: Jesus, Paulus, Johannes und die Kirche

»Käsemann war vielleicht einer der letzten Neutestamentler, die das gesamte Neue Testament in Forschung und Lehre vertreten (neben Detailfragen auch Grundsätzliches zu Methoden, Hermeneutik und Kanon), und die ihre Disziplin dezidiert theologisch verstanden haben.«⁵⁰ Die ersten Lehrjahre an der JGU Mainz geben einen eindrücklichen Einblick, wie zutreffend dieses Statement von Karl Friedrich Ulrichs (geb. 1966) ist. Gleichwohl zeigen sich doch auch Schwerpunkte, sowohl exegetischer als auch theologischer Art. Ich möchte hier nur vier kurz skizzieren:

44 Zwei der Kinder starben, Dietrich bereits als Neunjähriger 1945, Elisabeth wurde 30jährig von der argentinischen Militärjunta ermordet (dazu unten mehr unter Politisches).

45 So Käsemann: 70 Jahre Theologie (Anm. 32), S. 104.

46 Nach Walter: Pastor (Anm. 3), S. 189.

47 So Käsemann: 70 Jahre Theologie (Anm. 32), S. 104 Anm. 103: »Drei Wochen später kriegte ich dann die Einladung von Mainz, um Neutestamentler dort zu werden.«

48 Vgl. Wolfgang Schrage: Ernst Käsemann (1906–1998). In: Neutestamentliche Wissenschaft nach 1945 (2008), S. 269–287, hier S. 270; Ulrichs: Käsemann (Anm. 29), S. 777, spricht nur von vier und übersieht Edinburgh.

49 Vgl. zu den biographischen Daten die Personalakte der Universität Tübingen (UA.Mz, Best. NL 16-20, S. 27).

50 Ulrichs: Käsemann (Anm. 29), S. 776f.

Mit dem Namen Käsemann verbinden Theologiestudierende im Examenstutorium bis auf den heutigen Tag die Wiederentdeckung der *historischen Jesusfrage*. Nachdem sein Lehrer Bultmann den Osterbruch als unüberwindlich angesehen hatte, d.h. es führe kein Weg von der Verkündigung des irdischen Jesus zur Verkündigung des gekreuzigten und auferstandenen Christus, betonte Käsemann gerade die Kontinuität.⁵¹ Sein bahnbrechender Artikel *Das Problem des historischen Jesus*⁵² aus dem Jahr 1954 gilt allgemein als das Initial der ›neuen Jesusfrage‹, aus heutiger Sicht die zweite Phase der Forschung zum historischen Jesus.⁵³ Obwohl Käsemann hier noch stark unter dem Einfluss Bultmanns steht, betont er zwei Gründe, die die abermalige Hinwendung zum historischen Jesus aus dem Kerygma der Gemeinde selbst erfordern: Zum einen habe sich die frühe Kirche in ihrer theologischen Deutung des Auferstandenen selbst auf den irdischen Jesus rückbezogen, auf diese Weise »gibt uns das NT selber ein Recht zu dieser Frage.«⁵⁴ Zum anderen enthalte das Kerygma doch »authentisches Jesusgut«, das in das Kerygma »eingebettet«⁵⁵ sei. Um zu diesem Jesusgut vorzudringen, entwickelte Käsemann – vermutlich auch aus dem engen Dialog mit Joachim Jeremias (1900–1979) in Göttingen heraus⁵⁶ – ein Analyseinstrument, das heute als ›Differenzkriterium‹ oder ›doppeltes Unableitbarkeitskriterium‹ in der Jesusforschung bekannt ist.⁵⁷

Käsemann hat sich über weite Strecken seines wissenschaftlichen Arbeitens auch mit dem *Johannesevangelium* befasst und angesichts einer gewissen ›Hass-

51 Vgl. Friederike Portenhauser: Wider den Stachel locken. Der Briefwechsel zwischen Rudolf Bultmann und Ernst Käsemann und die Frage nach dem historischen Jesus. In: Theologie und Wirklichkeit. Diskussionen der Bultmann-Schule. Hg. Martin Bauspieß/Christof Landmesser/Friederike Portenhauser, Neukirchen-Vluyn 2011, 87–123. Vgl. auch weitere Artikel in diesem Band zur Auseinandersetzung zwischen Käsemann und Bultmann.

52 Ernst Käsemann: Das Problem des historischen Jesus. In: ZThK 51 (1954), S. 125–153 (Wiederabdruck in ders.: Exegetische Versuche und Besinnungen I [Anm. 21], S. 187–214, daraus auch die folgenden Zitate).

53 Vgl. hierzu die knappen Abrisse in Gerd Theißen und Annette Merz: Der historische Jesus. Ein Lehrbuch. 3. Aufl. Göttingen 2001, S. 26f., 30 (die ›neue‹ Frage); Ruben Zimmermann: Nur der gemalte Christus? Historische, erinnerte und erzählte Jesusbilder in der neutestamentlichen Wissenschaft des 20. und 21. Jahrhunderts. In: Zeitschrift für dialektische Theologie 62 (2015), S. 31–63, hier S. 33f.; Chris Keith: IX. Die Evangelien als ›kerygmatische Erzählungen‹ über Jesus und die ›Kriterien‹ in der Jesusforschung. In: Jesus Handbuch. Hg. von Jens Schröter und Christine Jacobi. Tübingen 2017, S. 86–98 (hier S. 87–90 zu Käsemann).

54 Käsemann: Problem (Anm. 52), S. 195.

55 Ebd., S. 204.

56 Jeremias hatte bezogen auf die Gleichnisse Jesu einen methodischen Weg in zehn Stufen »von der Urkirche zu Jesus zurück!« vorgeschlagen, der mit ähnlichen methodischen Entscheidungen wie das Differenzkriterium arbeitet, vgl. Joachim Jeremias: Die Gleichnisse Jesu. 11. Aufl. Göttingen 1998, S. 19–114; vgl. dazu Ruben Zimmermann: Parabeln in der Bibel. Die Sinnwelten der Gleichnisse Jesu entdecken. Gütersloh 2023, S. 17f., 55f.

57 Dazu Keith: Evangelien (Anm. 53), S. 90; Theißen und Merz: Jesus (Anm. 53), S. 26, 116–119.

Liebe⁵⁸ auch abgearbeitet. Es ist die einzige Schrift des Neuen Testaments, zu der er während seiner Mainzer Zeit zwei Vorlesungen hielt (s. o.). Schon vor seinem Wechsel nach Mainz hatte Käsemann mit dem Schreiben einer Rezension zu Bultmanns Johanneskommentar begonnen. So berichtet er im Brief an Jannasch vom 19. September 1946, dass er auch wissenschaftlich weitergearbeitet habe. »Doch geht es zumal bei Johannes nur sehr langsam vorwärts, da die Auseinandersetzung mit Bultmann sehr schwer ist.«⁵⁹ Hervorheben möchte ich hier, dass Käsemann wie nur wenige Theologen seiner Zeit auch früh die internationale Johannesforschung rezipiert hatte. So schrieb er zeitnah nach Erscheinen Rezensionen zu maßgeblichen englischsprachigen Werken wie Dodds *The Interpretation of the Fourth Gospel* (1953)⁶⁰ oder Barretts Johanneskommentar (1955)⁶¹, die später erweitert unter dem Titel *Zur Johannes-Interpretation in England I–III*⁶² publiziert wurden. Käsemann hat sich vor allem in Aufsätzen zum vierten Evangelium geäußert⁶³, aber dann doch relativ spät eine schmale Monographie *Jesu letzter Wille nach Johannes 17* (1966)⁶⁴ herausgebracht, die sich aber bei näherer Analyse auch als Sammlung von Vorträgen an der Yale Divinity School erweist. Käsemann beschreibt darin die johanneische Christologie als »naiven Dokerismus«⁶⁵, da Jesus als über die Erde schreitender Gott dargestellt werde.⁶⁶ Es gehe gerade nicht um die Fleischwerdung und Niedrigkeit, sondern um die Herrlichkeit Christi. Für Käsemann fehle »die tiefe Paradoxie, dass Auferstehungsmacht nur im Schatten des Kreuzes erfahren wird.«⁶⁷ Es mag wohl der Einfluss Bultmanns mitsamt seinem literarkritischen Quellen- und Redak-

58 Käsemann spricht von einer »faszinierenden und gefährlichen Theologie«, nach Schrage: Käsemann (Anm. 48), S. 284.

59 UA.Mz, Best. NL 16-20, S. 6.

60 Vgl. Ernst Käsemann: Rezension zu C. H. Dodd: *The Interpretation of the Fourth Gospel*. Cambridge 1953. In: *Gnomon* 28 (1956), S. 321–326.

61 Ernst Käsemann: Rezension zu C. K. Barrett: *The Gospel according to St. John*. New York 1955. In: *Göttingische gelehrte Anzeigen* 211 (1957), S. 145–160.

62 Ernst Käsemann: *Zur Johannes-Interpretation in England I/II*. In: ders.: *Exegetische Versuche und Besinnungen*. Bd. II (Anm. 25), S. 131–148; ders.: *Zur Johannes-Interpretation in England III*. In: ders.: *Exegetische Versuche und Besinnungen*. Bd. II (Anm. 25), S. 148–155.

63 Vgl. z. B. Ernst Käsemann: *Aufbau und Anliegen des johanneischen Prologs*. In: *Libertas Christiana. Friedrich Delekat zum 65. Geburtstag*. Hg. von Walter Matthias. München 1957 (= *Beiträge zur evangelischen Theologie* 26), S. 75–99 (revidierter Wiederabdruck in: ders.: *Exegetische Versuche und Besinnungen*. Bd. II [Anm. 25], S. 155–181).

64 Ernst Käsemann: *Jesu letzter Wille nach Johannes 17*. Tübingen 1966 (4. Aufl. 1980), mit 137 Seiten. Die Basis des Buches sind die Vorträge der Shaffer-Lectures an der Yale Divinity School. Die 1. Aufl. des Buches wurde von Gerhard Krodel auch gleich ins Englische übersetzt: *The Testament of Jesus. A Study of the Gospel of John in the Light of Chapter 17*. Minneapolis 1966.

65 Käsemann: *Jesu letzter Wille* (s. Anm. 64), 61 f.

66 Ebd., 154; vgl. 17 f., 26, 48.

67 Ebd., 111.

tionsmodell gewesen sein, der Käsemann für die auch menschliche Seite der johanneischen Jesusdarstellung und die produktiven Ambivalenzen der inkarnatorischen Theologie des vierten Evangeliums blind gemacht hat.⁶⁸

Wie ein roter Faden durchzieht die Frage nach der Gemeinschaft der Gläubenden, dogmatisch gesprochen der *Kirche* bzw. *Ekklesiologie* das wissenschaftliche Œuvre von Käsemann. Bereits in der Marburger (von Bultmann betreuten) Dissertation *Leib und Leib Christi*⁶⁹ wird über den *σῶμα*-Begriff ein Weg von der Anthropologie in den Sozialverbund gebahnt. Käsemann schreibt: »Der Mensch ist für Paulus nie bloß er selbst. Wie er immer ein konkretes Stück Welt ist, so wird er, was er letztlich ist, von außen her, nämlich durch die Macht, die ihn ergreift und die Herrschaft, der er sich anheimgibt.«⁷⁰ Entsprechend ist auch der Christ nicht autonomes Individuum, sondern Teil des Leibes Christi.⁷¹ Auf diesen Leib kommt es letztlich an, die »einzelnen Glieder [bedeuten] individuell gesehen gar nichts«, was zählt ist allein die »Teilhabe« an Christus.⁷² Die Kirche sei in gewisser Weise der Herrschaftsbereich des Auferstandenen und als solche eine konkrete charismatisch-dynamische Größe. Gegenüber der Confessio Augustana 7 kritisiert Käsemann von Paulus herkommend die Beschränkung der Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung auf die kirchlich Berufenen. Vielmehr gelte radikal das »Priestertum aller Gläubigen«⁷³, das auch in der Präsenz der Armen in Gemeinde und Gottesdienst sichtbar werde.⁷⁴ Stark von der Erfahrung des Kirchenkampfes ist die Habilitationsschrift *Das wandernde Gottesvolk*⁷⁵ geprägt, die teilweise in Gefangenschaft geschrieben wurde. Die Kirche befinde sich auf einem dauerhaften Exodus zur christlichen Freiheit, wobei das verheißene Land nicht ohne Wüstenzug zu erreichen sei. Der frühe, während der Mainzer Zeit entstandene Aufsatz zur Einheit der Kirchen im Verhältnis zum

68 Vgl. die Gegendarstellungen von Udo Schnelle: *Antidoketische Christologie im Johannes-evangelium*. Göttingen 1987; Marianne Meye Thompson: *The Incarnate Word. Perspectives on Jesus in the Fourth Gospel*. Peabody/MA 1993; vgl. zur paradoxen Inkarnationstheologie auch Ruben Zimmermann: *Im sterblichen Fleisch ist ewiges Leben. Ein Beitrag zur Schöpfungstheologie des Johannesevangeliums*. In: *Natur und Schöpfung*. Hg. v. Günter Thomas et al. Göttingen 2020 (= *Jahrbuch für Biblische Theologie* 34 [2019]), S. 111–136.

69 Vgl. Ernst Käsemann: *Leib und Leib Christi. Eine Untersuchung zur paulinischen Begrifflichkeit*. Tübingen 1933 (= *Beiträge zur historischen Theologie* 9).

70 Käsemann: *Exegetische Versuche und Besinnungen*. Bd. II (Anm. 25), S. 130.

71 Käsemann: *Leib* (Anm. 65), S. 126.

72 Vgl. die Zitate aus Käsemann: *Leib* (Anm. 69), S. 183 und 175.

73 Ebd., S. 115.

74 So Schrage: Käsemann (Anm. 48), S. 273, mit Verweis auf die Publikation Käsemann: *Kirchliche Konflikte* 1 (Anm. 6), S. 30.

75 Ernst Käsemann: *Das wandernde Gottesvolk. Eine Untersuchung zum Hebräerbrief*. Göttingen 1939 (1961) (= *Forschungen zur Religion und Literatur des Alten und Neuen Testaments* 55).

Kanon⁷⁶ sollte für Käsemanns Kirchenmodell prägend werden. Käsemann wurde im Jahr 1963 eingeladen, einen Hauptvortrag auf der Faith-and-Order-Conference des Ökumenischen Rats der Kirchen (ÖRK) 1963 in Montreal zum Thema »Gründet sich die Einheit der Kirchen auf der Einheit der Bibel?« zu halten. Er erinnert sich daran, dass ihm der damalige Generalsekretär des ÖRK Willem Adolf Visser't Hooft (1900–1985) »nie verziehen [hat], daß ich die konfessionelle Vielfalt aus der Vielfalt der biblischen Botschaft ableitete. Meine These ist dann später dankbar aufgegriffen worden.«⁷⁷ Die Einheit der Vielfalt der Kirchen mache hingegen die theologische »Unterscheidung der Geister«⁷⁸ nicht nur unumgänglich, sondern geradezu notwendig. Vielfalt war für Käsemann nie gleichbedeutend mit Profilverlust und Beliebigkeit.

Zuletzt sei noch kurz auf die *Paulusstudien* und dabei insbesondere die Auslegung der paulinischen Rechtfertigungslehre hingewiesen. Obwohl sich Käsemann bereits in seiner Mainzer Zeit intensiv mit dem Römerbrief befasst hat und immer wieder auch Artikel dazu schrieb, dauerte es bis nach seiner Emeritierung, bis er den »lange erwarteten« Kommentar zum Römerbrief⁷⁹ veröffentlichte, gewissermaßen als »die reife Frucht einer lebenslangen Beschäftigung mit diesem Hauptdokument paulinischer Theologie«.⁸⁰ Der insbesondere theologisch reflektierende Kommentar sah die Rechtfertigungslehre als die sachliche Mitte des gesamten Briefes, was auch die Überschriften der Großabschnitte wie »Gottesgerechtigkeit und das Problem Israels« (zu Römer 9–11) oder »Gottesgerechtigkeit im irdischen Alltag« (zu Römer 12–15) zum Ausdruck bringen.⁸¹ Käsemann beschreibt seine schöpfungstheologisch fundierte Rechtfertigungslehre in Kurzform wie folgt: »Die paulinische Rechtfertigungslehre behauptet das Recht Gottes auf seine Schöpfung und seine Geschöpfe. Das bedeutet aber, daß diese Rechtfertigungslehre das erste Gebot aufnimmt und interpretiert, nämlich gerade die Befreiung der Geschöpfe von dämonischen Gewalten, vom Götzendienst.«⁸² Für Käsemann kann Rechtfertigung niemals zur Untätigkeit führen. Die Rechtfertigung mündet zum einen in die Freiheit des Christenmenschen, aber zum anderen in den Widerstand gegen die Mächte der Welt. So führt für Käsemann die Rechtfertigung zu einer politischen Theologie, wie ich im letzten

76 Käsemann: Kanon (Anm. 25).

77 Käsemann: 70 Jahre Theologie (Anm. 32), S. 95.

78 Ebd.

79 Käsemann: Römer (Anm. 26, dort auch weitere Literatur zur Rechtfertigung).

80 Schrage: Käsemann (Anm. 48), S. 284. Für Dieter Roth bilden die Themen Apokalyptik, Kreuzestheologie und Rechtfertigungslehre hierbei ein hermeneutisches Gitter (»hermeneutical grid«), das die Interpretation der Bibel auch über Paulus hinaus prägt, vgl. Roth: Käsemann (Anm. 32), 323.

81 Vgl. Käsemann: Römer (Anm. 26), S. 243 und 311.

82 Käsemann im Interview, in: Störenfriede (Anm. 3), S. 509. Vgl. zur Rechtfertigungslehre auch Roth: Käsemann (Anm. 32), S. 320–323.

Punkt noch etwas ausführlicher mit Verweis auf das Engagement Käsemanns im Kirchenkampf ausführen möchte.

4. Politisches: Widerstand als wichtigstes Merkmal christlicher Freiheit

Käsemann hat stets die politische Dimension des Evangeliums und den Auftrag der Kirche in Politik und Gesellschaft hervorgehoben. So sehr er individuellen Glauben und Frömmigkeitspraxis schätzte, so wenig durfte sich Christsein auf persönliche Erbauung oder Existenzreflexion beschränken.

»Das Priestertum aller Gläubigen ist aber nicht durch erbaulichen Individualismus zu ersetzen. Jeder Christ befindet sich im Gegenüber zur ganzen Welt und hat [...] sowohl dem Idealismus wie dem Materialismus zu widerstehen. Er hat stets seinen Herrn zu bekennen, wo irdisch die Götzen herrschen, sei es im Zeichen der Machtgier oder des Aberglaubens oder (wie heute) des Mammons.«⁸³

Die Erfahrungen des Kirchenkampfs als Pastor der Gemeinde in Gelsenkirchen-Rotthausen 1933–1946 haben ihn hierbei wesentlich geprägt. Er sagt selbst dazu später noch: »Der Widerstand und die Leiden, die Glaubenserfahrungen und theologischen Erkenntnisse dieser Jahre haben mich für mein weiteres Leben und in meiner theologischen Existenz geprägt.«⁸⁴

Die Bergarbeitergemeinde Rotthausen hatte in der Reichstagswahl vom 6. November 1932 einen Anteil der Kommunistischen Partei (KPD) von 32,68 %, während die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei (NSDAP) nur 16,45 % erreichte.⁸⁵ Gleichwohl wurden bei den Pfarrwahlen von November 1932 unter 48 Gemeindevertretern vier »Deutsche Christen« (DC) gewählt, neben zwei Sozialdemokraten vom »Volksbund Evangelischer Sozialisten«.⁸⁶ Im Zuge der rasanten Gleichschaltungskampagne der NSDAP (Ermächtigungsgesetz vom 24. März 1933) forderte man auch eine Gleichschaltung der evangelischen Gemeinden und erzwang Neuwahlen. Der junge Pfarrer Käsemann (gemeinsam mit Pfarrkollegen Karl Rüter) schloss sich im Juni 1933 den Deutschen Christen an, die auch eine Mehrzahl der Kirchenvorstände stellten. Käsemann wurden al-

83 Käsemann: 70 Jahre Theologie (Anm. 32), S. 94 (»wie heute« wurde vom Herausgeber aus dem mündlichen Vortrag Käsemanns ergänzt).

84 Zitiert nach Walter: Pastor (Anm. 3), S. 187. Kißener nennt Käsemann eine »aufrechte Persönlichkeit des evangelischen Kirchenkampfes.« Kißener: Kontinuität (Anm. 17), S. 115.

85 Die SPD kam mit 11,7 % auf nur etwa halb so viele Stimmen wie im Reichsdurchschnitt (20,4 %). Stark war die Zentrumsparität mit 28,1 % (im Reich 11,7 %). Noch in der Wahl am 5. März 1933 kam die NSDAP nur auf 29 %, die KPD noch auf 24 % und das Zentrum auf 28 % der Stimmen in Rotthausen; Zahlen nach Walter: Pastor (Anm. 3), S. 189.

86 Ebd.

lerdings schon bald die Augen geöffnet, dass die DC, wie er später sagte, »eine getarnte politische Organisation [war], der es einzig auf die totale Eroberung der Kirche für politische Ziele ankam.«⁸⁷

Im Dezember 1933 vollzog Käsemann eine radikale Wende. Am 9. Januar 1934 bezog er öffentlich Stellung gegen die Eingliederung der evangelischen Jugendverbände in die Hitlerjugend und warf Reichsbischof Müller vor, er betreibe »Verrat an unserer Kirche«⁸⁸. Dies führte zu einem Schreiben der Ortsgruppe der DC an Käsemann, in dem man ihm »unwürdige Herabsetzung von leitenden Männern des Staates und der Kirche« vorwarf und aus der DC mit sofortiger Wirkung ausschloss. Eine nachfolgende Anzeige führte zur ersten Vorladung und Verwarnung Käsemanns durch die Gestapo.

Käsemann trat nun dem von Martin Niemöller (1892–1984) im September 1933 gegründeten Pfarrernotbund bei, aus dem später die Bekennende Kirche erwuchs, und teilte dies auch öffentlich der Gemeinde mit.⁸⁹

Wie sehr sich der »Kirchenkampf«⁹⁰ auch bis in die Gemeinde Rotthausen hinein auswirkte, wird daran deutlich, dass die Rotthausener DC die Gemeindeleitung aufforderten, den vom DC-Bischof für Westfalen, Bruno Adler (1896–1954), in einem »Wort an die Pfarrer vom 23. März 1934« geforderten Gehorsam unter die kirchliche Obrigkeit, d.h. konkret die Unterordnung unter die neue westfälische Provinzialsynode der DC, zu leisten. Die drei Pfarrer (darunter Käsemann) und elf⁹¹ Gemeindeverordnete protestierten hingegen mit aller Schärfe:

»Ein Gewaltregiment ist aufgerichtet. Das Priestertum aller Gläubigen ist zerstört [...] Abgötterei und Eigennutz haben in der Kirche des Evangeliums keinen Platz [...]. Das Gelübde fordert in diesem Augenblick nicht zum Gehorsam gegen die kirchliche Obrigkeit, sondern zum Ungehorsam auf.«⁹²

Der Konflikt spitzte sich weiter zu, nachdem die zweite Bekenntnissynode in Berlin-Dahlem eigene Kirchenleitungsorgane schuf und dies auch den Gemeinden nahelegte. Käsemann vermerkte daraufhin, dass in seiner Gemeinde ein »Notstand« eingetreten sei, da

»das Presbyterium [...] geschlossen [und ...] die Gr. Gemeindeversammlung in ihrer überwiegenden Zahl dem tyrannischen und darum widerchristlichen, also nach den Bekenntnisschriften auch unrechtmäßigen D.C.-Kirchenregiment [folgte]. Sie mußten

87 Walter: Pastor (Anm. 3), S. 190.

88 So als Zitat im Schreiben der DC, zit. nach Walter: Pastor (Anm. 3), S. 190.

89 Nach Walter: Pastor (Anm. 3), S. 190.

90 Vgl. zum Kontext Kurt Meier, *Der evangelische Kirchenkampf*, Bd. 1: *Der Kampf um die »Reichskirche«*, Göttingen 1976, S. 307–315 (zur Kirchenprovinz Westfalen).

91 Nach Käsemanns eigener Erinnerung waren es »zwei Kollegen und 12 Glieder der bekennenden Gemeinde«; Käsemann: *70 Jahre Theologie* (Anm. 32), S. 99.

92 Zitat von Käsemann nach Walter: Pastor (Anm. 3), S. 191.

infolgedessen als ihres Amtes verwirkt betrachtet werden, wie sich denn auch an allen wichtigen Punkten eine fernere Zusammenarbeit mit ihnen als unmöglich erwies.«⁹³

Nach zweimaliger Abkündigung (11. und 18. November 1934) wurden die 45 Mitglieder der DC entlassen und stattdessen 45 Glieder der Bekennenden Gemeinde als neue Gemeindevertretung am Buß- und Bettag (21. November 1934⁹⁴) eingesetzt, trotz Vorwarnung des Recklinghausener Gestapochefs, Günther Graf von Stosch (1893–1955). Dass die anwesende Gestapo und starke Polizeieinheit entgegen der Vorankündigung nicht eingriffen, betrachtete Käsemann später als »ein wahrhaftiges Mirakel.«⁹⁵ Es war vermutlich auch den Umständen geschuldet, dass der Gestapoführer in der vollbesetzten Kirche keinen Aufstand im Industrieviertel riskieren wollte. Käsemann betont in seiner Erinnerung an die Szene die Rolle der Bergmannsfrauen »aus unserer Frauenhilfe, dem Rückgrat der Gemeinde, die den Männern zwar nicht mit dem Besen drohten, aber aggressiv mitzumachen versprochen.«⁹⁶

Auch in der Bußtagspredigt von 1935 fand er klare Worte gegen das Parteiprogramm (insb. positives Christentum in Punkt 24) und kritisierte in seiner Predigt namentlich den Missbrauch des Bußbegriffs durch Dr. Robert Ley (1890–1945), was wiederum zu einer Vorladung und Ermahnung durch die Gestapo führte. Der Konflikt spitzte sich weiter zu und Käsemann sah sich häufigen Vorladungen gegenüber, die wohl auch mit seiner Wertschätzung des Alten Testaments zu tun hatten.⁹⁷

Nach einer Predigt zu Jesaja 26,13⁹⁸ am 15. August 1937⁹⁹ wurde Käsemann dann schließlich von der Gestapo inhaftiert. Die Gemeinde stärkte ihm aber den Rücken, indem in der anschließenden Bibelstunde 600 Gemeindeglieder erschienen, man vom Krankenhaus gegenüber dem Gerichtsgefängnis Choräle mit dem Posaunenchor spielte und beschloss, während der Haft die Altarkerzen

93 Walter: Pastor (Anm. 3), S. 193.

94 Der 90jährige Käsemann spricht vom 15. 11. 1934, was nicht zutrifft, vgl. Käsemann: 70 Jahre Theologie (Anm. 32), S. 99.

95 Nach Walter: Pastor (Anm. 3), S. 194; Käsemann selbst spricht auch von einem Wunder, vgl. Käsemann: 70 Jahre Theologie (Anm. 32), S. 100: »was uns als Wunder erschien.«

96 Käsemann: 70 Jahre Theologie (Anm. 32), S. 100.

97 So etwa die Begründung eines Presbyters und DC-Mitglieds, der Käsemann mehrfach anzeigte: »An einem anderen Sonntag schlugen Sie uns wieder das ganze Alte Testament um die Ohren und verlangten restlose Anerkennung desselben als ›Wort Gottes‹ von uns und verperrten uns die Seligkeit damit. Da sagte ich mir: Das ist Irrlehre!«; nach Walter: Pastor (Anm. 3), S. 202.

98 Jesaja 26,13: »Herr, unser Gott, es herrschen wohl andere Herren über uns denn Du. Aber wir gedenken doch allein Dein und Deines Namens.« (So die Wiedergabe des Verses bei Käsemann: 70 Jahre Theologie [Anm. 32], S. 101).

99 Abgedruckt in Walter: Pastor (Anm. 3), S. 198–201; wieder in Ernst Käsemann: Predigt im Bittgottesdienst am 15.08.1937 in Gelsenkirchen-Rotthausen. In: Dienst in Freiheit (Anm. 18), S. 87–90.

nicht anzuzünden und nur mit einer Glocke zu läuten.¹⁰⁰ Käsemann nutzte die Haftzeit, um an seinem Werk *Das wandernde Gottesvolk* zum Hebräerbrief weiterzuarbeiten.

Vermutlich war der Rückhalt der Gemeinde wesentlich daran beteiligt, dass die Haft nur knapp vier Wochen währte.¹⁰¹ Am 9. September 1937 kam er überraschenderweise wieder frei und das Verfahren wurde mit Verweis auf das Straffreiheitsgesetz eingestellt. Käsemann ließ sich durch die Inhaftierung nicht von seinem Kurs abbringen und fand sich auch im Folgenden immer wieder an der Spitze von kleinen Widerstandsaktionen wie z. B. gegen Kirchenausschlüsse. Oder es solidarisierten sich 22 Pastoren des Kirchenkreises unter seiner Initiative mit einer Friedensliturgie, die von der zweiten vorläufigen Kirchenleitung im September 1938 herausgegeben wurde.¹⁰² Es folgte ein Disziplinarverfahren mit Gehaltsentzug.

Im Frühjahr 1939 sollte in Nachfolge eines Pfarrers, der in Ruhestand gegangen war, ein DC-Pastor eingesetzt werden. Käsemann hielt daraufhin eine unmissverständliche Rede bei einer Gemeindeversammlung am 23. April 1939, in der er die Gemeinde als »bekenkende Gemeinschaft« einschwor: »Bekenkende Gemeinschaft – es gilt wirklich zu bekennen, wo wir stehen, wer Herr über uns sein soll, wessen Stimme wir hören wollen. Seid ihr das – Bekenkende Gemeinde, wollt ihr das in den nächsten Monaten bezeugen? Dann brauchen wir uns nicht zu fürchten.«¹⁰³ Die »Bekennntnis der Gemeinde« hatte ganz praktisch-politische Konsequenzen: Mit 1.600 Unterschriften aus dem betroffenen Bezirk und 14 schriftlichen Eingaben von Gemeindekreisen forderten sie die Zurückweisung des »Irrlehrers« und konnten de facto eine Zuweisung des DC-Pastors verhindern. Nach der Einberufung der BK-Pastoren Schunke und Käsemann haben Presbyter und Gemeindeverordnete (darunter drei Bergleute und ein Schmiedemeister) Christenlehre, Lesegottesdienste und Seelsorge weiter aufrechterhalten, so dass mit Richard Walter zu Recht gefolgert werden darf, »dass hier Priestertum aller Gläubigen erfahren, praktiziert und geübt worden ist.«¹⁰⁴

100 Der Beschluss musste aber bald zurückgenommen werden, weil er als »Politisierung« und staatsfeindlich eingestuft wurde; vgl. Walter: Pastor (Anm. 3), S. 201.

101 Es ist deshalb unsinnig zu behaupten, dass er seine Habilitationsschrift im Gefängnis schrieb, so etwa im Artikel »Hirt und Wissenschaftler«, AZ vom 11.07.1991, S. 7 (UA.Mz, Best. NL 16-20, S. 32): »1937 schrieb er im Gefängnis die Hebräerbriefstudie ›Das wandernde Gottesvolk‹; oder Bodo Wiedemann: Ernst Käsemann. Ein Neutestamentler mit Präzision. In: Evangelische Zeitung – online, S. 2 (UA.Mz, Best. NL 16-20): »[...] seine Habilitationsschrift über ›Das wandernde Gottesvolk‹ entstand in der Gefängniszelle.« Richtig ist, dass Käsemann die Gefängniszeit auch dazu nutzte, an der Studie zu arbeiten.

102 Walter: Pastor (Anm. 3), S. 202.

103 Die Rede wird fast in vollem Wortlaut zitiert bei Walter: Pastor (Anm. 3), S. 203–206.

104 Ebd., S. 206.

Gleichwohl bezog sich der Widerstand vorrangig auf den innerkirchlichen Kampf und suchte kaum die Konfrontation mit dem politischen Regime. Käsemann hat rückblickend dazu geschrieben:

»Offensichtlich war unser Widerstand in der Nazizeit nur halbherzig. Wir haben das Evangelium und kirchliche Ordnungen verteidigt, sind jedoch durchweg nicht in den politischen Untergrund gegangen, wie die Mitmenschlichkeit es vielfach gebot. [...] lernen mußte ich [...], daß weltbezogene Theologie eine politische Dimension hat, ob das einem gefällt oder nicht. Kein Bereich des Lebens wird vom Evangelium ausgespart, haben wir in Barmen einst gesagt.«¹⁰⁵

Seine Kompromisslosigkeit demonstrierte Käsemann noch einmal im Jahr 1940 bei seinem Austritt aus der westfälischen Bekenntnissynode, die einen Schritt auf die DC zugegangen war: »Die BK-Synode, die sich zu einem Kompromiss mit der DC entschlossen hat, ist für mich eine kirchenpolitische Organisation geworden, der ich meine persönliche Freiheit nicht ausgeliefert wissen möchte.«¹⁰⁶ Käsemann trat aber nicht – wie teilweise verkürzend behauptet wurde¹⁰⁷ – aus der Bekennenden Kirche aus.

Käsemann begründete sein gesellschaftliches und politisches Engagement unmittelbar aus dem Glauben, der Rechtfertigung und dem »totalen Anspruch des ersten Gebots.«¹⁰⁸ »Das erste Gebot wird jedoch im Nazarener konkretisiert und in der Nachfolge des Gekreuzigten Bewährung der göttlichen Befreiungsmacht in einer von Dämonen besessenen Welt. [...] unsere Freiheit [äußert sich] zunächst und gerade im Widerstand gegen die Besessenheiten der Welt.«¹⁰⁹

Rechtfertigung bezog sich hierbei nicht primär auf die individuelle Rettung des einzelnen, sondern auf die ganze gefallene Schöpfung, die – wie er es nannte – unter dämonischem Herrschaftsanspruch leide. In der Nachkriegszeit führte dies zu kritischen Äußerungen in politischen und gesellschaftlichen Zusammenhängen, besonders, wenn Mächte der Unterdrückung, Ausbeutung und Zerstörung der Schöpfung herrschen. »Ohne daß ich Marxist wäre, ich sehe die Dämonie am stärksten im kapitalistischen Denken des weißen Mannes. Dadurch werden in der Dritten Welt zwei Drittel der gesamten Erdbevölkerung zum Objekt der Ausbeutung und erscheint diesen zwei Dritteln die Erde als Hölle.«¹¹⁰

105 Nach Walter: Pastor (Anm. 3), S. 207.

106 Ebd., S. 208.

107 So z. B. in Wiedemann: Ernst Käsemann (Anm. 101), S. 4 (UA.Mz, Best. NL 16-20, S. 22): »Als Bergmannspastor in Gelsenkirchen trat er der Bekennenden Kirche bei, die er aber wegen ihrer Kompromißbereitschaft verließ.« Gemeint war hier wohl die westfälische Bekenntnissynode.

108 Walter: Pastor (Anm. 3), S. 212.

109 Käsemann: 70 Jahre Theologie (Anm. 32), S. 98. Käsemann schreibt hier auch »als Jünger Jesu [mussten wir] zu Partisanen des Evangeliums werden.«

110 Käsemann nach Walter: Pastor (Anm. 3), S. 212.

In seiner Rede bei der Missionskonferenz im Jahr 1980 forderte Käsemann, dass die Christenheit die Stimme der Unterdrückten, das kritische Gewissen gegen Besitzgier, Plünderung der Erde, Vergewaltigung ihrer Geschöpfe und Festschreibung des Status quo sein müssten.¹¹¹ Derartige Töne erinnern stark an die Befreiungstheologie Lateinamerikas. Auch wenn die direkte Brücke von Käsemann nicht geschlagen wird, so verwundert nicht, dass seine jüngste Tochter Elisabeth Käsemann als Studentin nach Lateinamerika ging, um dort an der Seite der Armen zu arbeiten.

Nachfolge in der Leidensgeschichte des Gekreuzigten musste Käsemann dann am eigenen Leib erfahren, als seine Tochter am 24. Mai 1977 von der argentinischen Militärjunta ermordet wurde, was höchstwahrscheinlich durch das Deutsche Außenministerium hätte verhindert werden können.¹¹² Die Ermordung fand zeitgleich mit einem medial wirksamen Freundschaftsspiel der deutschen Fußballnationalmannschaft in Buenos Aires statt, das auch der Festigung deutscher Wirtschaftsinteressen¹¹³ dienen sollte. Obwohl der Mord der Botschaft spätestens am 3. Juni bekannt war, hat man die deutsche Öffentlichkeit erst nach dem Spiel am 6. Juni informiert, um das Spiel und die öffentliche Stimmung nicht zu gefährden. In einer öffentlichen Erklärung dazu schreibt Käsemann zynisch:

»Wo der Bestand oder die Eroberung politischer Macht von der Erhaltung des Status quo und dem wirtschaftlichen Wachstum abhängt, weil jede Erschütterung des Ge-

111 Vgl. dazu ebd., S. 213.

112 Elisabeth Käsemann war als Praktikantin 1968 nach Bolivien und danach als Studentin der Soziologie und Wirtschaft nach Buenos Aires gewechselt. Sie war sozial (in Armenvierteln) und politisch (auch in kommunistischen, aber gewaltfreien Organisationen) engagiert. Sie war seit Ende März 1977 in dem geheimen Foltergefängnis »El Vesubio« inhaftiert und vielen Misshandlungen ausgesetzt. Die gemeinsam mit ihr inhaftierte Britin Diana Houston kam auf Initiative des Außenministeriums Großbritanniens frei, wie auch viele andere ausländische politische Gefangene aus Österreich, Spanien etc. Trotz intensiver Bitte der Eltern, von Amnesty international oder dem vermittelnden deutschen Pastor Ihle (z. B. ein Freikaufangebot am 20. Mai 1977) unternahm das Auswärtige Amt unter Leitung von Hans-Dietrich Genscher (1927–2016) nichts. Das Schicksal von Elisabeth K. wird in dem Dokumentarfilm »Das Mädchen – Was geschah mit Elisabeth K.« von Eric Friedler (geb. 1971) aus dem Jahr 2014 (Erstausstrahlung am 05. Juni 2014 in der ARD) umfassend aufgearbeitet. Vgl. ferner das Material infolge einer Ausstellung unter URL: https://web.archive.org/web/20150924011247/http://www.fdcl-berlin.de/fileadmin/fdcl/Publikationen/Ausstellung-E_Kaesemann.pdf (abgerufen am 07.07.2025). Die Käsemann-Schülerin Dorothee Sölle (1929–2003) widmete Elisabeth Käsemann ihr Gedicht »Bericht aus Argentinien«. Erst in den Jahren 2011 und 2014 kam es zu einem Gerichtsverfahren gegen die Folterer von El Vesubio mit lebenslangen Haftstrafen.

113 Mercedes-Benz (so der damalige Firmenname) schenkte zweifellos aus marktstrategischen Gründen jedem Nationalspieler der argentinischen Fußballnationalmannschaft einen Mercedes; ferner führte Siemens seit 1977 den Farbfernseher in Argentinien ein, der in Vorbereitung auf die Weltmeisterschaft 1978 breit vermarktet werden sollte; nach dem Waffenembargo der USA galt Deutschland als der wichtigste Rüstungsexporteur für die argentinische Regierung.

schäfts die Gunst der Massen und die Stimmen der Wähler tangiert, sollte man der Außenpolitik nicht verargen, was man der Wohlstandsgesellschaft im ganzen nicht anzukreiden wagt. Humanität wie Demokratie werden hier bürokratisch verwaltet, und ein verkaufter Mercedes¹¹⁴ wiegt zweifellos mehr als ein Leben. [...] Der schlechterdings nicht zu bestreitende, latent stets vorhandene und von den Betroffenen häufiger als man ahnt schmerzlich erlittene Konflikt zwischen Humanität und Kommerz auf dem Felde der auswärtigen Politik ist nicht länger mit hohlen Phrasen und nach erfolgten Katastrophen mit Beileidsbekundungen zuzudecken. Die freie Marktwirtschaft allein spricht noch nicht für praktizierte und bewahrte Demokratie.«¹¹⁵

Glaube und gesellschaftliches Engagement, wissenschaftliche Theologie und Praxis der Kirche, Religion und Politik sind für Käsemann nicht zu trennen. Entsprechend erhob er gegen die Rüstungsspirale oder die Aufstellung von atomar bestückten Mittelstreckenraketen seine Stimme in Briefen an Kirchenleitungen und Bundesregierung. Er setzte sich auch persönlich für Menschen ein, die aufgrund ihrer Aktivitäten drangsaliert wurden. So drohte er gemeinsam mit seiner Frau mit Kirchenaustritt, wenn die württembergische Landeskirche die Streichung der Mittel für die Tübinger Studentengemeinde wegen »linksradikaler Aktivitäten« nicht zurücknehmen würde, was dann auch tatsächlich geschah.¹¹⁶ Nach der Erinnerung der Tochter waren die Studentenunruhen für Käsemann »kein Anlaß zur Beunruhigung, sondern eher die Chance mit den Studenten in einen intensiveren Dialog einzutreten [...] und] gemeinsam Perspektiven für die Zukunft zu suchen.«¹¹⁷

Der 90jährige Käsemann endet seinen knappen theologischen Rückblick mit einem kräftigen Appell für eine politische Theologie:

»Lassen Sie mich darum als letztes Wort und als mein Erbe Ihnen hugenottisch zurufen: ›Résistez!‹ Denn die Nachfolge des Gekreuzigten führt notwendig zum Widerstand gegen Götzendienst an jeder Front, *politisch, wirtschaftlich, finanziell, auch theologisch, und natürlich in der Dritten Welt*; und dieser Widerstand ist und hat heute zu sein das wichtigste Merkmal christlicher Freiheit.«¹¹⁸

114 Hier wohl eine Anspielung auf die Schenkung des Mercedes an die Nationalspieler der argentinischen Fußballnationalmannschaft (s. Anm. 113).

115 Vgl. Ernst Käsemann: Henkern und Mördern nicht das letzte Wort überlassen. Die offizielle Version über den Tod Elisabeth Käsemanns und ihre Deutung. In: Junge Kirche 38 (1977), S. 439–442.

116 Vgl. zur Begründung Käsemann: Kirchenaustritt (Anm. 5), S. 636–638.

117 Teufel: Grußwort (Anm. 18), S. 84.

118 Käsemann: 70 Jahre Theologie (Anm. 32), S. 104 (kursiv sind Ergänzungen im mündlichen Vortrag, siehe Anm. 107 und 108). Ähnlich auch Käsemann im Interview in: Käsemann: Störenfriede (Anm. 3), S. 510: »Es gibt keine Freiheit anders als im Widerspruch und Widerstand.«

5. Epilog

Wissenschaftliche Theologie, Praxis der Kirche und Auftrag in der gegenwärtigen Welt bildeten für Käsemann eine untrennbare Einheit. Walter ist zuzustimmen, wenn er schreibt:

»Denn aus überzeugtem Glauben lutherischer Prägung zum leidenschaftlichen kritischen Theologen geworden, fühlte er sich gerade auch mit seiner sein späteres Leben ausfüllenden wissenschaftlichen Arbeit weiterhin für die Gemeinde wie für die Kirche weltweit ihre Verkündigung sowie ihre Aufgaben in der jeweiligen Gegenwart verantwortlich.«¹¹⁹

Käsemann war – wie Wolfgang Schrage (1928–2017) es ausgedrückt hat – »einer der faszinierendsten, profiliertesten und mutigsten, aber auch unbequemsten und umstrittensten Neutestamentler des 20. Jahrhunderts gewesen, der mit großem Lehrerfolg gewirkt, seine Hörer begeistert und zu radikalem Denken angeregt hat.«¹²⁰ Sein Lehrerfolg war aus der glücklichen Verknüpfung von Fachkompetenz und Glaubensüberzeugung mit Lebenszugewandtheit und Gegenwartsorientierung¹²¹ erwachsen, die den Fallstricken von Narzissmus und Elfenbeinturm, denen wissenschaftliche TheologInnen immer ausgesetzt sind, trotzte. Käsemann blieb auch Anfeindungen und persönlichen Erschütterungen zum Trotz authentisch und wahrheitsorientiert und stellte seine akademische Arbeit kompromisslos in den Dienst des Evangeliums und der Kirche.¹²²

Die Evangelisch-Theologische Fakultät bewahrt in dieser Hinsicht nicht nur eine dankbare Erinnerung an ihren ersten Lehrer des Neuen Testaments, sie kann und sollte sich von dieser Leitfigur auch in gegenwärtigen Herausforderungen immer wieder inspirieren lassen.

119 Walter: Pastor (Anm. 3), S. 187.

120 Schrage: Käsemann (Anm. 48), S. 270.

121 So auch Harrisville: Käsemann (Anm. 32), S. 264–269 (»Life in the World«).

122 So auch seine Tochter; Teufel: Grußwort (Anm. 18), S. 84: »Mein Vater war sicherlich kein Prediger oder Forscher im Elfenbeinturm. Er vertrat die Ansicht, daß Wissenschaft wie Predigt der Gemeinde dienen und dabei den Alltag dieser Welt im Blick behalten müsse. Dies geschah nicht immer zur Freude politischer und kirchlicher Repräsentanten, wie viele von Ihnen wissen werden.«

Herbert Braun. Mitglied der Bekennenden Kirche und Atheist

Abstract

Herbert Braun lehrte von 1952 bis 1971 das Fach Neues Testament an der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Mainz. Aufgrund seines ausgeprägt religionsgeschichtlichen Interesses standen zunächst etliche Publikationen zu den gerade erst entdeckten Schriftrollen von Qumran im Zentrum seiner Arbeit. Eine öffentliche Diskussion mit dem Berliner Systematischen Theologen Helmut Gollwitzer in Mainz im Jahr 1964 bildete den Höhepunkt zu radikalen hermeneutischen Positionen, die Herbert Braun eine gewaltige kirchliche und mediale Aufmerksamkeit bescherten und ihn und sein Mainzer Umfeld als atheistische Theologen stigmatisierten. Herbert Braun verabschiedete sich nämlich von Gott als etwas Transzendente und begriff demgegenüber Gott als Chiffre für Mitmenschlichkeit.

Schlüsselwörter: Atheismus; Qumran; Antijudaismus; Mitmenschlichkeit; Liberale Theologie

From 1952 to 1971 Herbert Braun was a professor of New Testament at the Protestant Theological Faculty in Mainz. Due to his marked interest in the history of religions, his work initially focused on a number of publications on the Qumran scrolls that had recently been discovered. A public discussion with the Berlin systematic theologian Helmut Gollwitzer in Mainz in 1964 was the high point of radical hermeneutic positions, which brought Herbert Braun much attention in the church and media and stigmatized him and those around him in Mainz as atheistic theologians. The attention arose because Herbert Braun parted with God as something transcendent and, instead, he understood God as a code for humanity.

Keywords: Atheism; Qumran; antijudaism; humanity; liberal theology

Herbert Wilhelm Braun lehrte als Nachfolger von Erich Dinkler (1909–1981) von 1952 bis 1971 das Fach Neues Testament an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Mainz. Geboren am 04.05.1903 in Warlubien (Westpreußen), studierte er Evangelische Theologie in Königsberg, Tübingen und Rostock,

erwarb 1929 in Halle den akademischen Grad des lic. theol.,¹ wurde 1930 in Königsberg ordiniert und wirkte hernach von 1930 bis 1945 als Pfarrer in drei unterschiedlichen Gemeinden in Ostpreußen. Als Mitglied der Bekennenden Kirche war er 1937 vorübergehend für dreieinhalb Wochen in Haft genommen worden. Nach der kriegsbedingten Flucht im Jahr 1945 übernahm er für kurze Zeit eine Pfarrstelle in Magdeburg, um sodann 1947 zunächst als Dozent und von 1949 bis 1952 als Professor an der Kirchlichen Hochschule Berlin zu lehren. 1954 erhielt Herbert Braun von der Theologischen Fakultät der Universität Halle den Ehrendoktor. In Mainz lehrte er von 1952 bis zu seiner Emeritierung. Herbert Braun lebte gemeinsam mit seiner Ehefrau Gertraude und drei Kindern in einem der Professorenhäuser auf dem Universitätscampus am Friedrich-von-Pfeiffer-Weg 5. Er starb am 27.08.1991.²

Die Berufung an die Kirchliche Hochschule Berlin traf Herbert Braun, obwohl er im Anschluss an die Promotion nicht habilitiert worden war und sich auch im Pfarramt nicht wirklich weiter literarisch qualifiziert hatte.³ Im Rückblick schreibt die Evangelisch-Theologische Fakultät der Humboldt-Universität Berlin, mit der die Kirchliche Hochschule im Jahr 1972 fusionierte:

-
- 1 Herbert Braun: *Gerichtsgedanke und Rechtfertigungslehre bei Paulus*. Leipzig 1930 (= Untersuchungen zum Neuen Testament 19). Mit dieser Studie wurde Herbert Braun in Halle unter Ernst von Dobschütz, dessen Assistent er war, zum lic. theol. promoviert. Die Arbeit umfasste 98 Seiten.
 - 2 Zu Person und Werk: Willy Schottroff: *Herbert Braun – eine theologische Biographie*. Zu Größe und Grenzen einer liberalen Theologie. In: Ders.: *Das Reich Gottes und der Menschen*. München 1991, S. 195–229 (= *Abhandlungen zum christlich-jüdischen Dialog* 19) (überarbeitete Fassung eines Beitrags in der nicht in einem Verlag erschienenen Festgabe: *Die Auslegung Gottes durch Jesus*. Festgabe für Herbert Braun zu seinem 80. Geburtstag am 4. Mai 1983, dargebracht von Freunden und Schülern. Hg. von Luise und Willy Schottroff); Eugene Eung-Chun Park: *Herbert Braun (1903–1991)*. In: *Neutestamentliche Wissenschaft nach 1945*. Hg. von Cilliers Breytenbach und Rudolf Hoppe. Neukirchen-Vluyn o.J., S. 147–154; Hans Dieter Betz: *Art. Braun, Herbert*. In: *Religion in Geschichte und Gegenwart*⁴ 1 (1998), Sp. 1737f.; Otto Böcher: *Art. Braun, Herbert*. In: *Lexikon für Theologie und Kirche*³ 2 (1994), Sp. 659; Theodor Lorenzmeier: *Exegese und Hermeneutik. Eine vergleichende Darstellung der Theologie Rudolf Bultmanns, Herbert Brauns und Gerhard Ebelings*. Hamburg 1968; Gerd Petzke: *Veröffentlichungen von Herbert Braun*. In: *Neues Testament und christliche Existenz*. Festschrift für Herbert Braun zum 70. Geburtstag. Hg. von Hans Dieter Betz und Luise Schottroff. Tübingen 1973, S. 539–546 (Publikationen bis 1972); Luise Schottroff-Klein: *Bibliographie Herbert Braun*. In: *Theologische Literaturzeitung* 88 (1963), S. 705–708.
 - 3 Neben wenigen kleinen Beiträgen und Meditationen – zusammengestellt von Petzke: *Veröffentlichungen* (Anm. 2) – steht allerdings ein sehr umfangreicher Aufsatz zu den Psalmen Salomos, der 1950 abgeschlossen und publiziert wurde. Herbert Braun: *Vom Erbarmen Gottes über den Gerechten*. Zur Theologie der Psalmen Salomos. In: *Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft* 43 (1950/51), S. 1–54; wiederabgedruckt in: Herbert Braun: *Gesammelte Studien zum Neuen Testament und seiner Umwelt*. 3. Aufl. Tübingen 1971, S. 8–69. Hier vermerkt Herbert Braun (S. 9), seit Jahrzehnten mit den Psalmen Salomos beschäftigt zu sein.

»Mit Herbert Braun (1903–1991) konnte 1947 ein Lehrer gewonnen werden, der sich in Königsberg aus der Bekennenden Kirche heraus um ein Ausbildungsprogramm für Theologiestudenten bemüht hatte, das Alternativen zum Angebot der nationalsozialistischen Universität bieten sollte. In Berlin, wo er zunächst als Dozent, nach dem Weggang von [Martin] Albertz schließlich als Professor wirkte, zeichnete sich sein Unterricht vor allem durch ein starkes Interesse an religionsgeschichtlichen Fragestellungen aus.«⁴

Förderlich für die Berufung war gewiss auch, dass Julius Schniewind (1883–1948) und Hans-Joachim Iwand (1899–1960), die sich beide in Ostpreußen wie auch Herbert Braun für die Bekennende Kirche eingesetzt hatten, positive Empfehlungen über Braun abgegeben hatten.⁵ Der Ruf nach Mainz traf Herbert Braun zu einem günstigen Zeitpunkt. An der Kirchlichen Hochschule Berlin war es zu einer erheblichen Kontroverse zwischen ihm und Theophil Flügge (1910–1980), dem Wortführer eines konservativen Biblizismus, gekommen, die 1949 Gegenstand eines Lehrgesprächs im Beisein der Kirchenleitung wurde. Das Klima für Herbert Braun wurde rau. Ein erhoffter Wechsel nach Jena scheiterte. So war die Berufung nach Mainz eine willkommene Zäsur. Gleichzeitig mit Brauns Berufung nach Mainz zum WS 1952/53 wurde Gustav Stählin (1900–1985) als Nachfolger von Werner Georg Kümmel (1905–1995) auf den seinerzeit sog. ersten neutestamentlichen Lehrstuhl in Mainz berufen. Beide kannten sich seit langem und pflegten in Mainz, wiewohl sie theologisch völlig unterschiedlichen Lagern angehörten, ein einvernehmliches Verhältnis.⁶ Herbert Braun war ausweislich der Berufungsliste die erste Wahl der Fakultät in der Nachfolge Erich Dinklers, der als Gastprofessor an die Yale University/New Haven gewechselt war. In der Literatur finden sich hierzu allerdings völlig voneinander abweichende Auskünfte. Nach Willy Schotttroffs (1931–1997) Recherche hatte die Fakultät zunächst folgende Berufungsliste beschlossen: 1. Herbert Braun; 2. Werner Bieder (1911–1999); 3. Karl Georg Kuhn (1906–1976).⁷ Das ist so nicht korrekt. Berndt Schaller (1930–2020), der das Berufungsverfahren aus den Universitätsakten präzise nachgezeichnet hat, zeigt auf, dass Kuhn zunächst durch Fakultätsbeschluss vom 17. 01. 1951 auf Platz 2 der Berufungsliste gesetzt wurde, durch einen

4 URL: <https://www.theologie.hu-berlin.de/de/professuren/stellen/nt/geschichte> (abgerufen am 07. 07. 2025).

5 Jörg Breitschwerdt: Theologisch konservativ. Studien zu Genese und Anliegen der evangelikalen Bewegung in Deutschland. Göttingen 2019 (= Arbeiten zur Geschichte des Pietismus 62), S. 532 Anm. 122. Braun war an die KiHo Berlin berufen worden, nachdem laut einer Auskunft des damaligen Ephorus Martin Fischer (1911–1982) kein anderer Neutestamentler gefunden worden sei und nachdem Julius Schniewind und Hans-Joachim Iwand sich positiv über Braun geäußert hatten.

6 Schotttroff: Herbert Braun (Anm. 2), S. 201, weiß zu berichten, dass Gustav Stählin Gast auf Herbert Brauns Hochzeit im Jahr 1930 war.

7 Schotttroff: Herbert Braun (Anm. 2), S. 215.

weiteren Beschluss der Fakultät vom 13.07.1951 jedoch von der Berufungsliste entfernt wurde. Kuhn hatte, von einer Vertretungs- bzw. Diätendozentur in Göttingen aus, bereits drei Semester lang vom 01.10.1950 bis 31.09.1951 die vakante Professur (Nachfolge Erich Dinkler) vertreten und hatte sich, auch als geborener Pfälzer, vermutlich berechnete Hoffnungen auf einen Ruf nach Mainz gemacht. Die Fakultät rückte dann jedoch, einer Eingabe Werner Georg Kümmels mit Bitte um Überprüfung der Beteiligung Kuhns an der NS-Zeit folgend, nach einer weiteren Sichtung der zwischenzeitlich erweiterten Aktenlage unter Verweis auf die NS-Vergangenheit Kuhns wieder von diesem Listenvorschlag ab und legte eine Zweierliste (1. Herbert Braun; 2. Werner Bieder) vor.⁸ Herbert Braun war in dieser Zeit jedenfalls im Pool derer, die zu einer Berufung anstanden. So erwähnt Rudolf Bultmann (1884–1976) in einem Schreiben an Günther Bornkamm (1905–1990) vom 17. August 1951, dass eine Berufung nach Heidelberg denkbar, diese allerdings im Interesse der Ost-Berliner Studenten nicht zu verantworten sei.⁹ Eine angedachte Berufung nach Zürich scheiterte 1960, nachdem Ernst Ludwig Ehrlich (1921–2007) im Blick auf Herbert Brauns Qumran-Studien den Vorwurf des Antijudaismus ausgesprochen hatte.¹⁰

Von 1960 bis 1969 war Luise Schottroff(-Klein) (1934–2015) Assistentin Herbert Brauns in Mainz und sie stand auch der Familie Braun nahe.¹¹ Sie wurde

8 Gert Jeremias: Karl Georg Kuhn (1906–1976). In: Breytenbach und Hoppe: Neutestamentliche Wissenschaft (Anm. 2), S. 297–312, hier S. 306; Gerd Theißen: Neutestamentliche Wissenschaft vor und nach 1945. Karl Georg Kuhn und Günther Bornkamm. Heidelberg 2009, S. 51. Jeremias und ihm folgend Theißen schreiben, die Mainzer Fakultät habe Kuhn zunächst *primo loco* platziert, was nicht korrekt ist. Lukas Bormann: »Auch unter politischen Gesichtspunkten sehr sorgfältig ausgewählt«. Die ersten deutschen Mitglieder der *Studiorum Novi Testamenti Societas* (SNTS) 1937–1946. In: *New Testament Studies* 58 (2012), S. 416–452, hier S. 449: »Als die Theologische Fakultät auf Kuhns Schrift über das Judentum als weltgeschichtliches Problem aufmerksam wurde, verhinderte sie, dass Kuhn, der als Zweitplatzierte auf der Berufsliste nach der Absage des Erstplatzierten zum Zuge gekommen wäre, berufen wurde.« Zu Karl Georg Kuhn jetzt ausführlich Berndt Schaller: Christlich-akademische Judentumsforschung im Dienst der NS-Rassenideologie und -Politik. Der Fall des Karl Georg Kuhn. Hg. von Ulrich Kusche. Göttingen 2021 (= Jüdische Religion, Geschichte, Kultur 31), der die Umstände des Mainzer Berufungsverfahrens im Blick auf Karl Georg Kuhn gründlich aufarbeitet (S. 117–128). Theißen: Neutestamentliche Wissenschaft, S. 51f., rechnet es der Mainzer Fakultät hoch an, anders als die Fakultäten in Göttingen im Jahr 1949 oder in Heidelberg im Jahr 1954 die Aktenlage zu Kuhn kritisch gelesen und eine negative Berufsentscheidung getroffen zu haben.

9 Rudolf Bultmann – Günther Bornkamm. Briefwechsel 1926–1976. Hg. von Werner Zager. Tübingen 2014, S. 220f. Man muss bedenken, dass im SS 1950 an der KiHo Berlin etwa 500 regulär Studierende und zusätzlich Gasthörer immatrikuliert waren. Die KiHo Berlin war seinerzeit nach den Fakultäten in Tübingen, Göttingen und Heidelberg die viertgrößte Ausbildungsstätte für Evangelische Theologie in Deutschland.

10 S. u. Teil 1, S. 314–316.

11 Der 1960 im Alter von 26 Jahren gestorbene Sohn Dietrich Braun war bis dahin ihr Partner. Ihm und Willy Schottroff hat Luise Schottroff ihre erst 2012 publizierte Dissertation ge-

1969 hier habilitiert und trat nach erheblichen Verwerfungen in der Fakultät und in den evangelischen Landeskirchen¹² 1971 eine apl. Professur und 1973 eine Stelle als Wissenschaftliche Rätin und Professorin in Mainz an.¹³ Als herausragender Schüler Herbert Brauns ist Hans Dieter Betz (geb. 1931) zu nennen, der 1957 durch Vermittlung des damaligen Mainzer Seminarassistenten Eduard Lohse (1924–2015) an Herbert Braun in Mainz promoviert und 1966 habilitiert wurde.¹⁴ Hans Dieter Betz verbanden mit Herbert Braun das Insistieren auf der akademischen Freiheit des Wissenschaftlers und das religionsgeschichtliche Interesse an der Auslegung des Neuen Testaments.¹⁵ Zu der hermeneutischen und politischen Ausrichtung der Theologie seines Lehrers hingegen¹⁶ blieb Betz, der freilich bereits ab 1963 in Claremont/CA lehrte, stets distanziert. Wie Hans Dieter Betz mir gegenüber einmal sagte, war Braun eher abweisend, wenn mögliche Promovenden oder Habilitanden bei ihm vorstellig wurden. Ihn selbst habe Herbert Braun in der Dissertation bewusst über ein Thema aus dem hellenistischen Umfeld des Neuen Testaments arbeiten lassen, sozusagen als un-

widmet. Luise Schottroff: Die Bereitung zum Sterben. Studien zu den frühen reformatorischen Sterbebüchern. theol. Diss., Universität Göttingen 1960. Göttingen 2012 (= Refo500 Academic Studies 5).

- 12 Vgl. Esther Kobel: Seminarpapieraffäre, Solidaritätsaktionen und Sozialgeschichte. Ein Portrait der Neutestamentlerin Luise Schottroff in Mainz. In: Frauen an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Historische, biographische und hochschulpolitische Perspektiven. Hg. von Christian George, Sabine Lauderbach und Livia Prüll. Göttingen 2023 (= Beiträge zur Geschichte der Universität Mainz, Neue Folge 19) S. 129–163; Tobias Sarx: Reform, Revolution oder Stillstand? Die 68er-Bewegung an den Evangelisch-Theologischen Fakultäten in Marburg, Bochum und der Kirchlichen Hochschule Berlin. Stuttgart 2018, S. 182f.
- 13 Das Interesse an der sozialgeschichtlichen Auslegung vermittelte ihr, wie sie stets betonte, nicht Herbert Braun, sondern ihr Ehemann Willy Schottroff, Alttestamentler und studierter Archäologe, Semitist und Epigraphiker. Dieser war 1961 in Mainz promoviert und ebenda 1964 habilitiert worden. Nach einer Zeit als Privatdozent in Mainz wirkte er ab 1971 als Professor für Altes Testament in Frankfurt. Beide haben gemeinsam anlässlich des 80. Geburtstags eine zweite Festschrift für Herbert Braun herausgegeben und im Selbstverlag publiziert (Anm. 2).
- 14 Hans Dieter Betz lehrte von 1963 bis 1978 in Claremont/CA und ab 1978 in Chicago. In dem Streit um die Nachfolge Herbert Brauns in Mainz zog Hans Dieter Betz sich als Kandidat in einem Schreiben an den Dekan zurück. Das Habilitationsverfahren Hans Dieter Betz in Mainz verlief keineswegs geräuschlos und zeigt bereits viel von den Gegensätzen, die sich in der Mainzer Fakultät ausbildeten. In einem Brief an Ernst Käsemann vom 16. Februar 1973 schreibt Herbert Braun, die Fakultät habe seinerzeit, etwa im Jahr 1963 unter der Anführung des frommen Hans-Walter Wolff ›seinen Sohn‹ Betz schlicht ermorden wollen; abgedruckt bei Schottroff: Herbert Braun, S. 224 (Anm. 2).
- 15 Lesenswert ist der Rückblick auf den Lehrer Herbert Braun, dem Betz bereits 1953 in Mainz begegnete. Hans Dieter Betz: Vom wahren Lehrer. In: ders.: Synoptische Studien. Gesammelte Aufsätze Bd. II. Tübingen 1992, S. 68–76; ders.: Mein Weg in die neutestamentliche Wissenschaft. In: Neutestamentliche Wissenschaft. Autobiographische Essays aus der Evangelischen Theologie. Hg. von Eve-Marie Becker. Tübingen, Basel 2003, S. 41–48, hier S. 41f.
- 16 S. u. Teil 5, S. xx–yy.

abdingbare Voraussetzung für die Exegese neutestamentlicher Texte. Die Habilitation des letzten Assistenten Herbert Brauns, Gerd Petzke (geb. 1940), scheiterte in den Wirren der Fakultätspolitik der 1970er Jahre.

Herbert Braun unterhielt einen regen Briefverkehr mit Rudolf Bultmann und zählte zur Bultmann-Schule, auch wenn er wie etliche andere dieser sog. Schule nicht bei Rudolf Bultmann studiert oder akademische Qualifikationsarbeiten unter seiner Anleitung geschrieben hatte. Es waren gemeinsame Forschungsfelder (z. B. Entmythologisierung, existentielle Interpretation, historischer Jesus/kerygmatischer Christus, Gnosis, Religionsgeschichte, Kerygma-Theologie), umfangreiche Briefwechsel, regelmäßige Tagungen (Alte Marburger), Gutachten sowie Berufungspolitik, die weit mehr als die Hälfte der Neutestamentler in der Nachkriegszeit in Deutschland Teil der Bultmann-Schule sein ließ. Eine besondere Nähe bestand zwischen Herbert Braun und Ernst Käsemann (1906–1998), der von 1946 bis 1951 in Mainz gelehrt hatte. Zu gering wird allerdings nach meiner Einschätzung die Bedeutung des bereits 1934 gestorbenen akademischen Lehrers Ernst von Dobschütz bewertet, dessen Herbert Braun im Vorwort seines Buchs zum spätjüdischen und frühchristlichen Radikalismus (Bd. 1) dankbar gedenkt. Ernst von Dobschütz hat als prominenter Vertreter der liberalen Theologie das Christentum als sittliche Religion begriffen, er hat wie hernach auch Herbert Braun textkritisch, philologisch und religionsgeschichtlich gearbeitet.¹⁷ Es ist nach meiner Einschätzung absolut angemessen, Herbert Braun als liberalen Theologen in der Tradition der deutschen liberalen Theologie zu bezeichnen.¹⁸

Der folgende Beitrag beleuchtet vorwiegend die Zeit bis zur Emeritierung Herbert Brauns im Jahr 1971.¹⁹ Danach arbeitete Herbert Braun kontinuierlich und beharrlich an seinem großen Kommentar zum Hebräerbrief, der 1984 erschien.²⁰ Dieser gewaltige Kommentar (485 S.) bewegt sich mit seiner textkritischen, philologischen und religionsgeschichtlichen Ausrichtung ganz in der Tradition des *Handbuchs zum Neuen Testament* (HNT). Er erscheint auf weiten

17 Ernst von Dobschütz. In: Die Religionswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen. Bd. 4. Hg. von Erich Stange. Leipzig 1928, S. 31–62, hier S. 46: »Immer ausgehend von dem Grundgedanken, daß das Evangelium sittliche Religion in ihrer Vollendung darstellt, fand ich mich veranlaßt, gegen die heute verbreitete Anschauung Stellung zu nehmen, daß der Kultus schon im Urchristentum von besonderer Bedeutung gewesen sei.«

18 So auch Schottroff: Herbert Braun (Anm. 2); vgl. den Untertitel des Aufsatzes: Zu Größe und Grenzen einer liberalen Theologie; vgl. auch den Brief Herbert Brauns an Ernst Käsemann vom 16.02.1973: »Sehen Sie, ich mag in der Bultmann-Schule je länger je weniger das Theoretisieren über Hermeneutik« bei Schottroff: Herbert Braun (Anm. 2), S. 224. In diesem Brief beklagt Herbert Braun zudem den Antiliberalismus der Bultmann-Schule.

19 Dazu auch Karl Dienst und Otto Böcher: Vom Studium der Evangelischen Theologie in Mainz aus der Sicht ehemaliger Studenten. 2. Neues Testament. In: Jahrbuch der Hessischen Kirchengeschichtlichen Vereinigung 15 (1964), S. 94–123.

20 Herbert Braun: An die Hebräer. Tübingen 1984 (= Handbuch zum Neuen Testament 14).

Strecken wie eine Sammlung von textkritischen und religionsgeschichtlichen Belegen, deren Auswertung den Lesenden überlassen bleibt. Das theologische Profil des Hebräerbriebs erschließt sich bei der Lektüre des Kommentars hingegen nur spärlich. Bereits das 1971 erschienene Buch zu Philo von Alexandrien wird von Herbert Braun als Vorbereitung auf den Kommentar zum Hebräerbrieff verstanden.²¹

Wer Herbert Braun begegnete,²² traf auf einen kleinen, rundlichen Mann, freundlich zugewandt, gleichwohl kampfeslustig, mit wachen und interessierten Augen, einen Weinliebhaber, dessen Pfeife stets griffbereit war.



Abb. 1: Herbert Braun. © Fotograf: Albrecht Grözingen.

Sein literarisches Werk ist enorm breit und lässt an einen Wissenschaftler denken, der – wie es in der Zeit üblich war – beharrlich seine Zettelkästen füllte und hernach in Bücher überführte. Dieses Bild ist nicht falsch. Seine Hermeneutik allerdings führte ihn zu einer radikalen existentialen Interpretation, die ihm

21 Herbert Braun: *Wie man über Gott nicht denken soll*. Dargelegt an Gedankengängen Philos von Alexandria. Tübingen 1971. Das Buch imponiert durch unglaubliche gedankliche Dichte, auf 128 Seiten begegnen 905 Fußnoten. Braun hat für diese Untersuchung das gesamte Werk Philos herangezogen. Auffällig ist freilich auch in dieser Arbeit die negative Sicht auf das jüdische Gottesverständnis des hellenistisch-jüdischen Philosophen Philo.

22 Ich bin Herbert Braun nur einmal im Jahr 1980 anlässlich eines Vortrags in Göttingen begegnet. Anschließend habe ich ihn zum Hotel gebracht, vor dem wir dann im Auto etwa eine halbe Stunde sitzen blieben und er sich höchst angeregt mit mir, einem jungen Doktoranden, äußerst zugewandt unterhielt.

erhebliche mediale Aufmerksamkeit schenkte und das Attribut ›gottloser Theologie‹ eintrug, wogegen er sich im Rahmen seines Verständnisses nicht wehrte, sondern dieses vielmehr bejahte.

1. Qumran – spätjüdisch-häretischer Radikalismus

Ein ausgeprägtes religionsgeschichtliches Interesse hatte schon die Kirchliche Hochschule Berlin bei Herbert Braun vermerkt.²³ Dieses, sowohl auf den frühjüdischen als auch auf den griechisch-hellenistischen Raum bezogene Forschungsgebiet gewann in Mainz vom ersten Semester an einen gewichtigen Schwerpunkt und unterschied Herbert Braun von etlichen Fachkollegen seiner Zeit. Überdies war Herbert Braun der einzige Wissenschaftler der Bultmann-Schule, der ausgesprochen produktiv über die Qumran-Texte gearbeitet hat und dies zu einer Zeit, als es noch keine verlässlichen Editionen gab, sondern erst Photographien der Texte und erste Transkriptionen durch Millar Burrows (1889–1980). Bereits die Mainzer Antrittsvorlesung²⁴ widmete sich den erst kürzlich gefundenen Schriftrollen von Qumran und markierte einen Arbeitsbereich, der Braun ein Jahrzehnt lang beschäftigen sollte. Das Vorlesungsverzeichnis für das SS 1953 notiert neben der vierstündigen Vorlesung zum Römerbrief eine Übung zu den Psalmen Salomos (zweistündig) und ein Seminar zur Wortgeschichte von *planaō* außerhalb und innerhalb des NT.²⁵ Bereits im Jahr 1957 erschien zweibändig *Spätjüdisch-häretischer und frühchristlicher Radikalismus. Jesus von*

23 Viele Fachkollegen notieren in Besprechungen und Rezensionen ausgesprochen anerkennend, dass Herbert Braun sowohl innerhalb des palästinischen und hellenistischen Frühjudentums als auch in der griechisch-hellenistischen Literatur bestens ausgewiesen sei. Beim Studium seiner Schriften fällt von Anfang an auf, dass Braun in den Fußnoten die Texte aus der Umwelt des Neuen Testaments nie einfach nur durch Angabe der Belegstelle nennt, sondern die Texte im Wortlaut umfänglich zitiert. Er selbst bemerkt im Vorwort seines Aufsatzbandes (Anm. 3): »Die Aufsätze gehen von der Voraussetzung aus, daß das Neue Testament nur dann recht verstanden wird, wenn man seine religiöse Umwelt mitbedenkt« (Vorwort).

24 Die Antrittsvorlesung vom 11. Juni 1953 zum Thema ›Umkehr in spätjüdisch-häretischer und in frühchristlicher Sicht‹ wurde nach einer Erstveröffentlichung in der Zeitschrift für Theologie und Kirche 50 (1953), S. 243–258, wieder abgedruckt in: Braun: Gesammelte Studien (Anm. 3), S. 70–85 (vgl. S. 70 Anm. 1).

25 Dienst und Böcher: Vom Studium (Anm. 17), listen alle Lehrveranstaltungen semesterweise auf; ebenso Karl Dienst: Die Anfänge der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Mainz. Darmstadt, Kassel 2002, S. 81–85 (= Quellen und Studien zur hessischen Kirchengeschichte 7). Herbert Braun bot in jedem Semester ein Hellenisticum an, in dem er jüdisch-hellenistische, griechisch-hellenistische, mandäische und lateinische Texte mit den Studierenden las und sie gelegentlich mit neutestamentlichen Texten verglich. Ab dem SS 1960 wurde diese Lehrveranstaltung im Fach Allgemeine Religions- und Missionswissenschaft angeboten.

*Nazareth und die essenische Qumransekte*²⁶ und 1966, ebenfalls in zwei Bänden, *Qumran und das Neue Testament*²⁷. In den beiden letzteren Werken ist die bis dahin erschienene wissenschaftliche Literatur zu Qumran recht umfassend verarbeitet worden (vgl. das Vorwort Band I und das Literaturverzeichnis Band II 5–10)²⁸.

Innerhalb der deutschen Forschungsgruppe zu Qumran erscheint Herbert Braun in einer gewissen Sonderrolle. Es war zunächst Karl Georg Kuhn, promovierter Orientalist und habilitiert für Orientalische Sprachen, der 1949 in Göttingen und ab 1954 in Heidelberg Theologen, Altphilologen, Ägyptologen und Papyrologen zu einer ausgesprochen produktiven Arbeitsgemeinschaft versammelte, die dann ab 1957 in die Qumran-Forschungsstelle in Heidelberg mündete, in der sich nahezu alle bedeutenden Qumran-Forscher Deutschlands wiederfanden. Mit dem Wechsel des Kuhn nachfolgenden Leiters Hartmut Stegemann (1933–2005) 1971 von Heidelberg nach Marburg und sodann 1980 nach Göttingen wurde die Forschungsstelle jeweils dorthin überführt. Herbert Braun hatte, soweit heute noch zu erkennen ist, keinen wirklichen Kontakt zu der Qumran-Forschungsstelle. Gleichwohl zählen seine Studien zu Qumran zu den grundlegenden frühen Arbeiten der internationalen Qumran-Forschung. Herbert Brauns Blick auf die neu entdeckten Texte aus Qumran ist weitgehend als Vergleich dieser neuen jüdischen Texte und der hinter ihnen stehenden Gruppe mit der Jesusbewegung und dem Neuen Testament angelegt. Die beiden frühen Bände atmen noch die erste Einschätzung der Forschung, in den Qumrantexten einer jüdischen, häretischen Sekte zu begegnen. Ihr Gruppenbewusstsein, ihre theologischen Themen und ihr Radikalismus forderten geradezu den Vergleich mit der frühen Jesusbewegung und dem entstehenden Christentum als einer gleichfalls in vielem radikalen und randständigen Gruppe heraus. Herbert Braun stellt in Band 1 mit Blick auf Abot I–IV, Essenertexte aus Philo und Josephus sowie auf drei Textkomplexe aus den Qumranschriften (1 QS, 1 QpHab und CD) dar, wie Toragehorsam grundsätzlich sowie in den Einzelbestimmungen gesehen wurde und welche Auswirkung dies auf das Verständnis von Mensch und Gott hatte. Band 2 unterwirft die synoptischen Texte den gleichen Fragen. Am Verfahren des religionsgeschichtlichen Vergleichs orientiert sich Herbert Braun auch in Band 1 des Werks *Qumran und das Neue Testament*, indem er in Kate-

26 Herbert Braun: Spätjüdisch-häretischer und frühchristlicher Radikalismus. Jesus von Nazareth und die essenische Qumransekte. Bd. 1: Das Spätjudentum; Bd. 2: Die Synoptiker. Tübingen 1957 (= Beiträge zur historischen Theologie 24). In beiden Bänden umfasst der Fußnotenanteil, in dem die wissenschaftliche Diskussion minutiös geboten und geführt wird, geschätzt 75 % des Gesamttextes.

27 Herbert Braun: Qumran und das Neue Testament. 2 Bde. Tübingen 1966.

28 Herbert Braun: Qumran und das Neue Testament. Ein Bericht über 10 Jahre Forschung (1950–1959). In: Theologische Rundschau 29 (1963), S. 142–176.

nenform von Matthäus bis zur Apokalypse Parallelen zu den Texten Qumrans zusammenträgt und Bewertungen der Qumran-Forschung zu den jeweiligen Texten anführt. Dieses Werk wurde bald zu einem unerlässlichen lexikalischen Hilfsmittel für Neutestamentler. Band II wiederum orientiert sich an der Methode des Religionsgeschichtlichen Vergleichs im Blick auf 19 unterschiedliche Themen.²⁹ In den abschließenden Erwägungen benennt Herbert Braun die Grenzen des Vergleichs, der um die Gefahr des Überlegenheitsgestus religiöser Ansprüche weiß: »Das Gespräch zwischen Qumran und dem Neuen Testament ist sinnvoll zu führen nur von der Frage her: wie ist hüben und drüben der Mensch gesehen?«³⁰ Bei diesem Ansatz könne man nachvollziehen, weshalb zu dem von Jesus vorgestellten Gott oder zu den Auslegungen Jesu durch Paulus und Johannes Ja gesagt und zu Qumrans Auffassung Nein gesagt werde.

2. Post Bultmann Locutum

Am 13. Februar 1964 fand in der Johannes Gutenberg-Universität Mainz eine Diskussion zwischen den Professoren Helmut Gollwitzer (1908–1993) (Freie Universität Berlin) und Herbert Braun statt, die im Nachhinein als »für die Zuhörer erregend und mitreißend«³¹ bewertet wurde. Die Diskussion greift auf etliche Aufsätze Herbert Brauns zurück, die dieser in den Jahren zuvor publiziert hatte und die in einem 1962 erschienenen Aufsatzband wiederabgedruckt waren.³² Die das Streitgespräch wiedergebende und die darauf Bezug nehmend von Horst Symanowski³³ (1911–2009) herausgegebene Publikation stellt mittels einer

29 Der langjährige Leiter der Qumran-Forschungsstelle sowohl in Heidelberg als auch in Marburg und Göttingen, Hartmut Stegemann: *Die Essener, Qumran, Johannes der Täufer und Jesus. Ein Sachbuch*. Freiburg i. Br. 1993, S. 381, würdigt Band II im Rückblick dreißig Jahre später: »Bereits hier findet sich fast alles, was gegenwärtig erneut erörtert wird.«

30 Braun: *Qumran und das Neue Testament*. Bd. II (Anm. 25), S. 362.

31 Horst Symanowski: Vorwort. In: Ders.: *Post Bultmann Locutum*. Hamburg 1965. 3. Aufl. 1969 (= *Theologische Forschung* 37, Bd. 1). Auch Helmut Gollwitzer spricht rückblickend der akademischen Disputation in Mainz eine »herausragende Bedeutung« zu; Helmut Gollwitzer: *Skizzen eines Lebens. Aus verstreuten Selbstzeugnissen gefunden und verbunden von Friedrich-Wilhelm Marquardt, Wolfgang Brinkel und Manfred Weber*. Gütersloh 1998, S. 273.

32 Braun: *Gesammelte Studien* (Anm. 3).

33 Horst Symanowski (geb. 8. September 1911 in Nikolaiken, Ostpreußen; gest. 13. März 2009 in Mainz) war ein deutscher evangelischer Pfarrer (seinerzeit in Mainz-Kastel), zuvor in Ostpreußen Mitglied der Bekennenden Kirche (BK), Widerstandskämpfer gegen das NS-Regime und Pfarrer. Seine Freundschaft mit Herbert Braun reichte zurück in die gemeinsame ostpreußische Zeit. Symanowski gehörte innerhalb der EKD in der Nachkriegszeit zu den wichtigsten Theologen der kirchlichen Industrie- und Sozialarbeit. 2003 wurden er und seine 1999 verstorbene Ehefrau für ihren Einsatz zur Rettung von Juden durch die Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem zu »Gerechten unter den Völkern« ernannt.

Tonbandaufzeichnung zunächst drei einleitende Thesen Herbert Brauns dar und sodann die Diskussion zwischen beiden Professoren.

Die (aus heutiger Sicht unspektakulären) Thesen³⁴ lauten:

- a) »Das Neue Testament kann weithin nicht wörtlich verstanden werden; denn es ordnet sich in seinen Verstehensweisen der Umwelt ein; es umschließt im Kanon Aussagen, die als Vorstellungen untereinander unvereinbar sind; es zeigt damit, daß die späteren die früheren Schriftsteller schon innerhalb des Kanons nicht wörtlich nehmen.
- b) Das rechte Verstehen des Neuen Testaments hängt auf dem Boden des Neuen Testaments selber nicht ab von der Annahme der Vorgegebenheit: es sei der überweltliche Gott, der im Neuen Testament rede und in die Welt eingreifend handle.
- c) Die Abwehr des Verdachtes der Illusion und die Gewinnung der Autorität leitet sich nicht von einem vorher gegebenen und im voraus zu akzeptierenden Gott und seinem als solches anzuerkennenden Wort her, sondern von dem *Geschehen* des mich in die Sache hineinziehenden Hörens; diesem Geschehen ist Gott inne.«

Vorausgegangen war dieser Diskussion bereits eine ausführliche Auseinandersetzung mit Herbert Brauns theologischen Arbeiten vor 1964 durch Helmut Gollwitzer, in denen dieser neben der Individualisierung und Reduzierung der Eschatologie auf den Augenblick der Gegenwart die konsequente Durchführung der existentialen Interpretation und der Entmythologisierung als »Verwandlung der neutestamentlichen Botschaft in eine anthropologische Theorie« beklagte.³⁵ Auch im Nachgang der Diskussion beider Professoren bewegten Herbert Brauns Ausführungen die Theologie, wie etwa in Heinz Zahrnt (1915–2003) Darstellung aus dem Jahr 1966 noch nachzulesen ist.³⁶ Heute wird man urteilen müssen, dass in anderen, etwa gleichzeitig verfassten Aufsätzen Brauns Position klarer und prägnanter zur Sprache kommt als in der Diskussion. Die in den Thesen und der Diskussion vorgetragene klare Absage an die Vorstellung einer Einheit der neutestamentlichen Botschaft und einer normativen Vorgabe des biblischen Textes als einer Autorität sollten ab jetzt deutlich die Kritik konservativer Kreise in Deutschland an Braun begründen.

Brauns einer Hermeneutik des Verstehens verpflichtete Thesen zielen auf das kursiv gedruckte ›Geschehen‹, also auf die Begegnung eines Menschen mit dem biblischen, von Menschen geschriebenen Text. Zum Verstehen des Textes

34 Symanowski: Post Bultmann (Anm. 29), S. 11.

35 Helmut Gollwitzer: Die Existenz Gottes im Bekenntnis des Glaubens. 5. Aufl. München 1968 (= Beiträge zur evangelischen Theologie 34), S. 27.

36 Heinz Zahrnt: Die Sache mit Gott. Die protestantische Theologie im 20. Jahrhundert. München 1972 (Nachdruck), S. 297–314.

komme es, indem der Mensch sich vom Text überwinden lasse. Es sei nun aber nicht Gott, der autoritativ hinter dem Text stehe, vielmehr sei Gott eine Chiffre dafür, dass in der Begegnung mit dem Text sich dessen Inhalt autorisiert. Konkret bezieht Braun diesen Ansatz auf das Wort aus dem 1. Johannesbrief: Gott ist Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott. Während Braun aus diesem Wort eine Gleichsetzung, wo Liebe geschieht, da ist Gott (S. 32), ableitet, hält Gollwitzer an der grammatischen Struktur des Satzes fest, in der Gott eben als Subjekt angesprochen ist und der Welt gegenübersteht (S. 31).

In der Diskussion und in etlichen frühen Aufsätzen gewinnt Herbert Brauns konsequent weitergedachte existentielle Interpretation Konturen. Herbert Braun hat sich auf einem Vortrag bei den Alten Marburgern im Jahr 1960 in einem hier ausschnittsweise zitierten Fazit klar positioniert:

»Gott heißt dann vielmehr das Woher meines Umgetriebenseins. Mein Umgetriebensein aber ist bestimmt durch das ›Ich darf‹ und ›Ich soll‹; bestimmt durch Geborgensein und durch Pflicht. Geborgensein und Pflicht aber kommt nicht zu uns aus dem Weltall, sondern vom anderen her, vom Mitmenschen [...] Ich kann von Gott nur reden, wenn ich vom Menschen rede; also anthropologisch [...] Das hieße dann aber: der Mensch als Mensch, der Mensch in seiner Mitmenschlichkeit, impliziert Gott. Gott wäre dann eine bestimmte Art der Mitmenschlichkeit. Der *Atheist* verfehlt den Menschen.«³⁷

Willy Schotttroff schreibt: »In diesen Aufsätzen denkt Herbert Braun das Bultmannsche Programm der Entmythologisierung in einer konsequenten und radikalen Weise weiter, die auch vor der Gottesvorstellung nicht haltmacht.«³⁸ Gerd Theißen (geb. 1943) konstatiert zu Herbert Braun: »Gott verlor seine Transzendenz.«³⁹

Diese Verdichtung auf die Formel ›ich darf – ich soll‹ als »Grundakkord«⁴⁰ oder »Cantus firmus«⁴¹ von Geborgensein und Pflicht als das Eigentliche der Verkündigung Jesu und aller Texte des Neuen Testaments durchzieht das Werk Herbert Brauns. »Neben dem rigorosen ›Du sollst‹ steht also das schrankenlose ›Du darfst‹.«⁴² Die ethischen Forderungen ruhen auf einem Gehaltenwerden und

37 Herbert Braun: Die Problematik einer Theologie des Neuen Testaments. In: Ders.: Gesammelte Studien (Anm. 3), S. 325–341, hier S. 341; wiederabgedruckt in: Das Problem der Theologie des Neuen Testaments. Hg. von Georg Strecker. Darmstadt 1975 (= Wege der Forschung 367), S. 405–424.

38 Schotttroff: Herbert Braun (Anm. 2), S. 218.

39 Theißen: Neutestamentliche Wissenschaft (Anm. 8), S. 152.

40 Herbert Braun: Jesus – der Mann aus Nazareth und seine Zeit. Um zwölf Kapitel erweiterte Ausgabe. Gütersloh 1988, S. 56.

41 Herbert Braun: Vom Verstehen des Neuen Testaments. In: Ders.: Gesammelte Studien (Anm. 3), S. 283–298, hier S. 296. Helmut Gollwitzer: Krummes Holz – Aufrechter Gang. München 1972, S. 204 Anm. 32, spricht von der »Lieblingsformel« Herbert Brauns.

42 Braun: Vom Verstehen (Anm. 39), S. 295; in der Sache bereits bei Braun: Radikalismus. Bd. 2 (Anm. 24), S. 132–135.

auf Zuspruch. Gleichzeitig wendet sich diese Verdichtung scharf gegen jegliche metaphysische, transzendente Rede von Gott wie auch gegen Vergegenständlichungen innerhalb der Gotteslehre. »Gott wird verstanden nicht als heilige Gegebenheit, sondern im Koordinatensystem des ›Ich darf‹ und ›Ich soll‹.«⁴³ Im Lesen des Neuen Testaments begegnet dieser Grundakkord und stellt den Menschen vor die Entscheidung, sein Leben unter dieser Formel auszurichten oder sich davor zu verweigern. Gott ist nach Herbert Braun dort, wo ein Mensch sich in Liebe engagiert, in einer bestimmten Art der Mitmenschlichkeit. Gott ist jedoch kein Sein an sich.⁴⁴

Gollwitzers Kritik an Braun bekräftigt das Festhalten an Gott als einem Gegenüber, das ist und das nicht in das Humanum aufgelöst werden kann und darf. Braun hingegen kann jetzt im neuen Koordinatensystem sagen: »Wie belanglos nimmt sich angesichts dieses Geschehens die atheistische Position aus; wie fade aber auch das, was sich weltanschaulich Theismus nennt!«⁴⁵ In der 1964 erschienenen Festschrift für Rudolf Bultmann hat Herbert Braun im Nachgang zur Diskussion eine umfangreiche Antwort an Helmut Gollwitzer verfasst.⁴⁶ Hier bekräftigt er abermals, dass er eine Transzendierung des Schriftwortes auf eine Person Gott hin ablehne. »So bleibe ich in der Tat entschlossen in dem diesseitigen Rahmen und halte diesen Rahmen für naturgesetzlich und historisch geschlossen [...]«⁴⁷. »Gott ist nicht in einem räumlichen Außerhalb der Welt; es gibt kein Gotteswort, das uns nicht als Menschenwort entgegenträte und das also nicht *secundum hominem recipientem* gestaltet wäre.«⁴⁸

Die Mainzer Diskussion führte dazu, dass »sich gegen ihn (Herbert Braun) in den letzten Jahren fast so etwas wie eine kirchlich-theologische Einheitsfront gebildet (hat), in der Lutheraner und Reformierte, Hochkirchler und Barthianer, Liturgiker und Pietisten, Oberkirchenräte und Professoren [...] in einer seltsamen Waffenbrüderschaft zusammenstehen [...]«.⁴⁹ Die Vorwürfe lauteten, Herbert Braun betreibe eine konsequente Entmythologisierung, die zu einer Entleerung der Texte führe und er löse Theologie in Anthropologie auf. Das berühmte gewordene, in der Bultmann-Schule unterschiedlich aufgenommene

43 Braun: Vom Verstehen (Anm. 39), S. 249.

44 Es ist an dieser Stelle wichtig zu betonen, dass die Grundgedanken dieser theologischen Ausrichtung zeitlich und sachlich noch vor Bultmanns Programm der Entmythologisierung (1941) entstehen; dazu Schottroff: Herbert Braun (Anm. 2), S. 206.

45 Braun: Vom Verstehen (Anm. 39), S. 298.

46 Herbert Braun: Gottes Existenz und meine Geschichtlichkeit im Neuen Testament. Eine Antwort an Helmut Gollwitzer. In: Zeit und Geschichte. Dankesgabe an Rudolf Bultmann. Hg. von Erich Dinkler. Tübingen 1964, S. 399–421.

47 Braun: Gottes Existenz (Anm. 44), S. 415.

48 Ebd., S. 416.

49 Zahrnt: Sache (Anm. 34), S. 305.

Diktum Herbert Brauns⁵⁰, im Neuen Testament sei die Anthropologie die Konstante, die Christologie hingegen die Variable,⁵¹ leistete solchen Einwürfen Vorschub. Braun bezieht diese Konstante auf das glaubende Selbstverständnis als eines je und je sich vollziehenden Ereignisses, die Variable hingegen auf die unterschiedlichen, ja in sich disparaten Christusbilder des Neuen Testaments. Herbert Braun stand ab jetzt zunehmend im Fokus des publizistischen und medialen Interesses und galt seinerzeit, zumal etwa der Präses der Evangelischen Kirche im Rheinland Joachim Beckmann (1901–1987) ihm »nur noch das Zeugnis des Glaubens – und die Abwehr eines gefährlichen, die Grundlagen der Kirche aufhebenden Irrtums«⁵² entgegenwarf, für viele als der bekannteste Theologe in Deutschland (s. u.).

3. Jesus – der Mann aus Nazareth und seine Zeit

Im Jahr 1969 erschien Herbert Brauns auf einen breiten, »nichttheologischen« (Vorwort) Leserkreis ausgerichteten Jesusbuch als Band 1 der Reihe *Themen der Theologie*, verfasst in dem vorangehenden Jahr während einer Gastprofessur in Claremont und in Chicago. In einer Taschenbuchausgabe des Gütersloher Verlagshauses unter gleichem Titel im Jahr 1988 wurde der Text unverändert als Teil 1 übernommen, aber um einen etwa gleich umfangreichen Teil II erweitert, in dem Schwerpunkte der neutestamentlichen Botschaft »für ein Laienpublikum« (Vorwort) dargestellt werden.⁵³

In der Einführung betont Herbert Braun ein Doppeltes: Einerseits liege ihm nur daran, den Menschen Jesus zu thematisieren. Von christologischen Hoheitstiteln oder gar einer Christologie sei also abzusehen. »So ist denn unser Ausgangspunkt hier beim *Menschen* Jesus [...] Der wirkliche Mensch Jesus ist

50 Zustimmend Rudolf Bultmann: Das Verhältnis der urchristlichen Christusbotschaft zum historischen Jesus. In: Ders.: *Exegetica. Aufsätze zur Erforschung des Neuen Testaments*. Hg. von Erich Dinkler. Tübingen 1967, S. 445–469, hier S. 463. Vehement gegen Braun und Bultmann dann Ernst Käsemann: Sackgassen im Streit um den historischen Jesus. In: Ders.: *Exegetische Versuche und Besinnungen*. Bd. II. 3. Aufl. Göttingen 1970, S. 31–68, hier S. 42. Bultmann stellt in seinem Aufsatz fest, dass Herbert Braun die Intention der existentialen Interpretation »am konsequentesten« (S. 463) durchgeführt habe.

51 Herbert Braun: Der Sinn der neutestamentlichen Christologie. In: Ders.: *Gesammelte Studien* (Anm. 3), S. 243–282, hier S. 272.

52 Hans-Joachim Dörger: Schmä und Lob. Theologie in der publizistischen Öffentlichkeit. Beispiel: Herbert Braun. In: Betz und Schottroff: *Neues Testament* (Anm. 3), S. 143–161, hier S. 146; auch Schottroff: Herbert Braun (Anm. 2), S. 222.

53 Herbert Braun: *Jesus – der Mann aus Nazareth und seine Zeit*. Stuttgart 1969 (= *Themen der Theologie* 1). 2. Aufl. 1984. Um zwölf Kapitel erweiterte Ausgabe Gütersloh 1988 (= Gütersloher Taschenbuch 1422). Eine japanische Übersetzung erschien 1970, eine koreanische 1972 und eine englische 1979.

die eindeutige Basis des Neuen Testaments.«⁵⁴ Im Licht dieser Vorgabe gewinnt der Titel in seiner Kontextualisierung etwas Programmatisches: Mann, Nazareth, Zeit. Andererseits konzidiert Herbert Braun jedem, der sich auf das Buch einlässt, ein Vorverständnis, bittet aber, »offen zu sein für das, was von dieser Gestalt [Jesu] her auf uns zukommt.«⁵⁵

Der Wunsch, wieder zu dem echten und unverfälschten Menschen Jesus, dem Juden aus Nazareth vorzudringen, bewegt sich in Bahnen der Jesusforschung der liberalen Theologie. Herbert Braun betont, dass das Jesusbild, sobald es den Rahmen Palästinas überschritten hatte, mit Elementen hellenistischer Propaganda angereichert wurde, insbesondere im Blick auf den göttlichen Menschen. Die Möglichkeit der Unterscheidung von echten und unechten Jesusworten in den Evangelien teilt Braun mit der Exegese seiner Zeit, erkennt aber in dieser Aufgabe »ein Sachlichkeit verlangendes Handwerk, das man beherrschen und sauber und sensibel ausüben muß.«⁵⁶

Der Inhalt der Kapitel des Jesusbuchs ist hier nicht zu wiederholen. Herbert Braun orientiert sich an der Wortüberlieferung und ihren ethischen Themen, klammert hingegen jegliche christologische Interpretation und die Wunderüberlieferung aus. Die Apokalyptik sei ein Irrtum Jesu gewesen. Bereits in den frühen Arbeiten zu Qumran, aber auch im Jesusbuch wird die kultische und nomistische Ausrichtung des Judentums des Zweiten Tempels, von der Jesus sich leuchtend abhebt, oftmals kritisiert, was neben weiteren Beobachtungen Herbert Braun auch den Vorwurf des Antijudaismus eintrug. Die Reduktion Gottes auf Existenzbegegnung und Ethik hat von Anfang an immer eine antiliturgische und antikultische Stoßrichtung gehabt. Kultisches Denken und kultisches Handeln – Waschungen, Speisegebote, Sabbatsitten, Fasten und Beten – all das erübrigt sich angesichts der Verkündigung Jesu. Allerdings unterschied sich Herbert Braun in dieser Hinsicht und in dieser Zeit im Ansatz nicht grundlegend von anderen Exegeten der Bultmann-Schule, in der das sog. Differenzkriterium die Eigenheit Jesu in seiner Differenz zum Judentum betont wurde. »Wo es notwendig ist, wird die Überlieferung der Ältesten, wird aber auch das alttestamentliche Gesetz von ihm selber außer Kurs gesetzt.«⁵⁷ Jesus »gewinnt Autorität durch das, was er fordernd und befreiend dem Menschen zu sagen hat. Gott aber ist nicht die Begründung dieser Autorität Jesu, er ist der Ausdruck für diesen Weg, den ein Mensch gehorchend und bescheiden gehen kann.«⁵⁸

54 Braun: Jesus 1988 (Anm. 51), S. 11.

55 Ebd., S. 12.

56 Ebd., S. 30.

57 Ebd., S. 67.

58 Ebd., S. 130f.

4. Unerträglicher Antijudaismus

Willy Schottroff zählt zu den Schwächen der Theologie Herbert Brauns sowohl eine Verweigerung, sich auf politische und soziale Themen der Zeit einzulassen (atomare Hochrüstung, Dritte Welt, Vorwurf eines ›uneinsichtigen Antikommunismus‹), als auch eine massive antijudaistische Grundierung der Theologie, die er bei aller Sympathie für Herbert Braun als ›unerträglich‹ brandmarkt.

»In dieser Frage war Herbert Braun weder besonders originell noch besonders aggressiv, aber die gängigen Vorurteile des christlichen Antijudaismus gewinnen bei ihm ein besonderes Gewicht, weil er das Eigenprofil Jesu wie des Neuen Testaments überhaupt methodisch über eine Konfrontation mit dem Judentum herauszuarbeiten versuchte, wobei ihm das Judentum jener Zeit zwangsläufig zu einer negativen Kontrastfolie geriet, die ihre Konturen durch die Aufnahme verbreiteter Klischees erhielt. Was seinen theologischen Antijudaismus zugleich so sinnenfällig wie unerträglich macht, ist die schonungslose Offenheit, mit der er diese Vorurteile aussprach, als seien sie begründete Wahrheiten.«⁵⁹

Zu diesen Vorurteilen zählt Schottroff etliche, bei Herbert Braun begegnende, das Judentum als Leistungsreligion und Gott als Krämer grob perhorreszierende Sätze, von denen dieser auch bei Widerspruch nicht abrückte. Der Judaist und Historiker Ernst Ludwig Ehrlich erkannte bei Herbert Braun eine anti-judaistische Geisteshaltung.⁶⁰ Dieser allerdings bekräftigte in seiner Antwort nur die Gewissheit, die jüdischen Quellen sachgemäß ausgelegt zu haben.

5. Gefürchtet und verlästert. Schmäh und Lob

Herbert Brauns unerschrockene Radikalisierung der existentialen Interpretation und seine markigen und kritischen Aussprüche zu vielen Teilen des christlichen Glaubensbekenntnisses und der biblischen Überlieferung trugen ihm von Seiten der Universitätstheologie und der Kirchen heftigen Gegenwind ein, den er gelassen aushielt. Bald sprach man von einer spezifischen ›Mainzer Theologie‹, gerne auch wegen der vermeintlich atheistischen und antisakramentalistischen Ausrichtung ›oben ohne-Theologie‹ genannt, und dies wiederum führte zu einem immensen medialen und publizistischen Echo, in dessen Folge Herbert Braun für einige Jahre zu dem vielleicht bekanntesten zeitgenössischen Theologen wurde. Ein Bekanntheitsgrad, der freilich ebenso schnell anstieg, wie er

⁵⁹ Schottroff: Herbert Braun (Anm. 2), S. 228.

⁶⁰ Ernst Ludwig Ehrlich: Ist der Anti-Judaismus in Deutschland universitätsfähig? Christlich-jüdisches Forum. In: Mitteilungsblatt der Christlich-Jüdischen Arbeitsgemeinschaft in der Schweiz 22 (1960), S. 4–6.

wieder verebbte. Hans Joachim Dörger (geb. 1943) hat das Material in der Presse zusammengestellt und ausgewertet und sich dabei einer Sammlung bedient, die Herbert Braun angelegt und der er den Namen ›Schmäh und Lob‹ gegeben hatte.⁶¹ Welcher Theologe ist jemals in der FAZ, der Frankfurter Rundschau, dem Stern, dem Spiegel, der Süddeutschen, der Welt, epd etc. Thema geworden, wer hat jemals das Gespräch in der Öffentlichkeit, in den Kirchen und in der Gesellschaft so sehr befeuert wie Herbert Braun? »Im letzten Jahr wurde mehr über Gott geredet als je zuvor«, schrieb der Stern 1967.

Seit langem standen Rudolf Bultmann und sein Programm der Entmythologisierung in der Kritik der konservativen Pfarrerschaft, etlicher Kirchenleitungen und der Gemeinden. Eine förmliche Verurteilung Bultmanns durch die VELKD konnte 1952 nur mit Mühe abgewendet werden.⁶² In den 1960er Jahren gerieten zunehmend die Mainzer Theologinnen und Theologen Herbert Braun, Dorothee Sölle (1929–2003) (Lehrauftrag in Mainz),⁶³ Luise Schottroff, Gert Otto (1927–2005), Ernst Käsemann, Herbert Braun, Manfred Mezger (1911–1996) u. a., die Bultmanns Programm im Ansatz verpflichtet waren, als sog. Links-Bultmannianer freilich weit darüber hinausgingen, ins Visier der Öffentlichkeit.⁶⁴ Die mediale Aufmerksamkeit dieser Personen und der durch sie vertretenen modernen Theologie führte am 12. Januar 1966 zur Gründung der Bekenntnisbewegung ›Kein anderes Evangelium‹ (Galater 1,6) in Hamm (Westfalen) und zu einer Großkundgebung in der Dortmunder Westfalenhalle am 6. März 1966 mit über 20.000 Besuchern, darunter 1.000 Posaunenbläsern. Im folgenden Jahr eskalierte der Streit, seitdem Dorothee Sölle – Anregungen Herbert Brauns aufgreifend – in Deutschland die ›Gott ist tot‹-Theologie in Verbindung mit einer politischen, betont diesseitigen Theologie vortrug.⁶⁵

Innerhalb der Mainzer Fakultät bestand ein tiefer Graben zwischen dem konservativen Flügel und dem Kreis um Herbert Braun, Manfred Mezger, Gert Otto u. a. Noch für die 1970er Jahre konstatiert Wolfgang Stegemann (geb. 1945), seinerseits von 1973 bis 1977 Assistent in Mainz, einen »Lagerkampf« zwischen Anhängern der kritischen Theorie und dem konservativen Kreis und einer

61 Dörger: Schmäh und Lob (Anm. 50).

62 Dazu Konrad Hammann: Rudolf Bultmann. Eine Biographie. Tübingen 2009, S. 425.

63 Dazu ausführlich Esther Kobel: »Links und eine Frau – das muß bestraft werden«. Kontroversen um einen Lehrauftrag für Dorothee Sölle an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der JGU Mainz in den frühen Siebzigerjahren. In: Mainzer Evangelisch-Theologische Zeitschrift 6 (2020/21), S. 97–121.

64 Es ist wichtig zu wissen, dass konservative theologische Kreise bereits die Berufung des Bultmannianers Herbert Braun an die KiHo Berlin mit Argwohn begleitet hatten; dazu Breitschwerdt: Theologisch konservativ (Anm. 5), S. 531.

65 Ausführlich dazu Gisa Bauer: Evangelikale Bewegung und Evangelische Kirche in der Bundesrepublik Deutschland. Geschichte eines Grundsatzkonfliktes (1945–1989). Göttingen 2012.

zwischen beiden sich ansiedelnden Gruppe, der er sich angeschlossen hatte.⁶⁶ Um die Stimmung dieser Zeit und die Positionierung Herbert Brauns einzufangen, soll eine von Willy Schottroff festgehaltene Anekdote abschließend stehen:

Der Alttestamentler Hans Walter Wolff (1911–1993) und Herbert Braun »sind in Mainz Antipoden gewesen und haben den in ihrer unterschiedlichen Theologie und Lebensweise begründeten Konflikt auf ihre Weise ausgetragen. Beispielsweise begann der von missionarischem Eifer beseelte und ganz auf die Bekehrung seines von ihm als gottlos angesehenen Kontrahenten Braun ausgerichtete Alttestamentler Wolff in der Zeit seines Dekanats jede Fakultätssitzung mit einer von Mal zu Mal länger werdenden Andacht. Herbert Braun hingegen, der in den Fakultätssitzungen ein ganz und gar profanes Geschäft sah, brachte schließlich, als ihm die Frömmigkeitsübungen zu weit gingen, ein Buch mit, schlug es auf, zündete seine Pfeife an, und saß da, in seine Lektüre vertieft und ostentativ dicke Rauchwolken ausstoßend, bis die Andacht ihr Ende gefunden hatte. Die nächsten Fakultätssitzungen begannen dann ohne Andacht.«⁶⁷

In der Beschäftigung mit Herbert Braun treten für mich eine persönliche Eigenschaft und zwei wissenschaftliche Charakterzüge bestimmend hervor. Es ist die Eigenschaft, gründlich und gewissenhaft zu arbeiten, vorbereitet zu sein: »Die Angst vor dem Schwatzen saß mir einfach im Nacken.«⁶⁸ Als wissenschaftliche Charakterzüge nenne ich das Insistieren auf dem Prinzip der Wissenschaftsfreiheit⁶⁹, auf das sich Herbert Braun mehrfach in Disputen mit Fakultätskollegen und Kirchenleitungen berufen musste. Damit verknüpft sich der Mut, theologische Positionen konsequent zu Ende zu denken und sich in keiner Weise von dem universitären, kirchlichen und medialen Widerspruch beeindrucken zu lassen.

66 Wolfgang Stegemann: »Was wird aus der »wirklichen« Geschichte?« In: Becker: Neutestamentliche Wissenschaft (Anm. 15), S. 255–268, hier S. 258.

67 Schottroff: Herbert Braun (Anm. 2), S. 213.

68 Herbert Braun: Häutungen. In: Wie sieht erfülltes Leben aus? Hg. von Helmut Weigel. Stuttgart, Berlin 1976, S. 79–118, hier S. 115.

69 Es erscheint mir nicht angemessen, Herbert Braun nicht mehr als ein »Pathos wissenschaftlicher Redlichkeit« zu unterstellen; so Thomas Söding: Wissenschaftliche und Kirchliche Schriftauslegung. In: Verbindliches Zeugnis II. Schriftauslegung – Lehramt – Rezeption. Hg. von Wolfhart Pannenberg und Theodor Schneider. Freiburg i. Br., Göttingen 1995, S. 72–121, hier S. 79.

Der Fall Carl Schneider (1900–1977). Eine abgewiesene Professur

Abstract

Der Fall des Theologen Carl Schneider (1900–1977) belegt, dass antisemitisches Gedankengut nach 1945 zum Teil ungebrochen wissenschaftlich weiterwirkte. Schneider war von 1939 bis 1945 Mitarbeiter im »Institut zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben« in Eisenach. Seine Publikationen vor und nach 1945 führten dazu, dass die Mainzer Evangelisch-Theologische Fakultät eine Beschäftigung und Emeritierung Schneiders auch unter Einholung von Fachgutachten mit Erfolg zurückwies. Die Auseinandersetzung erstreckte sich von 1951 bis 1966 und fiel in eine Zeit, in der es gemeinhin üblich war, nationalsozialistisch belastetes Personal einzustellen.

Schlüsselwörter: Institut zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben; Carl Schneider; Johannes Gutenberg-Universität Mainz; Antisemitismus; Hellenismus

The case of the theologian Carl Schneider (1900–1977) proves that anti-Semitic ideas continued to have some influence on science after 1945. Schneider was a staff member of the former »Institute for the Study and Eradication of Jewish Influence on German Church Life« in Eisenach from 1939 to 1945. His publications before and after 1945 made the Protestant Theological Faculty of the University of Mainz, also by obtaining expert opinions, reject Schneider's employment and his status as an emeritus professor. The controversy over Schneider lasted from 1951 to 1966, and thus during a time when it was common practice to hire staff incriminated by National Socialism.

Keywords: Institute for the Study and Eradication of Jewish Influence on German Church Life; Carl Schneider; Johannes Gutenberg University of Mainz; Antisemitism; Hellenism

Die bedingungslose Kapitulation Deutschlands im Mai 1945 beendete die NS-Gewaltherrschaft. Hunger und Not, Heimatverlust und nicht zuletzt gebrochene Biographien waren unmittelbare Folgen für viele Menschen. Zwölf Jahre nationalsozialistischer Machtausübung hatten zum Teil traumatische Folgen für viele der Überlebenden. Die deutsche Erinnerungskultur ist bis heute von der NS-Vergangenheit mitbestimmt.

Allgemeine Bewertungen, wie sie inzwischen als Ertrag fortwährender Forschung möglich sind, werden an einzelnen Biographien anschaulich. Der Theologe Carl Schneider (1900–1977) ist ein aufschlussreiches Beispiel für Lebensvollzüge nach 1945, als die Vergangenheit die Menschen in unterschiedlichem Maße einholte. Im Falle Schneiders kam der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Johannes Gutenberg-Universität Mainz eine besondere Rolle zu, die es hier neben seiner Tätigkeit zwischen 1933 und 1945 darzustellen gilt.

Zu Carl Schneider liegen inzwischen Forschungsergebnisse mit Schwerpunkt auf der NS-Zeit vor. Insoweit dort auch die Nachkriegsjahre seines Wirkens Berücksichtigung finden, sind die Fakten oft fragmentiert erfasst und Ergebnisse entsprechend ergänzungsbedürftig.

1. Beruflicher Werdegang bis 1945

Carl Hermann Oskar Schneider wurde am 19. Dezember 1900 in Zwickau als Sohn eines Kaufmanns geboren.¹ Ab Februar 1920 studierte er evangelische Theologie in Marburg und wechselte 1922 an die Universität in Leipzig. Dort bestand er am 21. Februar 1924 sein Erstes Theologisches Examen mit der Note »sehr gut«. In Leipzig wandte Schneider sich auch dem Studium der Psychologie zu und war bereits vom 22. Februar 1924 bis 20. Mai 1926 als Assistent am Lehrstuhl des Religionspsychologen und Professors für Systematische Theologie Karl Girgensohn (1875–1925) tätig. Das Zweite Theologische Examen absolvierte Schneider im April 1926 ebenfalls mit dem Prädikat »sehr gut«. Bereits 1925 hatte er seine Dissertation zu einem Thema der Gestaltpsychologie vorgelegt, die 1928 erschien.²

Die ungewöhnliche Doppelqualifikation als Theologe und Psychologe machte Schneider zu einem exzellenten Studenten, der auf Betreiben von Franz Rendtorff (1860–1938) 1926 ein Rockefeller-Stipendium in Edinburgh erhielt. Rendtorff war als Präsident der Zentrale des Gustav-Adolf-Vereins in Leipzig bestrebt, die Isolierung Deutschlands im Weltprotestantismus zu überwinden.³ Offenbar schien Schneider mit seinem weitgespannten Studienansatz, dem sich bald auch Religions- und Kulturwissenschaft hinzugesellten, für die Umsetzung dieses Vorhabens geeignet. Nach dem Aufenthalt in Schottland war er von 1926 bis 1928 zunächst Austauschstudent am lutherischen Wittenberg-College in

1 Die folgenden Angaben stammen aus Schneiders Personalakte im Zentralarchiv der Evangelischen Kirche der Pfalz (ZA.EKPF), Abt. 2 Nr. 4031 Bd. 1: Personalbogen.

2 Carl Schneider: Untersuchungen über die Unterschiedsempfindlichkeit verschieden gegliederter optischer Gestalten. Leipzig 1928.

3 Hierzu wie zur universitären Situation in Leipzig in den 1920er Jahren vgl. Alfred Heuß: Carl Schneider. In: *Gnomon – Kritische Zeitschrift für die gesamte Klassische Altertumswissenschaft* 50 (1978), H. 1, S. 95–99, hier S. 95f.

Springfield/Ohio und wurde dort bald zum Assistenzprofessor ernannt. Von Juni bis Dezember 1928 arbeitete er im Auftrag des Gustav-Adolf-Vereins als Gastprofessor in Melbourne, bis er im Januar 1929 die Professur für Neues Testament und alte Kirchengeschichte am deutschsprachigen Herder-Institut in Riga/Lettland erhielt.⁴ Die Berufung war durch Vermittlung der Leipziger Fakultät zustande gekommen.⁵ Am 6. Januar 1929 wurde Schneider von der Universität Leipzig die Ehrendoktorwürde der Evangelischen Theologie verliehen. 1930 erfolgte die Habilitation ebenfalls in Leipzig wiederum mit einer unkonventionellen Arbeit zur Religionspsychologie.⁶ Am 6. Juli 1930 schloss Schneider seine Qualifikationsphase mit der Ordination in Zwickau ab.



Abb. 1: Carl Schneider (um 1968) © ZA.EKPf, Abt. 154 Nr. 9161.

Die Stationen des beruflichen Werdegangs, begleitet von seinerzeit in dieser Dichte unüblichen Auslandsaufenthalten, stachen aus dem akademischen Betrieb heraus. An der Theologischen Fakultät Leipzig genoss Schneider einen exzellenten Ruf, was dazu führte, dass er in den Sommermonaten neben seiner Tätigkeit in Riga auch dort Vorlesungen hielt, gefördert von seinem akademi-

4 Vgl. Bundesarchiv Berlin (BArch Berlin), Bestand Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung (R 4901), Karteikarte Nr. 13276.

5 So Heuß: Schneider (Anm. 3), S. 96.

6 Carl Schneider: Die Erlebnisechtheit der Apokalypse des Johannes. Leipzig 1930.

schen Lehrer, dem in Leipzig wirkenden Neutestamentler Johannes Leipoldt (1880–1965).⁷ Auslandsreisen bildeten weiterhin einen wichtigen Teil in Schneiders beruflichem Alltag. 1928/29 hielt er sich zu Forschungen in Ägypten und Vorderasien auf, bereiste dreimal Italien (1931, 1932, 1938) und zweimal zu archäologischen Forschungen den Balkan (1933, 1939) sowie 1938 die Donauländer. Als Delegierter des Gustav-Adolf-Vereins nahm er 1929 am Lutherischen Weltkonvent in Kopenhagen teil, 1937 besuchte er einen Theologenkongress in Finnland.⁸ In Riga beruflich etabliert, heiratete Schneider am 18. April 1931 Ingeborg Pohrt, die Tochter des in Riga wirkenden Professors für Kirchengeschichte Otto Pohrt (1876–1945). Aus der Ehe ging 1935 ein Sohn hervor.

Die nationalsozialistische Machtübernahme erlebte Schneider in Riga. Am 1. November 1933 trat er der NSDAP bei, am 27. April 1934 wurde er Mitglied des Nationalsozialistischen Lehrerbundes.⁹ Die Mitgliedschaften entsprachen offenbar seinen politischen Überzeugungen, denn in Riga, außerhalb des Deutschen Reiches, war er keinem politischen Druck ausgesetzt. Ein Vergleich von Schneiders Schriften vor und nach 1933 lässt den Schluss zu, dass er »ab 1933 seine Forschungen dem antisemitischen politischen Zeitgeist anpasste«.¹⁰ So verfasste er bis 1945 elf Beiträge für das Theologische Wörterbuch des Neuen Testaments mit zum Teil unverhohlenen antisemitischen Äußerungen.¹¹ Schneider galt als überzeugter Deutscher Christ (DC), der sich auch an Schulungen der Hitlerjugend beteiligte. Er publizierte im überregionalen Wochenblatt »Kommende Kirche«, dem seit Herbst 1936 erscheinenden Organ der DC in Bremen, und verfasste Beiträge für die Thüringer DC.¹²

Mit seiner *Einführung in die Neutestamentliche Zeitgeschichte* legte Schneider 1934 eine Monographie vor, in der er herausarbeitete, dass das Neue Testament

7 Vgl. Heuß: Schneider (Anm. 3), S. 97.

8 Vgl. ZA.EKPF, Abt. 2 Nr. 4031 Bd. 1: Anlage zum Entnazifizierungsbogen, 21. 11. 1948.

9 Vgl. BArch Berlin, Sammlung Berlin Document Center, Nationalsozialistischer Lehrerbund (BDC, NSLB): Karteikarte Schneider, Carl; Mitgliedsnummer NSDAP 3.391.293, NSLB 312.331; BArch Berlin, Bestand R 9361-VIII, NSDAP-Mitgliederkartei: 20260214 (mit Passfoto); BArch Berlin R 9361-IX NSDAP-Mitgliederkartei/Gaukartei: 38830553 Schneider, Carl.

10 So das Ergebnis von Dirk Schuster: Die Lehre vom »arischen« Christentum. Das wissenschaftliche Selbstverständnis im Eisenacher »Entjudungsinstitut«. Hg. vom Konfessionskundlichen Institut des Evangelischen Bundes. Göttingen 2017 (= Kirche – Konfession – Religion 70), S. 225, Anm. 891.

11 Nachweise bei Wolfgang Schenk: Der Jenaer Jesus. Zu Werk und Wirken des völkischen Theologen Walter Grundmann und seiner Kollegen. In: Das mißbrauchte Evangelium. Studien zu Theologie und Praxis der Thüringer Deutschen Christen. Hg. von Peter von der Osten-Sacken. Berlin 2002 (= Studien zu Kirche und Israel 20), S. 167–279, hier S. 234f.; Bewertung bei Schuster: Lehre (Anm. 10), S. 230.

12 Vgl. die Kurzbiographie bei Oliver Arnhold: »Entjudung« – Kirche im Abgrund. Die Thüringer Kirchenbewegung Deutsche Christen 1928–1939 und das »Institut zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben« 1939–1945. 2 Bde., Berlin 2010, S. 829f. sowie a. a. O., S. 310; vgl. auch Schuster: Lehre (Anm. 10), S. 227.

»ein echt hellenistisches Buch« und mithin von jüdischen Prägungen abzugrenzen sei.¹³ Bezeichnenderweise widmete er die Publikation seinem Lehrer Johannes Leipoldt. Nicht zuletzt aufgrund seiner klaren Positionierung, aber vielleicht ohne sein Wissen, war Schneider neben Günther Bornkamm (1905–1990) und Walter Grundmann (1906–1976) im Oktober 1937 für die Besetzung des Lehrstuhls »Völkische Theologie und Neues Testament« in Jena im Gespräch.¹⁴ Seit 1935 wirkte er als außerordentlicher Professor für Neues Testament und hellenistische Religionsgeschichte an der Albertus-Universität in Königsberg, wo 1937 seine Berufung zum ordentlichen Professor erfolgte.¹⁵ Die Universität Königsberg hatte sich durch die Öffnung für NS-Einflüsse »zu einer Provinzuniversität mit parteioffizieller Färbung« entwickelt.¹⁶

Mit Kriegsbeginn vollzog sich auch für Carl Schneider eine grundlegende Änderung der Lebensumstände. Im September 1939 wurde er als Heerespsychologe zur Wehrmacht eingezogen und war bis 1942 zunächst noch in Königsberg mit Intelligenzprüfungen betraut. Von Februar 1943 bis April 1945 erteilte er in einer Dolmetscherlehrabteilung in Berlin Englischunterricht.¹⁷ Für Mai 1940 ist eine Propagandaarbeit für das Auswärtige Amt belegt.¹⁸

2. Schneiders Tätigkeit für das sog. Entjudungsinstitut in Eisenach 1939–1945

Das *Institut zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben* wurde auf Betreiben der DC und mit Unterstützung von elf Landeskirchen am 6. Mai 1939 in Eisenach gegründet.¹⁹ Das Institut hatte

13 Carl Schneider: Einführung in die Neutestamentliche Zeitgeschichte mit Bildern. Leipzig 1934, S. VI.

14 Zur nationalsozialistischen Durchdringung der Universität Jena vgl. Arnhold: »Entjudung« (Anm. 12), S. 246–264, bes. S. 256, und Schenk: Jenaer Jesus (Anm. 11), bes. S. 180 und S. 242; die Berufsliste vgl. in Universitätsarchiv Jena (UAJ), Bestand BA Nr. 910, 22.10.1937. Da die Berufung von Grundmann reine Formsache war, ist Schneiders Benennung als Zählkandidatur zu werten, wenn er überhaupt davon wusste (freundliche Auskunft von PD Dr. Stefan Gerber, Universitätsarchiv Jena, 07.12.2022).

15 Vgl. ZA.EKPF, Abt. 2 Nr. 4031 Bd. 1, Personalakte Schneider: Personalblatt.

16 Zitiert bei Christian Tilitzki: Wie ein versunkenes Vineta. Die Königsberger Universität im Zusammenbruch des Reiches, Teil II. In: Das Ostpreußenblatt 39 (1999), S. 12.

17 BArch Berlin, Zentrale Personenkartei der Wehrmachtsauskunftsstelle (WAS): B 563/47225 (Dolmetscher-Kompanie I) und B 563/22090 (Dolmetscher-Lehr-Abteilung) [Belege bis 1944].

18 BArch Berlin, Sammlung BDC, R 4901 Kartei Reichserziehungsministerium (REM): Sch 105, Schneider, Carl.

19 Zu den Landeskirchen, die das Institut gründeten und finanziell unterstützten, gehörten auch Hessen-Nassau und die Pfalz, vgl. Schenk: Jenaer Jesus (Anm. 11), S. 202f. mit Anm. 160 und weiterführender Literatur.

sich zum Ziel gesetzt, ein Sprachrohr für die gesamte Deutsche Evangelische Kirche zu werden.²⁰ Die konsequente »Entjudung des Christentums« wurde von Walter Grundmann, dem wissenschaftlichen Leiter, als Fortsetzung der Reformation verstanden.²¹ Bis 1941 waren schätzungsweise 180 Mitarbeiter ehrenamtlich für das Institut tätig, darunter 24 Universitätsprofessoren. Einer der Schwerpunkte lag auf der wissenschaftlichen Begründung der nichtjüdischen Herkunft Jesu.²² Den Mitarbeitern des Instituts ging es nicht zuletzt im Sinne einer kirchlichen Selbstlegitimation darum, »Christentum und nationalsozialistischen Antisemitismus mit dem Argument zur Deckung zu bringen, Jesus sei Arier gewesen und habe die Vernichtung des Judentums angestrebt«.²³

Die nach diesem Leitgedanken organisierte Tätigkeit erfolgte in Arbeitskreisen. Carl Schneider war Mitglied von Arbeitskreis 7, Neues Testament, und wirkte auch im Arbeitskreis 15, Neues Testament und Altjüdische Religionsgeschichte mit, dem auch sein ehemaliger akademischer Lehrer Johannes Leipoldt angehörte.²⁴ Bereits am 15. Juli 1939 stieß Schneider zu einer weiteren Gruppe, die sich der »Untersuchung der Entstehungsverhältnisse des Christentums unter dem rassistischen Gesichtspunkt und unter Einbeziehung des bevölkerungspolitischen und religiösen Einflussverhältnisses Palästinas« verschrieben hatte. Grundmann, der diesem Kreis vorstand, skizzierte das Vorhaben einer »groß angelegten Geschichte Jesu und des Urchristentums« in zehn Bänden. Schneider war für Band II *Die Welt des Hellenismus* und Band IXc *Rom* als Bearbeiter vorgesehen.²⁵ Der Verlauf des Krieges verhinderte indessen eine Publikation.

Schneider, der seine Tätigkeit für das Institut offenbar mit dem Dienst in der Wehrmacht vereinbaren konnte, trat nicht durch eine Institutsveröffentlichung hervor. Allerdings ist von ihm durch ein Sitzungsprotokoll des »Arbeitskreises für Neues Testament und altjüdische Religionsgeschichte« ein Vortrag vom 16. Februar 1943 in Leipzig über *Jesus und das Griechentum* belegt. Hier suchte er durch zahlreiche Vergleiche nachzuweisen, dass die Evangelien nach dem Muster hellenistischer Viten Kultlegenden seien.²⁶ Wiederum ging das Bestreben dahin,

20 Vgl. Arnhold: »Entjudung« (Anm. 12), S. 589.

21 Vgl. die Belege bei Susannah Heschel: Deutsche Theologen für Hitler. Walter Grundmann und das Eisenacher »Institut zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben«. In: Das mißbrauchte Evangelium (wie Anm. 11), S. 70–90, hier S. 82.

22 Vgl. Arnhold: »Entjudung« (Anm. 12), S. 10.

23 So Heschel: Deutsche Theologen für Hitler (Anm. 21), S. 71.

24 Vgl. die Auflistung bei Jochen Birkenmeier und Michael Weise: Erforschung und Beseitigung. Das kirchliche »Entjudungsinstitut« 1939–1945. 2. erw. Aufl. Eisenach 2020, S. 64–67, hier S. 64f.

25 Landeskirchliches Archiv Eisenach (LKA), Nachlass Walter Grundmann, Nr. 85: Protokoll der ersten Tagung der Arbeitsgemeinschaft 1b am 15. 7. 1939 in Leipzig.

26 LKA, Nachlass Walter Grundmann, Nr. 85. Das Vortragsmanuskript konnte nicht ermittelt werden.

Jesus von seinen jüdischen Wurzeln zu lösen. Georg Bertram (1896–1979), Nachfolger Grundmanns als wissenschaftlicher Leiter des Instituts, verwendete in einem 1943 oder 1944 vorgelegten *Bericht über Arbeit und Aufgaben des Neutestamentlichen Arbeitskreises* auch Thesen Schneiders.²⁷ Ausgehend von der Grundfrage, wie Jesus sich zum Judentum und zum Alten Testament verhalte, hieß es dort: »In Jesus ist ein Gottesleben Wirklichkeit geworden, das seine Wurzeln weder im Judentum noch im Alten Testament hat.«²⁸

1940 publizierte Schneider *Das Frühchristentum als antisemitische Bewegung*.²⁹ Der inzwischen über Königsberg hinaus bekannte NS-Theologe suchte nachzuweisen, »dass das Frühchristentum, soweit es überhaupt etwas Neues und Lebendiges war, diesen antiken Haß gegen das Judentum übernahm, fortführte und weithin sogar überbot.«³⁰ Sowohl im Johannesevangelium wie auch in zahlreichen Schriften der Patristik meinte Schneider den Beweis dafür zu finden, dass

»Antisemitismus nicht nur ein innerweltliches, sondern ein übergeschichtlich-ewiges Anliegen [sei]. Die Juden sind nicht nur der Fluch dieser Welt, sondern sie sind die Gottverfluchten, die schlechterdings keine Möglichkeit des Heils haben, weil sie in Ewigkeit verfluchte Söhne des Teufels sind, sie sind geradezu die Offenbarung des Teufels und stellen das radikale Böse in der Welt schlechthin dar.«

Die Rückgriffe auf das Johannesevangelium – etwa Joh. 8,44 – ordnete Schneider nicht kontextuell ein, sondern erweckte den Eindruck, es handle sich um unumstößliche Wahrheiten über das Judentum.

Eine Rezension Schneiders zu einer Publikation Johannes Leipoldts lag ganz auf der Linie seiner Forschungen zum historischen Jesus. Leipoldts Ergebnisse bewertete er als einen gelungenen Beweis gegen den »vielleicht größte[n] aller Irrwege, den die neutestamentliche Forschung jemals gegangen ist, der krampfhaft Versuch, Jesus von den Rabbinern her zu verstehen.«³¹ Bereits damals etwa von Hans-Georg Opitz (1905–1941), Kirchenhistoriker und ebenfalls Institutsmitarbeiter, geäußerte Kritik an Schneiders »wissenschaftlichen Phantastereien«, mit denen er den gesamten Hellenismus »zerfasere und psychologisiere«, blieben folgenlos.³²

27 Vgl. LKAE, Bestand Bibliothek des Predigerseminars: NT 600/5: Schreibmaschinenmanuskript, 14 S.

28 LKAE, Bestand Bibliothek des Predigerseminars: NT 600/S, S. 5; Annette Merz: Philhellenism and Antisemitism. Two sides of One Coin in the Academic Writings of Carl Schneider. In: Kirchliche Zeitgeschichte 17 (2004): Religionsgemeinschaften und Ideologien im 20. Jahrhundert (= Festschrift für Gerhard Ringhausen zum 65. Geburtstag), S. 314–330, hier S. 322–324, wies erstmals auf diesen Zusammenhang hin.

29 Carl Schneider: *Das Frühchristentum als antisemitische Bewegung*. Bremen 1940, S. 5.

30 Ebd., S. 6.

31 Carl Schneider: Rezension von Johannes Leipoldt: *Jesu Verhältnis zu Griechen und Juden*. Leipzig 1941. In: Theologische Literaturzeitung 66 (1941), Sp. 254–256.

32 Zitiert nach Schuster: *Lehre* (Anm. 10), S. 231 mit Anm. 918.

Die Forschungen und Publikationen des Instituts belegen neben einer Instrumentalisierung der Theologie für den NS-Staat die Überzeugung der mitwirkenden Wissenschaftler, den für sinnvoll erachteten Weg der protestantischen Theologie im NS-Staat konsequent zu beschreiten und mit ihren die Quellen manipulierenden Interpretationen zu untermauern. Der Erhalt von Theologie und Religiosität, ja der Kirche überhaupt, durch die Arbeit des Instituts diene etwa Walter Grundmann nach Kriegsende als Apologie für sein früheres Wirken.³³ Zwar musste das Eisenacher Institut seine Tätigkeit 1945 einstellen, doch zahlreichen seiner Protagonisten gelang eine zweite Karriere in beiden Nachfolgestaaten des Deutschen Reiches.³⁴

3. Schneiders Lebensphase in Rheinhessen und in der Pfalz

Am 26. April 1945 geriet Schneider in amerikanische Kriegsgefangenschaft, die er bis August im berüchtigten Gefangenenlager auf den Heidesheimer Rheinwiesen bei Mainz verbrachte. Er meldete sich freiwillig als Lagerseelsorger, eine Tätigkeit, die er anschließend bis Januar 1946 auch im Lazarett Heidesheim wahrnahm. Über diese Zeit verfasste er einen lebendigen Situationsbericht, der trotz aller Bedrückung von einer Aufbruchsstimmung zeugt: »Aber wir lassen den Kopf nicht hängen. Es ist, als ob wir eben erst zu leben anfangen.«³⁵

Schon im Januar 1946 versah Schneider eine Vertretung in der evangelischen Gemeinde Flomborn bei Alzey, die zur evangelischen Landeskirche in Hessen, ab 1947 zur Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau (EKHN) gehörte. Seine Tätigkeit fand bei der Gemeinde überwiegend Anklang, da diese dem früheren Pfarrer, einem Anhänger der Bekennenden Kirche (BK), ablehnend gegenüberstand. Man schätzte Schneiders weltmännisches Auftreten, das zur Gemeinde passe, zumal er den Menschen bei der Entnazifizierung »unschätzbar wertvolle« Dienste geleistet habe. Der Visitationsbericht von Oktober 1948³⁶ hingegen bescheinigte Schneider, bei dem man eine frühere DC-Mitgliedschaft

33 Vgl. Schenk: Jenaer Jesus (Anm. 11), bes. S. 278f., sowie Peter von der Osten-Sacken: Walter Grundmann – Nationalsozialist, Kirchenmann und Theologe. Mit einem Ausblick auf die Zeit nach 1945. In: Das mißbrauchte Evangelium (wie Anm. 11), S. 280–312.

34 Vgl. etwa Arnhold: »Entjudung« (Anm. 12), S. 773–781; Birkenmeier und Weise: Erforschung (Anm. 24), S. 96–105.

35 Vgl. Carl Schneider: Erinnerungen an Heidesheim. Erlebnisbericht aus einem Kriegsgefangenenlazarett. Selbstverlag o. D. [1946], S. 6.

36 Ausweislich des Berichts wurde die Generalkirchenvisitation in der Pfarrei Flomborn durch den Vorsitz der Visitationskommission in Rheinhessen, Superintendent Reinhard Becker, Pfr. Vogel-Westhofen und Kirchenvorsteher Dietrich-Hahnheim durchgeführt (Zentralarchiv der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau (ZA EKHN), Bestand 193 Propstei Rheinhessen, Nr. 9: Visitationsbericht vom 22. 10. 1948).

immerhin vermutete, in seiner Amtsführung eine insgesamt »negative, gefährliche Wirkung«, nicht zuletzt wegen seines offenen »Kulturprotestantismus«. Man kam zu dem Schluss, dass die Situation sich wie ein »verspäteter Ablauf des Kirchenkampfes« in der Gemeinde darstelle. Diese wiederum lehnte den aus der Gefangenschaft zurückgekehrten BK-Pfarrer ab und plädierte mit einer Unterschriftenliste für Schneiders Belassung im Amt.³⁷

Schneider war allerdings bereits im September 1948 mit seiner Familie nach Speyer gezogen, wo er die Leitung der von der Inneren Mission gegründeten Evangelischen Schule für kirchlichen und sozialen Dienst übernahm.³⁸ Diese Tätigkeit übte er bis Ende April 1951 aus. Seine anschließende Verwendung war zunächst unklar, doch erhielt er weiter seine Bezüge, nunmehr von der pfälzischen Landeskirche.³⁹ Er äußerte den Wunsch, in der Pfalz zu bleiben, lediglich einem Ruf an die Universität Leipzig würde er folgen.⁴⁰

Offenbar führte Schneider in dieser Phase einige Gespräche mit dem pfälzischen Kirchenpräsidenten Hans Stempel (1894–1970), auf dessen Vermittlung er vermutlich in die Pfalz gekommen war. Danach schien Schneider nicht abgeneigt, an eine Universität zurückzukehren, hielt aber derzeit die Bedingungen für nicht gegeben, »unter denen er mit Freudigkeit seine akademische Lehrtätigkeit an einer theologischen Fakultät aufnehmen könnte«.⁴¹ Hinter der unklaren Formulierung Schneiders mochte sich die Befürchtung verbergen, seine wissenschaftliche Reputation aus der NS-Zeit könnte einer Weiterführung seiner akademischen Laufbahn hinderlich sein. In seinem Entnazifizierungsbogen hatte Schneider auf die Frage nach seinem politischen Verhalten lapidar angegeben: »Ich war immer Wissenschaftler und hatte für anderes keine Zeit.« In der Anlage zum Fragebogen hatte er seine Publikationen aus der Erinnerung angeführt, da seine Bibliothek mit allen Unterlagen in Königsberg verbrannt sei. In der Auf-

37 Vgl. die Vorgänge a.a.O., sowie Nr. 17: Gesuch der Kirchengremien Flomborn und Oberflörsheim, 13. 04.1948, Nrn. 13, 16 und 18: Diverse Korrespondenz über die Zustände in Flomborn und Schneiders weitere Verwendung, 1946–1950.

38 Vgl. Stadtarchiv Speyer (StA Speyer), Polizeiliche Meldekartei Best. 32/4: Schneider, Carl, Zuzug 21. 09. 1948; ZA.EKPF, Abt. 2 Nr. 4031 Bd. 1: Schreiben des Landesvereins der Inneren Mission, 09. 09. 1948, an den Landeskirchenrat Speyer betr. Aufnahme von Schneider in den Dienst der pfälzischen Landeskirche; zu Schneiders Tätigkeit an der Schule und seinem Werdegang vgl. auch Arnd Götzelmann: Zur Geschichte evangelischer Ausbildungsstätten für Sozialarbeit in der Pfalz. Eine exemplarische Studie zur Professionalisierung und Akademisierung der Sozialen Arbeit seit 1945. Norderstedt 2019, S. 46–51.

39 Vgl. ZA.EKPF, Abt. 2 Nr. 4031 Bd. 1: Vermerk von Kirchenpräsident Hans Stempel, 22. 03. 1951.

40 Vgl. ZA.EKPF, Abt. 2 Nr. 4031 Bd. 1: Aktennotiz von Oberkirchenrat Theodor Schaller, 28. 02. 1951.

41 Vgl. ZA.EKPF, Abt. 2 Nr. 4031 Bd. 1: Aktenvermerk von Hans Stempel, 21. 03. 1951.

zählung fehlte bezeichnenderweise *Das Frühchristentum als antisemitische Bewegung*.⁴²

Bereits zum Wintersemester 1949/50 wurde Carl Schneider von der Stadt Speyer mit der Leitung der im August des Jahres gegründeten Volkshochschule betraut. Er nahm diese Aufgabe zunächst ehrenamtlich, später gegen eine Aufwandsentschädigung wahr, kam jedoch gleichzeitig der Leitungsfunktion an der Fachschule nach.⁴³ Die Stadt, die ihn auch zum Kulturreferenten ernannte, hielt große Stücke auf »ihren« Professor. Anlässlich runder Geburtstage würdigten Grußworte wie das des Oberbürgermeisters Christian Roßkopf (1930–2020) ihn als einen »kulturell bestimmenden Faktor«. »Sein Werk und sein Weg hätten öffentliche Auszeichnung verdient«, formulierte Kultusminister Bernhard Vogel (1932–2025) bei der Verleihung des Bundesverdienstkreuzes anlässlich von Schneiders Ausscheiden aus dem Amt im September 1974. 1975 ehrte ihn die Stadt mit der Verdienstmedaille. Zu Schneiders 80. bzw. 100. Geburtstag feierte man den am 16. Mai 1977 Verstorbenen im Beisein seiner Witwe als überragenden Forscher und verdienten Mitbürger und brachte 1980 eine Ehrentafel an seinem Wohnhaus an.⁴⁴

Auch die Pfälzische Landeskirche war bemüht, den geschätzten Professor durch ein Beschäftigungsverhältnis zu binden. Gleichwohl hatte Kirchenpräsident Stempel den »ausgezeichneten Wissenschaftler« auf eine Anfrage der Presbyterianischen Kirche in Philadelphia/USA im Juni 1949 wärmstens empfohlen.⁴⁵ Einer Anfrage der EKHn auf eine Verwendung als Religionsdozent hingegen erteilte der Landeskirchenrat wohl nach Rücksprache mit Schneider eine Absage.⁴⁶ Die Anfrage aus der EKHn ist umso erstaunlicher, als Kirchenpräsident Martin Niemöller (1892–1984) Stempel bereits am 13. Dezember 1948 aus Anlass der Visitation in Flomborn vor einer Beschäftigung Schneiders gewarnt hatte. Niemöller zeigte sich verwundert darüber, dass Stempel vor der Berufung Schneiders keine Auskunft aus der Nachbarkirche erbeten habe, und hielt es offenbar für seine Pflicht, dieses nachzuholen.⁴⁷

42 Vgl. ZA.EKPf, Abt. 2 Nr. 4031 Bd. 1: Entnazifizierungsbogen, 21. 11. 1948.

43 Vgl. hierzu Clemens Jöckle: 50 Jahre Volkshochschule Speyer, Manuskript o. J. [1999], S. 6f., zugänglich im StA Speyer.

44 Vgl. insgesamt StA Speyer Zeitgeschichtliche Sammlung (ZGS): Carl Schneider, hier: Rheinpfalz, 09.09.1974 (Roßkopf); Speyerer Tagespost, 09.09.1974 (Vogel); Speyerer Tagespost, 21. 12. 1980 (Gedenktafel).

45 Vgl. ZA.EKPf, Altregistratur des Landeskirchenrats Az. 520/24: Schreiben Hans Stempel an The Board of Christian Education of the Presbyterian Church in the United States of America, 01.06.1949.

46 Vgl. ZA.EKPf, Altregistratur des Landeskirchenrats Az. 520/24: Schreiben der EKHn, 14. 12. 1949, Antwort von Oberkirchenrat Theodor Schaller, 28. 12. 1949.

47 Vgl. ZA.EKPf, Abt. 2 Nr. 4031 Bd. 1. – Eine Reaktion Stempels ist in den Akten nicht überliefert.

Schneider, der sich weiterhin mit »Professor« oder »Universitätsprofessor« titulieren ließ, obwohl er diese Bezeichnung mangels aktuellen Lehrstuhls nicht beanspruchen durfte, wurde von Februar 1952 bis Juli 1955 zunächst zum Religionsunterricht in Frankenthal abgeordnet.⁴⁸ Zum 1. Januar 1954 erhielt er die neu errichtete Pfarrstelle für gesamtkirchliche Aufgaben und führte unter anderem Fortbildungen für Gemeindegliederinnen und Lehrkräfte durch.⁴⁹ 1961 wurde Schneider in die Leitung der Evangelischen Akademie der Pfalz berufen, die er bis zu seinem offiziellen Ruhestand am 15. April 1968 innehatte.⁵⁰

Als Pfarrer der pfälzischen Landeskirche erhielt Schneider durch diese, das Regierungspräsidium und die Firma Madaus Förderungen für Forschungsreisen wie etwa 1957/58 nach Kleinasien, wofür er 1957 gegen Kostenerstattung sogar den Dienstwagen verwenden durfte.⁵¹ Kirchenpräsident Stempel setzte sich bereits 1951 bei verschiedenen Stellen, wenn auch vergeblich, für eine Finanzierung von Schneiders *Geistesgeschichte des antiken Christentums* ein, die 1954 erschien.⁵² 1953 vertrat Schneider die Landeskirche auf einem Kongregationalistischen Konzil in Schottland, 1954 bei der Reformierten Kirche in Eindhoven.⁵³ Anlässlich der 550-Jahrfeier der Universität Leipzig hielt er im Oktober einige Gastvorlesungen an seiner alten Alma Mater.⁵⁴

Zur Vollständigkeit der Tätigkeit Schneiders gehört indessen auch, dass bereits Ende 1948 Gerüchte seines Wirkens in der NS-Zeit Veranlassung zu Erkundigungen gaben. Die Initiative ging von Pfarrer Karl Handrich (1913–1994) aus, dem Mitbegründer der Kirchlich-Theologischen Arbeitsgemeinschaft (KTA) in der Pfalz, der von Studenten entsprechende Anfragen erhalten hatte.⁵⁵ Die daraufhin eingehenden negativen Auskünfte der Professoren Hans Iwand (1899–1960), Göttingen, und Martin Noth (1902–1968), Bonn, sowie von Kir-

48 Vgl. die Vorgänge ZA.EKPF, Abt. 2 Nr. 4031 Bd. 1.

49 Vgl. ZA.EKPF, Abt. 2 Nr. 4031 Bd. 1: Dienstanweisung, 06.10.1954.

50 Vgl. ZA.EKPF, Abt. 2 Nr. 4031 Bd. 1: Personalblatt; zur Tätigkeit Schneiders als Akademieleiter; vgl. auch Gabriele Stüber: Gegenwart verstehen – Perspektiven entwickeln. 60 Jahre Akademiarbeit in der pfälzischen Landeskirche im Zentralarchiv der Evangelischen Kirche der Pfalz zugänglich. In: Blätter für Pfälzische Kirchengeschichte 84 (2017), S. 151–166, bes. S. 152f. und S. 159.

51 Vgl. ZA.EKPF, Abt. 2 Nr. 4031 Bd. 1: Vorgänge 1957 und 1958.

52 Vgl. Carl Schneider: *Geistesgeschichte des antiken Christentums*, 2 Bde. München 1954. – Eine Liste von Schneiders Publikationen unter URL: [https://de.wikipedia.org/wiki/Carl_Schneider_\(Theologe,_1900\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Carl_Schneider_(Theologe,_1900)) (abgerufen am 07.07.2025).

53 Vgl. ZA.EKPF, Abt. 2 Nr. 4031 Bd. 1: Bericht Schneiders zum 20.–29.06.1953; Vermerk Oberkirchenrat August Kopp, 15.07.1954.

54 Vgl. ZA.EKPF, Abt. 2 Nr. 4031 Bd. 1: Vorgang Oktober 1959.

55 Zu Handrich vgl. Julia Kratz und Marc Prowe: Handrich, Karl Wilhelm (Galle). In: *Protestanten ohne Protest. Die evangelische Kirche der Pfalz im Nationalsozialismus*. Hg. von Christoph Picker, Gabriele Stüber, Klaus Bümlein und Frank-Matthias Hofmann. 2 Bde. Speyer, Leipzig 2016, Bd. 2, S. 714–716.

chenpräsident Martin Niemöller, der den Fall Schneider mit Hans Stempel besprechen wollte, blieben zunächst folgenlos.⁵⁶

4. Haltung und Maßnahmen der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Johannes Gutenberg-Universität Mainz zu einer Beschäftigung von Carl Schneider

Weder Schneider noch sein Förderer Stempel hatten sich zunächst um eine Wiederverwendung Schneiders im akademischen Dienst bemüht. 1958 entsprach die Summe aller Bezüge Schneiders immerhin der eines außerordentlichen Universitätsprofessors.⁵⁷ 1955 und 1957 wurde Schneider für einen geplanten, jedoch nicht realisierten Lehrstuhl für Vergleichende Religionswissenschaft an der Universität Saarbrücken in Betracht gezogen.⁵⁸ Es ist nicht ersichtlich, wer ihn dort ins Gespräch gebracht hatte.

Die Auseinandersetzung über eine Beschäftigung Schneiders an der Universität Mainz beruhte auf Artikel 131 des Grundgesetzes, das mit einem darauf bezogenen Gesetz den Rechtsanspruch aus dem Dienst verdrängter Beamter auf eine Wiederverwendung regelte. Mit dem kriegsbedingten Verlust seiner Professur in Königsberg gehörte Schneider zum Kreis der Berechtigten. Am 24. Juli 1951 erhielt der Dekan der Evangelisch-Theologischen Fakultät, Werner Wiesner (1902–1974)⁵⁹, daher eine Anfrage des Kultusministeriums Rheinland-Pfalz mit der Bitte um Stellungnahme.⁶⁰ Wiesner wandte sich daraufhin am 4. Oktober um Auskunft an Stempel, worauf dieser am 10. Oktober Schneider als »eine Persönlichkeit mit außerordentlicher und umfassender Bildung« empfahl. Anfängliche Kritik – womit Stempel sich vermutlich auf die KTA um Handrich bezog – sei mittlerweile »im wesentlichen verstummt«. Kirchenpolitisch habe sich Schneider völlig zurückgehalten. Dieses positive Votum rief Martin Niemöller auf den Plan. Er verwies am 13. Oktober Stempel gegenüber auf Bedenken, die offenbar zuvor in einer Unterredung zwischen den drei für die Universität Mainz zuständigen Landeskirchen Pfalz, EKHn und Rheinland laut ge-

56 Vgl. ZA.EKpf, Abt. 2 Nr. 4031 Bd. 1: Vermerk Karl Handrich, 21.03.1949, zu Abschriften von November und Dezember 1948.

57 Vgl. ZA.EKpf, Abt. 2 Nr. 4031 Bd. 1: Vermerk vom 08.12.1958.

58 Vgl. Universitätsarchiv Saarbrücken: Protokoll der Philosophischen Fakultät, 23.03.1955 und 16.07.1957 (freundlicher Hinweis von Dr. Wolfgang Müller, Universitätsarchiv Saarbrücken, 02.03.2022).

59 Vgl. Wolfgang Breul: Die Anfänge des Fachs Systematische Theologie an der Universität Mainz nach dem zweiten Weltkrieg. In: Fides quaerens intellectum. Festschrift für Walter Dietz. Hg von Jutta Koslowski und Thorsten A. Leppek. Leipzig 2020, S. 17–47, hier S. 45f.

60 Vgl. Universitätsarchiv Mainz (UA.Mz), Best. 11-15: Personalakte Carl Schneider. Alle folgenden Vorgänge, wenn nicht anders angegeben, in dieser Akte.

worden waren. Die EKHn jedenfalls werde »einer Beauftragung von Schneider niemals zustimmen«. Niemöller bezog sich in diesem Zusammenhang auf den Fall des Judaisten Karl Georg Kuhn (1906–1976). Nach Recherchen zu Kuhns Publikationen während der NS-Zeit war sein Name am 13. Juli 1951 trotz eines gedruckten und durchaus unüblichen Widerrufs seiner Schriften von der Mainzer Berufungsliste gestrichen worden. Die darauffolgende Auseinandersetzung mit Kuhn und der Universität Göttingen währte bis Dezember 1951.⁶¹ Niemöller informierte Wiesner noch am 13. Oktober 1951 von seinem Schreiben an Stempel und warnte vor einer »auch nur vertretungsweisen Beauftragung« Schneiders.

Wiesner, der einen zweiten Fall Kuhn ebenfalls vermeiden wollte, wandte sich im Oktober 1951 um Auskunft an einige Theologen, die seinerzeit an der Universität Königsberg gewirkt hatten. Gleichzeitig bat er Schneider am 16. Oktober um die Zusendung einer Veröffentlichungsliste und möglicherweise auch der Schriften selbst sowie den Entnazifizierungsbescheid. Schneider kam diesem Wunsch bereits am 17. Oktober nach, bedauerte aber, dass seine Bücher in Königsberg verbrannt seien. In der drei Seiten umfassenden Liste fehlte der Titel *Das Frühchristentum als antisemitische Bewegung*. Wiesner ersuchte am 23. Oktober die Entnazifizierungsabwicklungsstelle des Regierungspräsidiums Pfalz um die ausführliche Begründung des sog. Säuberungsbescheides, wurde aber am 6. November darüber informiert, dass sich die Fragebögen im Archiv der Besatzungsmacht befänden und Schneider der Gruppe 4, Mitläufer, zugeordnet worden sei.

Inzwischen waren Stellungnahmen der von Wiesner kontaktierten Theologen eingegangen. Am 14. Oktober 1951 äußerte sich Leopold Zscharnack (1877–1955), seinerzeit Ordinarius für Kirchengeschichte in Königsberg, über Schneider als einen guten Kenner des Hellenismus, der auf seinen Schülerkreis einen starken Eindruck gemacht habe. Seine deutsch-christliche Haltung hingegen gipfelte in dem »ganz unannehmbaren« Vortrag über

»*Das Frühchristentum als antisemitische Bewegung* [...], in dem er alle seiner These widersprechenden Quellaussagen kühn als Fälschungen einer Jerusalemer Fälscherzentrale beiseite schob, und was nicht weniger anstößig war, auf die tiefer liegenden Motive eines ›frühchristlichen Antisemitismus‹ mit keinem Wort einging.«⁶²

In seinen Veranstaltungen habe er stets Schneiders »falsches Geschichtsbild ausdrücklich« zurückgewiesen. Wiesner wandte sich daraufhin am 19. Oktober nochmals an Schneider und gleichzeitig an die Staatsbibliothek Bremen und bat

61 Vgl. Berndt Schaller: Christlich-akademische Judentumsforschung im Dienst der NS-Rasendeologie und -Politik. Der Fall des Karl Georg Kuhn. Hg. von Ulrich Kusch. Göttingen 2021 (= Jüdische Religion, Geschichte und Kultur 31), S. 117–127.

62 UA.Mz, Best. 11-15: Zscharnack an Wiesner, 14. 10. 1951.

um Zusendung eines Exemplars der verfänglichen Schrift, die verboten und ihm daher nicht zugänglich sei. Schneider antwortete am 30. Oktober, dass er nicht darüber verfüge, sich aber um Beschaffung bemühen wolle. Ihm sei von einem Verbot nichts bekannt, seiner Erinnerung zufolge handele es sich um »eine rein quellenmäßige Zusammenstellung von neutestamentlichen und patristischen Aussagen«.⁶³

Pfarrer Manfred Koschorke (1908–1985), damals Studentenpfarrer und Vertreter der BK in Königsberg, erwähnte erstmals und als einziger Schneiders Tätigkeit im Eisenacher Institut.⁶⁴ Seine Hoffnung, dass darüber »anderswo genauere Unterlagen zu beschaffen« sein sollten, erwies sich zur damaligen Zeit aber als unrealistisch. Die Geschichte und Wirksamkeit des »Entjudungsinstituts« blieben etwa fünfzig Jahre unerforscht. Einerseits waren die Quellen zunächst nicht frei zugänglich, andererseits waren viele hochrangige Universitätstheologen und Landeskirchen in das Institut verstrickt, so dass geringes Interesse an einer Aufarbeitung bestand.⁶⁵ Koschorke wies zudem vage darauf hin, Niemöller habe verhindert, dass Schneider gleich nach Kriegsende wieder an eine Universität gekommen sei.

Pastor Lothar Ahne (1914–1992), in Königsberg Obmann der Studenten der BK, riet dringend von einer Verwendung Schneiders, der in seinen Veranstaltungen fast ausschließlich SA-Uniform getragen habe, für die Ausbildung angehender Prediger ab.⁶⁶ Professor Martin Noth, in Königsberg Alttestamentler, erinnerte sich an Schneider als einen »leidenschaftlichen Gegner« der BK, der seinen Lehrstuhl nur Beziehungen verdankt habe, sei er doch kein Neutestamentler, sondern eher Religionspsychologe gewesen.⁶⁷ Einzig der Schweizer Professor Wilhelm Theiler (1899–1977), von 1932 bis 1944 klassischer Philologe in Königsberg, äußerte sich positiv. Er wundere sich, dass Schneider nicht längst wieder einen Lehrstuhl bekleide, da es keinen Theologen mit derart guten Griechischkenntnissen gäbe. Sollte man die Publikation über den Antisemitismus im Frühchristentum nunmehr anstößig finden, so wollte Theiler die inzwischen errungene Reife Schneiders dagegen gewichtet wissen.⁶⁸

Gegenüber Niemöller machte Wiesner am 18. Oktober 1951 geltend, dass die Angelegenheit Schneider sehr sorgfältig geprüft werde, zumal der zweite neutestamentliche Lehrstuhl aktuell unbesetzt sei. Im Falle einer Ablehnung müsse man wegen Schneiders Entnazifizierungsbescheid aber eine stichhaltige Begründung liefern. Eine politisch motivierte Ablehnung drohe zu scheitern, weil

63 UA.Mz, Best. 11-15: Schneider an Wiesner, 30. 10. 1951.

64 Vgl. UA.Mz, Best. 11-15: Schreiben Koschorke an Wiesner, 15. 10. 1951.

65 Vgl. Arnhold: »Entjudung« (Anm. 12), S. 775.

66 Vgl. UA.Mz, Best. 11-15: Ahne an Koschorke, 17. 10. 1951.

67 UA.Mz, Best. 11-15: Noth an Wiesner, 01. 11. 1951.

68 UA.Mz, Best. 11-15: Theiler an Wiesner, 03. 11. 1951.

Schneider sich auf seinen Rechtsanspruch nach Artikel 131 berufen könnte. Eine Ablehnung müsse »klare, auf wissenschaftlichem oder kirchlichem Gebiet liegende und durch konkrete Tatsachen begründete Argumente« liefern. Daher erbat Wiesner von der Kirchenleitung der EKHN ein Gutachten mit derartigen Begründungen, um dieses der Fakultät und dem Kultusministerium vorlegen zu können.

Niemöller wies dieses Ansinnen mit Blick auf die vorliegenden Voten am 22. Oktober zurück. Die Kirchenleitung sei der Meinung, dass Schneiders Haltung sich in keiner Weise gewandelt habe, sodass die Bedenken gegen seine charakterliche Eignung bestehen blieben. Daher könne man auch einer stellvertretenden Tätigkeit nicht zustimmen. Wiesner erwiderte am 2. November recht kühl, ein detailliertes Gutachten der Kirchenleitung habe er erbeten, weil Schneider in der EKHN beschäftigt gewesen sei. Es sei ihm daran gelegen gewesen, der Fakultät neben dem Gutachten des pfälzischen Kirchenpräsidenten auch eines der hessen-nassauischen Kirchenleitung vorzulegen. Im Übrigen befinde die Fakultät nach geltender Vertragslage über Vertretungsvorschläge selbständig.

Die Evangelisch-Theologische Fakultät, der inzwischen auch Exzerpte aus *Das Frühchristentum als antisemitische Bewegung* vorlagen, entschied am 7. November 1951 gegen eine Wiederverwendung Schneiders. Ausschlaggebend war Schneiders besagte Schrift, »die geradezu eine Geschichtsfälschung aus antisemitischer Tendenz darstellt und somit das wissenschaftliche Ethos verletzt, das die Grundvoraussetzung für eine Berufung in ein wissenschaftliches Lehramt darstellt«. ⁶⁹ Am 12. November informierte Wiesner Kirchenpräsident Stempel unter Verweis auf die Zeugenberichte aus der Königsberger Zeit sowie die Publikation *Das Frühchristentum*, die Schneider in der Publikationsliste unterschlagen habe und von der er Auszüge beifügte. Auch Schneiders Verharmlosung dieser Schrift als einer Zitatensammlung lasse eine »echte Buße über seine Vergangenheit« vermissen. Schneider sei zwar ein »guter Kenner des Hellenismus«, doch zeugten seine Arbeiten insgesamt keineswegs »von exegetischen und biblisch-theologischen Interessen«. Vollends desavouiert habe sich Schneider durch eine Aussage vor der Entnazifizierungskammer, als er der Mainzer Fakultät unterstellte, Aussagen, er habe Personen der Gestapo ausgeliefert, seien nur »aus dem kollegialen Neid der Mainzer Professoren« zu erklären. ⁷⁰

Eine von Stempel erbetene Aussprache mit Schneider lehnte Wiesner am 23. November ab, zumal es nicht üblich sei, mit Berufungsanwärtern direkt in Kontakt zu treten. Schon seine Kontaktaufnahme zu Schneider wegen dessen

69 UA.Mz, Best. 11-15, Wiesner an Rektor Kurt Galling, 08.11.1951.

70 Die Abschrift einer Abschrift dieser Niederschrift, datiert 18.01.1949, vgl. UA.Mz, Best. 11-15.

Schriften sei bedenklich gewesen. Wiesner bekräftigte die Entscheidung der Fakultät. Er würde sich auch nicht in die Belange der Speyerer Kirchenleitung einmischen, doch liege ihm daran, Stempel durch die Darlegung der Fakten »zu einer richtigen Beurteilung der Entscheidung und eventuellen eigenen Folgerungen zu verhelfen«. Damit fand die Causa Schneider einen vorläufigen Abschluss. Festzuhalten bleibt, dass Schneider sich offenbar an keiner anderen Universität um einen Lehrstuhl bemühte und mit seiner unangefochtenen Tätigkeit in Speyer zufrieden schien, zumal er dort Freiraum für seine Forschungen genoss. Der Verbindung zum Eisenacher »Entjudungsinstitut« wurde von den Mainzern nicht nachgegangen. Doch dürfte das primär aus Kreisen der BK stammende Personal der Evangelisch-Theologischen Fakultät schon seinen Teil dazu beigetragen haben, einen Theologen wie Schneider abzulehnen.⁷¹ Keine Probleme hatte man hingegen mit der Beauftragung des pfälzischen Theologen Georg Biundo (1892–1988) im Fach Territorialkirchengeschichte, der bereits im Sommersemester 1946 seine langjährige Tätigkeit aufnahm und später zum Honorarprofessor ernannt wurde. Biundo war seit 1941 Mitarbeiter des Eisenacher Instituts im Arbeitskreis Volkskunde und Volksglaubensforschung gewesen.⁷²

1954 publizierte Schneider die zweibändige *Geistesgeschichte des antiken Christentums* als einen Ertrag seiner umfangreichen Quellenauswertungen.⁷³ Inwieweit er dabei auf Unterlagen vor 1945 zurückgreifen konnte, lässt sich nicht klären, doch hatte er einen ersten Entwurf bereits vor Kriegsende erstellt.⁷⁴ Insofern sind Übereinstimmungen mit Arbeiten des Eisenacher Instituts zwar befremdlich, aber nicht erstaunlich.⁷⁵ Besonders der Abschnitt über Jesus zeigt, dass Schneider seine Überzeugungen beibehalten hatte. Eine Unzahl von Belegen sollte die These von der nichtjüdischen Herkunft des Gottessohnes und dessen Nähe zu Kulte des Hellenismus erhärten.⁷⁶ Damit führte Schneider seine in Eisenach begonnenen Arbeiten nunmehr zum Abschluss, so dass man seine *Geistesgeschichte* neben der Publikation von Grundmann und Leopoldt zur

71 Vgl. zur Rekrutierung des Personals Frank Hüther: Diversität und Korpsgeist. Die Berufung der ersten Mainzer Professoren. In: 75 Jahre Johannes Gutenberg-Universität. Universität in der demokratischen Gesellschaft. Hg. von Georg Krausch. Regensburg 2021, S. 364–377, bes. S. 368; Nach Heuß: Schneider (Anm. 3), S. 97, verhinderte die in Westdeutschland »herrschende« BK einen Lehrstuhl. Das dürfte so nicht zutreffen.

72 Maschinenschriftliches Manuskript Vorlesungsverzeichnis SS 1946, S. 6, zugänglich unter DOI: <http://doi.org/10.25358/openscience-319> (abgerufen am 07.07.2025). Zu Biundo vgl. zuletzt die Kurzbiographie von Manfred Tilly, in: Protestanten ohne Protest (Anm. 55), Bd. 2, S. 660f., mit weiterführender Literatur; Arnhold, »Entjudung« (Anm. 12), S. 847f. und S. 853.

73 Als *Geistesgeschichte der christlichen Antike* bei Beck München 1970 und Deutscher Taschenbuchverlag München 1978 nochmals aufgelegt.

74 So Heuß: Schneider (Anm. 3), S. 99.

75 Weitere Hinweise bei Merz: Philhellenism and Antisemitism (Anm. 28), S. 324–326.

76 Vgl. Schneider: *Geistesgeschichte* (Anm. 52), Bd. 1, bes. S. 29–79.

Umwelt des Urchristentums als »zweite große Publikation des Eisenacher Instituts« ansehen kann.⁷⁷

Das Werk fand ein unterschiedliches Echo. Mit der Materie weniger Vertraute erblickten in der Arbeit ein Hilfsmittel für die Wortverkündigung.⁷⁸ Der katholische Kirchenhistoriker Eduard Stommel (1910–1958) hingegen, mit dessen »vernichtender Besprechung« Hans von Campenhausen (1903–1989) übereinstimmte, analysierte willkürliche Interpretationen, Anklänge an die NS-Ethik und eine Verdrehung der Quellen zugunsten der These des hellenistischen Ursprungs des Christentums.⁷⁹ Auch die umfassende Kritik von Henri-Irénée Marrou (1904–1977), damals Professor für die Geschichte des Christentums an der Sorbonne, ging in diese Richtung.⁸⁰ Die Wissenschaft nahm Schneiders Werk also durchaus kritisch wahr, wenngleich der weitaus größere Teil der Leserschaft des mehrfach aufgelegten Werks eher die »spannende Lektüre« genossen haben mochte.⁸¹

Die Novellierung des Bundesgesetzes zu Artikel 131 GG von 1957 schuf nunmehr die Möglichkeit, heimatvertriebene Hochschullehrer – und damit auch Schneider – entweder auf künftig wegfallenden Stellen zu beschäftigen oder ab einem Lebensalter von 58 Jahren in den Ruhestand zu versetzen.⁸² Unter die Regelung fielen in der Bundesrepublik und Westberlin damals 200 Personen, von denen 150 das 58. Lebensjahr vollendet hatten. Die Universitäten waren gehalten, Professoren nach einem bestimmten Schlüssel zu übernehmen.⁸³ Am 25. September 1958 wurde die Evangelisch-Theologische Fakultät Mainz daher erneut um eine Stellungnahme zu Carl Schneider gebeten, da ihm die Rechtsstellung eines entpflichteten Hochschullehrers zuerkannt werden sollte.

Die Grundsatzentscheidung einer Emeritierung Schneiders fiel am 9. Januar 1959 durch einen Beschluss des Senats der Universität. Rektor Karl Schwantag

77 Vgl. Schuster: *Lehre* (Anm. 10), S. 266–269, Zitat S. 266; *Umwelt des Urchristentums*. 3 Bde. Hg. von Walter Grundmann und Johannes Leiboldt. Berlin 1965–1967.

78 Karl Köhler. In: *Pfälzisches Pfarrerrblatt* 47 (1956), Nr. 8, S. 43f., S. 43. Köhler war damals Leiter der Ev. Akademie der Pfalz.

79 Vgl. Hans von Campenhausen: Rezension des Jahrbuchs für Antike und Christentum 1958/1959. In: *Theologische Literaturzeitung* 86 (1961), H. 3, S. 206–208, hier S. 208; Eduard Stommel. In: *Jahrbuch für Antike und Christentum* 1 (1958), S. 119–127.

80 Vgl. Henri-Irénée Marrou. In: *Revue des Études Anciennes* 57 (1955), Nr. 3–4, S. 412–416.

81 So der kath. Kirchenhistoriker Karl August Fink (1904–1983). In: *Theologische Quartalschrift* 136 (1956), S. 104–107, Zitat S. 107. – Zu Unrecht vermisst Merz: *Philhellenism and Antisemitism* (Anm. 28), S. 330, daher eine Stellungnahme von Neutestamentlern gegen Schneiders Schriften; weitere Rezensionen unter URL: <https://ixtheo.de/Search/Results?lookfor=Carl+Schneider+Rezensionen> (abgerufen am 07.07.2025).

82 Vgl. Bundesgesetzblatt Nr. 50 1957 I, S. 1275, zugänglich unter URL: <https://www.bgbl.de/> (abgerufen am 07.07.2025), insbes. § 78a Abs. 2.

83 Vgl. UA.Mz, Best. 11-15: Rundschreiben von Professor Hans Günther, Erlangen, Vertreter des Hochschularbeitsausschusses, 03.12.1957.

(1912–1991) teilte dem Dekan der Evangelisch-Theologischen Fakultät, Gustav Stählin (1900–1985), mit, dass die Fakultät lediglich noch die notwendigen Vereinbarungen wegen einer möglichen Beschränkung der Vorlesungstätigkeit mit Schneider treffen solle.⁸⁴ Stählin nahm daraufhin am 16. Januar Kontakt zu Kirchenpräsident Stempel auf, weil er wiederum mit einem Widerstand der Fakultät gegen eine Emeritierung Schneiders rechnete, zumal dann, wenn damit das Recht verbunden wäre, Vorlesungen zu halten. Diesen Wunsch hatte Schneider offenbar geäußert. Stählin schlug in Absprache mit dem Prorektor, dem Theologen Friedrich Delekat (1892–1970)⁸⁵, daher vor, Schneider an der Philosophischen Fakultät zu emeritieren, fielen seine Forschungen doch ohnehin eher in diesen Bereich. Auch habe Schneider in deren Dekan Walter Marg (1910–1983) einen Freund und Fürsprecher. Stempel erwiderte am 27. Januar, Schneider ziehe es vor, in der Theologischen Fakultät emeritiert zu werden. Nur wenn dies nicht möglich sei, wäre er mit einer Emeritierung in der Philosophischen Fakultät einverstanden. Er könne jedoch eine Emeritierung nur dann annehmen, wenn ihm das Vorlesungsrecht zuerkannt würde, anderenfalls verzichte er ganz.

Die daraufhin entbrennende Auseinandersetzung währte bis März 1967. Die Verästelung der Diskussion ist hier nicht nachzuzeichnen, wohl aber die Haltung der Evangelisch-Theologischen Fakultät, die nicht müde wurde, sich gegen eine Verbindung mit Schneider zur Wehr zu setzen. Nachdem Dekan Stählin dem Kultusministerium am 16. Februar 1959 Mitteilung von dem negativen Fakultätsvotum gemacht und auf die Möglichkeit einer Emeritierung durch die Philosophische Fakultät verwiesen hatte, unterrichtete er am 23. Februar auch die zuständigen drei Landeskirchen. Man habe sich trotz deren grundsätzlicher Zustimmung zu einer Emeritierung Schneiders in der Fakultät nicht dazu entschließen können. Grund hierfür seien Veröffentlichungen Schneiders aus jüngster Zeit. Damit war primär die zweibändige *Geistesgeschichte* von 1954 gemeint, zu der die Fakultät verschiedene externe Voten eingeholt hatte. Hans Iwand, Bonn, dem Schneider aus Riga und Königsberg wenn auch nur kurz bekannt war,⁸⁶ bescheinigte dem »sehr begabten Opportunisten«, er habe »seinen christlichen Mantel nach dem braunen Wind gehängt« und sei bereit gewesen, »den Mantel ganz fahren zu lassen, um seine nackte Existenz zu retten«, nämlich

84 Vgl. UA.Mz, Best. 11–15, Schreiben Schwantag an Stählin, 15.01.1959.

85 Vgl. Henrik Simojoki: Evangelische Erziehungsverantwortung. Eine religionspädagogische Untersuchung zum Werk Friedrich Delekats (1892–1970). Tübingen 2008 (= Praktische Theologie in Geschichte und Gegenwart 3); Breul: Anfänge (Anm. 59), S. 39–45.

86 Vgl. Heinrich Wittram: Deutschbaltische Theologen zwischen völkischer Sogkraft und reformatorischer Besinnung in Lettland und Estland in den 1930er Jahren. In: Deutschbalten, Weimarer Republik und Drittes Reich. Hg. von Michael Garleff. Bd. 1. 2. Aufl. Köln, Weimar, Wien 2008, S. 217–243, bes. S. 224 und S. 230.

in die Philosophische Fakultät zu wechseln. Außerdem habe Schneider sich nach Kriegsende sofort der BK angeschlossen, ohne deren Überzeugungen zu teilen.⁸⁷ Für Georg Kretschmar (1925–2009), Neutestamentler und Kirchenhistoriker in Hamburg, der sich 1957 bereits in einer Rezension negativ geäußert hatte, verbot sich eine Beschäftigung Schneiders in einer theologischen Fakultät wegen seiner weiterhin antisemitischen Grundeinstellung.⁸⁸ Auch der Marburger Neutestamentler Werner Georg Kümmel (1905–1995) kam nach der Lektüre der *Geistesgeschichte* zu dem gleichen Schluss. Schneider zitiere Publikationen, »die man heute zu verschweigen pflegt«, wie etwa die Grundmanns und Leipoldts, andere Schriften berücksichtige er hingegen nicht. Kümmel las daraus »das geradezu fanatische Bestreben [...], das Urchristentum vom Judentum abzurücken und alles Wesentliche im Christentum aus dem Griechentum abzuleiten.«⁸⁹

Angesichts dieser Befunde fühlte sich die Fakultät in ihrer Ablehnung bestärkt. Wiesner sandte am 4. Juni 1959 Auszüge aus Schneiders *Frühchristentum* an Karl Holzamer (1906–2007), den Dekan der Philosophischen Fakultät, und erwähnte auch die problematische *Geistesgeschichte*. Mit Hinweis auf Schneiders Vertrauensstellung, die er seit Jahren bei der pfälzischen Landeskirche genoss, und die positive Bewertung von Kirchenpräsident Stempel wollte Holzamer seinerseits in Schneiders Schriften primär einen begeisterten Philhellenismus erkennen und verwahrte sich Rektor Schwantag gegenüber am 9. Juli gegen ein »Splitterrichtertum«. Das von Holzamer erbetene Votum des Germersheimer Professors Karl Thieme (1902–1963), das am 19. Juni ebenfalls negativ ausfiel, beeindruckte ihn offenbar wenig. Die Philosophische Fakultät war mithin zu einer Emeritierung Schneiders bereit. Damit lag die Entscheidung bei Kultusminister Eduard Orth (1902–1968), der indessen nicht tätig wurde, offenbar auch deshalb nicht, weil in der Philosophischen Fakultät inzwischen vereinzelt kritische Stimmen gegen Schneider laut geworden waren.⁹⁰

Die Bemühungen des pfälzischen Kirchenpräsidenten Stempel, der seine weitreichenden Verbindungen einsetzte, vermochten ebenso wenig eine Lösung des Konflikts zu erreichen wie das dringende Votum der Westdeutschen Rektorenkonferenz vom August 1961.⁹¹ Erst am 15. März 1967 erhielt Schneider mit Schreiben des Kultusministeriums rückwirkend zum 1. Oktober 1966 die Rechtsstellung eines entpflichteten ordentlichen Professors an der Johannes

87 UA.Mz, Best. 11-15: Iwand an Wiesner, 07.02.1959.

88 Vgl. UA.Mz, Best. 11-15: Kretschmar an Dekan Manfred Mezger, 21.11.1960; Georg Kretschmar. In: Zeitschrift für Kirchengeschichte 68 (1957), S. 354–357.

89 UA.Mz, Best. 11-15: Kümmel an Dekan Wiesner, 30.06.1959.

90 ZA.EKPF, Abt. 2 Nr. 4031 Bd. 1: Stempel an Orth, 20.07.1960.

91 Vgl. UA.Mz, Best. 11-15: Korrespondenz Stempels 1959–1964; UA.Mz, Best. 11 Nr. 15: Korrespondenz 1960 und 1961.

Gutenberg-Universität Mainz.⁹² Als Ruhegehaltsempfänger und Beihilfeberechtigter war nunmehr der Kanzler für ihn zuständig. Ab Wintersemester 1967/68 wurde Carl Schneider im Vorlesungsverzeichnis bei der Philosophischen Fakultät geführt, allerdings mit dem Zusatz »früher o[rdentlicher] P[rofessor] in Königsberg«.⁹³ Dieser Eintrag erklärt die oft fälschliche Zitation in Kurzbiographien, Schneider sei ordentlicher Professor in Mainz gewesen.⁹⁴ Eine Veranstaltung hielt Schneider an der Philosophischen Fakultät niemals ab.

5. Fazit

Der Fall des Theologen Carl Schneider belegt, dass antisemitisches Gedankengut nach 1945 zum Teil ungebrochen wissenschaftlich weiterwirkte. Der in seinem neuen Lebensmittelpunkt Speyer hochangesehene Schneider distanzierte sich zu keinem Zeitpunkt von seinen früheren Grundsätzen. Seine nunmehr anstößigen Schriften aus der NS-Zeit verschwieg oder verharmloste er und arbeitete seine Konzepte aus der Zeit am »Entjudungsinstitut« in Eisenach in umfangreichen Publikationen aus. Der darin zum Ausdruck kommende Antisemitismus wurde von Fachleuten kritisch rezensiert, vom breiten Lesepublikum allerdings kaum wahrgenommen.

In der Mainzer Evangelisch-Theologischen Fakultät formierte sich 1951, auch bedingt durch die aus der Bekennenden Kirche rekrutierten Dozenten, ein zäher und erfolgreicher Widerstand gegen eine nach Bundesrecht mögliche Anstellung Schneiders. Der Fakultät gelang es später überdies, seine Emeritierung in ihren Reihen zu verhindern und auf die Philosophische Fakultät umzulenken. Die Auseinandersetzung über die Personalie ist auch deshalb bemerkenswert, weil sie sich über 15 Jahre erstreckte und in eine Zeit fiel, in der es gemeinhin üblich war, nationalsozialistisch belastetes Personal einzustellen.

92 Vgl. UA.Mz, Best. 64-1506: Personalakte Schneider, Prof. (em.), Dr. Carl.

93 Vorlesungsverzeichnis WS 1967/68, S. 58, zugänglich unter DOI: <http://doi.org/10.25358/openscience-824> (abgerufen am 07.07.2025).

94 Vgl. etwa Theologisches Wörterbuch zum Neuen Testament X/1 (1978), S. 103.

Wolfhart Pannenberg als Professor für Systematische Theologie in Mainz 1961–1967

Abstract

Der Aufsatz beleuchtet die Entwicklung der Theologie Wolfhart Pannenburgs während seiner Mainzer Jahre (1961–1967), die entscheidend für seine Systematische Theologie werden sollten. Das seiner Professur vorausgehende und keineswegs spannungsfrei verlaufende Berufungsverfahren wird dabei ebenso eingehend untersucht wie seine in Veranstaltungen und Publikationen sichtbar werdende Auseinandersetzung mit vielfältigen und grundsätzlichen Themenstellungen – darunter Überlegungen zur christlichen Offenbarung, zur Christologie, Anthropologie, Ethik und Gotteslehre. Seine Vorlesung zum Konzept einer »Theologie der Vernunft« verdeutlicht sein schon in jungen Jahren vorhandenes Interesse an einer der Philosophie nahestehenden Rationalität.

Schlüsselwörter: Berufungsverfahren, Professur, Offenbarung, Glaube, Dogmatik, Ethik, »Theologie der Vernunft«

The essay sheds light on the development of Wolfhart Pannenberg's theology during his years in Mainz (1961–1967), which were to become decisive for his systematic theology. The appointment process that preceded his professorship, which was by no means free of tension, is examined in detail, as is his engagement with diverse and fundamental topics – including reflections on Christian revelation, Christology, anthropology, ethics and the doctrine of God – which became apparent in his lectures and publications. His lecture on the concept of a »theology of reason« illustrates his interest in a rationality close to philosophy, which was already present at a young age.

Keywords: Appointment process, professorship, revelation, faith, dogmatics, ethics, »theology of reason«

1. Der biographische Ort der Mainzer Schaffensperiode

In der Entwicklungsgeschichte der systematisch-theologischen Konzeption von Wolfhart Pannenberg (1928–2014) stellt die Mainzer Zeit von 1961–1967¹ zwar nur eine relativ kurze, aber entscheidende Phase der Grundlegung seines theo-

1 Beachtenswert sind die biographischen Kurzinformationen zu seiner Person im »Verzeichnis

logischen Neuansatzes dar. Es handelt sich um einen Ansatz, der in den drei Jahren zuvor mitgeprägt wurde vom Wuppertaler Kollegen Jürgen Moltmann (1926–2024). In den gemeinsamen Jahren an der dortigen Kirchlichen Hochschule (1958–1961) hatte seine Theologie eine eminent christologische und eschatologische Ausrichtung erhalten.

Prägend für Pannenberg war insbesondere die Heidelberger Studienzeit, und zwar weniger von der systematisch-theologischen Seite als vom Alten Testament her, insbesondere durch Gerhard von Rad (1901–1971). Als deren Nachwirkung kann die vielbeachtete Programmschrift *Offenbarung als Geschichte* (1961)² gelten.

An der Johannes Gutenberg-Universität in Mainz stand Pannenberg zum ersten Mal vor der Herausforderung, das Gebiet der Systematischen Theologie in seiner ganzen Breite vorzutragen. Bereits im ersten Mainzer Semester bot er eine vierstündige Vorlesung »Dogmatik I« (dreiteilig) an, in der die Gottes- und Schöpfungslehre sowie Fragen der Prolegomena (Offenbarung und Vernunft, Schriftlehre, Wissenschaftlichkeit der Theologie) behandelt wurden. Auch wenn alle Teile der Dogmatik profund durchdrungen wurden, stellt sich diese Zeit für Pannenberg im Nachhinein noch nicht als konsistente Profilierung seines eigenen theologischen Konzeptes dar.

Rückblickend schrieb Pannenberg 1988 in einer kurzen Autobiographie, dass er für die fachliche Auseinandersetzung mit der Gotteslehre, die er für das herausforderndste Themengebiet hielt und der im Ganzen seiner Systematischen Theologie eine herausragende Bedeutung zukommt, erst sehr viel später – und zwar im Vorfeld der Abfassung seiner dreibändigen *Systematische[n] Theologie* (1988–1993)³ – die erforderliche Sicherheit erlangt habe: »In fact, not until the

der Professorinnen und Professoren der Universität Mainz 1477–1973«, <http://gutenberg-bio-graphics.ub.uni-mainz.de/id/e1d0ea4d-5eb8-40bd-beac-fd6090e8d868> (abgerufen am 07.07.2025). Pannenburgs Vorgänger auf dem Lehrstuhl war Friedrich Delekat. Zu Delekat (1892–1970) und seiner Berufung nach Mainz (1946–1965) vgl. den universitätsgeschichtlichen Beitrag von Wolfgang Breul: Die Anfänge des Fachs Systematische Theologie an der Universität Mainz nach dem zweiten Weltkrieg. In: *Fides quaerens intellectum*. Festschrift für Walter Dietz. Hg. von Jutta Koslowski und Thorsten A. Leppek, Leipzig 2020, insbes. S. 39–45. Pannenburgs Nachfolger war Gerhard Sauter (*1935), der zuvor in Göttingen sowie später in Bonn lehrte und mit ihm kontrovers über die wissenschaftstheoretischen Grundlagen der Theologie diskutierte.

- 2 *Offenbarung als Geschichte*. In Verbindung mit R. Rendtorff, U. Wilckens, T. Rendtorff. Hg. von Wolfhart Pannenberg. 1. Auflage. Göttingen 1961 (= *Kerygma und Dogma*, Beiheft 1). Zu der mit diesem Neuansatz verbundenen Programmatik vgl. *Offenbarung als Geschichte*. Implikationen und Konsequenzen eines theologischen Programms. Hg. von Gunther Wenz. Göttingen 2018 (= *Pannenberg-Studien* 4).
- 3 Wolfhart Pannenberg: *Systematische Theologie* Band I. Göttingen 1988; Wolfhart Pannenberg: *Systematische Theologie* Band II. Göttingen 1991; Wolfhart Pannenberg: *Systematische Theologie* Band III. Göttingen 1993.

early 1980's did I begin to feel solid ground under my feet in this area.«⁴ Demnach dient die Mainzer Phase der gesamtheologischen Konsolidierung, wobei unter den Veröffentlichungen vor allem der profund ausgearbeitete Band über *Grundzüge der Christologie* (1964) herausragt, verbunden mit einer umfassenden Reflexion auf deren Grundlagen, Aufgabe und Methode.⁵ Dass hier die Überwindung der Absage an die Relevanz des historischen Jesus, wie sie Karl Barth (1886–1968) und Rudolf Bultmann (1884–1976) formuliert hatten, im Zentrum steht, bedarf keiner weiteren Erläuterung. An beiden, Barth und Bultmann, hat er eine subjektivistische Verengung des Glaubensbegriffs kritisiert. Vom Ansatz »Offenbarung als Geschichte« (1961, ²1963) her war es für Pannenberg zentral, die Geschichtlichkeit des christlichen Glaubensgrundes herauszustellen, d. h. das Axiom eines unhintergehbaren Kerygmas zu durchbrechen. Anstelle einer Veröffentlichung seiner Habilitationsschrift zum Analogiebegriff⁶ erschienen mit *Offenbarung als Geschichte* und *Grundzüge der Christologie* zwei systematisch prononcierte Werke, die beide seine Handschrift zeigen und erkennen lassen, wohin die Reise gehen sollte. Für die Ausarbeitung der Gotteslehre⁷ erschien es ihm nötig, vor allem den Dialog mit der Philosophie zu suchen, was gerade auch für seine Mainzer Zeit gilt.

Unter den seinerzeitigen Gesprächspartnern ist insbesondere Friedrich J. H. Delekat (1892–1970) hervorzuheben, dessen Kant-Interpretation (1963)⁸ Pannenberg beeindruckt und inspiriert hat.⁹ Delekat war der Vorgänger Pannenburgs auf dem Lehrstuhl und lehrte an der Johannes Gutenberg-Universität

4 Wolfhart Pannenberg: An Autobiographical Sketch. In: The Theology of Wolfhart Pannenberg. Twelve American Critiques, with an Autobiographical Essay and Response. Hg. von Carl E. Braaten und Philip Clayton. Minneapolis (USA) 1988, S. 16.

5 Vgl. Wolfhart Pannenberg: *Grundzüge der Christologie*. Gütersloh 1964.

6 Heidelberg 1955; sie wurde erst 52 Jahre nach Ihrer Fertigstellung 2007 publiziert, 13 Jahre nach seiner Emeritierung: Wolfhart Pannenberg: *Analogie und Offenbarung. Eine kritische Untersuchung zur Geschichte des Analogiebegriffs in der Lehre von der Gotteserkenntnis*. Göttingen 2007.

7 In deren Kontext steht auch sein erstes zweistündiges Seminar in Mainz: »Texte zur Trinitätslehre (Basilius, Thomas, Hegel, Barth)«. Vorlesungsverzeichnis der Johannes Gutenberg-Universität Mainz für das Wintersemester 1961/1962, <http://doi.org/10.25358/openscience-822> (abgerufen am 07.07.2025), S. 79.

8 Friedrich Delekat: *Immanuel Kant. Historisch-kritische Interpretation der Hauptschriften*. Heidelberg 1963.

9 Es fällt auf, dass Pannenberg in seiner Vorlesung »Theologie der Vernunft« (auf die unten näher eingegangen wird) wiederholt an Überlegungen Delekats anknüpft. Zu Delekat siehe weiterführend die neue Arbeit von Henrik Simojoki: *Evangelische Erziehungsverantwortung. Eine religionspädagogische Untersuchung zum Werk Friedrich Delekats (1892–1970)*. Tübingen 2008 (= *Praktische Theologie in Geschichte und Gegenwart* 3).

1946–1960, vertretungsweise bis 1961;¹⁰ aus dem Umfeld der Philosophie ist Wilhelm Kamlah (1905–1976) zu nennen, dessen Veröffentlichungen (u. a. zu Kant) Pannenberg eifrig verfolgt hat.¹¹ Für den damaligen philosophischen Zeitgeist der Sechzigerjahre war allerdings weniger Kant bestimmend als vielmehr Heideggers Ansatz (vor und nach seiner »Kehre«), ferner Sartre und der Existenzialismus sowie vor allem Hegel und dessen Geschichtsphilosophie (vgl. Herbert Marcuse (1898–1979)) sowie die neomarxistische Philosophie, für die sich vor allem auch der linke Flügel der Barthianer aufgeschlossen zeigte. Eine erste Befassung mit Nietzsche erfolgte bei Pannenberg bereits in den 1940er Jahren.¹²

2. Die Suche nach einem Systematischen Theologen in Mainz: Favoriten und Liste(n)

Die Berufung nach Mainz vollzog sich weithin problemlos, nachdem geklärt war, dass Pannenberg seine Wuppertaler Dienstwohnung nicht gleich aufgeben musste und an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal auch noch eine Zeitlang weiter lehren durfte – allerdings unter der Voraussetzung, dass dabei sein Mainzer Lehrpensum nicht leidet. Das Ehepaar Hilke und Wolfhart Pannenberg¹³ hat sodann eine Wohnung in Universitätsnähe bezogen.¹⁴

10 Vgl. den Eintrag zu »Friedrich Delekat« im »Verzeichnis der Professorinnen und Professoren der Universität Mainz 1477–1973«, <http://gutenberg-biographics.ub.uni-mainz.de/id/fcc39221-4f07-4558-a4d0-25efd7ef2971> (abgerufen am 07.07.2025).

11 Die Rezeption einiger Erwägungen Kamlahs lassen sich nicht nur in der Vorlesung »Theologie der Vernunft« (s. u.) finden. Auch viele Jahre später bezieht sich Pannenberg hin und wieder auf Kamlah – beispielsweise in seiner »Systematischen Theologie Bd. I«. Göttingen 1988, S. 60 mit Anm. 117.

12 Für die Aufnahme eines Theologiestudiums war für Pannenberg tatsächlich eines »der auslösenden Momente [...] die Wahrnehmung, dass sich das von Nietzsche vermittelte Bild des Christentums nicht mit der eigenen Erfahrung deckte.« So formulierte es treffend der Münchener Historiker Klaus Koschorke: Klaus Koschorke: Begrüßung des Dekans. In: Ders., Jürgen Moltmann, Wolfhart Pannenberg: Wege zu einer trinitarischen Eschatologie. Ansprachen anlässlich des Festaktes zur Feier des 75. Geburtstages von Wolfhart Pannenberg durch die Evangelisch-Theologische Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität, München 2004 (= Veröffentlichungen der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität München 1), S. 6.

13 Wolfhart Pannenberg hatte bereits recht früh geheiratet, 1954 in Heidelberg, als er seine Promotion bei Edmund Schlink abgeschlossen hatte und er dessen Assistent wurde. Seine Ehefrau Hilke Sabine Pannenberg, geb. Schütte, lebte zuletzt in dem seinerzeit gemeinsamen Haus in Gräfelfing, einem Vorort von München. Sie verstarb am 19.11.2024 in ihrem 96. Lebensjahr.

14 Hier wohnten Hilke und Wolfhart Pannenberg im Stadtteil Gonsenheim, Am Müllerwäldchen 11.

Der Weg hin zur Berufung war allerdings, wie die Universitätsakten belegen, holperig und steinig. Die Fakultät hatte sich am 22. 1. 1960 unter Dekan Werner Wiesner (1902–1974) mehrheitlich für eine Liste entschieden, in der Pannenberg auf Platz 3 stand, hinter Gerhard Ebeling (1912–2001, Platz 1) und Gerhard Gloege (1901–1970, Platz 2).¹⁵

Dass Ebeling als ein hervorragender und renommierter Theologe zu gelten habe, war innerhalb der Fakultät unbestritten. Dennoch gab es ein Sondervotum (29. 1. 1960) von den Fakultätsmitgliedern Werner Wiesner (Systematische Theologie) und Gustav Stählin (1900–1985; Neues Testament), die in Ebeling trotz seines Wechsels zur Systematischen Theologie nach wie vor den Kirchenhistoriker sahen, der in fundamentaltheologischer und dogmatischer Hinsicht erhebliche Defizite aufwies.¹⁶ Insbesondere seine Christologie zeige ins Gewicht fallende Mängel, da Christus nur als besonderer »Zeuge des Glaubens« aufgefasst werde, nicht mit Chalkedon (451 n. Chr.) als wahrer Gott und wahrer Mensch.¹⁷ Angelastet wurde ihm auch die Zuhilfenahme »Heideggerscher Sprachmetaphysik«.¹⁸ Das Fazit fiel hart und ernüchternd aus: »Die Unterzeichneten glauben [...] nachgewiesen zu haben, daß die zentralen und konstitutiven Inhalte des christlichen Glaubens in der Lehre E.'s fehlen, ja auch keinen Platz haben können«¹⁹. Die christliche Botschaft werde aufgeweicht, »aufgelöst und entleert«²⁰; ein Listenplatz in Systematischer Theologie komme für ihn daher nicht in Frage, schon gar nicht an erster Stelle.²¹ Das Sondervotum tendierte zu der Alternativliste Gerhard Gloege (1), Wolfhart Pannenberg (2), Wilfried Joest (1914–1995, 3) wobei Wiesner und Stählin ausdrücklich »in Erwägung stell[t]en, ob der Ruf nicht zuerst an den jüngeren Systematiker Pannenberg gehen sollte.«²²

»[Denn] [e]inmal dürfte von ihm bald dieselbe Anziehungskraft auf die Studenten ausgehen, wie sie die Mehrheit der Fakultät von Professor D. Ebeling erwartet. Außerdem ist gerade in letzter Zeit in öffentlichen Diskussionen sowie auch durch die Rektorenkonferenz mit Recht empfohlen worden, jüngere Wissenschaftler, die noch

15 Die Berufungsliste wird zusammen mit weiteren das Fach Systematische Theologie betreffenden Akten aus den Jahren 1959–1961 im Universitätsarchiv Mainz (UA.Mz) verwahrt: Signatur Best. 106–103. In einem fünfseitigen Fakultätsgutachten vom 22. 1. 1960 wird auf die o. g. Kandidaten und ihre Qualifikationen in angegebener Reihenfolge näher eingegangen.

16 Vgl. UA.Mz Best. 106–103, Sondergutachten vom 29. 1. 1960, S. 1–7.

17 UA.Mz Best. 106–103, Sondergutachten vom 29. 1. 1960, S. 3.

18 UA.Mz Best. 106–103, Sondergutachten vom 29. 1. 1960, S. 1.

19 UA.Mz Best. 106–103, Sondergutachten vom 29. 1. 1960, S. 4.

20 UA.Mz Best. 106–103, Sondergutachten vom 29. 1. 1960, S. 5.

21 Ebd.

22 Ebd.

keinen Lehrstuhl haben, an erster Stelle auf die Liste zu setzen, statt Lehrstuhlinhaber von einer Universität an die andere zu ziehen.«²³

Diese Begründung mag Verwunderung auslösen. Zwar ist es richtig, dass Pannenberg der jüngere Kandidat war. Allerdings war auch er Lehrstuhlinhaber. Ebeling hat schließlich den Ruf abgelehnt,²⁴ den die Mainzer Fakultät nicht ganz einhellig an ihn hatte ergehen lassen. Für Pannenberg galten dergleichen Vorbehalte nicht, zudem war er der mit Abstand jüngste und vielversprechendste Kandidat. Er war immerhin 27 Jahre jünger als Gerhard Gloege. Das Fakultätsgutachten zu Pannenberg lobt diesen als junges, vielversprechendes Talent; derzeit sei er »der begabteste Theologe unter dem deutschen systematischen Nachwuchs«, der eine »erstaunliche literarische Produktion« vorzuweisen habe, die eine »ungeheure Belesenheit« erkennen lasse, und zwar übergreifend, in Antike, Mittelalter und Neuzeit.²⁵ Hervorzuheben sei Pannenburgs »überraschende Selbständigkeit und Denkkraft«²⁶ Für ihn spreche auch, dass er »große Anziehungskraft«²⁷ auf die StudentInnen ausübe – in Wuppertal und bereits in Heidelberg. Angesichts seines jugendlichen Alters sei noch viel von ihm zu erwarten.²⁸ Da dem Gutachter das Manuskript der damals noch unveröffentlichten Heidelberger Habilitationsschrift aus dem Jahre 1955 nicht vorlag, stellt er Pannenburgs Aufsatz *Heilsgeschehen und Geschichte* (1957) ausführlich dar und erläutert die Motive seines universalgeschichtlichen Ansatzes, den er allerdings nicht teile. Das Gutachten ist insgesamt sehr positiv, streckenweise überschwänglich, jedenfalls im Lob dem Erstplatzierten (Ebeling) mindestens ebenbürtig. Der Gutachter betonte »den Eindruck wissenschaftlicher Zuverlässigkeit, Unparteilichkeit des Denkens und Genauigkeit des Ausdrucks«.²⁹ In der sehr gelehrsam Darstellung philosophischer und theologischer Positionen trete sein eigener Standpunkt zurück. Positiv hervorzuheben sei ferner die intensive Aufnahme alttestamentlicher Exegese (insbesondere im Blick auf Gerhard von Rad).

Klar ist, dass eine mögliche Berufung nach Mainz für Pannenberg eine höhere Arbeitsbelastung zur Folge haben würde. Dies ergab sich aus der Profilbe-

23 Ebd. Wiesner und Stählin verweisen auf S. 2 des FAZ-Artikels »Nachwuchs für die Lehrstühle« vom 16. 1. 1960.

24 Die Nachricht der Absage Ebelings erreichte den Dekan der Evangelisch-Theologischen Fakultät am 15. 11. 1960 mit der Bitte um Kenntnisnahme. Vgl. UA.Mz Best. 106-103, Schreiben des Ministeriums für Unterricht und Kultus vom 11. 11. 1960.

25 UA.Mz Best. 106-103, Fakultätsgutachten vom 22. 1. 1960, S. 4.

26 UA.Mz Best. 106-103, Fakultätsgutachten vom 22. 1. 1960, S. 4.

27 Ebd.

28 Vgl. ebd.

29 UA.Mz Best. 106-103, undatiertes Gutachten zu Wolfhart Pannenberg von Friedrich Delekat für das Berufungsverfahren für seine eigene Nachfolge, S. 1.

schreibung der Professur: Der Kandidat habe das gesamte Gebiet der Systematischen Theologie abzudecken – also neben Dogmatik u. a. auch Ethik.³⁰

Durch die Strittigkeit des Erstplatzierten (Ebeling) ergab sich Rückenwind für die nicht umstrittenen Kandidaten auf Platz 2 und 3. Der auf Platz 2 gesetzte Gloege aus der »Ostzone« (Jena)³¹ war im Sondervotum anders als Ebeling nicht angegriffen worden, wurde jedoch aufgrund seines fortgeschrittenen Alters nicht als idealer Kandidat betrachtet.³² Im Übrigen kam Gloege für eine Berufung nach Mainz nicht mehr in Frage, nachdem er sich erfolgreich in Bonn beworben hatte. Im April 1961 nahm er den Ruf dort an und wurde Nachfolger von Hans Joachim Iwand (1899–1960).³³

Pannenberg erhielt als zunächst Drittplatzierter den Ruf und nahm ihn nach kurzen Verhandlungen, in denen es vor allem um die Dienstwohnung und einstweilen fortdauernde Lehrtätigkeit in Wuppertal ging, an. Er wurde – erst 32-jährig – am 15.3.1961 vom Mainzer Kultusminister zum Professor an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz und zum Beamten auf Lebenszeit ernannt.

3. Veranstaltungen in der Mainzer Zeit

Ein Blick auf die Veranstaltungen, die Pannenberg in Mainz angeboten hat, zeigt, welche Interessen- und Themenschwerpunkte der junge Systematiker Pannenberg gesetzt und verfolgt hat:

Im Sommersemester 1962 hielt Pannenberg ein Seminar zum Thema »Unsterblichkeit und Auferstehung«, in dem es um zentrale Fragen von Anthropologie und Eschatologie ging.³⁴ Im gleichen Semester las er vierstündig »Dogmatik II (Christologie)«,³⁵ wobei das Material dieser Vorlesung in seine *Grundzüge der Christologie* eingeflossen ist. Im folgenden Wintersemester (1962/1963) schloss Pannenberg seine dreistündige Vorlesung zur »Theologie der Kirche und

30 Auch in der Folgezeit hat man an der Mainzer Evangelisch-Theologischen Fakultät stets davon Abstand genommen, die beiden Professuren auf Dogmatik und Ethik zu verteilen; s. u. Anm. 44. So wurde bei Berufungen nie ein fachlich auf Ethik beschränkter Systematiker in die engere Wahl gezogen. Die übergreifende und wechselseitige Kompetenz war ein entscheidendes Auswahlkriterium, das alle Kandidaten für die engere Wahl erfüllen mussten (und im Fall der vorliegenden Listenvorschläge auch erfüllten).

31 Im Gutachten heißt es zu Gloege respektvoll, er sei nach dem II. Weltkrieg »der Dogmatiker der Ostzone« (UA.Mz Best. 106-103, Fakultätsgutachten vom 22. 1. 1960, S. 3) gewesen.

32 Vgl. UA.Mz Best. 106-103, Sondergutachten vom 29. 1. 1960, S. 5.

33 Aus seiner Sicht war das eine glückliche Fügung. Die DDR gewährte ihm die erforderliche Ausreisegenehmigung.

34 Vgl. Vorlesungsverzeichnis der Johannes Gutenberg-Universität Mainz zum Sommersemester 1962, S. 79, <http://doi.org/10.25358/openscience-814> (abgerufen am 07.07.2025).

35 Ebd., S. 79.

der Kirchengeschichte« (= Dogmatik III) ab.³⁶ Anknüpfend an das Leitthema seiner Heidelberger Studienzeit hat er alle zwei Wochen eine einstündige »alttestamentlich-systematische Arbeitsgemeinschaft« mit Hans Walter Wolff (1911–1993) zum Themenfeld »Wort und Geschichte« abgehalten.³⁷ Im Sommersemester 1963 genoss Pannenberg ein Forschungsfreisemester,³⁸ welches er u. a. für Gastvorträge in den USA nutzte.

Im Wintersemester 1963/1964 bot Pannenberg (einstündig) eine »Auslegung des Apostolischen Glaubensbekenntnisses« an, die als »publice et gratis« im Vorlesungsverzeichnis beworben wurde³⁹ und also an ein offenes nicht-theologisches Publikum gerichtet war.⁴⁰ Ferner fand zweistündig ein Seminar statt, in welchem Pannenberg »[d]ie Problematik des Schriftprinzips« behandelte.⁴¹ (Zur »Krise des Schriftprinzips« hatte sich Pannenberg bereits 1962/63 in mehreren Vorträgen und Aufsätzen grundlegend geäußert.⁴²)

36 Vgl. Vorlesungsverzeichnis für das Wintersemester 196/196 <http://doi.org/10.25358/openscience-823> (abgerufen am 07.07.2025), S. 81.

37 Ebd.

38 Vgl. den Hinweis seiner Beurlaubung im Vorlesungsverzeichnis <http://doi.org/10.25358/openscience-562> (abgerufen am 07.07.2025) auf S. 25.

39 Vgl. im Vorlesungsverzeichnis für das Wintersemester 1963/1964 diesen Hinweis. <http://doi.org/10.25358/openscience-828> (abgerufen am 07.07.2025), S. 87.

40 Veröffentlicht als Monographie: Wolfhart Pannenberg: Das Glaubensbekenntnis ausgelegt und verantwortet vor den Fragen der Gegenwart. Gütersloh 1972. Zu diesem Zeitpunkt hatte Pannenberg bereits die Professur für Fundamentaltheologie und Ökumene in München angetreten. Ziel dieser Auslegung war es, das Glaubensbekenntnis im Horizont des gegenwärtigen Weltverständnisses unter Einbeziehung exegetischer Erkenntnisse so auszulegen, dass es sich ökumenisch offen erweist, sowohl in Richtung auf andere christliche Konfessionen als auch im Blick auf den jüdisch-christlichen Dialog.

41 Vorlesungsverzeichnis für das Wintersemester 1963/1964, Veranstaltungsankündigung <http://doi.org/10.25358/openscience-828> (abgerufen am 07.07.2025), S. 87.

42 Wieder veröffentlicht in Wolfhart Pannenberg: Grundfragen systematischer Theologie. Göttingen 1967, S. 11–21. Pannenberg beschreibt darin die Krise des Schriftprinzips als Grundlagenkrise des Protestantismus, wobei er nicht nur an die akademische Theologie, sondern auch an die Verkündigungs- und Lehrgrundlagen der Kirche dachte. Er sah jene Krise doppelt begründet: zum einen in einer durchschlagenden historischen Kritik der biblischen Quellen, wie sie sich z. B. bei Spinoza, Reimarus, Semler und F. Chr. Baur zeigt; zum anderen in der Unmöglichkeit, den hermeneutischen Anspruch einer »Horizontverschmelzung« im Sinne Gadammers (Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. Tübingen 1960) zu erfüllen, wonach eine Vermittlung zwischen gegenwärtigem und biblischem Verstehenshorizont erforderlich ist. Die Krise ist für Pannenberg nur überwindbar, wenn die hermeneutische Aufgabe universalhistorisch angegangen wird. Es geht somit darum, »das neuzeitliche Denken in den Zusammenhang der christlichen Überlieferungsgeschichte einzuholen« (S. 18). Dieses Anliegen kann als grundlegender theologischer Impetus für die Mainzer Zeit Pannenburgs gelten, nicht zuletzt auch für seine Vorlesung »Theologie der Vernunft«, auf die unten ausführlicher eingegangen wird.

Im Sommersemester 1964 las Pannenberg zum ersten Mal vierstündig »Ethik« (Teil I).⁴³ Dies entsprach dem umfassenden Lehrauftrag und Lehrstuhlprofil, das von vornherein nicht auf Dogmatik beschränkt war, sondern ausgewiesen für das ganze Gebiet der Systematischen Theologie, das auch die Ethik bzw. Sozialethik in sich schließt.⁴⁴ Daneben wurde ein zweistündiges Seminar zur Gotteslehre angeboten, in dem Pannenberg klassische und neuere Texte zum Gottesgedanken behandelte.⁴⁵ Dessen ungeachtet lag sein Arbeitsschwerpunkt in diesem Semester eindeutig auf ethischen Fragestellungen, insbesondere der theologischen Grundlegung der Ethik und einer dezidiert theologischen Deutung des Rechts.⁴⁶ Dabei knüpfte Pannenberg nicht an die reformatorische Dialektik von Gesetz und Evangelium an, sehr wohl aber am auch in der Reformation noch aufrecht erhaltenen Naturrechtsgedanken. Die ethischen Herausforderungen jener Zeit waren weniger individualetisch geprägt als noch zu Zeiten der Reformation. In der Phase des »Kalten Krieges« zwischen Ost und West ging es vor allem auch um die politische Frage der Erhaltung des Friedens.⁴⁷ Im folgenden Wintersemester 1964/1965 setzte Pannenberg die Ethik-Vorlesung dreistündig fort, hielt eine einstündige Übung zu »Disputationen über Themen des Apos-

43 Vorlesungsverzeichnis der Johannes Gutenberg-Universität Mainz zum Sommersemester 1964, S. 88, <http://doi.org/10.25358/openscience-561> (abgerufen am 07.07.2025).

44 Die Evangelisch-Theologische Fakultät in Mainz hatte den Anspruch vertreten, dass der jeweilige Lehrstuhlinhaber das Ganze der Systematischen Theologie zu (re-)präsentieren habe; s. o. Anm. 30. Pannenberg war sich bei seiner Berufung nach Mainz bewusst, dass hier eine Erweiterung im Vergleich zu seiner Wuppertaler Professur gegeben war. Dabei galt an der Mainzer Evangelisch-Theologischen Fakultät allerdings die konfessionsspezifische Ausrichtung der beiden Professuren (lutherisch: Delekat und Nachfolger; reformiert: Wiesner und Nachfolger), um die konfessionsspezifischen Verhältnisse der Region angemessen zu berücksichtigen, wobei gewiss auch die konfessionelle Ausrichtung der im Einzugsbereich der Fakultät liegenden Landeskirchen, insbesondere die der EKPf und der EKHn, eine Rolle spielte. Die Landeskirchen hatten bei der Gründung und auch später ein Mitspracherecht bei den Entscheidungen, was die im Mainzer Universitätsarchiv vorzufindenden Briefkorrespondenzen rund um die Berufung Pannenburgs auch belegen. Vgl. Breul: Die Anfänge des Fachs Systematische Theologie (Anm. 1), S. 17–47.

45 Vgl. den Veranstaltungshinweis zu diesem Seminar über »Texte zur gegenwärtigen Auseinandersetzung um den Gottesgedanken« findet sich im Vorlesungsverzeichnis für das Sommersemester 1964, <http://doi.org/10.25358/openscience-561> (Abrufdatum: 19.07.2025), S. 89.

46 Seine frühen ethischen Beiträge finden sich in folgendem Band: Wolfhart Pannenberg: Ethik und Ekklesiologie. Gesammelte Aufsätze. Göttingen 1977.

47 1958 erschien von seinem vormaligen Basler Lehrer Karl Jaspers das Buch: Die Atombombe und die Zukunft des Menschen (München 1958), in dem es um die Risiken einer nuklearen Bewaffnung für die Menschheit geht. Immerhin hatte seinerzeit die Abschreckungsdoktrin ein gedankliches Spiel mit dem taktischen Einsatz nuklearen Waffen weithin unterbunden. Die Friedenspolitik stand ganz im Vordergrund und dominierte die ethische Debatte. Mit Karl Jaspers verband Pannenberg die Vorstellung einer Offenheit der Vernunft. Unter dem Einfluss von Karl Löwith in Heidelberg sah er Jaspers' existenzphilosophischen Ansatz jedoch zunehmend kritisch, wobei vor allem die Hermeneutik Wilhelm Diltheys für ihn an Bedeutung gewann.

tolikums« sowie ein Seminar zur *Summa contra gentiles* von Thomas von Aquin⁴⁸.

Nach einem Freisemester bot Pannenberg im Wintersemester 1965/1966 eine einstündige »Einführung in das Studium der Systematischen Theologie« an,⁴⁹ ferner las er erneut »Dogmatik I (Die Wirklichkeit Gottes und seine Offenbarung, die Schrift, die Aufgabe der Theologie)« und hielt gemeinsam mit John B. Cobb (1925–2024, Claremont/USA) ein Seminar über »[d]ie Religionsphilosophie Alfred North Whiteheads im Zusammenhang und Vergleich mit Bergson, Teilhard de Chardin und Bloch«. Darüber hinaus bot er eine zweistündige Übung zu den »Hauptprobleme[n] der Christologie« an.⁵⁰ Die Lehrgemeinschaft mit J. B. Cobb setzte sich im Sommersemester 1966 fort mit einem gemeinsamen Seminar zu »Ernst Troeltsch, Die Absolutheit des Christentums und die Religionsgeschichte«.⁵¹ Auch hier stand die Geschichtsthematik im Vordergrund, wobei Pannenberg in kritischem Anschluss an Troeltsch seinen eigenen Weg zu einer Theologie der Religionen bzw. der Religionsgeschichte suchte. Im selben Semester las er vierstündig über die »Theologie der Kirche und der Kirchengeschichte«.⁵²

Im Wintersemester 1966/1967 folgte erneut ein Freisemester, im anschließenden Sommersemester 1967 las er u. a. wieder die »Theologie der Vernunft«.⁵³ Im Wintersemester 1967/1968 – dem letzten in Mainz – folgte eine ebenfalls vierstündige Vorlesung über die »Theologiegeschichte des 19. Jahrhunderts«⁵⁴ sowie ein Seminar über Karl Rahners anthropologische Begründung der Religionsphilosophie.⁵⁵ Schon früh hatte sich sein Denken der katholischen Theologie geöffnet, motiviert auch durch seine Studien zur mittelalterlichen Philosophie und zur Spätscholastik, sei es über Thomas von Aquin oder wie hier nun

48 Vgl. Vorlesungsverzeichnis der Johannes Gutenberg-Universität Mainz zum Wintersemester 1964/1965, S. 90, <http://doi.org/10.25358/openscience-829> (abgerufen am 07.07.2025).

49 Vgl. Vorlesungsverzeichnis der Johannes Gutenberg-Universität Mainz zum Wintersemester 1965/1966, S. 89, <http://doi.org/10.25358/openscience-830> (abgerufen am 07.07.2025).

50 Vorlesungsverzeichnis der Johannes Gutenberg-Universität Mainz zum Wintersemester 1965/1966, S. 91.

51 Vgl. Vorlesungsverzeichnis der Johannes Gutenberg-Universität Mainz zum Sommersemester 1966, S. 98, <http://doi.org/10.25358/openscience-559> (abgerufen am 07.07.2025).

52 Vgl. ebd. Gemessen an der in der *Systematische[n] Theologie Bd. III* (Göttingen 1993) entfalteten Ekklesiologie, muss deren Mainzer Gestalt allerdings noch als unterwickelt bzw. teilweise überholt gelten.

53 Vgl. Vorlesungsverzeichnis der Johannes Gutenberg Universität Mainz zum Sommersemester 1967, S. 110, <http://doi.org/10.25358/openscience-813> (abgerufen am 07.07.2025).

54 Vgl. Vorlesungsverzeichnis der Johannes Gutenberg Universität Mainz zum Wintersemester 1967/1968, S. 111, <http://doi.org/10.25358/openscience-824> (abgerufen am 07.07.2025).

55 Vgl. ebd.

über Karl Rahner. Die Vorstellung einer Offenheit des Menschen für den Transzendenzbezug hat Pannenberg mit Rahner grundlegend verbunden.⁵⁶

In die Mainzer Zeit fallen auch wichtige Auslandsreisen mit Vorlesungen 1965 in Chicago, 1966 in Harvard und 1967 in Claremont.⁵⁷ In den USA ist Pannenberg u. a. mit der Analytischen Philosophie und der von A. N. Whitehead näher vertraut geworden. Hierin sah Pannenberg eine Alternative zum subjektivitätstheoretischen Ansatz von Transzendentalphilosophie und deutschem Idealismus (Kant, Fichte, Hegel), wenngleich er nicht »Whiteheadianer« wurde und, wie er betont, auch nie Hegelianer.⁵⁸ Die eilfertige und allgegenwärtige Rede vom »Ende der Metaphysik« war somit einer Kritik zu unterziehen.

4. Wichtige Veröffentlichungen der Mainzer Zeit

Bei den Veröffentlichungen seiner Mainzer Zeit stehen Fragen der Fundamentalthologie, der Gotteslehre und der Christologie, aber auch der Anthropologie im Vordergrund. In seinem Büchlein *Was ist der Mensch?*, das Anfang 1962 veröffentlicht wurde,⁵⁹ geht es Pannenberg um die Öffnung der theologischen Anthropologie und ihre Anschlussfähigkeit für Human- und Naturwissenschaften. Die elf Vorlesungen sind allgemeinverständlich gehalten, da sie zugleich auch als Rundfunkvortrag konzipiert worden waren. Sein Anliegen war es,

56 Die Kuriosität oder jedenfalls Besonderheit, dass sich die von Gunther Wenz (dem Schüler und Münchener Lehrstuhlnachfolger) geleitete Pannenberg-Forschungsstelle an der Seite des Karl Rahner Archivs bei den Jesuiten in München findet (nicht etwa in der Evangelisch-Theologischen Fakultät), bringt diese Affinität noch einmal deutlich zum Ausdruck. Weitere Informationen zur Pannenberg-Forschungsstelle können der Homepage entnommen werden: <https://hfph.de/forschung/wissenschaftliche-einrichtung/pannenberg-forschungsstelle/> (abgerufen am 19.07.2025).

57 Vgl. Klaus Koschorke Würdigung des Wirkens von Wolfhart Pannenberg im In- und Ausland. Seine Gastprofessuren, Ehrendoktorate und Auszeichnungen werden erwähnt: Begrüßung des Dekans. In: Ders., Jürgen Moltmann, Wolfhart Pannenberg: Wege zu einer trinitarischen Eschatologie (Anm. 12), S. 5–9.

58 The Theology of Wolfhart Pannenberg (Anm. 4), S. 16: »I never became a Hegelian«. Gerade von denen, die Hegel nur grob oder gar nicht kannten, wurde Pannenberg – nicht nur in Mainz – gern als Hegelianer eingeschätzt, wogegen er sich zurecht verwahrte, wenngleich er im Gegenüber zu Kierkegaard die Intentionen Hegels durchaus verteidigte (hier gerne der Hegel-Verteidigung Hermann Schweppenhäusers folgend, die dem Ansatz und Anliegen Kierkegaards jedoch nicht gerecht wird). Dabei gab er der Selbsteinschätzung Hegels recht, dass dessen »System«, dessen Abgeschlossenheit Pannenberg bestritt, die Rehabilitierung wesentlicher dogmatischer Lehrstücke unternehme, die in Aufklärung und Romantik ausgedünnt oder ganz über Bord geworfen wurden, insbesondere die Zwei-Naturen-Lehre, die Versöhnungslehre und vor allem die Lehre von der Trinität Gottes.

59 Wolfhart Pannenberg: *Was ist der Mensch? Die Anthropologie der Gegenwart im Lichte der Theologie*. Göttingen 1962. Mündlich vorgetragen in Wuppertal und Mainz (1959–1961).

eine rein immanente biblische Anthropologie à la Karl Barth⁶⁰ zu überwinden, und zwar durch Öffnung zur Philosophie und den Humanwissenschaften. Ebenso hielt er eine existenzialistische Anthropologie (R. Bultmann u.a.) im Gefolge von Heidegger oder Sartre für defizitär. Anknüpfend an die durch Herder neuzeitlich begründete Anthropologie, insbesondere Max Scheler (1874–1928), Helmuth Plessner (1892–1985), Arnold Gehlen (1904–1976) und Adolf Portmann (1897–1982), nahm er den Begriff der Weltoffenheit zum Ausgangspunkt, den er zugleich als Gottoffenheit interpretierte. Phantasie und Sprache, Urvertrauen und rituelles Sicherheitsstreben, Hoffnung und Zukunftsorientierung, Seelenkonzeption und Personalität, Zeitlichkeit und Ewigkeit als Lebenshorizonte, Freundschaft und Liebe, Anerkennung und Gemeinschaft, Recht und Gerechtigkeit, Geschichtlichkeit und Geschichtsbewusstsein sind weitere Themen dieses nur gut 110 Seiten starken Bändchens. Anders als die Christologie hat Pannenberg aber die Anthropologie kaum zum Thema seiner Mainzer Vorlesungen und Seminare gemacht.⁶¹

Aus der umfangreichen Liste der Veröffentlichungen, die in die Mainzer Schaffensperiode fallen, sind einige hervorzuheben: Sein Aufsatz *Kerygma und Geschichte*⁶² (1961) beispielsweise dokumentiert Pannenburgs kritische Auseinandersetzung mit der von Martin Kählers (1835–1912) Wirken ausgelösten Bewegung der »Kerygmatheologie« und der von ihr ausgehenden Gefahr eines Verlusts des Historischen als Grundlage für den christlichen Glauben. Aus demselben Jahr stammt der kurze, aber sehr gehaltreiche Artikel *Person* in der Lexikonreihe *Religion in Geschichte und Gegenwart*³ (1961). Mit einem Vortrag über *Schriftautorität und Lehrautorität* beteiligte sich Pannenberg an den sog. *Mainzer Universitätsgesprächen* im Sommersemester 1962.⁶³ *Die Krise des Ethischen und die Theologie* wurden zum Thema seiner Antrittsvorlesung vom 20. Juli 1961,⁶⁴ auf die noch näher einzugehen sein wird. In *Was ist eine dogmatische Aussage?*⁶⁵ (1962) bestimmt Pannenberg den Charakter solcher Aussagen näher und arbeitete als konstitutive Strukturelemente u. a. deren prolep-

60 Vgl. Karl Barth: *Die Kirchliche Dogmatik*. Zürich 1932–1967, bes. KD III/1–4 (1945–1951) zur Schöpfungslehre.

61 Die große, ausführliche Anthropologie folgte erst deutlich später: Wolfhart Pannenberg: *Anthropologie in theologischer Perspektive*. Göttingen 1983.

62 Veröffentlicht in: Pannenberg: *Grundfragen* (Anm. 42), S. 79–90.

63 Wolfhart Pannenberg: *Schriftautorität und Lehrautorität*. In: *Autorität als Gegenstand und Element wissenschaftlichen Denkens*. 6 Vortragsprotokolle. Hg. von Erhard Denninger. Mainz 1963 (= *Mainzer Universitätsgespräche SoSe 1962*), S. 5–10.

64 Wolfhart Pannenberg: *Die Krise des Ethischen und die Theologie*. In: *Theologische Literaturzeitung* 87 (1962), S. 7–16 sowie in: Pannenberg: *Ethik und Ekklesiologie* (Anm. 46), S. 41–54; vgl. dazu: Ein Briefwechsel zwischen Wolfhart Pannenberg und Gerhard Ebeling. In: *Zeitschrift für Theologie und Kirche* 70 (1973), S. 448–473.

65 Veröffentlicht in: *Kerygma und Dogma* 8 (1962), S. 81–99, ferner in: Pannenberg: *Grundfragen* (Anm. 42), S. 159–180.

tischen und doxologischen Charakter heraus. Der Aufsatz *Was ist Wahrheit?*⁶⁶ (1962) repräsentiert einen frühen und für Pannenberg's Denken wichtigen Beitrag zum Wahrheitsbegriff. Im Zentrum steht die Idee einer in Gott gründenden Einheit der Wahrheit.⁶⁷ In seinen *Erwägungen zu einer Theologie der Religionsgeschichte*⁶⁸ knüpft Pannenberg nicht nur an Paul Tillich an, um die Religionsgeschichte programmatisch als Erscheinungsgeschichte des göttlichen Geheimnisses näher in den Blick zu nehmen. Mit *Analogie und Doxologie*⁶⁹ (1963) sind zwei zentrale Begriffe benannt, über die nachzudenken für Pannenberg von eminenter Bedeutung ist, wenn es um die theologische Frage geht, auf welche Weise von Gott angemessen geredet werden kann. Eingeflossen sind Überlegungen und Behauptungen aus seiner oben erwähnten Habilitationsschrift von 1955.

Pannenberg's systematisierenden Ausführungen zu *Typen des Atheismus und ihre theologische Bedeutung*⁷⁰ (1963) fokussieren den modernen Atheismus mit den ihn kennzeichnenden typischen Merkmalen, wobei im Zuge der Darstellung wichtige Repräsentanten wie Feuerbach oder Nietzsche eingehende Beachtung erfahren.

Der Beitrag *Einsicht und Glaube. Antwort an Paul Althaus*⁷¹ (1963) versteht sich als Replik auf Paul Althaus, der sich ausführlich mit Pannenberg auseinandergesetzt hatte und dabei weniger dessen geschichtlichen Ansatz als vielmehr seinen Glaubensbegriff kritisiert hatte.⁷²

66 Diese zunächst Heinrich Vogel in einer Festschrift zugeeigneten Erwägungen zur Wahrheitsfrage finden sich auch in Pannenberg: Grundfragen (Anm. 43), S. 202–222. Beeindruckt hat Pannenberg hier v. a. Hans von Soden mit seinem Vortrag *Was ist Wahrheit?* (1927), ferner Gerhard Krüger mit seinen Studien zum antik-griechischen Wahrheitsverständnis (u. a. in Gerhard Krüger: Grundfragen der Philosophie. Geschichte, Wahrheit, Wissenschaft. Frankfurt 1958).

67 Pannenberg hat im Laufe der Jahre sein Wahrheitsverständnis weiterentwickelt und später auch philosophische Wahrheitstheorien rezipiert. Vgl. Thorsten A. Leppke: Wahrheit bei Wolfhart Pannenberg. Eine philosophisch-theologische Untersuchung. Göttingen 2017 (FSÖTh 159).

68 Veröffentlicht in: Pannenberg: Grundfragen (Anm. 42), S. 252–295.

69 Veröffentlicht in: Pannenberg: Grundfragen, S. 181–201.

70 Veröffentlicht in: Pannenberg: Grundfragen, S. 347–360.

71 Veröffentlicht u. a. in: Pannenberg: Grundfragen, S. 223–236.

72 Vgl. Paul Althaus, Offenbarung als Geschichte und Glaube. Bemerkungen zu Wolfhart Pannenberg's Begriff der Offenbarung. In: Theologische Literaturzeitung 87 (1962), S. 321–330: Er betont gegen Pannenberg, dass die Ereignisse der Geschichte nicht *per se* evident seien (im Horizont unbefangener Wahrnehmung), sondern erst durch den Glauben angemessen erfasst würden. Die Vernunft werde in ihrer Unbefangenheit überstrapaziert, wenn sie das leisten solle, was nur dem Glauben zugeschrieben werden könne. Allerdings habe Pannenberg recht, dass zwischen Glauben und vernünftiger Einsicht kein Gegensatz walten müsse. Der Glaube sei nämlich »die ganz zu sich selbst gekommene Vernunft.« (S. 327) Soweit d'accord, dann aber fügt Althaus sogleich kritisch hinzu: »Aber eben erst im Glauben ist sie ganz zu sich gekommen« (ebd.). Der Glaube an die Autonomie der Vernunft ist also bei

In dem Vortrag *Zur Theologie des Rechts*⁷³ (1959/1962) beschäftigt Pannenberg sich mit verschiedenen theologischen Begründungen des Rechts, um zu zeigen, dass auch die Rechtswirklichkeit vom biblischen Gott her erschlossen werden kann. Dieser umfangreiche Beitrag bietet näherhin eine Auseinandersetzung mit der lutherischen Schöpfungsordnungstheologie und der Naturrechtsthematik. Im Hintergrund steht Karl Barths Verdikt gegen Naturrecht und Schöpfungsordnungstheologie sowie sein Ansinnen, das Gesetz allein aus dem Evangelium abzuleiten.

In *Hermeneutik und Universalgeschichte*⁷⁴ (1963) fragt Pannenberg nach der Bedeutung der Hermeneutik nach Schleiermacher, Dilthey und Gadamer und übt dabei Kritik u. a. an Bultmanns existenzialer Interpretation.

Pannenburgs umfänglichen Band über *Grundzüge der Christologie*⁷⁵ (1964) geht die von ihm selbst gewählte Aufgabenstellung voraus, »aus der Geschichte Jesu die wahre Erkenntnis seiner Bedeutung zu begründen, die sich zusammenfassend durch den Ausdruck umschreiben läßt, daß in diesem Menschen Gott offenbar ist«.⁷⁶

Pannenberg zufolge teilt die Theologie mit anderen Geisteswissenschaften, dass sie die hermeneutische Reflexion zur Bewältigung ihrer Aufgaben bemüht. Ein Beitrag *Über historische und theologische Hermeneutik*⁷⁷ (1964) widmet sich ausführlich diesem theologischen Betätigungsfeld und verdeutlicht im Zuge dessen die Bedeutung der (Universal-)Geschichte, auf deren Gänge ein Ausgriff per Antizipation möglich sei.

Althaus wenig optimistisch ausgeprägt, wenngleich er Pannenburgs Tendenz, sich von einer reinen Wort-Gottes-Theologie zu verabschieden, im Prinzip nur gut finden kann. Insofern vertritt Althaus gegenüber Barth und Pannenberg eine dritte Position, die sich näher bei Luthers eigener Auffassung beheimatet weiß. Insgesamt bescheinigt Althaus der These »Offenbarung als Geschichte« ihr gutes Recht (gegen eine subjektivistische Verkürzung von Offenbarung), hält aber an der Notwendigkeit des Glaubensgehorsams mit K. Barth fest. Mit Kierkegaard betont Althaus die Nichtevidenz der geschichtlichen Erfahrung, die Unkenntlichkeit Christi als des Offenbarers. Allerdings lehnt er die Sprung-Metapher (Lessing) mit Pannenberg ab: Einsicht und Glaube dürfen nicht auseinandergerissen werden, wenngleich der »unbefangene« Blick auf die Ereignisse nicht genüge, um deren eigentliche Bedeutung zu erschließen. Nach Althaus ist es ein unmögliches und abwegiges Unternehmen, die Vernunft so einsichtsfähig und unbefangen machen zu wollen, dass durch sie der Glaube gleichsam überflüssig würde. Althaus bezieht sich hier auf die 1. Auflage von Offenbarung als Geschichte (1961). In den späteren Auflagen 1963 ff. hat Pannenberg auf diese Kritik reagiert. Auch die Vorlesung *Theologie der Vernunft* kann als überdimensionale Fußnote zur Kritik an der Programmschrift *Offenbarung als Geschichte* interpretiert werden.

73 Wolfhart Pannenberg: *Zur Theologie des Rechts*. In: Pannenberg: *Ethik und Ekklesiologie* (Anm. 46), S. 11–40.

74 Veröffentlicht u. a. in: Pannenberg: *Grundfragen* (Anm. 42), S. 91–122.

75 Pannenberg: *Grundzüge* (Anm. 5).

76 Pannenberg: *Grundzüge*, S. 23.

77 Wolfhart Pannenberg: *Über historische und theologische Hermeneutik*. In: Pannenberg, *Grundfragen* (Anm. 42), S. 123–158.

*Die Frage nach Gott*⁷⁸ stellt Pannenberg 1965 ausdrücklich – wohlwissend, dass solches Fragen nicht unbedingt (mehr) auf Verständnis stößt und sämtliche traditionelle Vorstellungen von Gott seit Fichtes Atheismusstreit 1799 obsolet geworden zu sein scheinen. In einer von Technik und Wissenschaft dominierten Welt drohe die Rede vom biblischen Gott als dem Schöpfer der Welt als entbehrlich oder gar störend empfunden zu werden. In Auseinandersetzung mit Denkern wie K. Barth, R. Bultmann, P. Tillich, G. Ebeling unternimmt Pannenberg einen neuen Anlauf, die menschliche Daseinsfrage vom Gott der Bibel her beantworten zu wollen.

In *Glaube und Vernunft*⁷⁹ (1965) legt Pannenberg eine konstruktive Verhältnisbestimmung von Vernunft und Glaube vor, bei welcher Glaube nicht als Gegensatz zur Vernunft, sondern als Kriterium für die Vernünftigkeit der Vernunft gilt.

Mit *Der Gott der Hoffnung*⁸⁰ (1965) entfaltet Pannenberg anknüpfend an Ernst Blochs (1885–1977) Überzeugung von einer »überwältigende[n] Macht der noch offenen Zukunft und der auf sie vorgreifenden Hoffnung für das Leben und Denken der Menschen«⁸¹ ein Plädoyer für den Gedanken eines »Primat[s] der Zukunft« in Bezug auf Gott und sein Reich.⁸²

*Der Friede Gottes und der Weltfriede*⁸³ ist der Titel einer Vorlesung, die Pannenberg 1967 auf dem 13. Deutschen Evangelischen Kirchentag in Hannover hielt. Leitender Gedanke seiner Überlegungen ist, dass beide Arten des Friedens entgegen dem sich *prima facie* darbietenden Eindruck viel miteinander zu tun haben (können). Und zwar könne der universale Friede Gottes genau dort innerhalb der politischen Situation der Welt anbrechen, wo es zu »Prozessen gegenseitiger Anerkennung und Kooperation noch so verschiedener Partner auf einer Basis der Gleichheit in ihrem Zusammenwirken zu einem menschenwürdigen Dasein aller, über die Scheidelinien widerstreitender Sonderinteressen und Ideologien hinweg« komme.⁸⁴ Auch wenn Pannenberg sich schon während seiner Mainzer Zeit hauptsächlich durch wissenschaftliche Veröffentlichungen zu

78 Wolfhart Pannenberg: *Die Frage nach Gott*. In: Pannenberg: *Grundfragen* (Anm. 42), S. 361–386.

79 Wolfhart Pannenberg: *Glaube und Vernunft*. In: Pannenberg: *Grundfragen*, S. 237–251.

80 Wolfhart Pannenberg: *Der Gott der Hoffnung*. In: Pannenberg: *Grundfragen*, S. 387–398. Einige Titel jener Zeit klingen noch so, als seien sie am Schreibtisch von Jürgen Moltmann entstanden (oder zumindest in dessen enger Nachbarschaft).

81 Wolfhart Pannenberg: *Der Gott der Hoffnung*. In: Pannenberg: *Grundfragen*, S. 390.

82 Vgl. Pannenberg: *Der Gott der Hoffnung*. In: Pannenberg: *Grundfragen* (Anm. 42), S. 391–398, hier 391.

83 Wolfhart Pannenberg: *Der Friede Gottes und der Weltfriede*. In: *Frieden. Vorlesungen auf dem 13. Deutschen Evangelischen Kirchentag in Hannover 1967*. Hg. von Friedebert Lorenz. Stuttgart 1967, S. 45–62. Auch veröffentlicht in: Pannenberg: *Ethik und Ekklesiologie* (Anm. 46), S. 146–165.

84 Wolfhart Pannenberg: *Ethik und Ekklesiologie* (Anm. 46), S. 165.

profilieren wusste, sollte nicht übersehen werden, dass er auch an der Christuskirche in Mainz, die bis heute der Ort für die Universitätsgottesdienste ist, gewirkt hat. Charakteristisch für seine gehaltvollen Predigten ist die entschieden systematisch-theologische Reflexion im Umgang mit Bibeltexten zur Erschließung ihrer jeweiligen Gegenwartsrelevanz.⁸⁵

5. Der neue Ansatz: *Offenbarung als Geschichte* (1961)

Im Anschluss an den Heidelberger Kirchenhistoriker Hans Erich Freiherr von Campenhausen (1903–1989)⁸⁶ hatte Pannenberg nachdrücklich die These vom leeren Grab und der historischen Zuverlässigkeit der Auferstehungsberichte behauptet: Jesus von Nazareth ist wirklich auferstanden, d. h. die Jubelrufe »Er ist wahrhaft auferstanden« reflektierten eine historisch greifbare und allseits evidente Tatsache, nicht etwa die subjektiven Bewusstseinsspiegelungen eines frustrierten Jüngerkreises (so bekanntlich Hermann S. Reimarus [1694–1768]⁸⁷). Besonders im Umfeld der Schule Rudolf Bultmanns wurde der historische Charakter der Auferstehungsberichte bestritten. Das galt seinerzeit für den Mainzer Neutestamentler Herbert Braun (1903–1991)⁸⁸ ebenso wie später für den Göttinger Gerd Lüdemann (1946–2021).⁸⁹ Es führt zu dem umstrittenen Anspruch, Christ sein zu können, ohne an die Osterbotschaft zu glauben. An Ostern zu *glauben* ist nach Pannenberg allerdings gar nicht erst nötig, sofern es sich um ein historisch fassbares Ereignis handelt: Wer Augen hat zu sehen, der kann es sehen, d. h. erkennen und erfassen. Nicht das Kerygma konstituiert die Glaubenserkenntnis, sondern das historische Ereignis selbst, das seine Bedeutung in sich selbst trägt. Es ist Teil der Geschichte, die von Pannenberg *ungeteilt* verstanden wurde, nicht dispariert in Profan- und Heilsgeschichte. Martin Kählers Kritik der historischen Jesusforschung in *Der sogenannte*

85 Vgl. Wolfhart Pannenberg: *Gegenwart Gottes. Predigten*. München 1973. Der Band enthält Predigten Pannenburgs aus der Zeit von 1956–73. Seine Mainzer Predigten finden sich auf den S. 55–108.

86 Vgl. Hans von Campenhausen: *Der Ablauf der Osterereignisse und das leere Grab*. Heidelberg 1952.

87 Vgl. Hermann Samuel Reimarus: *Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger*. Noch ein Fragment des Wolfenbüttelschen Ungenannten. Hg. von Gotthold Ephraim Lessing. Braunschweig 1778.

88 Vgl. Herbert Braun: *Jesus. Der Mann aus Nazareth und seine Zeit*. Stuttgart 1969. Zu Braun siehe den Beitrag von Friedrich Wilhelm Horn in diesem Band, S. 305–322.

89 Vgl. Gerd Lüdemann: *Die Auferstehung Jesu. Historie, Erfahrung, Theologie*. Stuttgart 1994.

*historische Jesus und der geschichtliche, biblische Christus*⁹⁰ (1892) wird zurückgewiesen.

Sowohl bei den Anhängern der Schule K. Barths als auch R. Bultmanns fand der Vorstoß Pannenberges freilich keinen Zuspruch, sondern heftige Kritik und Zurückweisung. In seiner Mainzer Zeit wurde 1963 die Programmschrift *Offenbarung als Geschichte* in einer zweiten, erweiterten Auflage nochmals veröffentlicht. Innerhalb und außerhalb der Universität Mainz war die Zustimmung begrenzt. Pannenberg gilt Lothar Steiger (*1935), der sich in einem ausführlichen Beitrag mit Pannenberges Denken auseinandersetzte, als Leitfigur und Hauptinitiator, als geistiger Anführer dieses neuen »theologischen Systems«.⁹¹ Der mutig gegen die sehr selbstbewusste, mächtige Bastion der Barthianer und Bultmannianer auftretende Theologe war Anführer einer ganzen Gruppe von jungen Theologen, zu der außer Pannenberg noch Rolf Rendtorff (1925–2014), Trutz Rendtorff (1931–2016) und Ulrich Wilckens (1928–2021) gehörten, im weiteren Umfeld auch Klaus Koch (1926–2019), Dietrich Rössler (1927–2021) und Martin Elze (1927–2023).

Der Angriff auf die existentielle Interpretation und die im Gefolge Kierkegaards stehende Existenztheologie von R. Bultmann und Friedrich Gogarten (1887–1967) richtete sich bei Pannenberg sowohl gegen den inhärenten Glaubenssubjektivismus als auch gegen eine existenztheologische Verkürzung des Geschichtsverständnisses. Dagegen hatte Pannenberg in *Offenbarung als Geschichte* eine universalhistorische Perspektive stark gemacht, die für viele unter dem Verdacht des Hegelianismus stand. Steiger dagegen verteidigte mit seinem Aufsatz die Existenztheologie und K. Barth gegen Pannenberges Vorwürfe. Diese Kritik teilte die Mehrheit der seinerzeitigen Theologen durchaus, inklusive der weithin gängigen Einschätzung Pannenberges als Hegelianer, die er selbst aus guten Gründen für falsch hielt, da er Hegels Idee eines geschlossenen Systems im Kern ablehnte. Steigers Kritik an Pannenberg mündete in den überspitzten, aus Pannenberges Sicht dreisten Vorwurf, dass sein universalhistorisches Konzept theologisch unterbelichtet sei, weil er »die theologische Problematik der Historie und der Hermeneutik überhaupt nicht in den Griff bekommen« habe.⁹² Freilich würde Pannenberg diesen Vorwurf auch umgekehrt an seine Kritiker richten. Sind sie wirklich zu einem angemessenen Verständnis der Geschichte und ihrer Einheit gelangt?

90 Vgl. Martin Kähler: Der sogenannte historische Jesus und der geschichtliche, biblische Christus. Leipzig 1892.

91 Vgl. Lothar Steiger: Offenbarungsgeschichte und theologische Vernunft. Zur Theologie W. Pannenberges. Prof. D. Dr. Hanns Rückert zum 60. Geburtstag. In: Zeitschrift für Theologie und Kirche 59 (1962), S. 88–113, hier S. 88.

92 Steiger: Offenbarungsgeschichte (Anm. 91), S. 99.

Pannenberg selbst hat seine entscheidenden Inspirationen hier nicht von Hegel erhalten, sondern von Alttestamentlern in Heidelberg, allen voran von Gerhard von Rad, ferner auch Walther Zimmerli (1907–1983). In Mainz kam es allerdings auch mit akademischen Lehrern, die seinen Ansatz nicht teilten, zu Kooperationen, wie z. B. einer gemeinsamen Sozietät mit Hans Walter Wolff⁹³. Von ihm trennte Pannenberg allerdings weit mehr als von seinem späteren Münchner Kollegen im AT, Jörg Jeremias (1939–2024).

6. Die Mainzer Antrittsvorlesung zur Ethik

In Mainz stand zunächst vor allem der Dialog mit der Philosophie im Vordergrund – vor allem Existentialismus, Neomarxismus und Sprachphilosophie prägten seinerzeit die Diskussion. Verbunden war dies mit der breit angelegten Aufgabe, das gesamte Feld der Systematischen Theologie in Forschung und Lehre abzudecken, also Religionsphilosophie, Dogmatik und Ethik. In Wuppertal war das noch nicht und in München nicht mehr gefordert.⁹⁴ Um deutlich zu machen, dass er diese Aufgabe ernst nahm, hielt Pannenberg seine Mainzer Antrittsvorlesung vom 20. Juli 1961 zur fundamentaltheologischen Verortung der Ethik.⁹⁵ Hier ging es um die Krise bzw. Evidenz des Ethischen sowie um die Frage einer Zuordnung von Dogmatik und Ethik:

Pannenberg zufolge ist die »Evidenz des Ethischen« weder aus dem Gewissen wie bei Wilhelm Herrmann (1846–1922) noch aus der Situation wie bei Knud Ejler Løgstrup (1905–1981)⁹⁶ darlegt. Die Gültigkeit des Dekalogs liege für Israel nicht im subjektiven Gewissen seiner Empfänger, sondern in dem Selbsterweis der Macht Jahwes durch die Befreiung Israels im Exodus; der Dekalog hänge demnach ohne den Selbsterweis Jahwes in der Luft (Ex 20,2). »Das christliche ethische Bewußtsein setzt die Wahrheit der christlichen Botschaft schon voraus«.⁹⁷ Umgekehrt hält Pannenberg den Weg von der (vermeintlichen) Evidenz des Ethischen auf die Wirklichkeit seines Bürgen (Gott) zu schließen, nicht für

93 Wolff lehrte wie Pannenberg zuvor in Wuppertal und blieb vielen Studenten durch seine *Anthropologie des Alten Testaments* (München 1973) im Gedächtnis.

94 Die Münchner Fakultät verfügte später im Bereich der Systematischen Theologie über drei C4- und eine C3-Professur; der Bereich der Ethik wurde durch Trutz Rendtorff vertreten, der schon in den Anfangsjahren ein Repräsentant des Ansatzes von *Offenbarung als Geschichte* war, verbunden mit dem Ansinnen, diesen universalhistorischen Ansatz ekklesiologisch und ethisch umzusetzen.

95 Veröffentlicht 1962: Wolfhart Pannenberg: Die Krise des Ethischen und die Theologie. In: Theologische Literaturzeitung 87 (1962), S. 7–16, sowie in: Pannenberg: Ethik und Ekklesiologie (Anm. 46), S. 41–54.

96 Pannenberg: Ethik und Ekklesiologie, S. 51.

97 Pannenberg: Ethik und Ekklesiologie, S. 52.

möglich. Es geht Pannenberg also um die rechte Verhältnisbestimmung von Dogmatik und Ethik, wobei er die Autonomie des sittlichen Bewusstseins ebenso in Frage stellt wie eine Ethik, die aus der Situation heraus das unbedingt Gebotene ableiten will. Beide Irrwege würden vermieden, wenn das ethische Bewusstsein als Implikation einer Gesamtsicht der Weltwirklichkeit verstanden würde, eingebunden in einen übergreifenden Horizont. Das Liebesgebot 1 Joh 4,19 gehe nicht von einer Evidenz der Nächstenliebe aus, sondern von seiner Fundierung im Geliebtwerden durch Gott: »Lasset uns lieben; denn er hat uns zuerst geliebt.« (1 Joh 4,1).⁹⁸ Die heutige ethische Problemsituation sei mit der reformatorischen Schematik von Gesetz und Evangelium nicht adäquat fassbar. Der Versuch, die Wahrheit des Christentums aus seiner Anwendung auf ein »ethisch-existenziales Schema« wie bei Rudolf Bultmann oder Gerhard Ebeling abzuleiten, sei gescheitert, weil geistesgeschichtlich überholt.

Das Gespräch zwischen Ebeling und Pannenberg wurde auch in Form eines Briefwechsels weitergeführt, allerdings ohne dabei zu einer echten Verständigung zu kommen.⁹⁹ Vielleicht beabsichtigte Pannenberg, in seiner Antrittsvorlesung auch zum Thema passende Erwägungen des ehemaligen Konkurrenten, also des Erstplatzierten auf der Mainzer Berufungsliste, zu würdigen. Dass Pannenberg in dieser Vorlesung außerdem ausdrücklich eine Überlegung Gerhard Gloeges aufgreift,¹⁰⁰ lässt ebenfalls eine besondere Beachtung des zurückliegenden Berufungsverfahrens vermuten.

Im Bereich der Ethik interessierten Pannenberg vor allem Fragen des Zusammenhangs von Recht und Liebe sowie Probleme der Naturrechtsbegründung. Dennoch machten ethische Fragestellungen nicht den Hauptteil des Arbeitsfeldes von Pannenberg aus. Der Schwerpunkt lag eindeutig im Bereich der Dogmatik und der Fundamentaltheologie.

⁹⁸ Ebd.

⁹⁹ Vgl. Wolfhart Pannenberg: Antwort an Gerhard Ebeling. In: Pannenberg, Ethik und Ekklesiologie (Anm. 46), S. 55–69. Auf S. 51 Anm. 1 finden sich die Literaturangaben zur Briefkorrespondenz.

¹⁰⁰ Vgl. Pannenberg: Ethik und Ekklesiologie, S. 51 Anm. 32: Im Rahmen einer Reflexion auf die Bedeutung der Ontologie im Kontext der Ethik bezieht Pannenberg sich auf Gerhard Gloege: Der theologische Personalismus als dogmatisches Problem. In: Kerygma und Dogma 1 (1955), S. 23–41.

7. Die Mainzer Vorlesung »Theologie der Vernunft«

Ein wichtiges Zeugnis seiner Wahrnehmung philosophischer Konzepte und ihrer Relevanz für die Theologie war die von Pannenberg insgesamt dreimal gehaltene vierstündige Vorlesung »*Theologie der Vernunft*«¹⁰¹, in der es um das Verhältnis von Glauben und Denken, von Theologie und Philosophie geht.

An die Hörer wurden intellektuell höchste Ansprüche gestellt, was ihr philosophiegeschichtliches Vorwissen anging, aber auch die Bereitschaft gefordert, sich auf terminologische Eigenheiten und Wandlungen einzulassen.¹⁰² Was näherhin die philosophischen Grund- und Detailkenntnisse angeht, stellt sie sehr hohe Anforderungen an ihre Hörerinnen und Hörer. Sie ist detailliert und anspruchsvoll. Insofern ist bzw. war sie durchaus eine Zumutung und wohl auch als solche gedacht.

Die Vorlesung *Theologie der Vernunft* wurde von Pannenberg erstmals im Wintersemester 1963/1964 (vierstündig) gehalten. Sie beinhaltet ein fundamentaltheologisches Kolleg zur theologischen Bestimmung des Verhältnisses von *Vernunft und Glaube*. Im Hintergrund steht der Gegensatz zwischen Vernunft und Wissen einerseits und dem christlichen Glauben andererseits. In dieser Vorlesung möchte Pannenberg aufzeigen, dass Vernunft mehr ist als bloßes Wissen und dass ihr Begriff an sich vielschichtig und vielfältig ist – zugleich jedoch einem geschichtlichen Wandel unterliegt. Die Pointe der Vorlesung

101 Dreimal, nämlich zweimal in Mainz im WS 1963/1964 und im SoSe 1967, sowie einmal in München im SoSe 1969. Die Vorlesung wurde nicht veröffentlicht. Das von Pannenberg eigens durchnummerierte Manuskript wird jedoch als Teil des Nachlasses Pannenburgs im Archiv der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Findbuch Pannenberg 2.1.5.60, verwahrt. Eine transkribierte Version liegt ebenfalls vor. Der Vorlesungsinhalt ist in eine Reihe von Aufsätzen (z. B. *Was ist Wahrheit?* oder *Glaube und Vernunft*) eingegangen. Vgl. Pannenberg: Grundfragen (Anm. 43), S. 202–222 sowie S. 237–251, aber auch in die später veröffentlichte Vorlesung *Theologie und Philosophie. Ihr Verhältnis im Lichte ihrer gemeinsamen Geschichte* (Göttingen 1996) sowie bereits in die auf Deutsch erschienene Studie *Metaphysik und Gottesgedanke* (Göttingen 1988), die in ihrer Darstellung griffiger und pointierter ist als die weitläufige vierstündige Mainzer Vorlesung von 1963 ff. Zur Mainzer und Münchner Vorlesung »Theologie der Vernunft« vgl. die Beiträge zweier früherer Assistenten Pannenburgs: Wolfgang Greive: Wolfhart Pannenburgs Vorlesung »Theologie der Vernunft«. Eine Skizze. In: Kerygma und Dogma 58 (2012), S. 96–131; sowie Gunther Wenz: Theologie der Vernunft. Zum unveröffentlichten Manuskript einer Münchener Vorlesung Wolfhart Pannenburgs vom Sommersemester 1969. In: Journal for the History of Modern Theology / Zeitschrift für Neuere Theologiegeschichte 19 (2012), S. 269–292 sowie in: Vom wahrhaft Unendlichen. Metaphysik und Theologie bei Wolfhart Pannenberg. Hg. von Gunther Wenz. Göttingen 2016 (= Pannenberg-Studien 2), S. 355–377. (Alternativ könnte es im Untertitel »[...] Manuskript einer Mainzer und Münchener Vorlesung [...]« heißen. Denn beide, Greive und Wenz, gehen vorrangig zwar von der letzten [Münchener] Version von 1969 aus, berücksichtigen aber auch die beiden Mainzer Fassungen von 1963/64 und 1967).

102 Z. B. im Blick auf Verstand und Vernunft die Begriffe *nous*, *ratio* und *intellectus*.

liegt darin, aufzuzeigen, dass die zu sich selbst gebrachte Vernunft nicht mehr im Gegensatz zum Glauben steht, sondern sich in eschatologischer Einheit mit ihm findet (vgl. 1 Kor 13,12c). Beide, Vernunft und Glaube, sind Organe für die eine Wahrheit.

Pannenberg unterscheidet verschiedene Typen und Aspekte von Vernunft, wobei deren Zahl je nach Fassung changiert. Bei der Darstellung der verschiedenen Vernunfttypen geht es Pannenberg allerdings nicht darum, wahre von irrigen Varianten zu unterscheiden oder sie gegeneinander auszuspielen. Allerdings zeigt die geschichtliche Wandlung des Vernunftverständnisses, dass es eben die *eine* Vernunft nicht gibt, sondern eine prinzipiell offene Entwicklung des Vernunftverständnisses. Die Geschichtlichkeit und die Offenheit sind dabei die beiden Pointen seiner Analyse des Vernunftbegriffs.

Grundsätzlich bezweckt Pannenberg nicht, den christlichen Glauben als rational auszuweisen mithilfe eines Vernunftbegriffs, wie er etwa im englischen Deismus hervortritt.¹⁰³ Der Gegensatz von Glaube und Vernunft ist nur überwindbar durch eine auch für theologische Anliegen offene Betrachtung des Phänomens der Vernunft, das sich vielschichtig, vielfältig und als im geschichtlichen Wandel begriffen erweist. Die statische Konzeption einer unwandelbaren, ungeschichtlichen Vernunft lehnt Pannenberg von Anfang an ab.

Bedeutsam für die Genese des Pannenbergischen Vernunftverständnisses ist die Auseinandersetzung mit der altgriechischen Auffassung von Vernunft. Diese deutet Pannenberg als rezeptiv geprägt, verstanden als Vernehmen des Wirklichen. Es gehe darum, »das Seiende als Seiendes und das Nichtseiende als Nichtseiendes auszugeben«.¹⁰⁴ Die subjektive Wahrheit des Menschen bestehe also darin, unverfälscht wiederzugeben, was vorgegeben sei. Eben das vermöge der *Nus [nous]*, der im Gegensatz zur Sinneswahrnehmung durch den täuschenden Schein (*doxa*) hindurchdringe, in welchem die Dinge sich uns bald so, bald anders darstellten. In diesem Denkhorizont beziehe sich die Vernunft auf eine objektive, unveränderliche Wahrheit.

Im AT werde Wahrheit als Bleibendes, Beständiges und daher Verlässliches verstanden, auf die sich der Mensch im Glauben bezieht. »Das Denken hat seine Wahrheit (seinen Bestand) also nie in sich selbst, noch in seinen vergänglichen

103 Vgl. z. B. John Tolands Projekt, das Wesen des Christentums als vernünftig dazutun – unter Ablehnung supranaturalen Elemente, z. B. im Sakramentsverständnis und in der Christologie; in.: *Christianity Not Mystical*, 1696; sein Anliegen war es zu zeigen, dass »there is nothing in the Gospels contrary to reason, nor above it«. Das hier ausgehend von John Locke vorausgesetzte Vernunftverständnis ist nach Pannenburgs Auffassung zu eng; seine Absolutsetzung führte zu einer Verkürzung und Entleerung des Wesens des Christentums (d. h. zu einer Deformierung der *forma Christianismi*).

104 Pannenberg rekurriert auf Platons *Kratylos* (385b) und auf die *Metaphysik* des Aristoteles (Buch IV, Sp. 1011 b 26ff.).

Gegenständen, sondern allein in der letztlich beständigen, nur durch Vertrauen zu ergreifende Wirklichkeit Gottes.«¹⁰⁵

Die Spannung von Glaube und Vernunft ist immer wieder herausgestellt worden (Tertullian, Petrus Damiani, Martin Luther, Karl Barth). Sie steht aber theologisch betrachtet im Zeichen künftiger Einheit beider; d.h. eschatologisch verschwindet die Differenz beider. »Die Spannungen zwischen Glauben und Wissen, Glauben und Vernunft, die die Geschichte der christlichen Theologie charakterisieren, stehen von ihren Anfängen her im Zeichen einer künftigen *endgültigen Einheit* von Glauben und Wissen. Paulus nämlich verheißt für die Zukunft der eschatologischen Vollendung eine Überwindung des Bruchstückhaften unseres Erkennens: ›Jetzt ist mein Erkennen Stückwerk, dann aber werde ich völlig erkennen, wie ich auch völlig erkannt worden bin‹ (1. Kor 13,12f.).«¹⁰⁶ Daraus folgt die Vorläufigkeit aller Erkenntnis, auch der rational gut begründeten, und wissenschaftstheoretisch gesprochen ihr hypothetischer Charakter. Von eschatologischer Perspektive geleitet sollte die Theologie versuchen, die Einheit von Glaube und Vernunft aufzuzeigen, statt den Gegensatz antithetisch zu fixieren.

In der Neuzeit hat sich die Spannung zwischen Glauben und Vernunft zum Gegensatz zwischen beiden verschärft. Den Wahrheitsgehalt eines neuzeitlichen Vernunftverständnisses sieht Pannenberg in der Überwindung des Autoritätsprinzips, wie es etwa Augustin noch vertreten hat. »Nach Augustin bleibt die christliche Theologie deshalb auf Autorität angewiesen, weil es sich bei den eigentlichen Glaubenswahrheiten um histor.[ische] Tatsachen handelt.«¹⁰⁷ Kirche und Kanon implizieren eine derartige, in der Aufklärung brüchig gewordene Autorität.

Das gesamte antike Vernunftverständnis ist auf die eine, unwandelbare Wahrheit ausgerichtet, nicht auf das Geschichtliche, wie es als Gegenstand philosophischer Reflexion erst im 19. Jh. entdeckt wird. »Nach antiker (genauer: aristotelischer) [sc. Auffassung] kann es Wissenschaft in strengem Sinne nur vom zeitlos Gültigen, von den immer wiederkehrenden Formen der Dinge, geben, nicht vom in der Zeit Einmaligen, Historischen [...]«.«¹⁰⁸ Das Zeitliche und Vergängliche birgt in sich keine Wahrheit, ist nicht vernünftig fassbar. Das Kontingente und Individuelle liegt außerhalb bzw. unterhalb des Begriffs.

Im Blick auf Luther betont Pannenberg, dass dieser zwar für sich genommen den bloß historischen Glauben (*fides historica*) für unzureichend, ihn aber zugleich für unentbehrlich hält. Mit Luther teilt Pannenberg die Ansicht, dass der

105 Wolfhart Pannenberg: Theologie der Vernunft. (Transkribierte) Einleitung der Fassung vom Sommersemester 1969, S. 5.

106 Ebd.

107 Pannenberg: Theologie der Vernunft (Anm. 105), S. 7.

108 Ebd.

Glaube wesentlich ein Vertrauen darstellt. Die *fides quae creditur* kann und darf nicht in eine *fides qua creditur* aufgehoben werden. Pannenberg verweist auf eine Predigt Luthers, in welcher dieser den Grund des Glaubens als historisch herausstellt; dieser sei »unvergesslich«¹⁰⁹, wie Luther meint hoffen zu dürfen. In der Neuzeit wurde ein Glaube auf Basis der Autorität von Kirche oder Heiliger Schrift brüchig; »das Glauben auf Autorität hin verlor seinen rational respektablen Charakter. Nun erst konnten Vernunft und Autorität (und damit auch Vernunft und Glaube) gegeneinander treten.«¹¹⁰ Für David Hume (1711–1776) galt das Christentum (als positive Religion) als unvernünftig. Im Gefolge Kierkegaards (gemeint sind dessen pseudonyme Climacus-Schriften) habe die neuere Theologie diesen Irrationalismus als Fluchtbürg gewählt. Pannenberg erblickt darin eine irriqe und fatale Entwicklung, der eine »Theologie der Vernunft« widerstehen muss, und zwar mit geeigneten Mitteln, d. h. mit Vernunft.

Die neuzeitliche Problemerkassung sieht Pannenberg dabei als unhintergehar und unumkehrbar an, d. h. es gibt kein Zurück hinter die aufgeklärte Kritik des klassischen Autoritätsglaubens. »Heute kann es keinerlei Gründe für die Glaubwürdigkeit von Autoritäten mehr geben in Fragen, die Sache vernünftiger Argumentation und Urteilsbildung geworden sind.«¹¹¹ Die kritische Reflexion der Aufklärung stellt für Pannenberg – anders als z. B. für Reinhard Slenczka (1931–2022)¹¹² – somit einen irreversiblen, unhintergehabaren Prozess dar. Demgegenüber ist jedoch auch für Pannenberg der in der Aufklärung gesetzte Vernunftbegriff nicht als absolut zu betrachten, wie seine Vorlesung zeigt, die vernunftgeschichtlich nicht bei John Locke, David Hume oder Immanuel Kant stehen bleibt, sondern auf einen geschichtlich-offenen Vernunftbegriff abzielt.

Die subjektive Glaubensentscheidung könne nicht an der Stelle einer rational nachvollziehbaren Erkenntnis der Wahrheit stehen. Es gehe um eine nachhaltige »Ablösung des Glaubensverständnisses vom Autoritätsprinzip«. Unter dem Einfluss des augustinischen Autoritätsprinzips scheint auch Anselm zu stehen, wenn man Karl Barths (1931) Interpretation der *Fides quaerens intellectum* und des *credo ut intelligam* Glauben schenken will. Demnach ist der Glaube (autoritativ und subjektiv) vorausgesetzt und die Erkenntnis das ihm Folgende, Sekundäre. Dieser Interpretation tritt Pannenberg scharf entgegen. Das *intelligere* bilde die Pointe des Ganzen, wobei Anselm sogar so weit geht, nicht nur den Gottesgedanken (ontologisch) *sola ratione* zu erweisen (Proslogion), sondern

109 Pannenberg nimmt Bezug auf WA 29,657,3f. So gesehen impliziert die neuzeitliche Kritik eine neue »Vergesslichkeit«.

110 Pannenberg: Theologie der Vernunft (Anm. 105), S. 9.

111 Pannenberg: Theologie der Vernunft, S. 10.

112 Reinhard Slenczka lehrte in Erlangen und war zuvor ebenso wie Pannenberg Assistent von Edmund Schlink (Heidelberg). Sein Sohn Notger Slenczka (geb. 1960) lehrte zeitweise in Mainz, bevor er einen Ruf an die HU Berlin annahm.

auch die Notwendigkeit des Versöhnungshandelns durch den Tod des deus-homo Jesus Christus am Kreuz aufzuzeigen, durch den sich die *satisfactio* verwirklicht (*Cur deus homo*). »Anselms Verständnis der augustinischen Formel credo ut intelligam ist durch ein Gegenüber von *credere* und *intelligere* gekennzeichnet, das dem Gegenüber von Hypothese und Verifikation im Verfahren der neuzeitlichen Wissenschaften entspricht.«¹¹³ Der Glaube hat somit den Charakter einer Hypothese, nicht einer absoluten Prämisse. Damit folgt Pannenberg der Interpretation von F.S. Schmitt, nicht derjenigen Karl Barths.¹¹⁴

Andererseits bestreitet er aber auch die These einer Aufhebung des vorstellungsgebundenen Glaubens in den (absoluten) Begriff, wie sie Hegel erhoben hat. Hegels Konzept einer spekulativ-reflektierenden Vernunft hat nach Pannenberg seine Wahrheit im Aufweis der Geschichtlichkeit des Vernunftverständnisses, wie Hegel es besonders in seiner *Phänomenologie des Geistes* (1807) und seinen Vorlesungen zur *Philosophie der Geschichte* dargelegt hat, nicht im Gedanken eines absoluten Wissens (als Ziel der *Wissenschaft der Logik* 1812ff), das sich als (geschlossenes) System darstellen ließe. Die Interpretation Hegels lässt freilich viel Spielraum für Kontroversen und Streit, wie sich im Gegenüber zu Hegel-Interpretationen von Hermann Fischer (1933–2012), Traugott Koch (1937–2015) und Falk Wagner (1939–1998) aufzeigen ließe. Dessen ungeachtet lässt Pannenberg keinen Zweifel daran, dass er auch gegenüber jenem Konzept die nötige kritische Distanz einzuhalten weiß, da bei Hegel die *Offenheit der Vernunft* (Whitehead; Jaspers) nicht angemessen erfasst sei.

Die gesamte Vorlesung steht primär unter einem theologischen, nicht philosophischen Anspruch, wie Pannenberg in der Einleitung zur Vorlesung in der Fassung von 1969 hervorhebt: »Eine Diskussion der Sachprobleme des Vernunftverständnisses in der Geschichte seiner Wandlungen wird nur insofern als ›Theologie‹ der Vernunft zu bezeichnen sein, als das leitende Interesse dabei theologisch ist.«¹¹⁵

Eine Vorlesung mit dem prägnanten, zugleich aber auch provokanten Titel »Theologie der Vernunft« wäre im 18. Jh. nichts Außergewöhnliches und Aufregendes gewesen, weder im Umfeld von Leibniz und Wolff, noch von Reimarus, Lessing und Kant. Aber um 1963 musste dieser Titel einer Vorlesung eher irritierend und provozierend wirken. Das Konzept eines rational-optimistischen Weltzugangs war spätestens mit dem Ende des I. Weltkriegs als unreal und weltfremd entlarvt worden, d. h. gescheitert. Bereits im 19. Jh. sind rationalistische Denkmodelle durch unzeitgemäße Denker wie Schopenhauer, Nietzsche

113 Pannenberg: *Theologie der Vernunft* (Anm. 105), Transkription des zweiten Teils, S. 193.

114 Vgl. Karl Barth: *Fides quaerens intellectum*. Anselms Beweis der Existenz Gottes im Zusammenhang seines theologischen Programms. Zürich 1931 (wieder in GA II, 1981).

115 Pannenberg: *Theologie der Vernunft*, S. 13.

und Kierkegaard als aporetisch erwiesen worden. Dafür steht bei Kierkegaard der Begriff des Paradoxes. Pannenberg sieht in solchen Positionen die Gefahr des Irrationalismus, Subjektivismus und Dezisionismus. Eine existentielle Interpretation (Bultmann) sieht er als elementare Verkürzung. Dem Glauben liegt nach Pannenberg eine Glaubenserkenntnis zugrunde, die sich rational durchaus erschließen lässt. Es geht ihm darum, das Tertullian zugeschriebene Motto »Credo quia absurdum« zu überwinden. Glaube ist ihm wesentlich ein Vertrauen, das nicht auf einer wagemutigen Entscheidung (gleichsam einem »Sprung«) beruht, sondern auf vernünftig einholbarer Erkenntnis.

Schon im Blick auf die Thesen von *Offenbarung als Geschichte* hatten Kritiker eingewandt, dass die Konsonanz bzw. Kongruenz von Glauben und Vernunft voraussetzen würde, sich grundlegend über den Vernunftbegriff zu verständigen. Diese Verständigung betrachtete Pannenberg als ein offenes Desiderat. Dabei hat er diesen Einwand nicht abgewehrt, sondern als Ansporn genommen, den Begriff der Vernunft zu beleuchten, und zwar aus einer dezidiert theologischen Perspektive. Die Pointe seiner Darstellung liegt darin, dass die zu sich selbst gebrachte Vernunft in einem offenen und engen Verhältnis zum Glauben steht. D.h. Pannbergs Ziel ist es nicht, mit Hegel Glauben in absolutes Wissen aufzuheben und die innere Dialektik der Vernunft als Medium der Selbstoffenbarung des Absoluten zu beschreiben, sondern die Offenheit der Vernunft als zentralen Aspekt ihres angemessenen Verständnisses aufzufassen.

In den fünf Kapiteln des zweiten Teils der Vorlesung geht es um Sprache, Phantasie, Irrtum und die Vorläufigkeit rationaler Erkenntnis. Allerdings zielt die Vernunft auf die Erkenntnis der absoluten Einheit. Dieser neuplatonisch anmutende Bezugspunkt steht für Pannenberg nicht in Spannung zu der grundlegenden Einsicht in den vorläufigen (hypothetischen) Charakter rationaler Erkenntnis, wie er dann später (zu Beginn der Münchner Professur) in *Wissenschaftstheorie und Theologie*¹¹⁶ (1973) wissenschaftstheoretisch ausgeführt worden ist. In der Mainzer Vorlesung *Theologie der Vernunft* geht es jedoch (noch) nicht um eine wissenschaftstheoretische Bestimmung der Theologie, sondern um eine grundlegende Verhältnisbestimmung von Theologie und Philosophie. Die Vorlesung könnte also auch gut unter dem Titel »Theologie und Philosophie« gehalten werden.

Intendiert ist von Pannenberg nicht weniger, als »das Phänomen Vernunft in seinen Beziehungen zu Sprache, Logik, Metaphysik, Glaube und Wissenschaft zu erhellen.«¹¹⁷ Wichtig hierbei ist, dass die neuere Sprachphilosophie zwar ernstgenommen wird, aber der Erörterung des Wesens der Vernunft nachgeordnet

116 Wolfhart Pannenberg: *Wissenschaftstheorie und Theologie*. Frankfurt 1973.

117 Pannenberg: *Theologie der Vernunft* (Anm. 105), S. 10.

wird. Die Problematik der Vernunft lässt sich demnach nicht auf Sprachanalytik reduzieren, wenngleich Denken sich sprachlich vollzieht.

Innerhalb der Sprachanalyse steht für Pannenberg die Unterscheidung von *Begriff und Metapher* im Zentrum, verbunden mit dem Anliegen, das rein metaphorische Moment theologischer Rede vernünftig zu begrenzen. Für Pannenberg hat zwar auch die Rede von Gottes *Handeln* oder Gott als *Person* noch metaphorischen Charakter,¹¹⁸ aber nicht im Sinn einer dichterischen Metapher, sondern umsetzbar in begriffliche Sprache. Die Metapher im dichterischen Sinn ist per se *bloße* Metapher,¹¹⁹ während die Rede von Gott und seinem Wirken auf eine begrifflich fassbare Wirklichkeitsbeschreibung abzielt. Ein in der Schweben des Dichterisch-Metaphorischen verbleibendes Reden von Gott wäre nach Pannenberg unverbindlich und bedeutungslos, d. h. es muss stets ein Potential in sich haben, das sich in begrifflich-präzise Sprache transformieren lässt.

Im Verhältnis der Vernunft zum Glauben erkennt Pannenberg schließlich einen reziproken Charakter:

»Glaube und Vernunft verweisen wechselseitig aufeinander in einer geistigen Gesamtbewegung. Entgegengesetzt ist der Glaube nicht der Vernunft, sondern dem Unglauben und dem Aberglauben, die freilich beide in der Geschichte der Neuzeit auch ihre Rolle gespielt haben und gern im Gewande der Vernunft aufgetreten sind. Beiden aber ist der Anspruch auf die Vernunft streitig zu machen. Nicht Unglaube oder Aberglaube, sondern der Glaube, und zwar der christliche Glaube bewährt sich als Kriterium und Erfüllung der Vernünftigkeit der Vernunft.«¹²⁰

Mit diesen Worten beschließt Pannenberg seine Vorlesung über die Theologie der Vernunft; die Quintessenz liegt in der möglichen Versöhnung, nicht im notwendigen Gegensatz.

Der eigentliche Gegensatz zur Vernunft ist nicht der Glaube, sondern der Aberglaube. Während der Aberglaube sich als unvernünftig darstellt, gilt das für den Unglauben nicht gleichermaßen. Dem Glauben wird die Sünde entgegengesetzt. Pannenberg betont jedoch, dass Sünde auch eine Form des Irrtums darstellt: »Unglaube ist in der Tat Irrtum. Auch das Wort *ἀμαρτία* bedeutet ja eigentlich Irrtum. Freilich keinen bloß theoretischen Irrtum, sondern eine Weg- und Zielverfehlung des ganzen Menschen. Der Irrtum des Unglaubens besteht nicht in einem technischen Fehler des Intellekts [...], eher schon in der falschen Vorwegnahme der endgültigen Wahrheit begründet, die ihrerseits mit einer

118 Rein begrifflich gefasst würde es zu einem anthropomorphen Gottesbild führen.

119 Etwa in der Metapher an einem strahlend schönen Tag: »die Sonne lacht«. Diese Metapher wird gebraucht, obwohl jeder weiß, dass die Sonne nicht wirklich lachen kann, schon gar nicht wie z. B. ein strahlendes Baby. Sie *scheint* uns nur zu lachen, indem sie heiter und ungetrübt scheint.

120 Pannenberg: Theologie der Vernunft (Anm. 105), Zweiter Teil, S. 209.

falschen Einstellung verbunden ist.«¹²¹ Sünde ist demnach nicht rein moralisch zu fassen, sondern auch als intellektuelles Defizit, als mangelhaftes Vernunftverständnis.

8. Berufungen während der Mainzer Zeit

Pannenberg's theologische Kompetenz und seine zielstrebige Arbeitsweise waren ebenso unbestritten wie sein großer Lehrerfolg und seine Neigung zu begrifflicher Präzision. Das Mehrheitsvotum der Fakultät und das Sondervotum der Minderheit waren sich darin einig. Als Pannenberg im Mai 1963 einen Ruf nach Heidelberg an die dort neu eingerichtete Professur für Religionsphilosophie erhielt, drückte Dekan Eugen L. Rapp (1904–1977) die Sorge aus, Pannenberg könne der Mainzer Universität verloren gehen.¹²² Er versah dies mit dem Zusatz, dass bisher alle ihren Weggang bereut hätten, und fügt einige Namen an, darunter auch den des renommierten Philosophen Otto F. Bollnow (1903–1991).¹²³

In seinem Brief an den Dekan hatte Pannenberg zuvor mitgeteilt, dass er in ernsthafte Verhandlungen mit dem Stuttgarter Ministerium treten werde.¹²⁴ Als er schließlich seine Rufablehnung kundtat, war die Erleichterung seitens der Mainzer Kollegen groß und echt. Der Dekan dankte ihm herzlich dafür, dass er ganz erheblich mit zum Aufschwung der Mainzer Fakultät beigetragen und sich nun zum Bleiben entschlossen habe.

Bei Pannenberg's nächstem Ruf waren die Bleibeverhandlungen weniger aussichtsreich, da er in München eine Wirkstätte sah, die gleichsam wie für ihn geschaffen war: eine neue Herausforderung, ein neues Feld und die Möglichkeit der Vertiefung seines schon durch Edmund Schlinks Einfluss bestehenden ökumenischen Anliegens. Am 7.11.1967 teilte Dekan Manfred Mezger (1911–1996) dem Rektor der Universität, Adolf Adam (1912–2005) mit, dass Pannenberg den Ruf an die LMU München angenommen habe.¹²⁵ Am 10.12.1967 erschien eine entsprechende, kurze Zeitungsnotiz. Trotz einiger weiterer Rufe

121 Pannenberg: *Theologie der Vernunft* (Anm. 105), Zweiter Teil, S. 210 – eine später (1969) im Manuskript gestrichene Passage, worauf in der transkribierten Version hingewiesen wird.

122 Vgl. UA.Mz Best. 45-152, Rapp an Pannenberg, 28.05.1963.

123 Bollnow lehrte 1946–1953 in Mainz, bevor er nach Tübingen ging. Vgl. den Eintrag zu »Otto Bollnow« im »Verzeichnis der Professorinnen und Professoren der Universität Mainz 1477–1973«, URL: <http://gutenberg-biographies.ub.uni-mainz.de/id/cadcc29b-e741-4cd1-a115-4dbb55b697d5> (abgerufen am 07.07.2025).

124 Vgl. UA.Mz Best. 45-152, Pannenberg an Dekan Rapp, 18.05.1963.

125 Vgl. UA.Mz Best. 45-152, Pannenberg an Rektor Adam, 07.11.1967. Zur Beendigung seines Beamtenverhältnisses in Rheinland-Pfalz aufgrund seines Weggangs nach München vgl. ferner seine Personalakte: UA.Mz Best. 64-1664 (1).

blieb Pannenberg der Münchner Fakultät bis zu seinem Dienstende im Frühjahr 1994 erhalten.

9. Resümee

Die sehr arbeitsintensiven Mainzer Jahre standen im Zeichen des elementaren Aufbaus, wobei das Umfeld dem eigenen Ansatz nicht so zugetan war wie zuvor in Wuppertal an der Seite von Jürgen Moltmann oder später in München an der Seite u. a. von Trutz Rendtorff, Eilert Herms (*1940), Georg Kretschmar (1925–2009) und Hans-Jürgen Fraas (*1934). Mainz war somit die entscheidende Zwischenstation im Blick auf Pannenburgs Lehrtätigkeit und die Aufgabe einer ersten Durchdringung des Stoffs der gesamten Systematischen Theologie mit ihren Bereichen Dogmatik und Ethik. Die darauffolgende Münchner Zeit ermöglichte dann die Festigung eines gereiften Ansatzes. Mit der 1966 erfolgten Berufung nach München ergab sich für ihn die Chance, sich einen Kreis gleich gesinnter Theologen zu suchen, die das nun besser durchkonzipierte Programm mit ihrem eigenen Beitrag unterstützten. Außerdem konnte er sein ökumenisches Anliegen in der Zusammenarbeit mit der dort ebenfalls neu errichteten Katholischen Fakultät zur Geltung bringen.¹²⁶ Auch an dieser gab es frappierenderweise ein exakt gleichnamiges Institut für »Fundamentaltheologie und Ökumene«, geleitet vom ebenfalls ökumenisch orientierten Heinrich Fries (1911–1998). Beide Institute gleichen Titels verstanden sich als Kooperationspartner mit ökumenischem Anspruch, d. h. nicht in einem Gegensatz- oder Konkurrenzverhältnis zueinander.

Aus der Sicht Pannenburgs war es also zweifellos richtig, auf den Kairos des Rufs nach München zu warten und die Berufung nach Heidelberg (1963) abzulehnen.¹²⁷ Die dortige Professur für Religionsphilosophie hätte seinen ökumenischen Interessen sicher nicht gedient und hätte auch seinem Selbstverständnis als Systematischer Theologe und Dogmatiker im Wege gestanden. Denn seine Christologie und seine Auslegung des Apostolikums zeigen doch ein dezidiert dogmatisches Interesse, das sich unter der Rubrik »Religionsphilosophie« nur schwer hätte realisieren und vermitteln lassen.

Anders als von Mainz hat sich Pannenberg von München dann auch nicht mehr trennen mögen. Bis zu seiner Emeritierung blieb er dort. Und so mag es als

126 Das galt auch im Blick auf die ökumenischen Impulse und Anliegen, die Pannenberg seit seiner Heidelberger Zeit bei Edmund Schlink empfing und unablässig bis über seine Emeritierung 1994 hinaus verfolgte.

127 Am 28. 2. 1964 informiert Dekan Rapp das Kollegium, dass Pannenberg den Ruf abgelehnt habe. Vgl. UA.Mz Best. 45-152.

bedauerlich empfunden werden, dass sich seine Grabstätte nicht in München oder Gräfelting, sondern in Hamburg befindet.

Pannenberg's Mainzer Jahre – das hat der Durchgang durch das von ihm dort akademisch Geleistete gezeigt – waren intensive Jahre theologischen Denkens, eine qualitätsvoller Forschung und Lehre gewidmete Zeitspanne, die in der Retrospektive und im Hinblick auf seinen weiteren Werdegang als berufsbiographisch sehr bedeutsam eingestuft werden kann. An der Mainzer Fakultät wirkte Pannenberg sowohl nach innen als auch weit über Mainz hinaus. Er bildete in jener Zeit ein deutliches Gegengewicht zu Barthianern und Bultmannianern im deutschsprachigen Protestantismus. Und er war ein wichtiges Aushängeschild. Pannenberg war zum Zeitpunkt seiner Berufung noch recht jung (32), aber in der Laufrichtung seines wissenschaftlichen Arbeitens schon durchgehend präformiert, d. h. das Programm stand fest, die Durchführung noch nicht. Seine Rufannahme war für Mainz zweifelsohne ein Gewinn, wenngleich er der Universität nur bis 1967 erhalten blieb und durch zwei Freisemester (für externe Forschungs- und Lehrtätigkeit in den USA) in jenen 13 Semestern auch keineswegs durchgehend präsent war.

Mit der Berufung eines jungen und zukunftssträchtigen Kollegen ist die Fakultät freilich das Risiko eingegangen, dass er ihr nicht für allzu lange Zeit erhalten bleiben würde. Der warnende Hinweis von Dekan Rapp, ein Weggang aus Mainz sei unvermeidlich mit späterer Reue verbunden, konnte einen Mann wie Pannenberg freilich nicht dauerhaft beeindrucken, sofern er unverzagt von der Offenheit der Zukunft ausging.

Die Geschichte der Biblischen Archäologie in Mainz

Abstract

Der Beitrag bietet einen Überblick über die Entwicklung des Faches Biblische Archäologie an der Universität Mainz, das von den Professoren Kurt Galling, Arnulf Kuschke, Volkmar Fritz und Wolfgang Zwickel, daneben aber auch von den ehemaligen Assistenten Willy Schottroff, Frank Crüsemann und Ulrich Hübner geprägt wurde.

Schlüsselwörter: Biblische Archäologie an der Universität Mainz, Kurt Galling, Arnulf Kuschke, Volkmar Fritz, Wolfgang Zwickel, Willy Schottroff, Frank Crüsemann, Ulrich Hübner

This article provides an overview of the development of the subject of Biblical Archaeology at the University of Mainz, which was shaped by the professors Kurt Galling, Arnulf Kuschke, Volkmar Fritz and Wolfgang Zwickel, as well as by former assistants Willy Schottroff, Frank Crüsemann and Ulrich Hübner.

Keywords: Biblical Archaeology at the University of Mainz, Kurt Galling, Arnulf Kuschke, Volkmar Fritz, Wolfgang Zwickel, Willy Schottroff, Frank Crüsemann, Ulrich Hübner

Das alttestamentliche Fachgebiet an der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Mainz trägt die Bezeichnung: Seminar für Altes Testament und Biblische Archäologie. Damit gibt es in Mainz zwei Schwerpunkte: einerseits die alttestamentliche Forschung, wie sie Bestandteil jeder theologischen Fakultät ist, und als Besonderheit und als Mainzer Charakteristikum die Biblische Archäologie, wobei der entsprechende Lehrstuhlinhaber zumindest in der Lehre immer gleichwertig Altes Testament und Biblische Archäologie betrieben hat. In deutschsprachigen Ländern war die Biblische Archäologie (anders als in vielen anderen Ländern) immer eng an die theologischen Fakultäten und vor allem an das Fach Altes Testament gebunden. Diese Doppelung ist in Deutschland und Europa zwar kein Alleinstellungsmerkmal, aber doch relativ selten. Solche Schwerpunktbildungen sind in unserer heutigen Zeit höchst sinnvoll: Sie ermöglichen Studierenden einen Einblick in Bereiche, die nicht zwingend zum Kerngeschäft der Theologie gehören, die aber in der Forschung höchst relevant

sind. Geschichte Israels kann heute auf einem wissenschaftlich vertretbaren Niveau nicht mehr ohne Archäologie bestritten werden. Eine solche Schwerpunktbildung fördert zudem internationale Kontakte. Fachwissenschaftlerinnen und Fachwissenschaftler benötigen für ein intensives und erfolgreiches Arbeiten Spezialbibliotheken mit umfassenden Literaturbeständen, und so gibt es an Orten mit solchen Bibliotheken immer einen engen Austausch.

Als anerkanntes eigenständiges »Kleines Fach«¹ in der deutschen Universitätslandschaft hat die Biblische Archäologie wichtige Funktionen inne. Sie ermöglicht Forschungen, die anderenorts nicht möglich sind, sie dient zur Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses und sie stellt Brücken zu anderen Fächern her: natürlich zum Alten Testament und der gesamten Theologie, aber auch zu in der Regel institutsmäßig besser ausgestatteten Fächern wie der Ägyptologie, der Vorderasiatischen Archäologie, der Klassischen Archäologie und der Vor- und Frühgeschichte. Die Kultur der südlichen Levante war immer eine Mischkultur zwischen den großen kulturellen Blöcken Ägypten, Mesopotamien, Kleinasien und ab der nachexilischen Zeit auch der griechischen Welt. Zwischen diesen Machtblöcken, die auch in kultureller Hinsicht mächtige Kulturzeugnisse geschaffen haben, hat das in der relativ armen südlichen Levante liegende Gebiet, das Gegenstand der Biblischen Archäologie ist, relativ wenige kulturell relevante Güter hinterlassen. Trotzdem ist ein eigenes Fach Biblische Archäologie gerechtfertigt, denn die kulturellen Zentren der Großregion haben ihre unterschiedlichsten Einflüsse hinterlassen, so dass der Raum der Levante eine recht eigenständige Mischkultur wurde. Dieses ist in vielfacher Weise interdisziplinär: Biblische Archäologie kann nur adäquat in Verbindung zu den archäologischen Disziplinen der Umwelt betrieben werden, ist aber auch eng an die Textüberlieferung der biblischen Texte gebunden. Diese doppelte Brückenfunktion prägte die letzten Jahre einer Neustrukturierung der Universität mit BA/MA-Studiengängen wesentlich: Die Biblische Archäologie verstand sich immer auch als unverzichtbarer Teil der Theologie, war aber auch eines der fünf archäologischen Fächer, die im Rahmen des Archäologiestudiums an der Universität Mainz gelehrt werden.

1 Siehe Portal kleine Fächer / Biblische Archäologie, Johannes Gutenberg-Universität Mainz, URL: <https://www.kleinefaecher.de/kartierung/kleine-faecher-von-a-z/biblische-archaeologie> (abgerufen am 07.07.2025).

1. Die frühe Geschichte des Faches

Die Geschichte der biblischen Archäologie reicht bis in die Zeit der Alten Kirche zurück. Zu Beginn des 4. Jahrhunderts verfasste Eusebius von Cäsarea maritima (um 264–340) ein vierbändiges biblisch-geographisches Werk, von dem uns nur der vierte Band, das Register (Onomastikon), erhalten blieb.² Hier wurden in alphabetischer Reihenfolge die in der Bibel erwähnten Ortslagen aufgeführt und mit Anmerkungen zur Lage und manchmal auch in aller Kürze zur Relevanz des Ortes versehen. Diese Beschäftigung mit den biblischen Ortslagen war nötig geworden, da in diesem Jahrhundert die ersten Reisen in das Heilige Land einsetzen, um biblisch relevante Orte zu besichtigen.³ Eusebius bemühte sich sehr, die biblischen Orte zu lokalisieren, aber auch zu seiner Zeit waren manche Überlieferungen schon längst abgebrochen, so dass ihm nur teilweise vertraut werden kann.

Die Christen im Heiligen Land bewahrten die Lokaltraditionen in den nächsten Jahrhunderten und bauten sie oft noch aus. An vielen Orten, an denen man glaubte, biblische Geschichten lokal verorten zu können, entstanden in der Folgezeit Kirchen, die wiederum Pilger nach sich zogen. Ab etwa dem 10. Jh. gab es aber, durch die starke Islamisierung, kaum mehr Christen im Heiligen Land. Als mit den Kreuzfahrern und den Kreuzzügen wieder eine christliche Präsenz im Land existierte, waren die alten Lokaltraditionen größtenteils abgebrochen. Neue Traditionen mussten entwickelt werden, oft ohne wirklichen Anklang an die byzantinische Zeit. Dies traf sowohl für die lokale literarische Verortung zu als auch für den Neubau vieler Kreuzfahrerkirchen an Orten ohne alte Erinnerung.⁴

2 Erich Klostermann: Eusebius. Das Onomastikon der biblischen Ortslagen. Leipzig 1904 = Hildesheim 1966 (= Die griechischen christlichen Schriftsteller der ersten drei Jahrhunderte III,1); Stefan Timm: Das Onomastikon der biblischen Ortsnamen. Kritische Neuausgabe des griechischen Textes mit der lateinischen Fassung des Hieronymus. Berlin/Boston 2017 (= Die Griechischen Christlichen Schriftsteller der ersten Jahrhunderte [GCS]. Neue Folge 24); Greville S.P. Freeman-Grenville/Rupert L. Chapman III/Joan E. Taylor: Palestine in the Fourth Century A.D.: The Onomasticon by Eusebius of Caesarea. Jerusalem 2003.

3 Die wichtigsten Pilgerberichte sind zusammengestellt in: Herbert Donner: Pilgerfahrt ins Heilige Land. Die ältesten christlichen Palästina-pilger (4.–7. Jahrhundert). 2. Auflage Stuttgart 2002; John Wilkinson: Jerusalem Pilgrims Before the Crusades. Oxford 2002. Eine Zusammenstellung der literarisch belegten Orte, aber auch der archäologisch belegten Kirchen findet sich in Yoram Tsafrir/Leah Di Segni/Judith Green: Tabula Imperii Romani Iudaea – Palaestina. Eretz Israel in the Hellenistic, Roman and Byzantine Periods. Maps and Gazetteer. Jerusalem 1994.

4 Zu Pilgerberichten aus dieser Zeit vgl. John Wilkinson: Jerusalem Pilgrimage 1099–1185. London 1988. Zu Kreuzfahrerbauten Denys Pringle: The Churches of the Crusader Kingdom of Jerusalem. A Corpus. Volumes I–III. Cambridge u. a. 1993/1998/2007/2009; Denys Pringle: Secular Buildings in the Crusader Kingdom of Jerusalem. An Archaeological Gazetteer. Cambridge u. a. 1997.

Nach der Kreuzfahrerzeit spielt Mainz auch erstmals eine Rolle im Rahmen der Biblischen Archäologie. Pilgerfahrten ins Heilige Land setzten vermehrt ein,⁵ und einer der wichtigsten Pilgerberichte des Mittelalters wurde von Bernhard von Breydenbach (um 1440–1497), einem Mainzer, verfasst.⁶ Schon als 10-jähriger von seinem Stammsitz in Breydenbach bei Marburg nach Mainz gekommen, um hier zunächst seine Ausbildung zu erhalten, gehörte er von 1471 bis zu seinem Tod dem Domkapitel in Mainz an. 1483 und 1484 war er auf einer Pilgerreise im Heiligen Land. Sein Reisebericht, der zunächst auf Latein veröffentlicht wurde, wurde ab 1486 auf Deutsch (sowie in der Folgezeit auch auf Niederländisch, Französisch, Spanisch und Polnisch) gedruckt, nun mit zahlreichen Holzschnitten seines Reisebegleiters Erhard Reuwich illustriert. Das Buch Breydenbachs, das vielfach in unterschiedlichen Varianten nachgedruckt wurde, gilt als erstes illustriertes Reisehandbuch für das Heilige Land und hat viele spätere Werke nachhaltig beeinflusst. Im Mainzer Dom erinnert heute noch eine Grabplatte an diesen Mainzer Heilig-Land-Pilger und Gelehrten.

Als die Pilgerreisen in ottomanischer Zeit beschwerlicher und damit seltener wurden, konzentrierte man sich in Europa auf die Auswertung der Pilgerberichte, um das Heilige Land zu beschreiben. Nun findet sich erstmals die Bezeichnung »Biblische Archäologie«, allerdings nicht von einem Mainzer Forscher.⁷ Kein Verfasser der wichtigsten Werke auf diesem Gebiet scheint an der hiesigen Universität gewirkt zu haben, auch scheint dieser Bereich in Mainz nicht besonders gefördert worden zu sein.

1865 wurde mit dem Palestine Exploration Fund der erste wissenschaftliche Verein zur Erforschung Palästinas gegründet, 1877 – übrigens in Wiesbaden – der Deutsche Palästina-Verein, allerdings ohne Beteiligung eines Mainzers.⁸ 1867

5 Zusammenstellungen von relevanten Publikationen finden sich bei Reinhold Röhrich: *Bibliotheca Geographica Palaestinae. Chronologisches Verzeichnis der von 333 bis 1878 verfassten Literatur über das Heilige Land mit dem Versuch einer Kartographie. Verbesserte und vermehrte Neuausgabe mit einem Vorwort von David H.K. Amiran.* Jerusalem 1963.

6 Bernhard von Breydenbach: *Peregrinatio in terram sanctam*. Erste deutsche Ausgabe von Peter Schöffler, Mainz 1486. Faksimile. Hg. von Andreas Klußmann. Saarbrücken 2008; Bernhard von Breydenbach: *Peregrinatio in terram sanctam. Eine Pilgerreise ins Heilige Land. Frühneuhochdeutscher Text und Übersetzung*. Hg. von Isolde Mozer. Berlin 2010. Vgl. auch Friederike Timm: *Der Palästina-Pilgerbericht des Bernhard von Breidenbach und die Holzschnitte Erhard Reuwichs. Die »Peregrinatio in terram sanctam« (1486) als Propagandainstrument im Mantel der gelehrten Pilgerschrift*. Stuttgart 2006.

7 Der älteste mir bekannte Beleg findet sich in einem Buch von Johann Joachim Bellermann (1754–1842): *Handbuch der biblischen Literatur*. Erfurt 1787. Es beginnt mit *Biblischer Archäologie und Geographie*, wobei *Biblische Archäologie* eigentlich eher *Geographie* umfasst.

8 Vgl. zu den Neugründungen in dieser Zeit *Palaestina exploranda. Studien zur Erforschung Palästinas im 19. und 20. Jahrhundert* anlässlich des 125jährigen Bestehens des Deutschen Vereins zur Erforschung Palästinas. Hg. von Ulrich Hübner. Wiesbaden 2006 (= *Abhandlungen des Deutschen Palästina-Vereins* 34).

begann eine erste archäologische Untersuchung durch Charles Warren (1840–1927) in Jerusalem, die man aber auf Grund der angewandten Methodik besser nicht als Ausgrabung bezeichnen sollte. Dieses Vorrecht kommt Sir Flinders Petrie (1853–1942) zu, der 1890 als Ägyptologe eine Untersuchung in Tell el-Hesi unternahm.⁹ Damit begann eine ausgeprägte archäologische Forschungstätigkeit. Das Gebiet Israels dürfte heute das archäologisch besterforschte der Welt sein.

2. Der Neuanfang der Universität Mainz – Kurt Galling

1946 nahm die Johannes Gutenberg-Universität den Lehrbetrieb nach rund 150 Jahren Unterbrechung wieder auf. Noch im Gründungsjahr der Universität 1946 wurde Kurt Galling (1900–1987) berufen und blieb bis 1955. Mit ihm wählte die Universität Mainz denjenigen Forscher, der in jener Zeit als ausgebildeter Alttestamentler in archäologischen Fragestellungen zweifelsfrei am profiliertesten war. Damit wurde – möglicherweise bewusst – ein eigener Schwerpunkt in Mainz gewählt, der in der Folgezeit noch weiter ausgebaut wurde. Nach dem zweiten Weltkrieg war man sich verstärkt bewusst, dass eine Kenntnis der Hinterlassenschaft des »Heiligen Landes« wichtig für die Exegese war, und Galling war in dieser Hinsicht besonders qualifiziert.¹⁰ 1900 geboren, legte er nach nur sieben Semestern Studium mit 22 Jahren eine später gedruckte Lizentiatsarbeit vor und schloss damit sein Studium ab, promovierte mit 23 Jahren mit einer bis heute noch immer grundlegenden Arbeit im Bereich der Klassischen Archäologie über den Altar im Vorderen Orient,¹¹ habilitierte sich mit 25 mit einer Arbeit über die Erwählungstraditionen Israels¹² und legte gleichzeitig das zweite theologische Examen ab. Mit 30 wurde er dann in Halle zum außerplanmäßigen Professor ernannt. 1926 bereiste er das erste Mal Palästina und nahm dort auch an den Grabungen in Sichem unter der Leitung von Ernst Sellin (1867–1946) teil. 1930 leitete er übergangsweise das Deutsche Evangelische Institut zur Erforschung des Heiligen Landes in Jerusalem und nahm an den von William Foxwell Albright (1891–1971) geleiteten Grabungen in Tell Bet Mirsim teil, 1934 erhielt er

9 Frederick J. Bliss: *A Mound of Many Cities; or, Tell el Hesi Excavated*. London 1898.

10 Eine Bibliographie von Galling bis 1969, zusammengestellt von P. Welten, findet sich in: *Archäologie und Altes Testament. Festschrift für Kurt Galling zum 8. Januar 1970*. Hg. von Arnulf Kuschke/Ernst Kutsch. Tübingen 1970, S. 333–347. Eine ausführliche Biographie Gallings mit neueren Literaturangaben findet sich in Manfred Weippert: *Kurt Galling** 8.1. 1900–12.7.1987. In: *Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins* 104 (1988), S. 190–194.

11 Kurt Galling: *Der Altar in den Kulturen des Vorderen Orients. Eine archäologische Studie*. Berlin 1925.

12 Kurt Galling: *Die Erwählungstraditionen Israels*. Gießen 1928 (= Beihefte für die Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft 48).

mit 34 Jahren die Ehrendoktorwürde der Universität Bern, und 1935 weilte er noch einmal zu einem Forschungsaufenthalt in Jerusalem.

Ein Werk seiner Frühzeit sollte ihn in der ganzen wissenschaftlichen Welt bekannt machen. In nur vier Jahren Arbeit von 1933–1937 verfasste er die 1. Auflage des Biblischen Reallexikons.¹³ Dieser Band, in dem er unter einzelnen Realienstichworten den gesamten Bestand der damaligen archäologischen Funde präsentierte, stellte die Forschung auf eine neue Basis. Galling selbst spielte diese mühsame Arbeit immer etwas herunter. Er erzählte später immer gerne, dass alle einschlägigen Bücher leicht auf seinem Schreibtisch hätten aufgestellt werden können, und es wäre noch immer genug Platz für die wenigen Neuerscheinungen geblieben. Sicherlich war der Bestand der einschlägigen Bücher damals viel geringer als heute. Aber jeder der Lexikonartikel war eigentlich eine eigenständige Promotion wert. Für einen Einzelnen war es eine enorme Arbeit, die nicht hoch genug veranschlagt werden kann. Von 1971 bis 1977 betreute er dann auch noch die 2. Auflage des Biblischen Reallexikons,¹⁴ das bis 2022, als die 3. Auflage erschien, das Einstiegswerk schlechthin für die Realienforschung darstellte.¹⁵ An der 2. Auflage waren außer ihm 19 weitere Forscherinnen und Forscher beteiligt, die alle ihren Lebensmittelpunkt in Tübingen hatten oder zumindest eng mit Tübingen verbunden waren. An der aktuellen Neuauflage wirkten 72 Forscherinnen und Forscher aus einer Vielzahl von Ländern mit. Schon diese Zahlen zeigen an, wie sehr sich das Fach im Laufe von knapp 100 Jahren erweitert und verändert hat.

Die Zeit des zweiten Weltkriegs ist aber auch eine Schattenseite im Leben von Kurt Galling.¹⁶ Schon im Oktober 1933 trat er in die SA ein, im November 1934 aber aus gesundheitlichen Gründen wieder aus. Ab 1934 war er Unterführer der NS-Dozentschaft, am 1. 1. 1940 wurde er Mitglied der NSDAP, war Mitglied im Nationalistischen Lehrerbund und im Reichsluftschutzbund. 1939 meldete er sich freiwillig zur Wehrmacht und wurde Ausbilder für Ballistik, kehrte aber 1940 an die Universität Halle zurück. 1943 wurde er als Hilfszollbetriebsassistent in Trzebinia (Oberschlesien) zur Wehrmacht eingezogen.

1945 wurde er dann von der Universität Halle als Dozent entlassen, aber in der Bibliothek des Theologischen Seminars weiterbeschäftigt. 1946 wurde er vom

13 Kurt Galling: *Biblisches Reallexikon*. Tübingen 1937 (= Handbuch zum Alten Testament I/1).

14 *Biblisches Reallexikon*, 2. Auflage. Hg. von Kurt Galling. Tübingen 1977 (= Handbuch zum Alten Testament I/1).

15 Angelika Berlejung u. a., Hg.: *Encyclopedia of Material Culture in the Biblical World*. A New *Biblisches Reallexikon*. Tübingen 2022.

16 Viele nachfolgende Angaben zu Gallings Zeit während des 2. Weltkriegs und während seiner Mainzer Zeit verdanke ich meinem Kollegen Wolfgang Breul, der Archivunterlagen im Universitätsarchiv Mainz ausgewertet hat. Vgl. zusätzlich Christoph Schmitt: Galling, Kurt Franz Willi. In: *Biographisch-bibliographisches Kirchenlexikon*, Bd. 29. Nordhausen, S. 485–494.

Antifaschistischen Ausschuss der Stadt Halle allerdings als »politisch tragbar« eingeschätzt.¹⁷

Offenbar bald nach dieser Einstufung wurde er im Sommersemester 1946 nach Mainz berufen. Neben seiner Lehr- und Forschungstätigkeit übernahm er am 1. 10. 1947 die Institutsleitung für das Alte Testament, war 1948–1950 Dekan der Evangelisch-Theologischen Fakultät und hatte 1951 und 1952 das Amt des Rektors inne. In Mainz blieb er neun Jahre, bis er am 1. 4. 1955 einem Ruf nach Göttingen folgte. Von 1962 bis zu seiner Emeritierung 1968 war er dann noch Professor am Biblisch-Archäologischen Institut in Tübingen.

Sobald Reisen in den Nahen Osten wieder möglich war, besuchte er 1952 den Libanon und Syrien und leitete 1953 den ersten Nachkriegslehrgang des Deutschen Evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft des Heiligen Landes. Dieser war situationsbedingt sehr klein gehalten: Als Stipendiaten waren damals nur Arnulf Kuschke (1912–1995), von dem gleich noch die Rede sein wird, und Hans Walter Wolff (1911–1993) dabei, der dann von 1959 bis 1967 den zweiten Mainzer Lehrstuhl innehatte.¹⁸ Das Reisen war für Galling wichtig. Er war stolz darauf, all die biblischen Länder mit eigenen Augen gesehen und sich ein reelles, nachprüfbares Bild von der biblischen Lebenswelt gemacht zu haben.

Ihm ist unter anderem auch zu verdanken, dass die Mainzer Bibliothek zur Biblischen Archäologie heute zu den bedeutendsten in Europa zählt. Exzellente Forschung in der Archäologie bedarf immer auch einer umfassenden, über viele Jahrzehnte gepflegten Bibliothek.¹⁹

In Gallings Mainzer Zeit fallen neben zwei kleineren monographischen Schriften²⁰ die 1950 erfolgte Herausgabe des Textbuchs zur Geschichte Israels,²¹ ein Kommentar zu den Chronikbüchern, Esra und Nehemia in der Reihe Altes Testament Deutsch,²² die Kommentierung der Kapitel Ezechiel 40,1–42,20;

17 Wer ihn in seinem hohen Alter in persönlichen Gesprächen auf die Nazis schimpfen hörte, konnte sich eigentlich nicht vorstellen, dass er sich hier selbst einmal, und das schon sehr früh, aktiv beteiligt hatte.

18 Von H.W. Wolff stammt ein kleines Reisetagebuch dieser Reise: Hans Walter Wolff: Eine Handbreit Erde. Kleines Palästinatagebuch. Witten 1955.

19 Ihm war immer bestens bewusst, dass aktuelle Forschung immer auch eine gute Pflege der Bibliothek bedeutet, und alte Grabungsberichte oder Forschungsbeiträge sind in der Archäologie kein überholtes Wissen, sondern elementare Grundlage für gelingendes wissenschaftliches Forschen. Darum war ihm auch die Pflege und regelmäßige Lektüre älterer Publikationen wichtig.

20 Kurt Galling: Das Bild vom Menschen in biblischer Sicht. Mainz 1947 (= Mainzer Universitäts-Reden 3); Kurt Galling: Die Krise der Aufklärung in Israel. Mainz 1952 (= Mainzer Universitäts-Reden 19).

21 Textbuch zur Geschichte Israels. Hg. von Kurt Galling. Tübingen 1950 (inzwischen in 3. überarbeiteter Auflage Tübingen 1979).

22 Kurt Galling: Die Bücher der Chronik. Esra, Nehemias. Göttingen 1954 (= Altes Testament Deutsch 12).

43,10–27 in einem Ezechielkommentar von Georg Fohrer (1915–2002)²³ und die Vorbereitung für die Herausgabe der RGG, 3. Auflage.²⁴ Insbesondere das Textbuch zur Geschichte Israels verdient besondere Beachtung. Galling verfasste es mit dem damals in Berlin lebenden Ägyptologen Elmar Edel (1914–1997) und dem Mainzer Professor für Christliche Orientalistik Eugen Ludwig Rapp (1904–1977).²⁵ Mit den hier gebotenen Übersetzungen und Erklärungen der einschlägigen ägyptischen, akkadischen und levantinischen Inschriften für Studierende wurden neue Grundlagen für die historische Forschung geboten.

Seine Tätigkeit hier in Mainz war anfangs stark von alttestamentlichen Themen geprägt, während er sich in den Kriegsjahren vorwiegend mit historischen oder archäologischen Problemen beschäftigt hatte. Mit generellen, eine breite Öffentlichkeit interessierenden Aufsätzen wie »Die Prophetenbilder der Lutherbibel im Zusammenhang mit Luthers Schriftverständnis«, »Biblische Sinnbedeutung der Geschichte«, »Die Boten Gottes im Alten Bunde«, »Goethe als theologischer Schriftsteller«, »Diaspora als Bewährung und Gefährdung«, »Das Bild vom Menschen in biblischer Sicht« oder »Die Krise der Aufklärung in Israel« wollte der Theologe Galling Antworten auf grundlegende Fragen der Nachkriegszeit geben. Mit fortschreitendem Aufenthalt in Mainz mehren sich aber auch wieder Aufsätze, in denen er mit Hilfe der bei Ausgrabungen gefundenen Textüberlieferung biblisch-historische Fragestellungen bearbeitete, etwa über Artaxerxes, die Listen in Esra und Nehemia und andere Themen der nachexilischen Zeit.²⁶ Schon 1950 und 1951 veröffentlichte er Aufsätze in internationalen Zeitschriften.²⁷ Galling gehörte damit zu den ersten deutschen Wissenschaftlern, die sich nach dem 2. Weltkrieg wieder auf ein internationales Parkett wagten.

23 Georg Fohrer: Ezechiel. Mit einem Beitrag von Kurt Galling. Tübingen 1955 (= Handbuch zum Alten Testament I/13). Es handelt sich dabei um eine aktualisierte Fassung von Gallings Beitrag in Alfred Bertholet: Hesekiel. Mit einem Beitrag von Kurt Galling. Tübingen 1936 (= Handbuch zum Alten Testament I/13).

24 Die 3. Auflage von Religion in Geschichte und Gegenwart erschien von 1957 bis 1965, bedurfte aber einer langen Vorbereitungsphase.

25 Zu Rapp vgl. den Beitrag von W. Breul zur Fakultätsgeschichte in diesem Band (Abschnitte II.6 und II.8).

26 Einiges wurde wieder abgedruckt in Kurt Galling: Studien zur Geschichte Israels im persischen Zeitalter. Tübingen 1968.

27 Kurt Galling: The Scepter of Wisdom. A Note on the Gold Sheath of Zendjirli and Ecclesiastes 12:11. In: Bulletin of the American Schools of Oriental Research 119 (1950), S. 15–18; Kurt Galling: The Gola-List According to Ezra 2/Nehemia 7. In: Journal of Biblical Literature 70 (1951), S. 149–158.

3. Erste deutsche Grabungsaktivitäten – Arnulf Kuschke

Auf den streitbaren Haudegen Galling folgte der feinfühlige, sich häufig angegriffen fühlende und leicht verletzbare, manchmal fast unscheinbar wirkende Arnulf Kuschke. Stand Galling immer im Mittelpunkt, so war Kuschke wohl stets eine Randgestalt, die sich nie in den Vordergrund drängte. Das mindert aber nicht seine großen wissenschaftlichen Leistungen. Von 1955 bis 1968 hatte er den stärker historisch und archäologisch ausgerichteten Lehrstuhl inne, während sein ehemaliger Begleiter auf dem Lehrkurs von 1953, Hans Walter Wolff, die zweite alttestamentliche Professur versah. 1963 hatte Kuschke einen Ruf auf den Lehrstuhl für Altes Testament und Palästinakunde in Kiel abgelehnt. Im Kontext der Mainzer Bleibeverhandlungen konnte er erreichen, dass seine Professur zukünftig in »Altes Testament und Biblische Archäologie« umbenannt und ein eigenes Institut für Biblische Archäologie an der hiesigen Fakultät, das aus haushaltstechnischen Gründen aber der Seminarverwaltung der Evangelisch-Theologischen Fakultät unterstellt blieb, eingerichtet wurde. Die »Lehr- und Forschungsgebiete des Instituts für Biblische Archäologie sind die Archäologie und Geographie Palästinas und der angrenzenden Territorien sowie die palästinisch-syrische Epigraphik.«²⁸ 1968 wurde er dann bis 1978 Nachfolger von Galling als Leiter des Biblisch-Archäologischen Instituts in Tübingen.

28 Zitat aus einem undatierten (wohl 22. 9. 1963) Entwurf der Fakultät an die Universitätsleitung aus dem Jahr 1963, vgl. für dieses und die nachfolgenden Stücke Universitätsarchiv Mainz (UA.Mz), Best. 106-18. In einem am 21. 1. 1964 verfassten Brief wurde Kuschke dann offiziell zum Direktor des neu geschaffenen Instituts für »Biblische Archäologie« ernannt. In einem Schreiben von A. Kuschke an den damaligen Dekan E. L. Rapp vom 22. 9. 1963 wurde auch die Finanzierung des Instituts festgehalten: Neben einer Einmalzahlung von DM 20.000,- hatte das Institut einen jährlichen Etat von DM 3.000,- sowie jährlich DM 4.000,- für Schreib-, Zeichen- und photographische Arbeiten. Wann das eigenständige Institut wieder aufgelöst wurde, ist nicht ersichtlich. Vermutlich geschah dies nach dem Ausscheiden von V. Fritz, der nach Kuschkes Weggang nach Tübingen die hiesige Biblische Archäologie weiter vertreten hat, ohne aber den entsprechenden Lehrstuhl übernommen zu haben. Die Wahrnehmung der Biblischen Archäologie durch Studierende an der Mainzer Fakultät war offenbar nicht besonders groß. Kuschke äußert sich diesbezüglich in einem Schreiben an die Evangelisch-Theologische Fachschaft vom 10. 2. 1966, dass die Lehrveranstaltungen über die Architektur, Keramik und Landeskunde für das Verständnis des Alten Testaments grundlegend sind. Des Weiteren schreibt er: »Ich bin weder ein Jahrmarksausschreier, noch ist es meine Aufgabe, Ihnen mit Attraktionen aufzuwarten. Als akademischer Lehrer habe ich die Aufgabe, Sie mit den Stoffen und den Problemen meiner Fachgebiete bekannt zu machen. Meine Fachgebiete sind das Alte Testament und die Biblische Landes- und Altertumskunde. Die letztere gehört zu den sog. »Realien« des Alten Testaments. Daß sie hier so wenig gefragt ist, liegt nicht daran, daß sie etwa in zu langweiliger Verpackung serviert wird, sondern ausschließlich in der unbegründeten, aber weit verbreiteten Erwartung, daß die »Realien« im 1. Theologischen Examen »nicht drankommen«. Kommentare zu diesem Sachverhalt verbietet mir die Höflichkeit.«

Kuschkes großes wissenschaftliches Thema war die Historische Topographie – ein Forschungsbereich, der bis in die jüngste Vergangenheit hinein in Mainz weitergeführt wurde. Der Libanon und insbesondere die bis dahin nahezu unerforschte Beqa'-Ebene wurden sein hauptsächliches Forschungsgebiet. Er begann schon während seiner Erlanger Zeit (1952–1955) mit Reisen in den Libanon, um dort historisch-topographische Studien vorzunehmen. Diese Reisetätigkeit setzte er in seiner Mainzer Zeit fort. Viele Identifikationen von Ortslagen im Libanon beruhen heute noch auf den Untersuchungen von Kuschke. Seine diesbezüglichen Forschungen²⁹ mündeten dann während seiner Tübinger Zeit in die Mitgründung des Tübinger Atlas des Vorderen Orients, des damals größten Sonderforschungsbereiches in Deutschland, der 296 Kartenblätter und 147 Begleitbände zum gesamten Nahen Osten erstellte.³⁰

Nach dem 2. Weltkrieg waren Grabungen in Israel für Deutsche unmöglich. Galling war deshalb in der Nachkriegszeit »Schreibtischarchäologe« geworden und nahm nach dem 2. Weltkrieg an keiner Grabung mehr aktiv teil. Kuschke war aber die Bedeutung von Grabungen neben der Surveyarchäologie sehr bewusst. 1954 und 1955 leitete er eine Sondage in Räs eš-Šamrā/Ugarit in Nordsyrien, der wohl wichtigsten Grabung in der Levante während der frühen Nachkriegszeit. Zunächst noch unverbindlich 1958, dann konkret 1961 schlug er dem Saarbrücker Vor- und Frühgeschichtler Rolf Hachmann (1917–2014) vor, in Kamid el-Loz im Libanon zu graben. 1962 wurde eine gemeinsame Studienreise durchgeführt, 1963 mit der Grabung begonnen. In den folgenden Jahren wurden an diesem Ort viele Archäologen vorbildlich ausgebildet, allerdings nur wenige aus dem Bereich der Theologie (vor allem Martin Metzger (1928–2018), Siegfried Mittmann (1933–2022) und Otto Kaiser (1924–2017)). Die Zusammenarbeit zwischen Hachmann und Kuschke konnte jedoch auf Dauer nicht funktionieren – zu unterschiedlich waren deren Charaktere. So zog sich Kuschke 1965 aus der Mitarbeit an der Grabung zurück und Martin Metzger wurde an seiner Stelle 1966 stellvertretender Grabungsleiter. Trotz der kurzen Wirksamkeit von

29 Seine diesbezüglichen Forschungen erschienen vor allem als Aufsätze; vgl. Karin Kuschke: Bibliographie Arnulf Kuschke. In: Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins 98 (1982), S. 5–8. Im Umfeld der Ausgrabungen in Kamid el-Loz wurden dann zwei Bände zur Siedlungsgeschichte der Beqa'-Ebene erstellt, die im Wesentlichen auf Kuschkes Vorarbeiten aufbauen: Leon Marfoe: Kāmid el-Lōz 13. The Prehistoric and Early Historic Context of the Site. Catalogue and Commentary. Bonn 1995 (= Saarbrücker Beiträge zur Altertumskunde 41); Leon Marfoe: Kāmid el-Lōz 14. Settlement History of the Biqā' up to the Iron Age. Bonn 1998 (Saarbrücker Beiträge zur Altertumskunde 53). Eine Würdigung Kuschkes findet sich in Helga Weippert: Arnulf Kuschke zum Gedächtnis. In: Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins 112 (1996), S. 74–76.

30 Die für die Bibelwissenschaften wichtigsten Karten wurden in einem separaten Band herausgegeben: Siegfried Mittmann/Götz Schmitt: Tübinger Bibelatlas. Auf der Grundlage des Tübinger Atlas des Vorderen Orients (TAVO). Stuttgart 2001.

Kuschke in Kamid el-Loz verdient diese Grabung eine kurze Würdigung. Die Zusammenarbeit mit einem erfahrenen Vor- und Frühgeschichtler hatte eine erheblichen Qualitätssteigerung für die deutsche Biblische Archäologie zur Folge. Das von Hachmann eingebrachte methodische Niveau gilt noch heute als vorbildlich. Wohl kaum eine andere Grabung im gesamten Nahen Osten ist so gut und ausführlich publiziert wie diese. Bislang liegen nicht weniger als 25 Grabungsbände sowie zahlreiche Aufsätze für die Saarbrücker Grabungsjahre vor.³¹

Kuschke konzentrierte sich in der Folgezeit auf die Leitung der Lehrkurse des Deutschen Evangelischen Institutes zur Erforschung des Heiligen Landes, in denen besonders qualifizierte und geeignete Nachwuchswissenschaftler durch einen mehrwöchigen Forschungsaufenthalt in Palästina an die biblisch-archäologische Forschung herangeführt werden sollten. Er hatte in dieser Zeit die Idee einer ammonitischen Verteidigungslinie, die um die Hauptstadt Rabbat Bene Ammon, das heutige Amman, herum angelegt worden war. Diese Festungskette verfolgte er bei jedem neuen Lehrkurs weiter, und in jedem Jahr veröffentlichten Stipendiaten einen oder mehrere Aufsätze zu neu entdeckten Siedlungen dieser Festungskette. Allerdings erkannte Kuschke nicht, dass es sich bei den angeblichen Festungsbauten um die typischen einzelnstehenden Gehöfte jener Zeit handelte. Egal, wo er seine postulierte Festungsliste angenommen hätte – er hätte überall ein solch befestigtes Gehöft entdeckt. Dies nachzuweisen gelang erst bei jüngeren Forschungen, die in mehreren Projekten das gesamte Gebiet um Amman herum erforschten.³²

4. Der Neuanfang von Grabungen in Israel – Volkmar Fritz

Nach einem Studium der evangelischen Theologie in Tübingen, Berlin, Heidelberg, Marburg und Bonn von 1957 bis 1964 und einem anschließenden Studium der Biblischen Archäologie an der Hebräischen Universität Jerusalem von 1964 bis 1967 kam Volkmar Fritz (1938–2007) nach Deutschland zurück und suchte Anschluss an eine theologische Fakultät, die auch einen biblisch-archäologi-

31 Eine informative Zusammenstellung der Grabungsergebnisse wurde von M. Heinz erstellt, die nach Beendigung der Saarbrücker Ausgrabungen in Kamid el-Loz die dortigen Grabungen mit einem Freiburger Team wiederaufnahm: Marlies Heinz: Kamid el-Loz. 4000 years and more of rural and urban life in the Lebanese Beqa'a plain. Beirut 2016. Vgl. auch den Ausstellungskatalog mit den wichtigsten Funden der Saarbrücker Grabung: Frühe Phöniker im Libanon. 20 Jahre deutsche Ausgrabungen in Kāmid el-Lōz. Hg. von Rolf Hachmann. Mainz 1983.

32 Vgl. hierzu die Zusammenstellung der Orte von Wolfgang Zwickel: Eisenzeitliche Ortslagen im Ostjordanland. Wiesbaden 1990 (Beihefte des Tübinger Atlas zum Vorderen Orient B 81).

schen Schwerpunkt hatte.³³ Mainz bot sich hier idealerweise an, und hier fand er seine persönliche Heimat, die er erst verlassen hat, als er schon schwer von seiner todbringenden Krankheit gezeichnet war und in seinem Haus in der Mainzer Altstadt nicht mehr wohnen konnte.

Volkmar Fritz entstammte einer völlig anderen Generation als seine Vorgänger. 1938 geboren, war er sehr von der 68er Generation geprägt. Er galt immer als »der Linke«, »der Junge«, »der ganz Andere«.³⁴ Der Ruf des »Jungen« ist ihm bis ins hohe Alter treu geblieben. Volkmar Fritz stand für eine neue Generation und er entschloss sich zum Marsch durch die Institutionen. Diesen Marsch hat er – mit einigen Blessuren – auch durchaus erfolgreich durchgestanden. Ihm war es wichtig, den Nachwuchs zu fördern, und er begeisterte in seiner Mainzer Zeit, aber auch in Gießen (1987–2003), viele Studierende für die Archäologie. Manche seiner Studierenden nahmen nicht nur eine Kampagne an Ausgrabungen teil, sondern bildeten auch einen Forschungsschwerpunkt in ihren späteren wissenschaftlichen Tätigkeiten im Bereich der Archäologie.

Für Fritz besonders prägend waren seine intensiven Freundschaften mit einer neuen Generation von herausragenden israelischen Archäologinnen und Archäologen. Fritz war einer der ersten Deutschen, die in Israel ein Studium aufnahmen. In seiner Generation entstand die Blütezeit der israelischen Archäologie, und seine Altersgruppe bildete eine nahezu gleichaltrige israelische, aber auch internationale Community, die sich gegenseitig unterstützte und einen engen Austausch untereinander hatte. Namen wie Pirhiya Beck (1931–1998), William G. Dever (*1933), Efraim Stern (1934–2018), Amnon Ben-Tor (1935–2023), David Ussishkin (*1935), Seymore Gitin (*1936), Yigal Shiloh (1937–1987), Eliezer D. Oren (1938–2024), Aharon Kempinski (1939–1994), Amos Kloner (1940–2019), Jean-Baptiste Humbert (*1940), Zeev Herzog (*1941), Amihai Mazar (*1942) u. a. sind hier zu nennen – eine Generation, die die Archäologie

33 Eine von Ulrich Hübner, Stefan Mürger und Anke Welzel verantwortete Zusammenstellung seiner Publikationen findet sich in: Saxa Loquentur. Studien zur Archäologie Palästinas/Israels. Festschrift für Volkmar Fritz zum 65. Geburtstag. Hg. von Cornelis G. den Hertog/ Ulrich Hübner/Stefan Mürger. Münster 2003 (Alter Orient und Altes Testament 302). Eine ausführliche Würdigung seiner Tätigkeit mit einem Nachtrag bei der Bibliographie stammt von Ulrich Hübner/Jens Kamlah: Volkmar Fritz (1938–2007). In: Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins 124 (2008), S. 84–88. Dass auch ein Nachruf in der israelischen Zeitschrift *Israel Exploration Journal* 57 (2007), S. 241–242 erschien, verdeutlicht seine Bedeutung innerhalb der Archäologie Israels eindrucklich. Posthum erschienen noch zwei Beiträge von ihm in Wolfgang Zwickel/Juha Pakkala (Eds.): *Kinneret II. Results of the Excavations at Tell el-'Orême*, 1994–2008. Vol. 1. The Bronze Age, Iron Age II, Post-Iron Age Periods, and Other Studies. Münster 2024 (= Ägypten und Altes Testament 120).

34 Ganz schuld bewusst fragte Arnulf Kuschke Jahre später einmal in einer gemütlichen Runde, was er denn hätte tun sollen, als Fritz plötzlich in Mainz auftauchte. Ihm war durchaus bewusst, dass er nicht nur ein besonderes Talent angestellt hatte, sondern auch einen Mann, der für mehr Wirbel sorgte, als manchen der damaligen Lehrstuhlinhaber lieb war.

der südlichen Levante nachhaltig prägte. Trotzdem hatte Fritz innerhalb dieser Community eine Sonderstellung inne. Dank seines theologischen Studiums hatte er ein ausgeprägtes und kritisches Geschichtsverständnis, während damals in Israel (vielleicht mit Ausnahme von Aharon Kempinski) historisch-kritische Erforschung des Alten Testaments so gut wie überhaupt nicht wahrgenommen wurde. Biblische Texte der Samuel-, Könige- und Chronikbücher wurden unkritisch als historische Ereignisse verstanden. Und schnell war man in Israel dabei, unklare Dinge als kultisch zu verstehen. Hier hatte er immer einen wesentlich kritischeren (oder wesentlich mehr von der deutschen Forschung geprägten) methodischen Zugang als seine damaligen Kollegen. Für das heute völlig unproblematische Verhältnis zwischen israelischen und deutschen Archäologen hat Fritz Grundlegendes geleistet, was oft übersehen wird. Er hat die Gemeinschaft mit Juden gelebt, die unterschiedlichen Ansichten beim Namen genannt, aber trotzdem seine Freunde ernst genommen.

Von 1964 bis 1987 war Volkmar Fritz an der Mainzer Universität beschäftigt, allerdings nie als Ordinarius. Nach dem Fortgang von Kuschke nach Tübingen überließ man Fritz die biblisch-archäologische Arbeit vollständig. Die Nachfolger von Kuschke waren mit Fritz Maass (1969–1975), Odil Hannes Steck (1976–1978), Horst Seebass (1981–1989) und teilweise auch Eckart Otto (1991–1996) jeweils Wissenschaftler, die keine ausgeprägteren archäologischen Interessen mehr hatten. Nach dem Weggang von Fritz nach Gießen, wo er endlich Lehrstuhlinhaber wurde, aber fachlich in der Religionslehrerausbildung eigentlich deplatziert war, war das Fach in Mainz nicht mehr vertreten. Ohne Neuanschaffungen sank die Qualität der einstmals guten Bibliothek schnell, so dass in der Folgezeit die Lücken nur mit großen Mühen geschlossen werden konnten.

In seinen 24 Mainzer Jahren hat Volkmar Fritz nachhaltig gewirkt. Seine Publikationstätigkeit kann hier nur kurz umrissen werden. Von Mainz aus reichte er seine Doktorarbeit über die Wüstenüberlieferung des Jahwisten in Marburg bei Otto Kaiser ein. 1973 habilitierte er sich dann in Mainz mit einer Arbeit zum Tempelbau.³⁵ Diese Arbeit besteht eigentlich aus zwei ganz eigenständigen Schriften, die nur mühsam miteinander kombiniert wurden und keinen unmittelbaren Bezug aufeinander haben. Der erste Teil beschreibt den Stand der Forschung zum Salomonischen Tempel. Es folgt die vielleicht noch immer beste Darstellung der Ausgrabungen im Tempelareal von Arad, die er schließlich in ein Gesamtbild der damals bekannten Tempelanlagen der südlichen Levante einordnet. Bis dahin ist es eine gründliche archäologische Studie zur Eisenzeit, in deren Mittelpunkt die Ausgrabungen im Tempelareal von Arad

35 Volkmar Fritz: Tempel und Zelt. Studien zum Tempelbau in Israel und zu dem Zeltheiligtum der Priesterschrift. Neukirchen-Vluyn 1977 (= Wissenschaftliche Monographien zum Alten und Neuen Testament 47).

stehen, wo Fritz selbst an leitender Stelle unter der Führung von Yohanan Aharoni (1919–1976) gearbeitet hat. Der Tempel in Arad war damals eine große Sensation, da es sich hierbei um den einzigen bisher archäologisch erfassten Tempel in Juda handelt. Der zweite Teil ist dagegen eine von Realien und Ausgrabungen völlig unabhängige Untersuchung zu Exodus 25–31, dem Zeltheiligtum der Priesterschrift. Diese Texte wurden in der exilisch-nachexilischen Zeit verfasst und haben auch zeitlich nichts mit dem Heiligtum in Arad gemeinsam.

Hier zeigt sich ein Dilemma der Biblischen Archäologie. Einerseits hat sich in den letzten 50 Jahren, stark vorangetrieben von Kuschke, Hachmann und Fritz, das Verständnis herausgebildet, dass die Biblische Archäologie eine rein archäologische Disziplin ist, die allein und ausschließlich mit den Methoden der Archäologie die Funde und Befunde bearbeitet. Die Biblische Archäologie wurde immer mehr eine eigenständige historische Quelle, die unabhängig von biblischen Quellen die Geschichte deuten kann und muss. Historische Forschung ohne Heranziehung der Archäologie ist in der heutigen Zeit kaum noch möglich. Vielfach wird sogar in der internationalen modernen Forschung eine Vorziehung archäologischer Befunde vor den biblischen Textüberlieferungen gefordert.³⁶ Andererseits war ein solch rein archäologisch orientierter Zugang selbst in Mainz mit seinem biblisch-archäologischen Schwerpunkt an einer theologischen Fakultät mit einem stark an Texten ausgerichteten Zugang nicht mehrheitsfähig. Daher musste Fritz dem archäologischen Part einen entsprechenden rein exegetisch ausgerichteten Teil seiner Doktorarbeit zufügen.

Von 1972 bis 1975 leitete Fritz (in Kooperation mit dem Israeli Aharon Kempinski) als erster deutscher Archäologe nach dem zweiten Weltkrieg wieder eine Grabung in Israel, deren Bericht er 1983 veröffentlichte.³⁷ War es für Kuschke noch völlig unmöglich, in Israel zu graben, wurde es nun in der Folgezeit zur Selbstverständlichkeit. Eine zweite, nun allein verantwortete Grabungsaktivität folgte von 1982 bis 1985 auf dem Tell el-Oreme am See Gennesaret, dem biblischen Kinneret.³⁸ Wieder veröffentlichte er den Grabungsbericht erstaunlich schnell nach nur fünf Jahren.

36 Charakteristisch hierfür sind Israel Finkelstein: *The Archaeology of the Israelite Settlement*. Jerusalem 1988; Israel Finkelstein/Neil A. Silberman: *The Bible Unearthed: Archaeology's New Vision of Ancient Israel and the Origin of its Sacred Texts*. New York 2001 (= Keine Posaunen vor Jericho. Die archäologische Wahrheit über die Bibel. München 2002). Gerne übersehen wird dabei, dass manche Thesen Finkelsteins auf den Forschungen des deutschen Alttestamentlers Albrecht Alt (1883–1956) aufbauen.

37 Volkmar Fritz/Aharon Kempinski: *Ergebnisse der Ausgrabungen auf der Ḥirbet el-Mšāš (Tēl Māšōš)* 1972–1975. Wiesbaden 1983 (= Abhandlungen des Deutschen Palästina-Vereins 6).

38 Volkmar Fritz: *Kinneret. Ergebnisse der Ausgrabungen auf dem Tell el-'Orēme am See Gennsaret 1982–1985*, Wiesbaden 1990 (= Abhandlungen des Deutschen Palästina-Vereins 15).

Fritz publizierte in seiner Mainzer Zeit darüber hinaus eine Einführung in die Biblische Archäologie,³⁹ ein Lexikon zur Biblischen Archäologie⁴⁰ und leistete Vorarbeiten zu seinem Buch über die antike Stadt in Israel.⁴¹ Hinzu kommen in diesen 24 Jahren insgesamt 56 wissenschaftliche Aufsätze, die sich teils mit Grabungsergebnissen, aber auch zunehmend mit historischen und architekturgeschichtlichen Fragen beschäftigen. Kein Palästina-Archäologe der Nachkriegszeit weltweit hat je ein so tiefes Verständnis für die Architektur entwickelt wie er, vielleicht, weil er bei den Grabungen Architekten einbezog, die sich intensiv mit statischen Fragen und Hausstrukturen beschäftigten. Sein »Gefühl« für die Architektur war ihm allerdings oft wichtiger als eine exakte Stratigraphie. Seine Kommentierung des Buches Josua (erschienen 1994) und der Königsbücher (erschienen 1996 und 1998) wurde sicherlich auch schon in den Mainzer Jahren vorbereitet.⁴²

Das wissenschaftliche Interesse von Fritz ging über die südliche Levante hinaus. Er gehörte über viele Jahre zum Vorstand der Deutschen Orient-Gesellschaft und gab zusammen mit Rainer Stadelmann die grundlegende Arbeit über die Wohnhäuser in Tell el-Amarna in Ägypten heraus. Diese Studie ist nicht nur für diese ägyptische Ortslage von großer Bedeutung, sondern für den Wohnbau in ganz Ägypten, da man dort bislang nur wenige Wohnbereiche ausgegraben hat.

5. Willy Schottroff, Frank Crüsemann und Ulrich Hübner – die Assistenten im Hintergrund

Drei weitere Personen, die gerne übersehen werden, weil sie andernorts zu großen wissenschaftlichen Ehren kamen, haben mit ihren archäologischen Beiträgen Mainzer Wurzeln.

Willy Schottroff (1931–1997) war von 1963 bis 1972 in Mainz – nach der Rückkehr von einem Forschungsaufenthalt in Jerusalem – als Assistent am

39 Volkmar Fritz: Einführung in die Biblische Archäologie. Darmstadt 1985, 2. Auflage 1993, italienisch 1991, englisch 1992.

40 Volkmar Fritz: Kleines Lexikon der Biblischen Archäologie. Konstanz 1987, polnisch 1995 (= Bibel – Kirche – Gemeinde 26).

41 Volkmar Fritz: Die Stadt im Alten Israel. München 1990, englisch 1995 (= Beck's Archäologische Bibliothek).

42 Treffend schreiben Ulrich Hübner und Jens Kamlah in ihrem Nachruf (vgl. Anm. 34, S. 87): »Trotz dieser Leistungen und trotz entsprechender Bewerbungen blieb ihm ein Lehrstuhl für Biblische Archäologie verwehrt. Bis zu einem gewissen Grad saß V. FRITZ als Archäologe und Exeget zwischen verschiedenen Stühlen. Er hat stets den Zusammenhang beider Fachrichtungen betont und in vielen Forschungsbeiträgen eindrücklich nachgewiesen, dass beide professionell betrieben werden müssen, um sie fruchtbar aufeinander beziehen zu können.«

Lehrstuhl von Arnulf Kuschke tätig, wo er auch mit einer exegetischen Arbeit habilitiert wurde.⁴³ Sein Schwerpunkt lag nicht so sehr in der archäologischen Arbeit, dafür mehr in der Sozialgeschichte Palästinas. Sinnvolle Sozialgeschichte ist aber nur leistbar, wenn man sich bestens in der Archäologie auskennt und diese auswerten kann; dies zeichnet die Schriften von Willy Schottroff aus. Nur wenigen aber ist bewusst, dass er auch eigenständige Publikationen im Bereich der Archäologie veröffentlichte. Mit einem im Rahmen des Lehrkurses des Deutschen Palästina-Vereins publizierten Aufsatz zur historischen Topographie folgte er 1966 den Spuren von Kuschke.⁴⁴ Erst nach seiner Mainzer Zeit veröffentlichte er dann ein rein archäologisches Buch über die in Frankfurt ausgestellten palmyrenischen Grabreliefs und eine historisch-archäologische Studie über die Ituräer, ein wenig beachtetes Nachbarvolk im Nordosten Israels in der späthellenistisch-frührömischen Zeit.⁴⁵

Frank Crüsemann (*1938) war von 1964 bis 1968 zunächst Repetent am Jochen-Klepper-Haus in Mainz und arbeitete anschließend als Vikar in Mainz-Kastel. Er war allerdings nicht an dem Lehrstuhl mit der teilweise archäologischen Ausrichtung beschäftigt, sondern Assistent von Hans Walter Wolff. Gleichwohl entstand auch bei Crüsemann das archäologische Interesse vermutlich in Mainz. Seine Auswirkungen zeigten sich aber erst nach seinem Weggang aus dem Mainzer Raum. Als 1972 die Grabungen unter Volkmar Fritz in Tel Masos begannen, war auch Crüsemann unter den engsten Mitarbeitenden, ebenso 1978, 1979 und 1982 bei den von dem Marburger Professor Diethelm Conrad (1933–2011) in den Jahren 1978–1983 durchgeführten Grabungen in Akko. Crüsemann veröffentlichte auch einige Aufsätze zur Archäologie und widmete insbesondere seine öffentliche Antrittsvorlesung nach der Habilitation in Heidelberg der Hermeneutik der Biblischen Archäologie.⁴⁶

Während Schottroff und Crüsemann sich zwar stärker für Archäologie interessierten, aber ihre wissenschaftlichen Schwerpunkte dann doch in der Exegese suchten, liegt der Schwerpunkt der wissenschaftlichen Tätigkeit von Ulrich Hübner (*1952), der von 1979 bis 1984 wissenschaftlicher Mitarbeiter in Mainz war, stark auf der archäologischen Ebene. Neben Ausgrabungen auf dem Tell es-

43 Willy Schottroff: Der altisraelitische Fluchspruch. Neukirchen-Vluyn 1969 (= Wissenschaftliche Monographien zum Alten und Neuen Testament 30).

44 Willy Schottroff: Horonaim, Nimrim, Luhit und der Westrand des »Landes Ataroth«. Ein Beitrag zur historischen Topographie des Landes Moab. In: Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins 82 (1966), S. 163–208.

45 Willy Schottroff/Astrid Böhme: Palmyrenische Grabreliefs. Frankfurt am Main 1979, verbesserter Nachdruck 1991 (= Liebieghaus Monographie 4); Willy Schottroff: Die Ituräer. In: Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins 98 (1982), S.125–152.

46 Frank Crüsemann: Alttestamentliche Exegese und Archäologie. Erwägungen angesichts des gegenwärtigen Methodenstreits in der Archäologie Palästinas. In: Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft 91 (1979), S. 177–193.

Seba' war er unter der Leitung von Volkmar Fritz zunächst als studentische Hilfskraft auf den Grabungen in Ḥirbet el-Mšāš, dann als Arealleiter in Tell el-'Orēme tätig. Während seiner Mainzer Jahre (einschließlich seiner Tätigkeit als Vikar in Bad Kreuznach 1984–1986) veröffentlichte er vor allem mehrere Aufsätze zu den Grabungen in Tell el-'Orēme, bevor er 1991 mit einer Arbeit über die Ammoniter in Heidelberg promoviert wurde.⁴⁷ Von 1994 bis 2017 hatte er in Kiel den Lehrstuhl für Religionsgeschichte Israels und Archäologie Palästinas und Syriens inne. Sein archäologisches Schwerpunktgebiet wurde das ostjordanische Territorium, aber auch die vielfältigen Kleinfunde des Landes und forschungsgeschichtliche Fragen inspirierten ihn immer wieder zu sehr kenntnisreichen wissenschaftlichen Beiträgen.

6. Ein Blick in die jüngere Vergangenheit

Seit Sommersemester 1998 – zunächst nur als Vertretung, dann als ordentlicher Professor – bis zur Emeritierung zum Ende des Wintersemesters 2022/23 war der Autor dieses Textes Inhaber des Mainzer Lehrstuhls für Altes Testament und Biblische Archäologie. Über die eigenen Aktivitäten in meiner Mainzer Zeit zu schreiben ist immer schwerer als über die Aktivitäten der Vorgänger – zu gering ist der Abstand, und zu groß die Gefahr einer Fehleinschätzung der eigenen wissenschaftlichen Leistungen. Daher möchte ich mich auf einige Fakten beschränken und diese auflisten.⁴⁸ Vieles steht in deutlicher Kontinuität zu den Vorgängern, was letztendlich nicht besonders verwunderlich ist, zumal ich alle drei sehr gut kannte und von ihnen auch wissenschaftlich geprägt bin.

In zwei wesentlichen Punkten unterschieden sich die Forschungen in den letzten 25 Jahren aber deutlich von denen der Vorgänger. Dank der Internationalisierung der Wissenschaft und wegen der besonders guten Qualität der hiesigen Bibliothek arbeiteten nun viele Gastwissenschaftlerinnen und Gastwissenschaftler aus diversen Ländern (Israel, Jordanien, Polen, Finnland, Estland, Niederlande, Schweiz, Ungarn, Südkorea, USA, und Australien) in Mainz und verfassten hier Aufsätze, Qualifikationsschriften⁴⁹ und andere Monographien,

47 Ulrich Hübner: Die Ammoniter. Untersuchungen zur Geschichte, Kultur und Religion eines transjordanischen Volkes im 1. Jahrtausend v. Chr. Wiesbaden 1992 (= Abhandlungen des Deutschen Palästina-Vereins 16).

48 Für die eigenen Publikationen bis 2014 vgl. Wolfgang Zwickel: Studien zur Geschichte Israels. Stuttgart 2015, S. 279–304 (= Stuttgarter Biblische Aufsatzbände 59).

49 Fünf rein archäologische Dissertationen und eine Habilitation wurden in anderen Fachbereichen betreut, zusätzlich vier Dissertationen mit einem teilweise archäologischen Anteil, die an der Evangelisch-Theologischen Fakultät eingereicht wurden. Aber auch die rein exegesische Lehre und Forschung wurde weitergeführt. Hierzu gehören insgesamt zehn weitere Dissertationen bzw. Habilitationen.

etwa zur Siedlungsgeschichte,⁵⁰ zum Kult,⁵¹ zu Genderfragen,⁵² zur Keramikchronologie⁵³ und zur Umwelt des Alten Testaments.⁵⁴ Eine immer wichtiger werdende Rolle spielte dabei die Teamarbeit: Größere Publikationsprojekte sind heute nur noch in internationaler Zusammenarbeit realisierbar. Und dank der Beteiligung am BA-Studiengang Archäologien an der hiesigen Universität gab es nun neben der rein textwissenschaftlichen Forschung auch die Möglichkeit zu einer Ausbildung von Archäologiestudierenden außerhalb der Evangelisch-Theologischen Fakultät.

Grabungstätigkeiten sind für Biblische Archäologen immer besonders wichtig. Leider konnten wir nur eine Kampagne lang im Jahr 2000 in Bir Zeit (Leitung Khaled Nashef (1942–2009) und Matthias Flender) graben, bis die Arbeit wegen der Intifada nicht mehr fortgesetzt werden konnte.⁵⁵ Es folgte von 2003 bis 2008 die Beteiligung an den Grabungen in Tell el-'Orëme (Kinneret Regional Project

-
- 50 Lamia el-Khouri: *Roman Settlements in the Region of Northwest Jordan: Archaeological Studies (Land-use and Landscape Development)*. Münster 2009 (= *Alter Orient und Altes Testament* 353); Miklos Köszeghy, *Keine Stadt lebt für sich allein: Jerusalem und seine Umgebung vor dem babylonischen Exil*. Münster 2015 (= *Alter Orient und Altes Testament* 421); Stefan Höhn: *Das Beerscheba-Tal zur Zeit der Könige Judas*. Münster 2016 (= *Alter Orient und Altes Testament* 442); Sandra Ince, *Kulturelle Veränderungen in Galiläa in der hellenistischen und frühromischen Zeit*. Kamen 2017 (= *Kleine Arbeiten zum Alten und Neuen Testament* 13); Ulrich Hofeditz: *Die Ortslagen des jüdischen Berglandes und des nördlichen Negev von der späten Eisenzeit bis zum Hellenismus*. Münster 2020 (= *Ägypten und Altes Testament* 104); Ulrich Hofeditz: *Judäa und Jerusalem in persischer Zeit: Größe, Struktur und Bedeutung der Provinz Jehud anhand von textlichen und archäologischen Quellen*. Norderstedt 2021. Mehrere Jahre kam jeweils Hartmut N. Rösel aus Haifa nach Mainz und verfasste hier seinen Josuakommentar (erschienen 2011).
- 51 Dominik Elkowicz: *Tempel und Kultplätze der Philister und der Völker des Ostjordanlandes. Eine Untersuchung zur Bau- und zur Kultgeschichte während der Eisenzeit I–II*. Münster 2012 (= *Alter Orient und Altes Testament* 378); Nicole Straßburger: *Heilige Abfallgruben. Favissae und Kultdeposite in Israel/Palästina von der Spätbronzezeit bis zur Perserzeit*. Münster 2018 (= *Ägypten und Altes Testament* 92).
- 52 Sabine A. Kersken: *Töchter Zions, wie seid ihr gewandet? Untersuchungen zu Kleidung und Schmuck alttestamentlicher Frauen*. Münster 2008 (= *Alter Orient und Altes Testament* 351); Ronja Jacob: *Kosmetik im alten Palästina*. Münster 2011 (= *Alter Orient und Altes Testament* 389). Vgl. auch Wolfgang Zwickel: *Frauenalltag im biblischen Israel*. Stuttgart 2005.
- 53 Jihad al-Daire: *Pottery Decoration from its Beginning in the Neolithic Period to the End of the Early Bronze Age III in Jordan*. Münster 2011 (= *Altertumskunde des Vorderen Orients* 14); Pieter van der Veen, *Dating the Iron Age IIB Archaeological Horizon in Israel and Judah: a Reinvestigation of »Neo-Assyrian (Period)«: Sigillographic and Ceramic Chronological Markers from the 8th and 7th Centuries B.C.* Münster 2020 (= *Alter Orient und Altes Testament* 98); Ariel Winderbaum, *Jerusalem's Growth in the Light of the Renewed Excavations in the Ophel*. In: *Tel Aviv* 49 (2022), S. 149–190 (dies ist eine Vorpublikation, die eigentliche Dissertationsschrift wird Teil der Grabungspublikation).
- 54 Meir Edrey, *Phoenician Identity in Context: Material Cultural Koiné in the Iron Age Levant*. Münster 2019 (= *Alter Orient und Altes Testament* 469).
- 55 Omar Abu Rabu u.a.: *Khirbet Birzeit Research and Excavation 2000. Fourth Season Excavation*. In: *Ugarit-Forschungen* 40 (2009; erschienen 2010), S. 1–13.

der Universitäten Bern, Helsinki, Leiden und Mainz), die Volkmar Fritz begonnen hatte.⁵⁶ Daneben publizierten wir mit dem Grabungsleiter Raz Kletter (*1960) die Grabungen in Yavneh,⁵⁷ waren an den Grabungen von Jaffa beteiligt (Leitung Aaron Burke/Martin Peilstöcker [*1962]),⁵⁸ machten (zusammen mit Martin Peilstöcker) umfangreiche Vorarbeiten für eine noch ausstehende Grabungspublikation in Akko (Grabung Diethelm Conrad) und publizierten unveröffentlichtes Material aus Kamid el-Loz.⁵⁹ Hans-Peter Kuhnen (*1953), der zwar zum Institut für Vor- und Frühgeschichte in Mainz gehört, aber auch an unserem Seminar lehrte, führte eigene Untersuchungen am See Gennesaret durch, insbesondere in dem direkt bei Tell el-'Orême gelegenen Khirbet el-Minye.⁶⁰

Die Historische Topographie bildete weiterhin einen Schwerpunkt der Mainzer Forschungen: Zwei Bibelatlanten erschienen, wobei an Herders Neuem Bibelatlas mehrere Forscherinnen und Forscher, auch solche aus Mainz, stark

56 Wolfgang Zwickel: Settlement History around the Sea of Galilee from the Neolithic to the Persian Period, Münster 2017 (= Ägypten und Altes Testament 86); Wolfgang Zwickel/Juha Pakkala, Kinneret II/1.

57 Yavneh I. The Excavation of the 'Temple Hill' Repository Pit and the Cult Stands. Hg. von Raz Kletter/Irit Ziffer/Wolfgang Zwickel. Fribourg/Göttingen 2010 (= Orbis Biblicus et Orientalis. Series Archaeologica 30); Raz Kletter/Irit Ziffer/Wolfgang Zwickel: Yavneh II. The Excavation of the 'Temple Hill' Repository Pit and the Cult Stands. Fribourg/Göttingen 2015 (= Orbis Biblicus et Orientalis. Series Archaeologica 36).

58 Bisher sind zu diesen Grabungen vier Ausgrabungspublikationen erschienen: Martin Peilstöcker/Aaron A. Burke (Eds.): The History and Archaeology of Jaffa 1. Los Angeles 2011 (= The Jaffa Cultural Heritage Project Series 1/Cotsen Institute of Archaeology Monumenta Archaeologica 26); Aaron A. Burke/Katherine Strange Burke/Martin Peilstöcker (Eds.): The History and Archaeology of Jaffa 2. Los Angeles 2017 (= The Jaffa Cultural Heritage Project Series 2/Cotsen Institute of Archaeology Monumenta Archaeologica 41); Orit Tsuf: Ancient Jaffa from the Persian to the Byzantine Period. Kaplan Excavations (1955–1981), Münster 2018 (= The Jaffa Cultural Heritage Project Series 3/Ägypten und Altes Testament 89); Y. Arbel (Ed.): Excavations at the Ottoman Military Compound (Qishle) in Jaffa, 2007, 2009. Münster 2021 (= The Jaffa Cultural Heritage Project Series 4/Ägypten und Altes Testament 91). Der fünfte Band wird demnächst erscheinen. Zusätzlich erschien ein Ausstellungskatalog: Martin Peilstöcker/Jürgen Schefzyk/Aaron A. Burke: Jaffa. Tor zum Heiligen Land (Mainz 2013).

59 Jihad al-Daire: Typology of Iron Age Cooking Pots in the Perspective of R. HACHMANN's Excavations 1963–1981. In: Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins 136, 2020, S. 21–49; Jihad al-Daire: Lights on the Iron Age Pottery from the 1963–1983 Excavations at *Kāmid el-Lōz*, Lebanon. In: Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins 138 (2022), S. 1–37. Noch ausstehend ist eine abschließende Auswertung der Grabungen im Tempelareal, die von Martin Metzger durchgeführt wurden.

60 Hans-Peter Kuhnen/Franziska Bloch: Kalifenzeit am See Genezareth. Der Palast von Khirbat al-Minya. Mainz 2014; Khirbat al-Minya: Der Umayyadenpalast am See Genezareth. Hg. von Hans-Peter Kuhnen. Rahden 2016 (= Orient-Archäologie 36).

beteiligt waren.⁶¹ Die Karten im Anhang der Zürcher Bibel, der Lutherübersetzung und der Einheitsübersetzung wurden, zum Teil in Zusammenarbeit mit anderen Forschern, gestaltet. Dank zweier großer Digitalisierungsarbeiten stehen Zeichnungen zur biblischen Lebenswelt, aber auch viele Bilder zur Biblischen Archäologie aus den letzten 70 Jahren der wissenschaftlichen Welt zur Verfügung.⁶² Aber auch die Vermittlung von Wissenschaft an Laien und Kinder bildete eine bedeutsame Rolle.⁶³ Fragen zum täglichen Leben standen ebenfalls im Zentrum der Forschung.⁶⁴ Daneben entstanden in den letzten Jahren auch mehrere Lehrbücher.⁶⁵ Zwei Reihen (Ägypten und Altes Testament sowie Kleine Arbeiten zum Alten und Neuen Testament), in denen exegetische, ägyptologische und archäologische Beiträge erschienen, wurden in Zusammenarbeit mit anderen Wissenschaftlern herausgegeben. Mehrere größere Ausstellungen, vor allem in Zusammenarbeit mit dem Bibelhaus Erlebnismuseum in Frankfurt, wurden durchgeführt,⁶⁶ eine umfangreiche Sammlung mit Karten und Funden

61 Wolfgang Zwickel: Calwer Bibelatlas, Stuttgart 2000; 2. Auflage 2007; 3. Auflage 2011; als Farbfolien 2005; digitale Ausgabe 2016; portugiesisch 2010; Herders Neuer Bibelatlas. Hg. von Wolfgang Zwickel/Renate Egger-Wenzel/Michael Ernst. Freiburg/Basel/Wien 2013, 2. Auflage 2023, spanisch 2017.

62 Wolfgang Zwickel: CD-ROM 1000 Bilder-Bibel. Stuttgart 2003 = DVD Das Bibel-Bilder-Paket. Stuttgart 2007; Wolfgang Zwickel (Ed.): Images of the Biblical World. Archive Benedikt Schwank, Beuron. Berlin/New York 2014.

63 Wolfgang Zwickel: Die Welt des Alten und Neuen Testaments. Ein Sach- und Arbeitsbuch, Stuttgart 1997; 2. Auflage 2002; Wolfgang Zwickel/Anke Zwickel: Himmelblau und erdbeerrot. Erlebnisorientierte Modelle für Kinderbibeltage. Gütersloh 1999; Wolfgang Zwickel u. a., KinderUni: Den Wissenschaften auf der Spur. Die KinderUni auf DVD. In sechs interaktiven Vorlesungen nehmen Forscher die Welt unter die Lupe. Mainz 2004; 2. Auflage 2005; 3. Auflage 2005; Wolfgang Zwickel/Peter Busch/Michael Landgraf: Zeit und Umwelt der Bibel. Bausteine für den Religionsunterricht, Neustadt/Weinstraße 2005; Wolfgang Zwickel u. a.: Wie entstand Israel?, Schon gewusst? Wissenschaftler erklären Kindern die Welt (CD). München 2008.

64 Wolfgang Zwickel: Faszination Bibelgarten. Gütersloh 2000; Wolfgang Zwickel/Ralf Omlor: Pflanzen der Bibel. Eine Ausstellung des Institutes für Spezielle Botanik und des Botanischen Gartens in Zusammenarbeit mit dem Seminar für Altes Testament und Biblische Archäologie des Fachbereiches Evangelische Theologie. Mainz 2002; Wo aber der Wein fehlt, stirbt der Reiz des Lebens. Aspekte des Kulturguts Wein. Hg. von Heinz Decker/Helmut König/Wolfgang Zwickel. Mainz 2015. Ein weiteres Buch über die Weinherstellung in der Antike ist in Vorbereitung.

65 Wolfgang Zwickel: Einführung in die Biblische Landes- und Altertumskunde. Darmstadt 2002; Wolfgang Zwickel: Das Heilige Land. Geschichte und Archäologie. München 2009 (= Beck's Wissen 2459); Wolfgang Zwickel/Michael Tilly: Religionsgeschichte Israels. Von der Vorzeit bis zu den Anfängen des Christentums. Darmstadt 2011, 2. Auflage 2015, e-book 2012; japanisch 2020; portugiesisch 2020; Wolfgang Zwickel: Leben und Arbeit in biblischer Zeit: Eine Kulturgeschichte. Stuttgart 2013. Hinzu kommt noch das Calwer Bibellexikon, Stuttgart 2003, überarbeitet 2006, an dem der Verfasser in leitender Funktion mitgearbeitet hat.

66 Das Bibelhaus wurde 2003 eröffnet. Folgende Ausstellungskataloge, meistens in Zusammenarbeit mit dem Bibelhaus, wurden mitverantwortet: Edelsteine in der Bibel. Hg. von

aus den biblischen Ländern wurde aufgebaut. Ein neu gegründeter Freundeskreis unterstützte in Zeiten leerer Kassen das Fach, wodurch hochrangige Forscher und Forscherinnen real oder digital in Mainz zu Vorträgen eingeladen werden konnten, um die Lehre auf eine breitere Basis zu stellen.

7. Fazit

Rückblickend haben alle Lehrstuhlinhaber in ihren Zeiten die Möglichkeiten, die es jeweils gab, intensiv genutzt und die Stellung des Seminars im Kontext der internationalen Forschung weiter ausgebaut. Über diesen langen Zeitraum bildete die biblisch-archäologische Forschung in Mainz einen Schwerpunkt in Europa und war für die Entwicklung des Faches entscheidend. Hier wurden aber nicht nur fachlich relevante, sondern auch wichtige Grundlagen für ein freundschaftliches Verhältnis zu Forscherinnen und Forschern im Libanon, in Jordanien, in Israel und in der Westbank gelegt, und die Lage außerhalb des Konfliktherdes Naher Osten ermöglichte einiges, was anderenorts nicht möglich gewesen wäre. Die doppelte Schwerpunktsetzung innerhalb des Faches Altes Testament mit der Textwissenschaft auf der einen Seite und der Archäologie auf der anderen prägte die hiesige Forschung nachhaltig und ermöglichte zu allen Zeiten, dass Mainz international stark beachtet wurde und ein eigenes Profil ausgestalten konnte. Als drittes unverzichtbares Standbein muss hier auch noch die Hebraistik genannt werden, die in Mainz seit den Anfängen eine große Rolle spielte und für jegliche historische Forschung, aber auch für ein exaktes Verständnis biblischer Texte unverzichtbar ist. Nach einem Vierteljahrhundert Lehr- und Forschungstätigkeit in Mainz bleibt mir die Hoffnung, dass andere dieses Erbe auch in Zukunft zum Wohl sowohl der archäologischen als auch der theologischen Wissenschaft weiter ausgestalten und eigene wissenschaftliche Schwerpunkte setzen können.

Wolfgang Zwickel. Mainz 2002; Alles echt. Älteste Belege zur Bibel aus Ägypten. Hg. von Jürgen Schefzyk. Mainz 2006; Das Leben von Frauen in biblischer Zeit. »Schön bist du, meine Freundin!«. Hg. von Wolfgang Zwickel/Ingrid Penner/Franz Kogler. Linz 2007, 2. Auflage 2011; unGlaublich weiblich. Texte zur Ausstellung. Hg. von Jürgen Schefzyk. Frankfurt 2007; Judäa und Jerusalem. Leben in römischer Zeit. Hg. von Jürgen Schefzyk/Wolfgang Zwickel. Stuttgart 2010.

Gab es eine »Mainzer« Praktische Theologie?

Abstract

Der Aufsatz rekonstruiert die Geschichte der Mainzer Praktischen Theologie von 1945–1975 und ordnet sie in den theologie- und geistesgeschichtlichen Kontext ein. Besondere Berücksichtigung findet dabei die sogenannte Mainzer Sozietät.

Schlüsselwörter: Praktische Theologie, Kirchenkampf, 68er-Bewegung, Theorie der religiös vermittelten Praxis

This article reconstructs the history of Practical Theology in Mainz from 1945–1975 and places it in its historical theological and intellectual context. Special consideration is given to the so-called »Mainzer Sozietät« (= »Research-Society at JGU Mainz«).

Keywords: practical theology, church struggle, the 1968-movement, theory of religiously mediated practice

1. Mainz als Wahl des Studienortes

Ich beginne meine Überlegungen zur Mainzer Praktischen Theologie in Tübingen. Im berühmten Tübinger Stift, an dem ich mein Theologiestudium im Jahre 1969 begann, existiert der Brauch, dass man in der Mitte des Studiums zwei oder drei Semester an einer Universität außerhalb von Tübingen absolviert. An der Wahl des Studienortes der Stiftsstudierenden kann man so etwas wie theologische Trends erkennen, die zu einer jeweiligen Zeit herrschen.¹ Um das Jahr 1970 ließen sich drei solcher Trends deutlich erkennen: Man studierte in Marburg, Berlin und Mainz. Nach Marburg gingen diejenigen, die an einer klassisch-theologischen Hermeneutik der Bultmannschule interessiert waren: Ernst Fuchs (1903–1983) und der damals junge Privatdozent Wolfgang Harnisch (1934–2022)

1 Da die Wahl der auswärtigen Studienorte der Stiftsstudierenden im Archiv des Tübinger Stiftes oder des Evangelischen Oberkirchenrates in Stuttgart wohl dokumentiert ist, wäre es eine Studie wert, an welchen Orten zu welcher Zeit das Studium gewählt wurde. Im Blick auf einen längeren Zeitraum ließe sich dadurch ein Einblick erschaffen, welche theologischen Konzeptionen zu welcher Zeit bei den Studierenden besonders attraktiv waren.

standen für diesen Ansatz theologischer Forschung. Nach Berlin ging man wegen einer politisch orientierten Theologie Barth'scher Prägung oder schlicht wegen des damals politisch brisanten Pflasters West-Berlins: Helmut Gollwitzer (1908–1993) und der durch eine umstrittene Habilitationsschrift gerade bekannt gewordene Friedrich-Wilhelm Marquardt (1928–2002) waren die Protagonisten dieser Theologie. Und Mainz war nun der dritte populäre Studienort für die Stiftsstudierenden auf ihrer theologischen Wanderschaft.

Warum studierte man in Mainz? Ich denke, es war das Interesse an einer radikalen Fortführung des Bultmann'schen Entmythologisierungsprogramms, wobei sowohl geistesgeschichtliche Konstellationen wie deren politische Implikationen für uns Mainz-orientierte Tübinger Studierende interessant waren. Als Namen hatten wir damals vor Augen Herbert Braun (1903–1991) als Neutestamentler und Manfred Mezger (1911–1996) und Gert Otto (1927–2005) als Praktische Theologen. Studierende, die aus den Mainzer Auswärtssemestern ins Stift zurückkehrten, nannten aber noch drei weitere Namen, die uns damals völlig unbekannt waren: Luise (1934–2015) und Willy Schotttroff (1931–1997) sowie Bernd Päsche (1931–2012) als junge Privatdozierende. Diese Konstellation war für uns »Tübinger« besonders elektrisierend in ihrer Mischung von exegetischer Orientierung (die zu unserer Tübinger Muttermilch gehörte) und einer geistesgeschichtlich-politisch höchst kritischen Theologie.

2. Die Ausgangslage: Zwischen Kirchenkampf und den Achtundsechzigern

Das Bekanntwerden der Mainzer (Praktischen) Theologie war mit einer besonderen Konstellation verbunden – nämlich der Ablösung der ersten theologischen Epoche der damals noch recht jungen Bundesrepublik Deutschland durch die Herausforderung der 68er-Studenten-Bewegung und der ihnen zugrundeliegenden kulturellen und geistesgeschichtlichen Wandlungen. Innerhalb der Kirche konkretisierte sich dies vor allem in der Auseinandersetzung mit dem Entmythologisierungsprogramm von Rudolf Bultmann (1884–1976), das zunächst Herbert Braun und Manfred Mezger in Mainz auf besonders radikale Weise durchführten, und das durch den neu hinzukommenden jungen Ordinarium Gert Otto sowie dessen Schülerinnen und Schüler noch einmal verstärkt wurde. Die theologische Kontroverse um Rudolf Bultmann stieß damals durchaus auf ein breites mediales Interesse. Im Jahre 1966 begründete sich die sogenannte »Bekenntnisbewegung Kein anderes Evangelium«, das den verschiedenen Schattierungen der Bultmannschule den Kampf ansagte. Gottfried Edel (geb. 1929) als damaliger ZDF-Kulturredakteur räumte dieser Ausein-

dersetzung im Programm des ZDF einen breiten Raum ein. Dabei spielte die räumliche Nähe zur Mainzer Evangelisch-Theologischen Fakultät eine gewisse Rolle. In nicht wenigen Fernsehsendungen waren Mainzer Theologen (Professoren und Assistenten) vertreten, wobei die Mainzer Theologie als die konsequenteste und radikalste Variante zeitgenössischer Theologie erschien. Herbert Brauns berühmte Formulierung von »Gott« als »Woher meines Umgetriebenseins«² und die daraus abgeleitete Konsequenz, »der Mensch als Mensch, der Mensch in seiner Mitmenschlichkeit, impliziert Gott«³ – dies waren zu dieser Zeit in der deutschsprachigen Theologie äußerst kühne Formulierungen.

Die theologische Gemengelage insgesamt war damals höchst komplex: Der Kirchenkampf zur Zeit der nationalsozialistischen Diktatur und seine theologischen Implikationen waren präsent, und am Horizont zeichnete sich die ganz anders gelagerte Herausforderung durch die kulturell-geistesgeschichtlich-politische Revolte der 68er-Bewegung ab. Nur in und aus dieser Gemengelage heraus lässt sich die Bedeutung der Mainzer Praktischen Theologie erkennen.

Auf der einen Seite waren da die Vertreter der Bekennenden Kirche mit ihren Erfahrungen und theologischen Programmen, die zum einen Teil nach 1945 viele der theologischen Lehrstühle besetzten, zum anderen Teil in kirchenleitende Positionen aufgerückt waren.⁴ Damit ging jedoch auch ein wesentliches Element der ursprünglichen Intention des Kirchenkampfes verloren. Der Kirchenkampf war ja auf der einen Seite – vor allem in der Barmer Theologischen Erklärung – geprägt durch die Theologie Karl Barths (1886–1968), und auf der anderen Seite durch den alltäglich-praktischen Kampf gegen die sogenannten nicht-intakten Kirchen, die von den nationalsozialistisch orientierten »Deutschen Christen« und deren Sympathisanten dominiert wurden. Dem Kirchenkampf wohnte also durchaus ein starkes kirchenkritisches Element inne, wie sich etwa bei Helmut Gollwitzer zeigt. Auf der anderen Seite wurde dieses kirchenkritische Element gleichsam dadurch neutralisiert, dass dessen ursprüngliche Protagonisten plötzlich an den Schalthebeln der kirchlichen Macht saßen, wie man sehr schön an dem damaligen Präses der Rheinischen Kirche Joachim Beckmann (1901–1987) sehen kann. Zugespitzt kann man sagen: Aus den kirchlichen Revolutionären wurden kirchliche Bewahrer. Als solche Bewahrer haben wir Studierende

2 Herbert Braun: Gesammelte Studien zum Neuen Testament und seiner Umwelt. 3. Aufl. Tübingen 1971, S. 341.

3 Ebd.

4 Betrachtet man die einzelnen Landeskirchen Westdeutschlands nach 1945 ergibt sich ein gemischtes Bild. Es gab Landeskirchen, die theologisch und auch auf der Ebene der Kirchenleitung sehr stark durch Persönlichkeiten der Bekennenden Kirche geprägt waren wie etwa die Rheinische Landeskirche oder die Evangelische Kirche in Hessen und Nassau. Auf der anderen Seite gab es Landeskirchen, die sehr viel stärker durch Kontinuität gekennzeichnet waren, wie etwa die Württembergische oder Bayrische Landeskirche.

damals den weitaus größten Teil der durch den Kirchenkampf geprägten Theologen wahrgenommen. Und verstärkt wurde dies dadurch, dass in den Augen vieler ehemaliger Kirchenkämpfer der Ansatz der Mainzer Theologie als Verrat an den Werten des Kirchenkampfes verstanden wurde – bis hin zu administrativ-domestizierenden Maßnahmen: So wurden die Professoren Braun, Mezger und Otto für längere Zeit nicht an den Prüfungen der Rheinischen Kirche beteiligt.

3. Die Personen

Bis zum Jahre 1970 war die Praktische Theologie an der Mainzer Fakultät durch fünf Personen vertreten: Wilhelm Jannasch (Ordinarius 1946–1957), Wilhelm Loew (Honorarprofessor 1952–1963), Manfred Mezger (Ordinarius 1958–1973), Gert Otto (Ordinarius 1963–1992), sowie Bernd Päschke (Privatdozent ab 1969, außerplanmäßiger Professor 1973–1997). An diesen Personen lassen sich Herkunft und Profil der Mainzer Praktischen Theologie prägnant ablesen.

Wilhelm Jannasch (1888–1966) war der erste Professor für Praktische Theologie an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der 1946 von der französischen Besatzungsmacht neu (wieder-)gegründeten Johannes Gutenberg-Universität Mainz und zugleich deren erster Dekan. Jannasch ist theologiegeschichtlich eine prägnante Person, die in der historischen Erinnerung nicht zuletzt des Faches Praktische Theologie nicht die ihm gebührende Aufmerksamkeit gefunden hat.⁵ Ursprünglich aus der Herrnhuter Tradition kommend, wurde er 1914 Hauptpastor an der Lübecker Aegidienkirche. Er teilte durchaus das nationalprotestantische Pathos dieser Zeit und wirkte als Marinepfarrer im Ersten Weltkrieg. Sein Interesse galt der (lokalen) Reformationsgeschichte und den Bestrebungen der Älteren Liturgischen Bewegung, von der er sich eine erneuerte Verankerung der Kirche im Alltagsleben der Menschen versprach. In der Weimarer Zeit löste er sich erkennbar vom nationalprotestantischen Milieu und schlug sich auf die Seite der Weimarer Republik, wobei die »Republik« bei ihm wohl eher eine Vernunftangelegenheit war, denn eine Herzenssache. Er warnte frühzeitig vor dem Nationalsozialismus und besonders dessen Antisemitismus. Von daher war es selbstverständlich, dass er sich ab 1933 auf die Seite der Bekennenden Kirche stellte. Nachdem er 1934 aus politischen Gründen in den Ruhestand versetzt wurde, wirkte er aktiv an den theologischen und kirchenpolitischen Schaltstellen

5 Eine kurze eindruckliche Studie zu Person und Werk Wilhelm Jannaschs bis in die Nachkriegszeit findet sich bei Hansjörg Buss: Nationalprotestantische Erblasten. Eine doppelbiographische Skizze zu den Lübecker Pastoren Johannes Pautke (1888–1955) und Wilhelm Jannasch (1888–1966). In: Zeitschrift für Lübeckische Geschichte 99 (2010), S. 229–270.

der Bekennenden Kirche. So überreichte er persönlich Hitlers Staatssekretär Otto Meissner (1880–1953) die von der Vorläufigen Kirchenleitung erarbeitete kritische Denkschrift. Dieses – auch durch Haftunterbrüche gekennzeichnete – Engagement prädestinierte Jannasch dazu, nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges eine leitende Tätigkeit zu finden. Dies geschah dann – nicht von ungefähr durch die Vermittlung von Martin Niemöller (1892–1984) – in der Ernennung zum Professor der Praktischen Theologie und zum Gründungsdekan der Mainzer Evangelisch-Theologischen Fakultät.⁶

Schaut man sich die Vorlesungsverzeichnisse der ersten Semester der neu gegründeten Universität an, dann fällt zunächst einmal der große Umfang der Lehrtätigkeit Jannaschs auf.⁷ Im Wintersemester 1946/47 bot er drei Vorlesungen an zu Liturgik und Homiletik, zur Bedeutung der Bibel in der pfarramtlichen Tätigkeit sowie zum 1. Johannesbrief in Unterricht und Predigt. Dazu kam ein Proseminar mit dem Titel »Stilistische Übungen zur Homiletik an Hand von Augustinlektüre« (!) und ein Seminar zur Taufliturgie. Blickt man auf die Lehrtätigkeit Jannaschs in den ersten Mainzer Semestern insgesamt, so fällt auf: 1. Jannasch lehrte das gesamte Gebiet der Praktischen Theologie. 2. Seine Lehre war durch ein starkes historisches Interesse bestimmt. 3. Jannasch behandelte die Themen der Praktischen Theologie stets auch in einer enzyklopädischen Perspektive. So bot er mehrere Male Lehrveranstaltungen zur Theologischen Enzyklopädie an.

Diese drei Punkte lassen durchaus eine gewisse Affinität erkennen zu dem, was dann später als »Mainzer« Praktische Theologie bekannt wurde. Eindeutig unterschieden hat sich Jannasch von dieser durch seine erkennbare Orientierung an der Theologie der Bekennenden Kirche. Dies zeigt sich auch in seiner Tätigkeit als Fachverantwortlicher für das Gebiet der Praktischen Theologie für die 3. Auflage des Lexikons *Die Religion in Geschichte und Gegenwart*. Die Auswahl der Autoren sowie die zahlreichen Artikel, die Jannasch selbst verfasst hat, präsentieren die Praktische Theologie in einer stark an der Wort-Gottes-Theologie (Barth'scher und Bultmann'scher Prägung) orientierten hermeneutischen Explikation. In meiner Erinnerung haben Manfred Mezger und Gert Otto selten über Jannasch gesprochen, er war so etwas wie der »unbesprochene Hintergrund«. Ich habe jedoch auch nie ein kritisches oder gar böses Wort zu Jannasch aus ihrem Munde vernommen.⁸

6 Vgl. den Beitrag von Wolfgang Breul in diesem Band.

7 Die Vorlesungsverzeichnisse sind einsehbar unter: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hebi:s:77-vcol-23956> (abgerufen am 07.07.2025).

8 Vielleicht mit einer Ausnahme: Einmal konnten wir von Manfred Mezger in einer offenen Runde nach einer Sitzung der Sozietät den Satz hören: »Der Jannasch hat immer vom Kirchenkampf erzählt wie mein Vater von der Schlacht bei Sedan.«

Gehört Wilhelm Jannasch eindeutig zur Vorgeschichte des Profilmamens »Mainzer« Praktische Theologie, so beginnt mit der Berufung von *Manfred Mezger* (1911–1996) im Jahre 1956 deren eigentliche Geschichte. Die Berufung Mezgers als direkter Nachfolger von Wilhelm Jannasch macht durchaus Sinn. Mezger war – was vor allem in seiner Habilitationsschrift zu den Amtshandlungen der Kirche⁹ deutlich wird – stark geprägt durch die Wort-Gottes-Theologie, und er war durch seine Mitgliedschaft in der Württembergischen Sozietät,¹⁰ dem – wenn man so will – Bekenntnisflügel der Württembergischen Landeskirche während der Zeit des Nationalsozialismus, auch kirchenpolitisch für die Nachfolge Jannaschs prädestiniert. Es zeigte sich jedoch schnell, dass Mezger seiner Herkunft aus der Wort-Gottes-Theologie in seiner Mainzer Zeit eine markante Wendung gab. Dabei fällt auf, dass er neben seiner kirchenmusikalisch orientierten Dissertation und dem ersten Band zu den Amtshandlungen (ein angekündigter zweiter Band folgte nie) keine weiteren Monographien vorgelegt hat. Manfred Mezger war eher ein Meister der kleinen Form. In vielen Aufsätzen, die einen eher essayhaften Charakter trugen, und nicht zuletzt zahlreichen veröffentlichten Predigten entwickelte Mezger in Anlehnung an die Hermeneutik Herbert Brauns ein radikales Konzept existenzialer Interpretation. In den 1960er-Jahren erschien eine Serie von Aufsätzen, die bereits im Titel das neue Programm formulierten: *Sprachgestalt und Sachverhalt* (1967);¹¹ *Verkündigung heute. Elf Versuche in verständlicher Theologie* (1967);¹² *Mit Schülern von Gott reden – was heißt das? Zur Frage des redlichen Religionsunterrichts* (1968);¹³ *Die eine Wirklichkeit. Vorspiel zur Freude an der Predigt* (1970).¹⁴

In dem Artikel *Mit Schülern von Gott reden – was heißt das?*, der auf einen Vortrag auf dem Evangelischen Lehrertrag in Kassel vom November 1967 zurückgeht, findet sich in den Schlusssätzen das ganze Pathos der Mezger'schen Theologie wie in einem Brennspeigel versammelt:

-
- 9 Vgl. dazu Manfred Mezger: Die Amtshandlungen der Kirche. Bd. 1: Die Begründung der Amtshandlungen. München 1957.
- 10 Zur württembergischen Sozietät siehe Martin Widmann: Die Geschichte der Kirchlich-theologischen Sozietät in Württemberg. In: Predigtamt ohne Pfarramt? Die »Illegalen« im Kirchenkampf. Hg. von Karl-Adolf Bauer. Neukirchen-Vluyn 1993, S. 110–190.
- 11 Manfred Mezger: Sprachgestalt und Sachverhalt als Frage an die Auslegung. In: Zeitschrift für Theologie und Kirche 64 (1967), H. 3, S. 372–391.
- 12 Manfred Mezger: Verkündigung heute. Elf Versuche in verständlicher Theologie. Hamburg 1966.
- 13 Manfred Mezger: Mit Schülern von Gott reden – was heißt das? Zur Frage des redlichen Religionsunterrichts. In: Theologia Practica. Zeitschrift für Praktische Theologie und Religionspädagogik 3 (1968), S. 156–168.
- 14 Manfred Mezger: Die eine Wirklichkeit. Vorspiel zur Freude an der Predigt. In: Fides et communicatio. FS Martin Doerne. Hg. von Dietrich Rössler, Gottfried Voigt und Friedrich Wintzer. Göttingen 1970, S. 215–225.

»Mit Schülern von Gott reden — was heißt es *nicht*? Es heißt [...] keinesfalls, daß man falsche Kindertümelei treibe, Gott verniedliche und die Schüler sozusagen im infantilen Stadium zurückhalte oder dorthin zurückversetze. Mit Schülern von Gott reden — heißt jungen Menschen Wahrheit sagen; die eine Wahrheit, die freimacht, Mensch zu werden, Mensch zu sein, durch vertrauenden, kritischen, wagenden — aber in jedem Stadium heranwachsender Jugend redlich fragenden und verstehenden Glauben.«¹⁵

Kritikfähigkeit und Freiheit – das sind für Mezger die Ziele einer homiletisch und pädagogisch verantwortlichen Praktischen Theologie. Eine Botschaft, die damals auf starken Widerstand stieß. So konnte der damalige Präses der Rheinischen Kirche Joachim Beckmann in dieser Art »Mainzer« Theologie nur eine Wiederauflage der deutschchristlichen Häresie in anderem Gewand erkennen und reagierte auch administrativ – nämlich mit einem Prüfungsverbot an den Prüfungen der Rheinischen Kirche für die Hauptvertreter dieser Theologie. Und auch aus dem Munde des »hohen Herrn« selbst, Karl Barth, sind solche Töne zu vernehmen. Besonders in seinen Briefen mit eher privatem Charakter hat sich Barth so harsch wie schonungslos geäußert: So konstatiert er in einem Brief aus dem Jahre 1963 eine »nicht zu verkennende Armut, Dürre, ja Nichtigkeit jenes ganzen so anspruchsvoll und zunächst so erfolgreich sich geltend machenden Unternehmens [...] Ich bitte Sie: Bultmann verglichen mit Schleiermacher, Ebeling mit Wilhelm Herrmann, Herbert Braun mit D. F. Strauß! [...] Sollten die Köpfe der Menschheit nicht bereits durch das viele unsre Atmosphäre verpestende Strontium hoffnungslos verwüstet sein, dann muß es ja Einigen und dann wohl auch Mehreren in vielleicht nicht zu ferner Zeit zu Gesicht kommen, daß der Kaiser, mit Andersens Kind zu reden, nackt ist.«¹⁶ In einem Brief an Helmut Gollwitzer aus dem Jahre 1965 klingt dies dann so: »Ich muß mich vielmehr immer wieder fragen, warum ich nicht Alles so vorgebracht und gesagt habe, um solche Schreckensszenen, wie du sie in Mainz erleben mußt, zum vornherein unmöglich zu machen. Ich las die Hefte Post Bultmann locutum und hatte insbesondere von Braun (und sein Kollege Mezger ist ja fast noch schlimmer) den Eindruck einer Stimme aus Auerbachs Keller oder aus noch tieferen Regionen.«¹⁷ Die gleiche Tonlage finden wir dann in einem Brief an Wilhelm Loew, der 1952–1963 eine Honorarprofessur für Praktische Theologie an der Mainzer Fakultät hatte. Dort heißt es: »Du wirst deinen Lauf also voraussichtlich in Mainz beschließen. Ich ließ mir dieser Tage in Erinnerung rufen, was sich dort zur Zeit und in Gegenwart von Goethe an merkwürdigen Dingen zugetragen hat. Heute ist mir der Name dieser Stadt etwas problematisch gemacht durch die dortige Existenz

15 Mezger: Mit Schülern von Gott reden, S. 168.

16 Karl Barth: Briefe 1886–1968. Hg. von Jürgen Fangmeier und Hinrich Stoevesandt. Zürich 1979, S. 212.

17 Barth: Briefe 1886–1968, S. 397.

der allzu sehr im Stil von Auerbachs Keller theologisierenden Kollegen Braun und Mezger. Ob wir das Ende der Blüte der Rotte Korah, der sie angehören, noch erleben werden?»¹⁸ Und in einem Brief an den Barth-Schüler und damaligen Ephorus der Evangelischen Seminarschule in Urach Friedrich Schmid aus dem Jahre 1964 spricht Barth schließlich von Manfred Mezger als »Ihrem [sc. Schmid] leeres Stroh mit dem Dreschflegel bearbeitenden Landsmann in Mainz«¹⁹.

Ich habe aus den Briefen Barths deshalb so ausführlich zitiert, weil wir darin nicht nur den Furor eines begabten Polemikers sehen können, sondern Inhalt und Tonlage durchaus exemplarisch stehen können für eine verbreitete Kritik an der »Mainzer« Theologie in diesen Jahren. Angesichts der heute grundsätzlich veränderten theologischen Landschaft wirken diese Sätze wie aus einer fernen Welt. Gleichwohl gehört auch diese Begleitmusik zum Szenario des Werdens und dann auch des Vergehens, dessen was wir heute aus der Rückschau die »Mainzer« Praktische Theologie nennen können.

Manfred Mezger hat sein theologisches Programm auch in seinen Seminaren didaktisch konsequent umgesetzt. Das Homiletische Seminar gehörte für uns Mainzer Studierende damals zu den bewunderten, gefürchteten und auch belächelten (ich denke diese Melange bringt unsere damalige Stimmung ziemlich genau auf den Punkt) Höhepunkten des Mainzer Studiums. Mezger gliedert seinen bereits genannten Artikel *Die eine Wirklichkeit. Vorspiel zur Freude an der Predigt* in vier Unterabschnitte »Klarheit – Redlichkeit – Einfachheit – Wahrhaftigkeit«.²⁰ Die Homiletischen Seminare Mezgers zu Beginn der 1970er-Jahre waren durchaus spannungsreich. Wir Studierende waren von dem erfasst, was dann aus der Rückschau die 68er-Bewegung genannt wurde – also geprägt von starkem politischem Elan und der Kritischen Theorie der Frankfurter Schule.²¹ Dem stand Mezgers an Rudolf Bultmann und Hans-Georg Gadamer (1900–2002) orientierte Hermeneutik durchaus in Spannung gegenüber. »Redlichkeit« und »Wahrhaftigkeit« mochte Mezger uns gerne zubilligen, bei der »Klarheit« und »Einfachheit« sah dies anders aus. Mezger bestand auf einer ausführlichen und reflektierten Textexegese, während wir ihm allzu schnell gleich zu den politischen Konsequenzen vorpreschten. Und eine Predigt ohne Textbezug war für ihn ohnehin kaum denkbar. Geradezu aus der Haut fahren konnte er, wenn wir im angelesenen Stil eines Theodor W. Adornos (1903–1969) unsere Predigten »bereichern« zu müssen meinten. In gewisser Weise trafen in Mezgers Seminaren noch die alte Welt einer zwar radikal durchgeführten, gleichwohl deren Grenzen

18 Barth: Briefe 1886–1968, S. 401.

19 Barth: Briefe 1886–1968, S. 357.

20 Mezger: *Die eine Wirklichkeit* (Anm. 14).

21 Dazu ausführlicher im übernächsten Unterkapitel.

nicht überschreitenden Entmythologisierung und existenzialer Interpretation Bultmann'scher Prägung und unsere neue Orientierung an einer stark politisch dominierten Hermeneutik direkt aufeinander.

Waren Manfred Mezger (wie auch Herbert Braun) noch stark geprägt vom – auch persönlichen – Engagement im deutschen Kirchenkampf, so trat mit der Berufung von Gert Otto (1927–2005) eine ganz neue Generation auf den Plan. Für Otto gehörten Nationalsozialismus und Kriegserfahrung zur Kinder- und Jugendzeit.²² Studium und erste Berufsjahre fielen bereits in die Nachkriegszeit und die ersten Jahre der neu gegründeten Bundesrepublik Deutschland.

Als Gert Otto im Jahre 1963 an die Universität Mainz berufen wurde, hatte er sich in der Fachöffentlichkeit als Religionspädagoge einen Namen gemacht, und er wurde auch als solcher in Ergänzung zum Homiletiker Manfred Mezger berufen. Dies machte durchaus Sinn – zwei Praktische Theologen, die sich in ihren Schwerpunkten unterschieden, jedoch eine gemeinsame hermeneutische Position einnahmen. Dies wird in der Habilitationsschrift Ottos deutlich, die im Jahre 1961 unter dem Titel *Schule – Religionsunterricht – Kirche* erschienen ist. In dem Buch ist dieselbe hermeneutische Topographie erkennbar wie bei Mezger: Eine scharfe Abwendung von der Dialektischen Theologie (konkret die Kritik an der religionspädagogischen Konzeption Helmuth Kittels [1902–1984]) und eine inhaltliche Orientierung an Martin Stallmann (1903–1980), der als Begründer des sogenannten hermeneutischen Religionsunterrichtes mit einer Orientierung an Hans-Georg Gadamer und Rudolf Bultmann gelten kann. Allerdings hat sich Gert Ottos religionspädagogische Position in den ersten zehn Jahren der Mainzer Lehr- und Forschungstätigkeit stark gewandelt. Dies wird deutlich in einer Monographie aus dem Jahre 1972 mit dem bezeichnenden Titel *Schule und Religion – Eine Zwischenbilanz in weiterführender Absicht*. Wer eine »Zwischenbilanz« veröffentlicht, signalisiert damit, dass er sich in einer Bewegung befindet. Und nun treten Begriffe und Diskussionshorizonte in den Mittelpunkt, die vorher eher am Rande standen: nämlich der Religionsbegriff selbst (der bisher im Schatten der Dialektischen Theologie buchstäblich ein »Schattendasein« führte) und die Frage nach der Berechtigung eines konfessionellen Religionsunterrichts bis hin zur Frage, wer das primäre Subjekt des Religionsunterrichts ist: die Kirche, die Schule oder gar die Gesellschaft? Damit waren der Religionspädagogik neue Horizonte eröffnet, die deren Diskussionslage bis heute bestimmen.

Noch gravierender werden die Mainzer Veränderungen dadurch, dass Gert Otto zunehmend innerhalb des Faches seinen Schwerpunkt wechselte – aus dem

22 Gert Ottos Zwillingbruder hat ein eindrückliches kleines Portrait dieser Kindheit und Jugend verfasst. Vgl. dazu Gunter Otto: Anmerkungen von G1 zu G2. In: Religion und Biographie. Perspektiven zur gelebten Religion. Festschrift für Gert Otto. Hg. von Albrecht Grözinger und Henning Luther. München 1987, S. 13–29.

primären Religionspädagogen wurde zunehmend ein Homiletiker, der durch seine Themensetzung die Fachdiskussion der nächsten 20 Jahre prägen sollte. Zeitgleich mit Manfred Josuttis (1936–2018) stellte Otto das Thema der Rhetorik neu ins Zentrum der Homiletik. Dies geschah im Zusammenhang mit der sich wandelnden praktisch-theologischen Großwetterlage, die man rückblickend als »die empirische Wende der Praktischen Theologie« bezeichnet hat. Zunehmend lässt die Praktische Theologie den theologischen Binnenhorizont hinter sich, um sich an den benachbarten Human- und Geisteswissenschaften zu orientieren: In der Religionspädagogik ist dies die Allgemeine Pädagogik und Didaktik, in der Seelsorge die Psychologie und in der Homiletik eben die Rhetorik.

Kennzeichnend für diese Wende ist ein kleiner programmatischer Artikel aus der Feder Gert Ottos aus dem Jahre 1972 mit dem bezeichnenden Titel *Wider den »Mythos« der Verkündigung*. Dort setzt sich Otto scharf von einem vorherrschenden Predigtverständnis ab, das er wie folgt charakterisiert: »1. Verkündigung wird als Predigt verstanden, und zwar nahezu ausschließlich. Genauer heißt das: 2. Predigt ist autoritative Anrede. Damit hängt zusammen: 3. Formale und inhaltliche Schriftbindung gehören notwendig zur Predigt. Das Wort der Bibel hat eigene Autorität und eigene Qualität gegenüber jedem anderen Wort. Deswegen ist: 4. der Predigthörer in die Entscheidung gestellt. Dem autoritativen Charakter der Predigt entspricht es, dass Glauben im Sinne von Gehorsam gefordert ist, über den nicht zu diskutieren ist. Daraus folgt: 5. Der Inhalt der Verkündigung distanziert von der vergehenden Welt.«²³

Es ist deutlich, gegen wen sich diese Beschreibung richtet, nämlich gegen die Wort-Gottes-Theologie Barth'scher, aber jetzt eben auch Bultmann'scher Prägung. Und es ist pikant zu sehen, dass damit zugleich ein Predigtverständnis beschrieben ist, das uns noch auf ganz selbstverständliche Weise in den Vorlesungen und Seminaren von Manfred Mezger begegnet ist. Jetzt tritt die »Mainzer« Praktische Theologie in eine neue Phase ein: Sie öffnet sich prinzipiell hin zu den Geisteswissenschaften und auf besondere Weise hin zu den Human- und Sozialwissenschaften, und sie weitet die geisteswissenschaftliche Hermeneutik im Sinne Gadamers und Bultmanns durch eine neue Orientierung an der sogenannten Kritischen Theorie der Frankfurter Schule (vgl. dazu den übernächsten Abschnitt).

Neben der inhaltlichen Neuorientierung wurde durch Gert Otto aber auch – und das war für uns Studierende mindestens ebenso bedeutsam – ein neuer Stil der »Lehre« etabliert. Waren Herbert Braun und Manfred Mezger noch Ordinarien alten Stils im besten Sinne des Wortes, so war bei Gert Otto ein ganz anderer Stil der Kommunikation zu erleben. Man kann dies vor allem an zwei

23 Gert Otto: *Wider den »Mythos der Verkündigung«*. In *Theologia Practica* 7 (1972), S. 316–324, hier S. 316.

Punkten festmachen. Zum einen waren die Assistenten als gleichberechtigte Diskussionspartner des Ordinarius erkennbar: Jürgen Lott (geb. 1943), Peter Sauer, Hans-Joachim Dörger (geb. 1943) und Hans-Jürgen Schmutzler bildeten einen für uns Studierende erkennbaren Think-Tank, an dem wir uns ebenso orientierten, wie an den Vorlesungen und Seminaren des Ordinarius. Zum anderen pflegte Otto – wenn ich es so ausdrücken darf – eine Lehre der »niedrigen Schwelle«: In der Regel versammelte sich eine Gruppe Studierender, deren Zusammensetzung leicht schwanken konnte, vor und nach der wöchentlichen Vorlesung und dem Seminar in Ottos Arbeitszimmer mit offener Tagesordnung. Für uns Studierende waren die Diskussionen in diesem Rahmen mindestens so wichtig wie die offiziellen Lehrveranstaltungen selbst. Diese so bisher nicht gekannte offene Kommunikation war etwas, was uns an der Mainzer Praktischen Theologie mindestens ebenso faszinierte (wenn nicht sogar mehr) wie deren Inhalte. Ich gestehe offen, dass ich selbst in meiner späteren eigenen akademischen Lehrtätigkeit gegenüber Studierenden nie einen derart offenen (und durchaus Zeit beanspruchenden) Kommunikationsstil gepflegt habe und dies auch nicht bei KollegInnen beobachten konnte.

Diese neue Wendung der »Mainzer« Praktischen Theologie wäre unvollständig beschrieben, wenn nicht auch an *Bernd Päsche* (1931–2012) erinnert würde. Päsche selbst war außerhalb von Mainz nur für wenige der damaligen Fachkollegen ein Begriff. Für uns Studierende war er aber mindestens so wichtig wie Gert Otto. Wenn ich es mit einer etwas pathetischen Metaphorik ausdrücken darf, so könnte man sagen: War Gert Otto der Vater, so war Bernd Päsche der Bruder, von dem man immer etwas erfuhr, was man so vom Vater nicht zu hören bekam. Bernd Päsche, ursprünglich Assistent bei Gert Otto, habilitierte sich im Jahre 1969 mit dem Thema *Politik und Wahrheitsfrage. Politische Konsequenzen antagonistischer religiöser Wahrheitsansprüche am Beispiel theokratischer Konfliktsituationen in der niederländischen Geschichte. Systematisch-historische Interpretationen in praktischer Absicht*.²⁴ Gert Otto hat gelegentlich – immer mit einem begleitenden verschmitzten Lächeln – erzählt, wie er diese Arbeit gemeinsam mit Wolfhart Pannenberg (1928–2014), der damals in Mainz lehrte, gegen massive Widerstände an der Fakultät »durchgeboxt« habe. Inhaltlich war Bernd Päsche zunehmend an den marxistisch orientierten Befreiungsbewegungen und Befreiungstheologien Lateinamerikas interessiert, was sich auch in seinen Lehrveranstaltungen widerspiegelte. Für uns damals politisch-hochelektrisierte 68er-Studierende war dies natürlich hochattraktiv. Bei ihm lasen und

24 Die Arbeit wurde nie in einem Verlag veröffentlicht, sondern liegt nur als kopiertes Manuskript vor: Bernd Päsche, *Politik und Wahrheitsfrage: politische Konsequenzen antagonistischer religiöser Wahrheitsansprüche am Beispiel theokratischer Konfliktsituationen in der niederländischen Geschichte; systematisch-historische Interpretationen in praktischer Absicht*, Mainz, Univ., 1968.

diskutierten wir in den Seminaren Karl Marx (1818–1883) und Herbert Marcuse (1898–1979), Wilhelm Reich (1897–1957) und Sigmund Freud (1856–1939). Päsche versuchte jedoch in den Seminardiskussionen diese »wilde« Lektüre stets an den praktisch-theologischen Diskurs zurückzubinden, wie dies auch in seiner kleinen luziden Studie zum Thema *Praktische Theologie als kritische Handlungswissenschaft* zum Ausdruck kommt.²⁵

4. Die Mainzer Sozietät als Kommunikationsraum

Neben den Veröffentlichungen von Manfred Mezger, Gert Otto und Bernd Päsche hatte für die »Mainzer« Praktische Theologie die sogenannte Mainzer Sozietät die größte Außenwirkung. Bereits im Tübinger Stift hörten wir davon raunen. Waren – wenn man so sagen darf – die Lehrveranstaltungen die »Kapitansbrücke« der Mainzer (Praktischen) Theologie, so war die Sozietät deren »Maschinenraum«. Ursprünglich begründet von Herbert Braun, Manfred Mezger und Gert Otto kamen später als deren ständige Mitglieder dazu: Luise und Willy Schottroff, Bernd Päsche sowie (während der Zeit ihres über mehrere Semester gehenden Lehrauftrags) Dorothee Sölle (1929–2003). Gelegentlich werden auch einzelne Assistenten als Mitveranstalter genannt. Die Sozietät war in ihrer Wirkung eine Mischung aus den thematischen Inhalten, den beteiligten Dozierenden und der Art und Weise des dort gepflegten Diskussionsstiles.

Die Sozietät stand jedes Semester unter einem Generalthema.²⁶ Ich nenne einige dieser Themen:

- Texte zum Problem »Geist und Ordnung« im Neuen Testament (1966/67)
- Eschatologische Texte des Neuen Testaments in Exegese, Predigt und Religionsunterricht (1968/69)
- Aktuelle Bekenntnisse, Neutestamentliche und moderne Texte zu Homologie und Gebet (1970)
- Zum Verständnis von Religion und Glaube (1971)
- Gerechtigkeit – Texte und Thesen zum Sachproblem (1971/72)
- Autorität – Texte und Thesen (1972)
- Freiheit – Texte und Thesen (1972/73)
- Kirche außerhalb der Kirchen – Das Problem der »Dritten Konfession« (1974/75)
- Kirche und Gesellschaft – Zum Problem politischer Theologie (1975)

25 Vgl. dazu Bernd Päsche: *Praktische Theologie als kritische Handlungswissenschaft. Überlegungen zum Verhältnis von Praxis und Geschichte*. In: *Theologia Practica* 6 (1971), S. 1–13.

26 Die Themen wurden über die entsprechende Website der Universität Mainz erhoben: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hebis:77-vcol-23956> (abgerufen am 07.07.2025).

- Radikalität und Humanität Jesu – Nach Texten der Bergpredigt (1975/76)
- Kirche für die Welt – Exegetische, ethische, praktische politische Theologie (1976)

Blickt man auf diese thematische Gestaltung, so lässt sich eine klare Entwicklung erkennen. Die Sozietät startet mit klassischen Themen der theologischen Hermeneutik und entwickelt sich immer mehr hin zu offenen und strittigen gesellschaftlichen Themen.

Referierende waren die VeranstalterInnen sowie Assistierende. Und pro Semester war auch mindestens ein auswärtiger Referent bzw. eine auswärtige Referentin eingeladen. Auch hier lässt sich eine Entwicklung erkennen. Wohl der gewichtigste Gast der Anfangsjahre war Hans-Georg Gadamer (Heidelberg). Er stand ja als philosophischer Pate einer Hermeneutik, die die ersten Jahre der Mainzer Praktischen Theologie bestimmte. Dazu gehörte auch Marie Veit (1921–2004): Als Professorin für Religionsdidaktik in Gießen war sie eine prominente Vertreterin des Konzepts des hermeneutischen Religionsunterrichts, wie dies Martin Stallmann und Gert Otto in seiner Frühphase entwickelt hatten. Die Einladung von Hermann Dembowski (1928–2012) markiert bereits einen Übergang. In seiner Habilitationsschrift des Jahres 1967, die später unter dem Titel *Grundfragen der Christologie*²⁷ veröffentlicht wurde, nimmt er erkennbar Bezug auf die damals umstrittene Gott-ist-tot-Theologie und entwickelt eine Christologie, die in einer gewissen Nähe steht zu einer Christologie, wie sie Dorothee Sölle in ihrem – ebenfalls stark umstrittenen – Buch *Stellvertretung* vertreten hat. Ein weiterer Gast war Karlheinz Deschner (1924–2014), der in einer Reihe von hochpolemischen Veröffentlichungen die Legitimität der Kirche für die Neuzeit grundsätzlich in Frage stellte.²⁸ In der sich schon abzeichnenden Endphase der Sozietät war George Casalis (1917–1987) als Referent eingeladen. Casalis gehörte zum linken Flügel des französischen Reformiertentums und entwickelte eine kapitalismuskritische europäische Version der Befreiungstheologie. Auch in der Einladungsliste der Gäste ist der Start bei einer traditionellen theologischen Hermeneutik erkennbar, die sich immer weiter öffnet hin zu einer gesellschaftskritischen Religionshermeneutik.

Neben den jeweiligen Themen gaben die Personen der beteiligten Dozierenden der Mainzer Sozietät ihr unverwechselbares Profil: Herbert Braun und seine unüberhörbare Stimme mit westpreußischem Akzent sowie seiner scharfen Analytik und den damit verbundenen zugespitzten Thesen; Manfred Mezger, der

27 Hermann Dembowski: *Grundfragen der Christologie*. Erörtert am Problem der Herrschaft Jesu Christi. München 1969.

28 Karlheinz Deschner: *Abermals krähte der Hahn. Eine kritische Kirchengeschichte*. Stuttgart 1962.

so talentierte wie profilierte Polemiker und seine schwäbischen Eigenbrötelei; Gert Otto, der gegenüber den beiden älteren Kollegen geradezu hanseatisch unterkühlt wirkte und stets für die Rationalität der Diskussion sorgte. Und dann kamen nach und nach die jungen, frisch Habilitierten dazu: Willy Schotttroff mit seiner alttestamentlichen Kompetenz und seinen starken geistesgeschichtlichen Interessen, die sich – worüber wir Studierende uns gerne lustig machten – beinahe in jeder Sozietätssitzung in der Erinnerung an das Buch von Paul Hazard (1878–1944) *Die Krise des europäischen Geistes* konkretisierten; Luise Schotttroff mit ihrem undogmatischen Zugang zu den neutestamentlichen Texten, die sie aber stets mit einer Genauigkeit des Lesens und Interpretierens verband. Und dann der sanft wirkende Bernd Päschke mit seiner leisen Stimme, die jedoch der Radikalität seines Denkens ein umso schärferes Profil verlieh. Und schließlich Dorothee Sölle, die als Gogarten-Schülerin eine bisher so nicht vertretene Traditionslinie repräsentierte und zugleich verstärkt die literaturwissenschaftliche Perspektive ins Spiel brachte. Allein schon die gemeinsame Präsenz dieser ja höchst unterschiedlichen Persönlichkeiten verlieh der Mainzer Sozietät eine ebenso große Attraktivität wie Popularität. An den Sitzungen nahmen erkennbar nicht nur immatrikulierte Studierende teil, sondern auch Gäste von außen, darunter nicht wenige Pfarrerinnen und Pfarrer der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau, der Evangelischen Kirche im Rheinland und der Evangelischen Kirche der Pfalz.

Die Mainzer Sozietät folgte in ihrer Verlaufsform einem strengen Ritual. Die Sozietät selbst fand donnerstags 18–20 Uhr in einem der größeren Hörsäle der Universität Mainz statt. Im Anschluss hatten die Teilnehmenden Gelegenheit zu einem weiteren Beisammensein, zunächst in einem Nebenzimmer der (heute nicht mehr existierenden) Bahnhofsgaststätte des Mainzer Hauptbahnhofs. Dies geschah nicht zuletzt aus logistischen Gründen: Der Mainzer Hauptbahnhof ist der Knotenpunkt von Bahn- und Straßenbahnlinien sowie der Stadtbusse. In einer späteren Phase fand dieses anschließende Treffen dann im italienischen Restaurant im Mensagebäude auf dem Unicampus selbst statt. Die Vorträge selbst sollten nicht allzu lang sein, damit Raum für Diskussionen blieb, die sich dann bei den anschließenden Treffen fortsetzten.

Die Diskussionen waren – so würde ich das heute sehen – der eigentliche Kommunikationsraum der Sozietät. Bereits die Heterogenität der Dozierenden versprach interessante Kontroversen. Aber die Sozietät war mehr noch der Diskussionsraum für die Assistierenden und vor allem die Studierenden. Dieser Kommunikationsraum bekam eine besondere Bedeutung durch die fakultätspolitischen Kontroversen. Im Zusammenhang der 68er-Bewegung war die Evangelisch-Theologische Fakultät mit Sicherheit – vorsichtig ausgedrückt – die »bewegteste« aller Mainzer Fakultäten. Den Kulminationspunkt erreichten diese Kontroversen im Zusammenhang mit der Emeritierung von Herbert Braun. Die

eindeutige Mehrheit der Studierenden und Assistierenden und eine ansehnliche Minderheit unter den Habilitierten wünschten sich Luise Schottroff als Brauns Nachfolgerin auf dem Lehrstuhl. Dies wusste die Mehrheit der Professoren zu verhindern.²⁹ Dieser Konflikt und weitere Folgekonflikte versetzten die Fakultät in einen permanenten Ausnahmezustand bis hin zu einer Dekanatsbesetzung durch die Studierenden, die allerdings ins Leere lief, weil sie recht spontan zustande kam und auch keine eigentlichen Ziele hatte, die man damit verfolgte. Der »Kampf« zwischen den beiden Fraktionen an der Fakultät überschattete in dieser Zeit alles – von den Lehrveranstaltungen bis hin zu den Prüfungen und vor allem den Beratungen in den Gremien der akademischen Selbstverwaltung. Es gab Zeiten, in denen man wegen der vielen Wandzeitungen, die »Wände« der Fakultätsbibliothek selbst kaum mehr sehen konnte. Eine kleine, oft unschuldige Bemerkung in den Seminaren konnte die gesamte Seminarsitzung in eine universitätspolitische Kontroversssitzung verwandeln. Esther Kobel (geb. 1977) hat am Beispiel der Kontroverse um den Lehrauftrag für Dorothee Sölle die damalige Atmosphäre, das Vorgehen und die Konfliktkonstellationen akribisch genau rekonstruiert und beschrieben.³⁰

Die Mainzer Sozietät dieser Zeit war der wichtigste Reflexions- und Selbstvergewisserungsraum der einen der beiden Konfliktparteien. Oft nahmen die Diskussionen zwar ihren Ausgang von der jeweiligen Vorlesung, fokussierten aber sehr schnell auf aktuelle Fragestellungen. Dies machte gerade die historische und exegetische Orientierung, die viele Vorlesungen hatten, so produktiv. So sehr man sich in eine bestimmte historische Situation versetzte, so penibel ein bestimmter Text ausgelegt wurde, die Gegenwart war immer der präsente Subtext der anschließenden Diskussionen. Die Mainzer Sozietät war damit bestimmt durch eine konsequent verfolgte Aktualisierungs hermeneutik. Und dies machte die Diskussion selbst höchst kontrovers. So sehr man nach außen hin als homogene Gruppe erschien, so heterogen waren die Positionen innerhalb der Sozietät. So war etwa die Bedeutung der Kritischen Theorie der Frankfurter Schule durchaus umstritten. Sie galt bei den maoistisch- oder DDR-orientierten marxistischen Gruppen ohnehin als »bürgerlich«, und auch Dorothee Sölle und Luise Schottroff zeigten hin und wieder durchaus ihre kräftigen Vorbehalte. Damit

29 Vgl. Esther Kobel: Seminarpapieraffäre, Solidaritätsaktionen und Sozialgeschichte. Ein Portrait der Neutestamentlerin Luise Schottroff in Mainz. In: Frauen an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz (1946–2022). Historische, biographische und hochschulpolitische Perspektiven. Hg. von Christian George, Sabine Lauderbach und Livia Prüll. Göttingen 2023 (= Beiträge zur Geschichte der Universität Mainz. Neue Folge, 19), S. 129–163.

30 Vgl. dazu Esther Kobel: »Links und eine Frau – das muß bestraft werden«. Kontroversen um einen Lehrauftrag für Dorothee Sölle an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der JGU Mainz in den frühen Siebzigerjahren. In: Mainzer Evangelisch-Theologische Zeitschrift 6 (2021/22), H. 2, S. 97–121.

aber stellten die Sozietätsabende eine ungeheure Herausforderung wie Inspiration für den Alltag des Studierens an der Fakultät und der Universität Mainz dar. Etwas zugespitzt könnte man – mit Friedrich Schleiermacher (1768–1834) gesprochen³¹ – die Sozietät als eine Form des »darstellenden Handelns« charakterisieren, die das »wirksame Handeln« des Fakultätsalltags unterbrochen und transzendiert hat.

Im Zusammenhang mit der Emeritierung von Manfred Mezger 1976 stellte sich dann die Frage der Zukunft der Sozietät unmittelbar. Zwei der Gründungsmitglieder der Sozietät, nämlich Herbert Braun und Manfred Mezger, waren nun Emeriti. Willy Schottroff war inzwischen an die Universität Frankfurt berufen worden. Ebenso war es eine realistische Möglichkeit, dass Luise Schottroff über kurz oder lang wegberufen würde. Und der Lehrauftrag von Dorothee Sölle war ausgelaufen. In dieser Situation plädierte besonders Gert Otto für ein Ende der Sozietät. Und so kam es denn auch – allerdings mit einer gewissen zeitlichen Verzögerung. Ab dem Wintersemester 1976/77 fand die Mainzer Sozietät bezeichnenderweise ohne ein spezifisches Thema statt. Als Veranstalter waren jetzt namentlich genannt: Martin Ferel, Volkmar Fritz (1938–2007), Jürgen Lott, Gert Otto, Bernd Päschke, Gerd Petzke, Peter Sauer und Luise Schottroff. Danach folgte noch wenige Semester eine Ankündigung im Vorlesungsverzeichnis – ohne ein spezifisches Thema und nunmehr auch ohne Namensnennung der Verantwortlichen (es hieß jetzt nur noch »Professoren und Wissenschaftliche Mitarbeiter«). Die einstmals so berühmte Mainzer Sozietät blutete offensichtlich langsam aus. Dies hatte neben dem äußeren Anlass der Emeritierung von Herbert Braun und Manfred Mezger mit Sicherheit inhaltliche Gründe. Zum einen flauten die extremen Kontroversen an der Fakultät allmählich ab. Sie endeten nicht mit einem Sieg der einen oder anderen der beiden Konfliktparteien, sondern sie erschöpften sich gleichsam. Dies stand in einem unmittelbaren Zusammenhang mit dem Ende der heißen Phase der sogenannten 68er-Bewegung insgesamt, die auf der einen Seite in die Bedeutungslosigkeit der verschiedenen, unter sich zerstrittenen marxistischen Gruppen ausmündete, und auf der anderen Seite zur Rückkehr in die »Normalität des Privaten und des Gesellschaftlichen« führte. Zum anderen verloren die theologischen Kontroversen, aus denen die Sozietät hervorgegangen war, selbst an Bedeutung. Der Sozietät gingen – so könnte man etwas zugespitzt sagen – gleichsam die kontroversen Themen aus. Als ich selbst im Jahre 1984 wieder als Assistent von Gert Otto an die Mainzer Fakultät zurückkehrte, war die Sozietät aus dem Gedächtnis der Studierenden bereits verschwunden.

31 Vgl. dazu Ulrich Bogun: Darstellendes und wirksames Handeln bei Schleiermacher. Zur Rezeption seines Predigtverständnisses bei F. Niebergall und W. Jetter. Tübingen 1998.

5. Die berühmte Formel »Praktische Theologie als Kritische Theorie religiös vermittelter Praxis in der Gesellschaft«: Profil und Nachgeschichte

In der beginnenden »Endphase« der eigentlichen »Mainzer Sozietät« erschien im Jahre 1975 das Praktisch-Theologische Handbuch von Gert Otto. In diesem Handbuch ist wie in einem Brennspiegel das versammelt, was man die »Mainzer« Praktische Theologie genannt hat. Damit aber begann auch der »Eulenflug«³² dieser Theologie – aus der heißen Phase des Entstehens in den Bereich ihrer Nachwirkung und durchaus auch Historisierung hinein. Bereits in der ersten Auflage des Handbuchs im Jahre 1970 fand die berühmte Formulierung von der »Praktischen Theologie als Kritische Theorie religiös vermittelter Praxis in der Gesellschaft« Verwendung. Eine fest zuzuschreibende Autorenschaft dieser Formulierung lässt sich nicht hieb- und stichfest ausmachen. Wir in der Otto-Schule waren uns aber darin einig, dass die Formel selbst ursprünglich auf Bernd Päsche zurückgeht.³³ Bernd Päsche zeichnete die inhaltlichen Grundzüge dieser Formel in seinem Aufsatz *Praktische Theologie als kritische Handlungswissenschaft. Überlegungen zum Verhältnis von Praxis und Geschichte*, ohne dass die Formulierung selbst dort Verwendung fände.³⁴

In der 2. Auflage des Handbuches erscheint die Formulierung nunmehr an prominenter Stelle im ersten – von Gert Otto selbst verfassten – Artikel bereits in der Überschrift und kann als Programm für das gesamte Handbuch und das dort leitende Verständnis von Praktischer Theologie gelten, auch wenn die Autoren³⁵ selbst aus sehr heterogenen theologischen Schulen stammen.³⁶ Der Artikel selbst ist in vielen Diskussionen mit AssistentInnen und Studierenden erarbeitet

32 Diese unübertroffene Metapher des »Eulenflugs« stammt von Hegel: »Wenn die Philosophie ihr Grau in Grau malt, dann ist eine Gestalt des Lebens alt geworden, und mit Grau in Grau lässt sie sich nicht verjüngen, sondern nur erkennen; die Eule der Minerva beginnt erst mit der einbrechenden Dämmerung ihren Flug.« Georg Friedrich Hegel: *Grundlinien der Philosophie des Rechts*. Frankfurt a. M. 1972, S. 14.

33 Otto verweist auf diese Urhebererschaft selbst in Gert Otto: *Praktische Theologie als kritische Theorie religiös vermittelter Praxis. Thesen zum Verständnis einer Formel*. In: *Theologia Practica* 9 (1974), S. 105–115.

34 Päsche: *Praktische Theologie als kritische Handlungswissenschaft* (Anm. 24).

35 Aus der historischen Rückschau kann man nur beschämt feststellen, dass sich unter den 34 (!) Autoren keine einzige Frau befindet. Dieser Tatbestand ist kennzeichnend für einen traurigen Aspekt der Theoriegeschichte des Faches Praktische Theologie.

36 Vgl. dazu Gert Otto: *Praktische Theologie als kritische Theorie religiös vermittelter Praxis in der Gesellschaft. Zur Einleitung und Standortbestimmung*. In: *Praktisch Theologisches Handbuch*. Hg. von Gert Otto. 2. Aufl. Hamburg 1975, S. 7–31.

worden. In Gert Ottos explizitem Vermerk dazu erscheint dann zum ersten Mal neben anderen auch der Name von Henning Luther (1947–1991).³⁷

Aus der Rückschau nach beinahe 50 Jahren lässt sich deutlicher erkennen, als es die Diskussionsrunde damals selbst ahnen mochte, wie produktiv und wirkmächtig die dort entwickelte Formulierung von der »Praktischen Theologie als Kritische Theorie religiös vermittelter Praxis in der Gesellschaft« werden sollte. Ich möchte dazu nur vier Punkte benennen:

- »Theorie der Praxis«: Man stellte sich – allem Pathos des Neuanfangs zum Trotz – in eine bestimmte Traditionslinie von vorgängig entwickelten Konzeptionen von Praktischer Theologie insbesondere der des Begründers der modernen Praktischen Theologie Friedrich Schleiermacher. Schleiermacher verstand die Theologie insgesamt als Theorie der Praxis des Christentums mit der Praktischen Theologie als deren operationalem Teil.³⁸
- »Kritische Theorie«: Bezugspunkt ist jetzt der Theoriebegriff der Frankfurter Schule, der damals in den Sozial- und Humanwissenschaften die primäre Orientierungstheorie war. Zugleich bleibt der Begriff aber offen – sowohl für weitere Entwicklungen innerhalb der Frankfurter Schule wie etwa Jürgen Habermas' (geb. 1929) später vorgelegte Theorie des kommunikativen Handelns, aber auch für andere konkurrierende Ansätze wie die Systemtheorie von Niklas Luhmann (1927–1998).
- »Religiös vermittelte Praxis«: Damit wird der Religionsbegriff, der ja unter der Vorherrschaft der Wort-Gottes-Theologie in einen gewissen Generalverdacht geraten war, rehabilitiert. Bedeutsam jedoch war, dass nicht von »Religion« die Rede war, sondern von »religiös vermittelter Praxis«. Damit gerät weniger ein System von Religion in den Blick, sondern die religiös handelnden Subjekte selbst. In gewisser Weise war damit bereits der Begriff der »gelebten Religion«, der später zu einem Programmbegriff sowohl der Systematischen wie der Praktischen Theologie³⁹ werden sollte, vorweggenommen. Wilhelm Gräß (geb. 1948) hat dies aus der Rückschau als das eigentliche Verdienst dieses praktisch-theologischen Ansatzes benannt und gewürdigt.⁴⁰
- »... in der Gesellschaft«: Mit dieser Formulierung wird einer ekklesiologischen Verengung der Praktischen Theologie widersprochen. Kirche ist und bleibt zwar unbestrittener Kontext von Praktischer Theologie, zugleich aber wird

37 Zu Henning Luther siehe: Klaus-Gunther Wesseling: Art. Luther, Henning. BBKL 5 (1993), S. 442–447.

38 Friedrich Schleiermacher: Kurze Darstellung des theologischen Studiums zum Behuf einleitender Vorlesungen (1811/1830). Hg. von Dirk Schmid. Berlin, Boston 2002.

39 »Gelebte Religion« als Programmbegriff Systematischer und Praktischer Theologie. Hg. von Albrecht Grözinger und Georg Pfleiderer. Zürich 2002.

40 Wilhelm Gräß: Gert Otto und der Weg der Praktischen Theologie in der Gesellschaft. In: Praktische Theologie 42 (2014), S. 6–13.

dieser Kontext Kirche selbst kontextualisiert und in ständigen Bezug zu Religion und Gesellschaft gesetzt.

Gert Otto selbst hat später die frühe Formel von der »Praktischen Theologie als Kritische Theorie religiös vermittelter Praxis in der Gesellschaft« in den neuen Ansatz eines »Systems« von Praktischer Theologie zu überführen versucht.⁴¹ Dort erscheinen »Kirche – Religion – Gesellschaft« als der äußere Rahmen der kirchlichen Handlungsfelder und der sie in den Blick nehmenden Reflexionsperspektiven. Durch einen wohl äußeren Zufall erschien im selben Jahr ein *Grundriss der Praktischen Theologie* von Dietrich Rössler (1927–2021).⁴² Beide Bücher waren für die nächsten 20 Jahre herausragende Orientierungspunkte im Für und Wider für die praktisch-theologische Diskussion im deutschsprachigen Raum.

In personeller und konzeptioneller Hinsicht wurde die »Mainzer« Praktische Theologie auch durch Schüler Gert Ottos aufgenommen und weiterentwickelt. Jürgen Lott, der ab 1977 bis zu seiner Emeritierung eine Professur für Religionswissenschaft mit dem Schwerpunkt Religionspädagogik an der Universität Bremen innehatte, nahm die frühe religionspädagogische Linie der Mainzer Praktischen Theologie auf und entwickelte das Konzept eines konfessionsübergreifenden und lebensweltlich orientierten Religionsunterrichts.⁴³ Henning Luther, der von 1986 bis zu seinem frühen Tod im Jahre 1991 an der Universität Marburg lehrte, entfaltete dort seinen viel beachteten Ansatz einer »Praktischen Theologie des Subjekts«⁴⁴. Ich selbst versuchte unter dem Blickwinkel der Ästhetik auf das Ganze der Praktischen Theologie zu blicken.⁴⁵

Auf diese Weise hat sich die Mainzer Praktische Theologie personell und konzeptionell pluralisiert, ohne dass damit jedoch der Ausgangspunkt von der berühmten Formulierung der Praktischen Theologie als kritische Theorie religiös vermittelten Handelns in der Gesellschaft verdunkelt worden wäre.

41 Vgl. dazu Gert Otto: *Grundlegung der Praktischen Theologie*. München 1986.

42 Dietrich Rössler: *Grundriss der Praktischen Theologie*. Berlin, New York 1986.

43 Vgl. dazu Jürgen Lott: *Erfahrung – Religion – Glaube. Probleme, Konzepte und Perspektiven religionspädagogischen Handelns in Schule und Gemeinde*. Ein Handbuch. Weinheim 1991.

44 Henning Luther: *Religion und Alltag. Bausteine zu einer Praktischen Theologie des Subjekts*. Stuttgart 1992.

45 Vgl. dazu Albrecht Grözinger: *Praktische Theologie und Ästhetik. Ein Beitrag zur Grundlegung der Praktischen Theologie*. München 1986.

»Vorwärts und nie vergessen«. Mainz als Wurzel für eine langjährige Zusammenarbeit und Freundschaft zwischen Luise Schottroff und Dorothee Sölle¹

Abstract

Luise Schottroff und Dorothee Sölle erlebten in den frühen Neunzehnsiebzigerjahren in Mainz Verunglimpfungen und Diskriminierungen. Diese Erfahrungen bilden den Ausgangspunkt für eine lebenslange Freundschaft und eine intensive akademische Zusammenarbeit, deren Früchte mitunter an Kirchentagen einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurden. Die biografischen Erlebnisse, die beide einerseits unabhängig voneinander machten, andererseits im Diskurs miteinander teilten und buchstäblich verarbeiteten, kennzeichnen das Werk dieser beiden Ausnahmetheologinnen.

Schlüsselwörter: Luise Schottroff, Dorothee Sölle, JGU Mainz, Feministische Theologie, Öko-Theologie

Luise Schottroff and Dorothee Sölle experienced insults and discrimination in Mainz in the early nineteen-seventies. These shared experiences were the beginning of a lifelong friendship and intensive academic collaboration, the fruits of which were sometimes made accessible to a wider public at various German »Church Congresses« (Kirchentagen). The work of these two exceptional female theologians is characterized on the one hand by their individual and independent biographical experiences, and on the other hand by their shared discourse and reflection.

Keywords: Luise Schottroff, Dorothee Sölle, JGU Mainz, Feminist Theology, Eco-Theology

Im Jahr nach Dorothee Sölles (1929–2003) Tod erschien im Publik-Forum, einer zweiwöchentlich herausgegebenen christlichen Zeitschrift mit politischem Anspruch, ein Sonderheft zu ihr, das auch die Freundschaft zwischen ihr und Luise Schottroff deutlich hervortreten ließ.² Im Abschnitt *Familie und Wissenschaft* stehen zwei sich komplementierende Beiträge gegenüber: Luise Schottroff (1934–

1 Diese ersten Worte von Berthold Brechts Solidaritätslied, einem Lied der Arbeiterbewegung der Weimarer Republik, dürften Luise Schottroff und Dorothee Sölle bekannt gewesen sein. Wer will, kann im Liedtext und in den Biografien der beiden Parallelen entdecken.

2 Dorothee Sölle, geborene Nipperdey: * 30. September 1929 in Köln, † 27. April 2003 in Göppingen. Das Publik-Forum EXTRA-Heft erschien 2004 mit dem Titel *Dorothee Sölle. Eine feurige Wolke in der Nacht....*

2015),³ zu dieser Zeit Gastprofessorin in Berkeley/Kalifornien, überschrieb ihren Beitrag mit den Worten: *Wir spielten uns Gedanken wie Bälle zu*.⁴ Als Gegenstück dazu folgt unter der Überschrift *Meine beste Freundin* ein Abschnitt aus der Autobiographie der Verstorbenen.⁵ Beide Beiträge werden durch je ein Bild der beiden Freundinnen auf Kirchentagen ergänzt – einmal mit Unterlagen vor sich auf dem Tisch vor einem offenkundig sehr großen Publikum sitzend, einmal gemeinsam ein Liederbuch haltend beim Singen. Auf beiden Bildern erscheinen die Frauen als sich gegenseitig sehr zugewandt. Der gewählte Ausschnitt aus Sölles Buch beginnt denn auch mit der Aussage: »Luise Schottroff ist »meine beste Freundin«, um es in der Kindersprache zu sagen.«⁶ Diese tiefe Freundschaft zwischen den beiden Frauen wurde unter anderem durch gemeinsame theologische und politische Arbeit genährt. In Schottroffs Worten:

»Uns war die Bibel wichtig, eine unerschöpfliche poetische Schatzkiste für Wahrheit und Gerechtigkeit. Uns war die Solidarität wichtig mit den vielen Menschen, die in der Friedensbewegung, in der Frauenbewegung, eben als lebendige Kirche unterschiedlicher Konfessionen arbeitete. Darüber haben wir uns unterhalten, uns von guten Erfahrungen mehr erzählt als von schlechten.«⁷

Schlechte Erfahrungen haben beide zur Genüge gemacht, wesentlich an der Mainzer Evangelisch-Theologischen Fakultät in den frühen 1970er Jahren. Just an diese Ereignisse wird in den beiden kurzen Beiträgen des Sonderhefts erinnert. Wie prägend sie für den persönlichen wie akademischen Werdegang der beiden Frauen waren, habe ich in zwei eigenständigen Beiträgen detailliert aufgezeigt.⁸ Der vorliegende Aufsatz blickt auf diese Erfahrungen als Ausgangspunkt für eine lebenslange Freundschaft und eine fruchtbare akademische Zusammenarbeit, die nicht zuletzt auf Solidarität angesichts von Diskriminierung fußt.

3 Luise Schottroff, geborene Klein: * 11. April 1934 in Berlin, † 8. Februar 2015 in Kassel.

4 Luise Schottroff: *Wir spielten uns Gedanken wie Bälle zu*. In: Publik-Forum Extra: Dorothee Sölle. Eine feurige Wolke in der Nacht... (2004), S. 22.

5 Es handelt sich um Auszüge aus dem Kapitel *Meine beste Freundin*, in: Dorothee Sölle: *Gegenwind. Erinnerungen*. München 2004, S. 296–300.

6 Dorothee Sölle: *Meine beste Freundin*. In: Publik-Forum Extra: Dorothee Sölle. Eine feurige Wolke in der Nacht... (2004), S. 23.

7 Schottroff: *Wir spielten uns Gedanken wie Bälle zu* (Anm. 4), S. 22.

8 Esther Kobel: »Links und eine Frau – das muß bestraft werden«. Kontroversen um einen Lehrauftrag für Dorothee Sölle an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der JGU Mainz in den frühen Siebzigerjahren. In: *Mainzer Theologische Zeitschrift* (2021), S. 97–121; Dies.: *Seminarpapieraffäre, Solidaritätsaktionen und Sozialgeschichte. Ein Portrait der Neutestamentlerin Luise Schottroff in Mainz*. In: *Frauen an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz (1946–2022). Historische, biographische und hochschulpolitische Perspektiven*. Hg. von Christian George, Sabine Lauderbach und Livia Prüll. Göttingen 2023, S. 129–163.

1. Die ersten Dozentinnen an der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Mainz

Eine erste, wohl nur flüchtige Begegnung von Luise Schottroff und Dorothee Sölle fand im Lauf der 1960er Jahre bei den sogenannten Alten Marburgern⁹ statt. Zu dieser Zeit waren beide mit den Arbeiten für ihre jeweiligen Habilitationsschriften beschäftigt: Luise Schottroff im Neuen Testament in Mainz, angestellt als Assistentin von Professor Herbert Braun (1903–1991) und einzige Frau im Lehrkörper der Evangelisch-Theologischen Fakultät;¹⁰ Dorothee Sölle in Neuerer deutscher Literaturgeschichte, angestellt als Studienrätin im Hochschuldienst am Germanistischen Institut der Universität Köln.¹¹ Sie stammten beide aus bildungsnahen Elternhäusern¹² und erlebten den Zweiten Weltkrieg als Kinder und Jugendliche sehr bewusst mit, insofern Deportationen von Jüdinnen und Juden im Elternhaus offen thematisiert wurden.¹³ Die Kriegssituation hat sie sensibilisiert zu fragen, was in Kirche und Theologie falsch gelaufen war, dass man sich dem Zweiten Weltkrieg mit seinen Gräueltaten von dieser Seite nicht

9 So der Ausdruck für den Schüler- und Freundeskreis von Rudolf Bultmann.

10 Der Lehrkörper der Ev.-Theol. Fakultät der JGU Mainz, gegründet 1946, bestand ausschließlich aus Männern. Vgl. dazu Thomas Berger und Wolfgang Breul: Die Theologischen Fakultäten. Der Fachbereich 01. In: 75 Jahre Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Universität in der demokratischen Gesellschaft. Hg. von Georg Krausch. Regensburg 2021, S. 187–197. Vgl. den ersten Beitrag von Wolfgang Breul diesem Band. Eine gründliche Untersuchung zur Berufungspraxis an der JGU insgesamt fehlt bislang, erste fundierte Einblicke bietet aber Frank Hüther: Diversität und Korpsgeist. Die Berufung der ersten Mainzer Professoren. In: 75 Jahre Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Universität in der demokratischen Gesellschaft. Hg. von Georg Krausch. Regensburg 2021, S. 364–377. Unter den ersten 75 bis zum Wintersemester 1946/47 nach Mainz berufenen (ordentliche öffentliche, planmäßige außerordentliche und außerplanmäßige) Professoren gab es keine einzige Frau; vgl. Michael Kißener: Der Lehrkörper. Kontinuität oder Wandel? Die erste Professorengeneration der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. In: Ut omnes unum sint. Hg. von Michael Kißener. Stuttgart 2005, S. 97–123, hier S. 109.

11 Auch Dorothee Sölles Dissertation führte zum Dr. phil. (und nicht zum Dr. theol.: Corrigendum zu Esther Kobel, »Links und eine Frau – das muß bestraft werden« [Anm. 8], S. 97). Sölle hat aber sehr interdisziplinär gearbeitet und wurde stark als Theologin wahrgenommen.

12 Sölle schreibt: »Meine Eltern waren hochgebildete Angehörige der deutschen Mittelklasse, die gegenüber der Kirche eine gewisse »aufgeklärte« Duldsamkeit an den Tag legten.« Sölle: Gegenwind (Anm. 5), S. 66. Schottroff ist in eine Pfarrersfamilie hineingeboren.

13 »Meine Eltern hatten viele jüdische Freunde, und ich wußte mit acht oder neun Jahren, was ein Konzentrationslager war. Wir wuchsen als Kinder von antinazistischen Eltern regelrecht in zwei Sprachen auf: eine offene, die man zu Hause sprach, in der von Erschießen, Folter, Verschleppung die Rede war, und eine draußen in der Schule, in der Offenheit lebensgefährlich war.« Sölle: Gegenwind (Anm. 5), S. 15 f. Sölle hatte eine jüdische Großmutter, was sie selbst aber lange Zeit nicht wusste. Vgl. Sölle: Gegenwind (Anm. 5), S. 26. Bei Familie Klein wohnte auch einige Zeit eine jüdische Frau, die »Tante Gertrud« genannt wurde.

deutlicher entgegengestellt hatte.¹⁴ Die Frage, wie man nach Auschwitz von Gott reden könne, hat beide verbunden und beider Arbeit stark bestimmt. Im Laufe der Jahrzehnte entwickelten sich weitere Themen, an denen die Frauen gemeinsam arbeiteten, darunter ökotheologische, feministisch-theologische, befreiungstheologische, friedensaktivistische und andere politische Anliegen. Luise Schottroff und Dorothee Sölle zählen zu den herausragenden und vor allem gesellschaftlich einflussreichsten deutschen Theologinnen des 20. Jahrhunderts mit Wirkung weit über die Grenzen der Universität und ihres Geburtslandes hinaus.



Abb. 1: Protest der Fachschaft Evangelische Theologie zu Gunsten von Luise Schottroff (1971). Fotograf: Manfred Schumacher.

Die Anfänge dieser so bemerkenswerten und sich auch überschneidenden persönlichen wie akademischen Lebenswege liegen im Mainz der 1970er Jahre. Zu Beginn des Jahres 1971 hatte sich Luise Schottroff auf die in Mainz freigewordene Professur für Neues Testament beworben und war in den folgenden Monaten einer – sehr wahrscheinlich vom konservativen Teil des Professoriums der Fakultät initiierten – regelrechten Verleumdungskampagne ausgesetzt, die Kreise über das Kultusministerium und Landeskirchenämter bis hinein in die überre-

14 Das gilt wohl für Dorothee Sölle in noch ausgeprägterem Maße als für Luise Schottroff. Luise Schottroffs Mutter hat immerhin die Kinder zu Hause unterrichtet, weil sie nicht wollte, dass sie eine Nazi-Schule besuchen.

gionale deutsche Presse zog.¹⁵ Im Ergebnis setzten sich ihre akademischen Gegner durch. Bis zum Ruf auf eine C4-Professur für *Evangelische Theologie, Biblische Wissenschaft unter besonderer Berücksichtigung des Neuen Testaments* an der Gesamthochschule Kassel im Jahre 1986 blieb Luise Schottroff ein ordentlicher Lehrstuhl verwehrt und die damit verbundenen Lehr- und Forschungsmittel ebenfalls; sie musste sich mit dem Titel Professorin und einer niederrangigeren Anstellung zufriedengeben.

In die Zeit kurz nach der Nichtberufung Schottroffs fiel ein vergleichbarer Vorgang rund um die Erteilung eines Lehrauftrags zum Thema »Theologie und Grenzgebiete« an Dorothee Sölle. Aufgrund hoher Resonanz im Kreis der Studierenden sollte der erstmals im Sommer 1971 erteilte Lehrauftrag in den folgenden Semestern fortgeführt werden, doch regte sich auch hier im konservativen Teil des Professoriums vehementer Widerstand, bei dem erneut mit unlauteren Mitteln und unter Einbeziehung von Ministerien, Landeskirchen und der Universitätsleitung gekämpft wurde. Die Wogen glätteten sich Mitte der 1970er Jahre vermutlich nur deshalb, weil Dorothee Sölle einen Ruf an das Union Theological Seminary (New York) annahm und ihre Zeit an der Mainzer Fakultät damit endete.

Trotz – oder vermutlich gerade wegen – ihrer eigenen Erfahrungen mit der Mainzer Fakultät ergriff Luise Schottroff im Jahr 1974 Partei für Dorothee Sölle, zu der seit der ersten Begegnung in den 1960er Jahren in Marburg kein nennenswerter Kontakt bestanden hatte. Sie solidarisiert sich mit ihr und fasst die Ereignisse wie folgt zusammen:

»Der Lehrauftrag Sölle war von Anfang an umstritten. Generell läßt sich der Konflikt folgendermaßen beschreiben: Die Mehrheit der Professoren votiert gegen den Lehrauftrag mit wechselnden Argumenten, eine Minderheit von Professoren (Prof. Mezger, Prof. Otto, Prof. Päschke und ich) und die Mehrheit der Studenten votiert für den Lehrauftrag. Das Votum der wissenschaftlichen und nichtwissenschaftlichen Mitarbeiter ist bis auf wenige (mutige) Ausnahmen identisch mit dem ihrer jeweiligen Arbeitgeber. Es sind mir und anderen Fälle bekannt, in denen auf wissenschaftliche und nichtwissenschaftliche Mitarbeiter von Seiten ihrer Professoren Druck ausgeübt wurde, um sie zu einem Votum gegen Sölle zu zwingen. Diese Vorgänge teile ich mit, obwohl sie nicht beweisbar und darum auch nicht verwertbar sind. Die Sölle-Gegner unter den Professoren sind konservativ, CDU-nahe. Dieses Urteil würden sie selbst übrigens weitgehend akzeptieren. Die Sölle-Befürworter sind sog. »Linke«, SPD-nahe (ich selbst bin als einzige SPD-Mitglied). Innerhalb der Studentenschaft engagiert sich für Dorothee Sölle weniger die organisierte studentische Linke (der Sölle zu »reformistisch« ist) als eher die »schweigende Mehrheit«. Die organisierte studentische Linke (Spartakus) hat ihr kritisches Interesse an Sölle vor kurzem zu Papier gebracht [...]. Einige KSV-nahe Studenten lehnen Dorothee Sölle ab (als »rechts«), sind aber z.Zt. – wie sie oft eingestehen – mit ihrer Anti-Sölle-Position zurückhaltend, weil sie »mit der studentischen Basis keinen Konflikt wollen«.

15 Vgl. Kobel: Seminarpapieraffäre, Solidaritätsaktionen und Sozialgeschichte (Anm. 8).

Zur Charakteristik der Position von Dorothee Sölle kann ein Statement von mir gegenüber dem SWF am 7.2.1974 dienen [...].¹⁶

Im besagten Statement gegenüber dem Südwestfunk für die Sendung »Blick ins Land« vom 08.02.1974 charakterisierte Schotttroff Sölles politische Einstellung und benannte die aus ihrer Sicht eigentlichen – nämlich politischen – Gründe für die Ablehnung Sölles seitens der Konservativen:

»(Frau Sölle) erinnert an die Aufgabe des Evangeliums, daß Christen Anwälte der Menschen zu sein haben, die selbst nicht sprechen können und sich selbst nicht durchsetzen können: weil sie vom Arbeitsdruck gefesselt sind, weil sie Angst haben, ihre Stelle zu verlieren weil sie so sehr [sic] den Zwang zur Leistung um ihr Menschsein, um ihre Phantasie betrogen werden. Frau Sölle zeigt, dass Christen die Partei der kleinen Leute ergreifen müssen. Die wahren Gründe für die Ablehnung von Frau Sölle werden verschwiegen. Sie sind politische: Frau Sölle ist zu links. Sie sind theologische: Frau Sölle kritisiert die Gottesvorstellung, in der Gott herrscht, schlägt und züchtigt. Sie sagt: das sei ein Gott, den sich die Mächtigen wünschen. Ich finde die Ablehnung einen Skandal. Man wird sagen müssen: hier wird die Freiheit von Forschung und Lehre behindert – und zwar nicht durch Studenten, sondern durch konservative Professoren.«¹⁷

Betrachtet man die Strukturen der beiden Fälle, zeigen sich frappante Parallelen, obschon es im einen Fall um eine große Angelegenheit ging, nämlich einen Lehrstuhl im Falle Luise Schotttroffs, und im anderen um eine vergleichsweise kleine, nämlich einen Lehrauftrag (zuerst bezahlt und schließlich unbezahlt) im Fall von Dorothee Sölle.

Eine erste augenfällige Parallele zeigt sich in der Positionierung der beiden Frauen. Sie waren als Assistentin und erst recht als Lehrbeauftragte statusmäßig deutlich weniger privilegiert als die Ordinarien der Fakultät. Beide Frauen waren bei den Studierenden außerordentlich beliebt. Dies zeigte sich einerseits in deren zahlreichem Erscheinen in den jeweiligen Lehrveranstaltungen, vor allem aber auch in den ganz unterschiedlichen Unterstützungsaktionen für ihre Lehrerinnen.

In beiden Fällen wehrte sich eine als konservativ einzustufende Fraktion der Professoren dagegen, dass eine von den vermeintlich linken Professoren, dem Mittelbau und den Studierenden unterstützte Frau eine Professur respektive einen Lehrauftrag erhält. Der Widerstand der Konservativen provozierte umso mehr die ausdrückliche Solidarisierung der Studierenden sowie Unterstützungsbriefe von angesehenen auswärtigen Theologen.¹⁸ Strukturelle Diskrimi-

16 Universitätsarchiv Mainz (UAMZ), NL 72/24, Der Fall Dorothee Sölle, 1971–1974; »Bericht über den Lehrauftrag für Dorothee Sölle« von Luise Schotttroff, 07.02.1974, S. 1, Hervorhebung im Original.

17 UAMZ, NL 72/24, Der Fall Dorothee Sölle (Anm. 16), Anlage 2.

18 Für einige einschlägige Zitate siehe Kobel: »Links und eine Frau – das muß bestraft werden« (Anm. 8), S. 106–112. – Kobel: Seminarpapieraffäre, Solidaritätsaktionen und Sozialgeschichte (Anm. 8), S. 136f.

nierung einerseits sowie öffentliche Solidaritätsbekundungen andererseits gehören zu den Erfahrungen, die beide Frauen schon früh in ihrer jeweiligen akademischen Karriere machten.

In einem Interview kommentiert Albrecht Grözinger (geb. 1949), heute emeritierter Professor für Praktische Theologie, den es in den 1970er Jahren als Student gerade wegen Luise Schottroff und Dorothee Sölle nach Mainz gezogen hatte, die Geschehnisse mit einem halben Jahrhundert Abstand wie folgt:

»Es war damals die Linie der konservativen Fraktion, Luise Schottroff auf jeden Fall zu verhindern, das war völlig klar. Es war auch die Zeit, in der Ferdinand Hahn einmal zu mir sagte: ›Ihr dürft alles vorschlagen, nur nicht die Sölle! Ich bin bereit zu jedem Kompromiss – nur nicht die Schottroff!‹ Genau dies war damals der Punkt, dass die Schottroff auf jeden Fall verhindert werden sollte.«¹⁹

Bei der Nichtberufung Schottroffs ging es immerhin um einen Lehrstuhl, während es sich im Fall Sölle lediglich um einen Lehrauftrag handelte. Aber auch das war Anlass genug, die Wogen an der Fakultät über Jahre hin hoch schlagen zu lassen. Grözingers Einschätzung zufolge war die Kombination von linker Gesinnung und Frausein für die damalige Zeit eine Überforderung:

»Meiner Ansicht nach war das wirklich das Provozierende. Man kann es, glaube ich, bei den beiden Frauen an zweierlei festmachen: Links und Frau. Eines von beidem hätte man vielleicht noch ausgehalten, aber beides zusammen war für die Mehrheit des universitären und kirchlichen Klimas wahrscheinlich sehr, sehr schwer auszuhalten.«²⁰

2. Engagierte und nahbare Lehrerinnen

Neben der Ablehnung, die beide Frauen erfuhren, erregten sie bzw. ihr theologisches Arbeiten auch positives Interesse. Nicht nur Albrecht Grözinger war wegen der beiden umstrittenen Theologinnen nach Mainz gekommen. Seine spätere Frau, die promovierte Theologin und Psychotherapeutin Elisabeth Grözinger (geb. 1953), die es ebenfalls nach Mainz gezogen hatte, war insbesondere fasziniert von der Nahbarkeit der beiden Professorinnen:

»Ich fand es toll, dass da zwei nahbare Professorinnen waren. Das Wort hat es ja damals noch gar nicht gegeben: ›nahbar‹. Also, menschliche Professorinnen, Lehrerinnen, Dozentinnen, bei denen ich mich irgendetwas traute. [...] Frau Schottroff hat uns häufig nach Hause eingeladen. Sie hat meine Studienfreundin und mich auch auf dem Weg von der Uni zum Bus begleitet. Sie ist einfach mit uns mitgegangen. Und als wir Examen machten, sagte sie einmal: ›Ja, das ist ein schöner Sommer, aber ihr macht

19 Esther Kobel: Luise Schottroff und Dorothee Sölle, Interview mit Albrecht Grözinger, Elisabeth Grözinger. Basel, 27.08.2021.

20 Ebd.

Examen und es ist für euch ein verlorener Sommer.« Ich empfand das zwar nicht so krass. Aber ich habe gemerkt, dass sie da mit uns mitgeföhlt hat und das fand ich für eine Professorin schon außergewöhnlich. Vielleicht geht es männlichen Studierenden ähnlich, wenn sie mit männlichen Lehrern zusammen sind. Vielleicht gibt es da von vornherein eine größere Nähe. Aber für mich war das wirklich etwas Besonderes, dass eine Frau auch mal solche Sachen anregte und sich so einließ.«²¹

In einer Reflexion über ihre Lehrerinnen betont Elisabeth Grözinger im Hinblick auf Sölle insbesondere deren Kompetenz, Studierende nachhaltig zum selbstständigen Fragen zu bewegen:

»Dorothee Sölle hat zu fragen gewagt und zum Fragen animiert. Sie selbst hat wohl niemandem Antworten gegeben, die leicht zu verdauen waren. Aber genau deswegen kann ich sie wohl nicht vergessen.«²²

Dass die beiden Dozentinnen für die Studierenden sehr prägend waren und insbesondere zum eigenständigen Denken animierten, zeigt sich auch in den Erinnerungen von Ursula Baltz-Otto (geb. 1940), die 1969–1975 in Mainz Theologie und Germanistik studierte und 1979–1983 daselbst als Assistentin wirkte. Sie hebt in ihren Erinnerungen eigens Sprache, Text, Kontext und Relevanz für die Gegenwart hervor:

»Bei den beiden habe ich gelernt, genau mit Sprache umzugehen, einen Text genau zu analysieren, nicht oberflächlich zu reden, sondern immer auch zu fragen, in welcher Situation ein Text entstanden ist. Luise hat zu uns gesagt: »Nehmt diese Frage immer wichtig. In dieser Situation ist dieser Text entstanden und was machen wir mit dem heute? Hat der Text uns noch etwas zu sagen oder müssen wir ihn in unsere heutige Zeit übersetzen?« Das haben wir bei ihr gelernt. Und bei Sölle haben wir natürlich auch über die poetische Dimension gesprochen. Die Frage der Übersetzungsarbeit: Wie gehe ich also im Grunde damit um? Was macht mich verantwortlich, wenn ich weiß, ich stehe in der Tradition dieses Jesu von Nazareth? Wie gebe ich etwas weiter, sodass es auch Wirkung hat und nicht nur blasse Worte sind?«²³

Die beiden Frauen haben also mit ihren unterschiedlichen Zugängen und Kompetenzen die Studierenden gefordert und gefördert. Sie teilen die Liebe zum Text und haben mit einer unerschöpflichen intrinsischen Motivation versucht, die Texte adäquat zu verstehen und für die Gegenwart nicht nur verständlich, sondern auch fruchtbar zu machen:

»Luise Schottroff hat Dorothee Sölle dazu gebracht, die Bibel ganz genau zu lesen und vor allem auch dazu, die Sozialgeschichte und soziale Frage etwas genauer für sich zu

21 Ebd.

22 Elisabeth Grözinger: Studium in Mainz (Unveröffentlichtes Manuskript). Basel, 28.11.2022, S. 6. Abdruck mit freundlicher Genehmigung.

23 Esther Kobel: Luise Schottroff und Dorothee Sölle, Interview mit Ursula Baltz-Otto. Mainz, 18.07.2022.

eruierten. Sölle hat das natürlich auch gemacht, aber sie war stärker von der Theologie der Befreiung bestimmt. Sie war mehrfach in Lateinamerika gewesen. Sie hat beispielsweise auch in Sao Paulo einen Vortrag gehalten und sie war in Solentiname bei Cardenal. Das alles hat sie sehr bestimmt. Diese Gemeinsamkeiten, also Sölle, die stark von der Theologie der Befreiung herkam, von der politischen Theologie und Luise Schottroff, die unbedingt die Bibel neu interpretieren wollte. Einen neuen Zugang zu finden, sozialkritisch zu arbeiten, das hat die beiden sehr verbunden und daran haben sie genau gearbeitet. [...] Da Sölle eine Theologie vertreten hat, die sich durch eine ganz radikale Diesseitigkeit und natürlich durch die Entmythologisierung der Bibel auszeichnete und sehr stark von der Befreiungstheologie von Lateinamerika und natürlich auch von der feministischen Theologie geprägt war, hat sie dies natürlich auch an Luise Schottroff vermittelt. Diese hat zunächst sehr stark theologisch gearbeitet und ist dann ganz allmählich in diese andere Situation mit hineingekommen.«²⁴

Es zeigt sich, dass beide Frauen zwar unterschiedliche theologische Werdegänge aufweisen, die sich aber in vielen Punkten auch treffen, wodurch sich die beiden nähern, aufeinander einlassen, einander zuhören, voneinander und miteinander lernen und in einen sehr intensiven Austausch treten. Zu diesen Berührungspunkten gehört das Interesse an der Kraft des Evangeliums für die Schwächeren in jedweden Systemen. Die Rolle der Schwächeren haben beide Frauen in Mainz erlebt und sicherlich half hier gelebte Solidarität, um Diskriminierungen und Marginalisierungen zu überstehen. Das kristallisierte sich zu einem Kern ihres gemeinsamen Arbeitens.

Bei allem, was Schottroff und Sölle inhaltlich teilten und was ihnen beiden gemeinsam war, waren sie jedoch vom Temperament her sehr unterschiedlich, ergänzten sich aber dadurch wie auch durch ihre unterschiedlichen Herangehensweisen offenkundig sehr gut:

»Luise war die Ruhigere. Sölle konnte wütend werden und explodieren, wenn sie die Feinde der Theologie ausmachen konnte. Luise war etwas die Gemäßigtere, die auch sehr viel schlucken konnte, glaube ich. Sie hat in einigen Gesprächen dann aber doch gesagt, wie sehr ihr das Ganze zusetzt, dass sie im Grunde nicht befreit arbeiten kann, weil immer diese Schwierigkeiten im Hintergrund sind. Das war auch sicher der Grund, dass sie von Mainz weggegangen ist. Sie hat gesagt: ›Ich muss arbeiten können und brauche einen freien Rücken. Ich kann mich nicht immer in diesen Kämpfen abarbeiten.‹ Aber zwischen den beiden war das immer ein Geben und Nehmen. Dorothee war sprachgewandt und hat vieles übersetzt, auch in poetische Sprache. Sie hat immer gesagt, Theologie habe etwas mit Kunst zu tun, mit Sehen und Wahrnehmen. Das hat auch die Bibelarbeit der beiden beeinflusst und hat sie so spannend gemacht. Man war immer gespannt, wie übersetzt jetzt Dorothee das, was Luise so schön erarbeitet hatte und dargestellt hat. Dann kam Dorothee. Sie hat das Ganze dann poetisch überhöht. Aber es war natürlich eine Aussage, die das Ganze zum Abschluss gebracht hat. Maria

24 Ebd.

Magdalena hat man dann plötzlich anders gesehen, wenn Dorothee einen poetischen Text daraus gemacht hat.«²⁵

Das gemeinsame Theologisieren und Arbeiten an Texten war nicht ausschließlich einer universitären Adressatenschaft vorbehalten, sondern war in hohem Maße auch auf ein außeruniversitäres, in der Regel kirchlich sozialisiertes und politisch interessiertes Publikum ausgerichtet. Regelmäßige Höhepunkte stellten die Bibelarbeiten auf Kirchentagen dar.

3. Konflikte rund um Kirchentage

Ab Mitte der 1980er Jahre wirkten Luise Schottroff und Dorothee Sölle regelmäßig auf Kirchentagen mit, wobei vor allem ihre Bibelarbeiten hervorzuheben sind. Als dritter im Bunde gesellte sich Eugen Eckert (geb. 1954) mit seiner Band Habakuk zu den beiden Freundinnen, der eigens für die Kirchentagsanlässe Lieder komponierte, an deren Texten er mit den beiden Frauen so lange herumfeilte, bis das Ganze eine Einheit ergab. Die charismatische Art und Weise, wie das Kirchentagstrio Menschen zu fesseln und zu begeistern verstand, ist vielen, die an ihren Bibelarbeiten an Kirchentagen teilgenommen haben, in lebendiger Erinnerung. Ursula Baltz-Otto formuliert es so:

»Es war auch so mucksmäuschenstill in diesen Hallen, wenn die beiden geredet haben und wenn Eugen Eckert das dann noch musikalisch untermalt hat und man die Lieder gesungen hat, die immer passend dazu waren. Er hat Songs dafür geschrieben und das war eine Einheit. Es war ein Kirchentagserlebnis, von dem man lange gezehrt hat. Wir waren immer so begeistert.«²⁶

Allerdings waren diese das Publikum begeisternden Bibelarbeiten im Vorfeld im Zusammenhang der Einladungen mit Konflikten beladen. So ist aus einem Brief von Schottroff und Sölle an Wolfgang Huber (geb. 1942), 1980–1994 Mitglied des Präsidiums des Deutschen Evangelischen Kirchentags, zu schließen, dass es zwischen der Kirchentagsleitung und den beiden Frauen Uneinigkeit hinsichtlich der Auftrittsmöglichkeiten gab:

»Lieber Herr Huber!

Wir danken für Ihren Brief vom 28.5.1984 und die – in jedem Falle – ehrenvolle Einladung zu Bibelarbeiten. Allerdings haben wir einige Schwierigkeiten mit der ungewöhnlichen Konstruktion, zwei Personen zu drei Bibelarbeiten einzuladen. Wir haben den Eindruck, daß niemand bei Männern auf die Idee einer solchen Halbie-

25 Ebd.

26 Ebd.

rung durch Verdoppelung käme und zwei Männer zu drei Bibelarbeiten einladen würde.«²⁷

1985 gab es weitere Auseinandersetzungen zwischen Luise Schottroff und Dorothee Sölle einerseits und den Organisatoren des Deutschen Evangelischen Kirchentags andererseits. Die Konfliktpunkte betrafen nun auch die Raumplanung. Die beiden Frauen schlugen in diesem Fall richtiggehend polemische Töne an, wie beispielsweise in einem Brief vom 21.02.1985 an Pfarrer Reiner Degenhardt von der Leitung des Deutschen Evangelischen Kirchentags. In diesem Brief thematisierten sie zudem nochmals die Vergabe von Bibelarbeiten und eine von ihnen stark empfundene Diskriminierung aufgrund ihres Geschlechts:

»Lieber Herr Degenhardt,

Wie wir erfahren haben, hat die Geschäftsführung des Kirchentags unsere Bibelarbeiten von Halle 4 nach Halle 15 verlegt. Dagegen müssen wir entschieden Protest anmelden, weil diese Manipulation das Unrecht der Diskriminierung gegen uns nunmehr noch einmal verdoppelt. Nach dem islamischen Recht gelten zwei Frauen als Zeugen so viel wie die Stimme eines Mannes. Wir haben uns bei der Einladung an uns gefragt, ob diese Regel auch für den Deutschen Evangelischen Kirchentag gilt. Wir haben uns auf die Halbierung unserer Möglichkeiten schließlich eingelassen im guten Glauben an eine faire Raumverteilung. Mit Halle 4 schien uns das gewährleistet. Mit Halle 15 ist nun jede von uns so viel wert wie ein Viertel von einem männlichen Bibelarbeiter. Damit können wir uns nicht abfinden. Die Qualität unserer Arbeit ist öffentlich bekannt genug, um mehr als eine große Halle zu füllen.«²⁸

Degenhardt reagiert am 22.02.1985 auch sofort auf den Brief und verbittet sich die Vorwürfe:

»Ihr Vorwurf einer Manipulation, die das Unrecht der Diskriminierung gegen sie verdoppeln wolle, ist aus unserer Sicht grundlegend falsch und unhaltbar. Zudem gilt nach unserem Recht und nach christlicher Ethik die Stimme einer Frau soviel wie die Stimme eines Mannes. Daß dies sicherlich oft in unserer Gesellschaft anders gehandelt wird, ändert nichts an dem Grundsatz. Ihre Einladung zum Deutschen Evangelischen Kirchentag habe ich Ihnen persönlich ja noch einmal in Mainz überbracht und auch zu erklären versucht, warum wir Sie beide gemeinsam für drei Bibelarbeiten gefragt haben. Sie erinnern sich, daß damals auch die Möglichkeit bestanden hätte, daß jede von Ihnen eine einzelne Bibelarbeit hält. (Beim Kirchentag werden 24 Männer jeweils eine Bibelarbeit halten) Von einer Halbierung Ihrer Möglichkeiten konnte also überhaupt nicht die Rede sein, noch weniger gar von einer Vierteilung.«²⁹

27 UAMZ, NL 72/23, Dorothee Sölle; Brief von Luise Schottroff und Dorothee Sölle an Reiner Degenhardt vom 18.06.1984.

28 UAMZ, NL 72/23, Dorothee Sölle (Anm. 27); Brief von Luise Schottroff und Dorothee Sölle an Reiner Degenhardt vom 21.02.1985.

29 UAMZ, NL 72/23, Dorothee Sölle (Anm. 27); Brief von Reiner Degenhardt an Dorothee Sölle und Luise Schottroff vom 22.02.1985, S. 2.

In einem – als persönlich gekennzeichneten – Abschnitt desselben Briefs von Reiner Degenhardt wird auch deutlich, dass die beiden aus Sicht der Kirchentagsleitung mit ihrem Anliegen bzw. mit ihrer Beschwerde den Bogen überspannten:

»Mich hat der Inhalt und der Stil Ihres Briefes erschrocken. Nicht nur, daß in den vergangenen Wochen uns immer wieder Protestbriefe von Freundinnen und Freunden erreichen, die offensichtlich von falschen Informationen ausgehen, daß Sie beide insgesamt nur mit einer Bibelarbeit beteiligt würden, auch die Unterstellung, wir wollten die Diskriminierung gegen Sie durch bewußte Manipulation verdoppeln, trifft mich sehr. Versteht sich doch der Kirchentag als eine Organisations- und Erscheinungsform von Kirche, in der gerade diskriminierte Minderheiten, Bewegungselemente von Kirche, Protestpotentiale und betroffenes Fragen einen legitimen Platz haben. Die in Ihrem Brief für mich unüberhörbaren Drohungen und ultimativen Forderungen entsprechen überhaupt nicht der Art und Weise wie ich mir die Planung und Durchführung eines Kirchentages vorstelle und bisher gearbeitet habe. Ich bin auch nicht bereit, mich auf diese Art der Diskussion einzulassen, zumal ich sie in sehr viel stärkerem Maße von denen erlebe, die ich nicht zu meinen Freunden und Freundinnen zählen kann.«³⁰

Im Nachgang zum Kirchentag von 1985 vermochte Luise Schottroff versöhnlichere Worte zu finden:

»Lieber Herr Degenhardt, es ist mir wichtig, mich im Rückblick auf den Kirchentag in Düsseldorf bei Ihnen zu bedanken. Ich habe es so empfunden, daß Sie meine – und unsere, d. h. Dorothee Sölles und meine – Arbeit mitgetragen haben, nachdem wir uns zusammengerauft hatten.«³¹

Im gleichen Brief benennt Luise Schottroff ihre Wünsche im Hinblick auf den nächsten Kirchentag: Zum einen möchte sie in einer Kirche eine »normale« Bibelarbeit mit Eugen Eckert und seinen Freunden³² halten, zum anderen bietet sie ein (einmaliges) gemeinsames Frauenprojekt mit Dorothee Sölle und Bärbel von Wartenberg-Potter (geb. 1943) an mit dem Arbeitstitel *Das Kreuz der Frauen – Das Kreuz der Armen – Das Kreuz Christi* und verweist zwecks weiterer Informationen auf einen Brief Dorothee Sölles.³³ Der Bitte nach dem gemeinsamen Projekt der drei Frauen wurde vonseiten der Kirchentagsleitung entsprochen, worüber Luise Schottroff in einem Brief ihre Freude ausdrückt. Dem Ausdruck der Freude folgt allerdings eine Bitte um Solidarität mit Dorothee Sölle:

30 Brief von Reiner Degenhardt an Dorothee Sölle und Luise Schottroff vom 22.02.1985 (Anm. 29), S. 2f., Hervorhebung im Original.

31 UAMZ, NL 72/23, Dorothee Sölle (Anm. 27); Brief von Luise Schottroff an Reiner Degenhardt vom 27.01.1986.

32 Damit dürfte die Band Habakuk gemeint sein.

33 UAMZ, NL 72/23, Brief von Luise Schottroff an Reiner Degenhardt vom 27.01.1986 (Anm. 31).

»Ich nehme an, daß Dorothee Sölle nicht zu eigenen Bibelarbeiten eingeladen werden wird. Wir hatten ursprünglich beide, falls eine solche Entscheidung im Präsidium zustande gekommen [sic!] wäre, vorrangig den Wunsch nach eigenen Bibelarbeiten geäußert. Jetzt aber ist für mich die Situation deprimierend. Wir haben beide die gemeinsamen Bibelarbeiten in Düsseldorf in sehr guter Erinnerung und bekommen immer noch viele positive Reaktionen. Wieviele Leute werden mich fragen: Wo ist Dorothee Sölle geblieben? Ich weiß, daß der Kirchentag kirchenpolitische Entscheidungen fällen muß. Ich weiß, wie schwierig und kompliziert das ist. Ich weiß auch, daß die Bibelarbeiten das theologische Herzstück des Kirchentags sind. Trotzdem oder deshalb: Ich möchte wieder drei Bibelarbeiten zusammen mit Dorothee Sölle gestalten. Sie müßte dann allerdings im Programm erscheinen, damit die Teilnehmerinnen und Teilnehmer zutreffend informiert sind, was sie erwartet. Ich hoffe sehr, daß trotz aller Schwierigkeiten, die ich mir vorstellen kann, meine Bitte erfüllbar ist.«³⁴

Luise Schottroff solidarisiert sich hier erneut deutlich – und auch erfolgreich – mit ihrer Freundin und Kollegin Dorothee Sölle.

Die Zusammenarbeit der beiden Frauen wurde weitergeführt und begann erste akademische Früchte zu tragen: Zu einer Vielzahl von Bibelarbeiten bis in die späten 1990er Jahre gesellten sich ab 1985 gemeinsame wissenschaftliche Publikationen, die Themen der Bibelarbeiten aufgriffen:

- Die Erde gehört Gott. Ein Kapitel feministischer Befreiungstheologie (Erstauflage 1985)³⁵
- Den Himmel erden. Ökofeministische Annäherungen an die Bibel (Erstauflage 1986)³⁶
- Das Kreuz. Baum des Lebens (Erstauflage 1987)³⁷
- Hannas Aufbruch. Aus der Arbeit feministischer Befreiungstheologie (Erstauflage 1990)³⁸
- Jesus von Nazaret (Erstauflage 2000)³⁹

34 UAMZ, NL 72/23, Dorothee Sölle (Anm. 27); Brief von Luise Schottroff an Christian Krause und Reiner Degenhardt vom 10.07.1986.

35 Luise Schottroff und Dorothee Sölle: Die Erde gehört Gott. Ein Kapitel feministischer Befreiungstheologie. Reinbek bei Hamburg 1985.

36 Dorothee Sölle und Luise Schottroff: Den Himmel erden. Eine ökofeministische Annäherung an die Bibel. München 1996. Das Buch erfährt bereits 1996 eine Übersetzung ins Niederländische.

37 Bärbel Wartenberg-Potter, Dorothee Sölle und Luise Schottroff: Das Kreuz. Baum des Lebens. Stuttgart 1987.

38 Hannas Aufbruch. Aus der Arbeit feministischer Befreiungstheologie; Bibelarbeiten, Meditationen, Gebete. Hg. von Luise Schottroff und Dorothee Sölle. Gütersloh 1990.

39 Dorothee Sölle und Luise Schottroff: Jesus von Nazaret. München 2000. Das Buch erfährt in der Folge mehrere Auflagen sowie eine Übersetzung ins Niederländische (2001) sowie ins Englische (2002).

Die Art und Weise, wie diese Publikationen gestaltet sind, ist unterschiedlich. In *Die Erde gehört Gott* sind jeweils eine Bibelarbeit von Luise Schottroff bzw. Dorothee Sölle zur selben biblischen Perikope nebeneinandergestellt.⁴⁰ Einzig das Vorwort haben die beiden gemeinsam verfasst. Hierin halten Sie fest:

»Wir haben die Konzeption dieses Buches gemeinsam entwickelt, gemeinsam an den Texten gearbeitet und sie gemeinsam redigiert. Die Bibelarbeiten haben wir mit unseren Namen gekennzeichnet.«⁴¹

Der Band *Den Himmel erden. Ökofeministische Annäherungen an die Bibel* lässt demgegenüber im Aufbau einen etwas stärkeren Dialogcharakter erkennen, insofern als hier zu den fünf Oberthemen jeweils mehrere Kurzkapitel von beiden Autorinnen versammelt sind. Eine ähnliche Struktur zeigt sich auch in dem Band *Das Kreuz. Baum des Lebens*, in dem sich Bärbel von Wartenberg-Potter dazugesellt. *Hannas Aufbruch* kehrt abgesehen von einer gemeinsam verfassten Bibelarbeit zum Muster von *Die Erde gehört Gott* zurück. Ganz anders stellt sich die Zusammenarbeit im letzten gemeinsamen Buch dar. In *Jesus von Nazaret* ist nirgends ausgewiesen, wer von den beiden Frauen welchen Text verfasst hat. Das gesamte Buch soll bis ins Letzte als Gemeinschaftstext verstanden werden.

4. Schwerpunktsetzung in feministischer und ökofeministischer Forschung

Die genannten Publikationen umreißen gut das theologische Themenfeld, dem sich die beiden Frauen widmeten. Alle Bücher sind feministischer Theologie zuzuordnen, die ersten beiden Bücher führen den Begriff »feministisch« sogar ausdrücklich im Untertitel. Was Luise Schottroff und Dorothee Sölle darunter verstehen, buchstabieren sie schon im ersten gemeinsamen Buch aus. Sie formulieren eine Reihe von »Leseanweisungen für die Bibel«:⁴² Erstens dürfen biblische Texte nicht einfach nur spiritualisiert gelesen werden. Wenn in einem Bibeltext von Armut die Rede ist, darf die Armut im ökonomischen Sinn nicht zugunsten einer Armut im übertragenen Sinn verdrängt werden. Zweitens sollen unterdrückte Menschen in den Fokus kommen. Dazu zählen beispielsweise Arbeitende, Arbeitslose, Juden, Frauen, Kinder oder Kranke. Drittens ist der Mensch immer möglichst konkret in seiner Lebenswirklichkeit zu erfassen und nicht als zeitlose und unkonkrete anthropologische Größe. Viertens müssen Bibeltexte immer in einem größeren literarischen Zusammenhang gelesen wer-

40 Die Bibelarbeiten hatten sie am 21. Deutschen Evangelischen Kirchentag 1985 in Düsseldorf vorgetragen. Vgl. Schottroff und Sölle: *Die Erde gehört Gott* (Anm. 35), S. 10.

41 Ebd.

42 Ebd. S. 12–14.

den. Die Bibel selbst bietet viele sozialgeschichtliche Informationen. Weitere Informationen aus außerbiblichen Quellen sind hinzuzuziehen. Diesen Informations- und Klärungsbedarf zu bedienen, ist Aufgabe jener, »die Zeit und Gelegenheit zur historischen Arbeit haben.«⁴³ Und schließlich betonen die beiden Frauen die Notwendigkeit, den eigenen Kontext zu reflektieren:

»Es ist notwendig, sich und anderen die eigenen Interessen, die sozialen, wirtschaftlichen und politischen Voraussetzungen und Optionen offenzulegen. Theologisches Reden ohne diese Offenlegung der Situation und der Interessen des Redenden täuscht eine Neutralität vor, die es nicht gibt.«⁴⁴

Unter Vorgabe dieser Leseanweisung lesen sie die biblischen Texte feministisch beziehungsweise befreiungstheologisch. Der Begriff »feministisch« wird noch erweitert. Mit dem Attribut »ökofeministisch« erscheint 1986, also knapp 40 Jahre vor der aktuellen Klimadebatte, ein Band, der heutige Diskussionen um Jahrzehnte vorwegnimmt. Die dann schon ausgesprochenen Warnungen könnten auch in zeitgenössischen Appellen zu hören sein:

»Mit großen Schritten gehen wir auf den Krieg und die Umweltkatastrophen zu. Nuklearer Winter, saure Erde, vergiftete Luft, vernichtete Tier- und Pflanzenwelt das Tempo der ökologischen Katastrophe steigt nicht linear an, sondern ist nächst an einen Punkt angelangt, von dem aus eine Rückkehr nicht mehr möglich ist. [...] Einen Untergang »allen Fleisches«, wie die Bibel ihn nennt (1. Mose 9, 11 u. ä.), können wir uns gut vorstellen.«⁴⁵

Die Bibelarbeiten sind deutlich gegenwartsbezogen und ihnen ist ein starker politischer Impetus eigen. Sie zielen mitunter auf die Erhaltung der Schöpfung, Friedenspolitik und die Einhaltung von Menschenrechten. Das Publikum soll nicht nur angesprochen, sondern richtiggehend einbezogen werden. Im Anschluss an die Bibelarbeiten zum Thema *Gottes zweite Schöpfung* ist unter dem Titel *Wir schließen einen Bund* ein Text abgedruckt, mit dem Schottroff und Sölle ihr Publikum einladen, den Bund, den Gott mit Noah geschlossen hat, zu bekräftigen. Er endet mit den Worten: »Wir verpflichten uns, nicht zu schweigen, wo Deine Schöpfung, unsere Erde, geschändet und vergiftet wird. Saat und Ernte, Frost und Hitze, Tag und Nacht sind Deine Geschöpfe. Vor ihnen schließen wir diesen Bund, so wahr uns Gott helfe. Amen.« Wer aus dem Publikum möchte, kann sich mit anderen zeichenhaft in einem Kreis zusammenschließen. Nicht zuletzt geben die beiden Referentinnen ihrem Publikum damit die Gelegenheit, auch zeichenhaft an deren Zusammenarbeit und ihrem politischen Gestaltungswillen teilzuhaben.

43 Schottroff und Sölle: Die Erde gehört Gott (Anm. 35), S. 13.

44 Ebd.

45 Ebd., S. 23.

5. Wichtige Beziehungen

Die theologische Arbeit auf Kirchentagen und die daraus resultierenden gemeinsamen Publikationen zeigen die enge Beziehung der beiden Frauen und vertiefen bzw. verstetigen sie gleichzeitig. Hat dies alles – zumindest in Teilen – seinen Anfang mit den schlechten Erfahrungen in Mainz genommen, so ist dies nicht die einzige Parallele im persönlichen Erleben der beiden. Denn beide haben auch das Glück, von ihren Ehemännern Willy Schottroff (1931–1997) bzw. Fulbert Steffensky (geb. 1933), beide ebenfalls akademische Theologen, Unterstützung in ihren Kämpfen auf den akademischen Schauplätzen zu erhalten. Davon zeugt ein Gedicht, das als Widmung einer gemeinsamen Publikation vorangestellt ist:

Zwei Männern widmen wir dieses Buch
wie sie für uns
Manuskripte kritisieren
die zu ungenau oder zu frech daherkommen
Steuerzettel ausfüllen
unter Fluchen und Stöhnen
nachts Räubergeschichten erzählen
und morgens gregorianisch singen
Weil sie mit uns Rotwein trinken und wandern
saarländisch-pfälzisch kochen
und uns lachen machen
Weil sie gottweißwoher
große Schaufeln bekommen haben
den Dreck der auf uns fällt abzuräumen
und die Traurigkeit die in uns aufsteigt
Die schaffen sie nicht ganz weg
aber beim vergeblichen Schaufeln
machen sie sie kleiner
und bringen sie
gottweißwohin⁴⁶

Im Gedicht kommt die Dankbarkeit für die Unterstützung durch die beiden Ehemänner zum Ausdruck, die die »Unmengen von Dreck«, den nicht zuletzt andere Männer auf sie werfen, abzutragen helfen. Das Gefühl, von Dritten in ihrer Arbeit behindert zu werden und viel Missachtung der wissenschaftlichen Arbeit aufgrund von Geschlecht oder politischer Positionierung zu erhalten, wird mit dem Bild des Drecks und den Schaufeln drastisch dargestellt. Die Kämpfe, die mangelnde Wertschätzung, ja die Feindseligkeiten, die Luise Schottroff und Dorothee Sölle schon als jüngere Wissenschaftlerinnen in Mainz auszuhalten

⁴⁶ Widmung in: Schottroff und Sölle: Die Erde gehört Gott (Anm. 35).

hatten, setzten sich fort, prägten ihr Leben, ihre Ehen, ihre Freundschaft – und ihr theologisches Arbeiten.⁴⁷

Nachdem das gemeinsame theologische Wirken von Luise Schottroff und Dorothee Sölle über viele Jahre mitunter außerhalb der akademischen Welt stattgefunden hatte, fand es lange nach Sölles Mainzer Zeit an der Gesamthochschule Kassel nochmals eine institutionelle Heimat. Im Jahr 1988 erhielt Dorothee Sölle eine Einladung als Gastprofessorin an die Gesamthochschule Kassel, wo Luise Schottroff seit 1986 als Lehrstuhlinhaberin lehrte und forschte. Auch diese Zusammenarbeit war von Ablehnung begleitet, wie folgende Notiz aus der Rubrik *Personen & Konflikte* in der Zeitschrift Publik-Forum zeigt:

»Dorothee Sölle, evangelische Theologin und demnächst Gastprofessorin der Gesamthochschule Kassel, wird scharf vom evangelischen Direktor des Deutschen Gemeinschafts-Diakonieverbandes, Pfarrer **Theodor Wendel** (Marburg), kritisiert. Erfolglos wandte sich Wendel an den Bischof der evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck, **Hans-Gernot Jung** mit der Bitte, die Professur von Frau Sölle zu verhindern. Neben Frau Sölle lehren als ordentliche Professorin Luise Schottroff sowie die Theologin Helen Schüngel-Straumann feministische Theologie in Kassel. Sie wollen durchsetzen, daß Studentinnen und Studenten auch über dieses Gebiet ihre Doktorarbeit schreiben können. Zudem soll ein feministisch-theologisches Archiv aufgebaut und an einer ›nicht-sexistischen‹ Übersetzung des Neuen Testaments gearbeitet werden.«⁴⁸

Mit der Gastprofessur Sölles an der Gesamthochschule in Kassel wird der im Aufbau befindliche Forschungsschwerpunkt, der sich mit der feministisch-befreiungstheologischen Auslegung der Bibel und der Sozialgeschichte des Neuen Testaments befasst, ausgebaut.

Auch die Kirchentagsarbeit geht weiter. In einem Brief an Freunde in den USA vom Januar 1988 berichtet Dorothee Sölle wie folgt von ihrer Arbeit in Deutschland:

»After my return to Germany in may [sic] we had again a ›Kirchentag‹ in Frankfurt, in which my friend Luise Schottroff and I did some Bible studies and a womens [sic] ›Feierabendmahl‹, a eucharist for 8,000! This friendship and continual co-working with Luise, New Testament scholar now in Kassel, is one of the steady deep joys of my life. Together with Bärbel Wartenberg-Potter from Jamaica the three of us edited a small book on Das Kreuz, Baum des Lebens.«⁴⁹

Nach zahlreichen Abschnitten, in denen sie über ihre Kinder und ihren Mann erzählt, kommt Sölle am Ende des Briefs nochmals auf Schottroff zu sprechen:

47 Vgl. dazu Kobel: »Links und eine Frau – das muß bestraft werden« (Anm. 8); Kobel: Seminarpapieraffäre, Solidaritätsaktionen und Sozialgeschichte (Anm. 8).

48 Vgl. UAMZ, NL 72/23, Dorothee Sölle (Anm. 27).

49 UAMZ, NL 72/23, Dorothee Sölle (Anm. 27); Maschinengeschriebener Brief von Dorothee Sölle, January 1988.

»This winter I am teaching as a visiting professor in Kassel. Together with Luise we work on ›The use of the Bible in liberation theologies‹ – and to tell you something about my spiritual growth I confess that ›the Bible is our best ally‹ in the three topics of the conciliar process for Justice, Peace and Integrity of creation. People who work in these New Social Movements seem to come closer to each other and sometimes they discover their hidden religious roots. There is a hunger for G.O.D. in this world, indeed. Love, Dorothee«⁵⁰

6. Freundschaft

Ausgehend von der Mainzer Zeit und den ersten Solidaritätsbekundungen Schotttroffs gegenüber Sölle hat sich über die Jahre neben der theologischen Zusammenarbeit eine enge Freundschaft entwickelt, von der nicht zuletzt gemeinsame Urlaube und folgender Brief des Ehepaars Sölle/Steffensky anlässlich des 65. Geburtstags von Luise Schotttroff Zeugnis geben:

»Liebe Luise,
hiermit erlauben wir uns, Dir das Ergebnis eines Charakterprofils, das wir auf Kreta bei unserm gemeinsamen Urlaub erstellt haben, mitzuteilen. Wir sind dabei auf widersprüchliche Ergebnisse gestoßen, die wir dir gern und kostenfrei zur Verfügung stellen.

1. Zwischen ORDNUNG und ANARCHIE

Unter dieser Überschrift stellen wir eine extreme charakterliche Diskrepanz fest. Einerseits lagen die Bleistifte, frisch gespitzt, jeden Morgen ordentlich nebeneinander, einerseits war Dein Koffer schon nach zehn Minuten ausgeräumt, die Schuhe standen nebeneinander wie zwei kleine Soldaten auf Wache; die Gläser hatten keine Chance, länger als 20 Minuten ungespült zu bleiben. Andererseits läßt Du kein akademisches Stuhlbein unangesägt – und auf Deinen hingespuckten geistigen Kirschkernen ist schon mancher ausgerutscht und hat sich auf seinen professoralen Hintern setzen müssen.

2. Zwischen PREUSSENTUM und LASTERHAFTIGKEIT

Das Preußische ist leicht erkennbar: Du bist ein Mensch des Fleißes und der Ordnung. Darüber hinaus: Du gehst unweinerlich mit Deinen Gebrechen um, mit der Schlaflosigkeit, mit dem Arm, der Dich quält. Du wahrst die Form, und auf die kretischen Berge bist Du gestiegen so wohlgekleidet, wie andere zur Vorlesung gehen. Man könnte dich also für eine anständige Frau halten – auf den ersten Blick. Aber unter den aufstrebenden Felsen Deiner Tugenden gibt es unvermutete und gefährliche Höhlen Deiner Sinnlichkeit. Wer einmal mit Dir zu Abend gegessen hat und wer Dich hat auswählen sehen zwischen Kaninchen in Rahmsoße und Wachtelbrüstchen, der erschrickt! Und wer am Abend Dich hat Humpen leeren sehen, der ist verwirrt. Hinweggespült werden Ordnung, Berechenbarkeit und Preußentum, es geht ganz fix.

3. Zwischen BERECHENBARKEIT und VERLÄSSLICHKEIT

Du hast in Kreta 21 Tage lang einen aus Gurken und Tomaten gemischten Salat gegessen, keinen grünen, keinen griechischen, keinen Zaziki, keinen reinen Tomaten-

⁵⁰ UAMZ, NL 72/23, Dorothee Sölle (Anm. 27).

salat. Du hast uns von den 21 Tagen etwa 17 Tage lang zu dem wunderbaren Aristide – und zu keinem anderen! – gesagt.

Du warst jeden Morgen früher auf als wir und früher an der Arbeit. Zugegeben, diese Berechenbarkeit ist zugleich der Anfang der Verlässlichkeit. Das wissen am besten Deine Freundinnen und all die vielen, die mit Dir an dicken Kompendien arbeiten. Du lebst die Verlässlichkeit – und du verbreitest sie zugleich. Es handelt sich also um echtes »empowerment«.

4. GROSSMUT und FREUNDSCHAFT

Unsere strikten Widersprüche geraten allmählich ins Schleudern und bei dem Verhältnis von Großmut und Freundschaft finden wir nun nichts Diskrepantes und Zwiespältiges mehr! Es war einfach schön mit Dir. Du hast unsere Schludrigkeit geduldig hingenommen – und Großmut ist das nach langem Überlegen beste und klarste Wort dafür. Steff wundert sich zwar, warum es eigentlich DIE Großmut, DIE Langmut, DIE Demut, DIE Sanftmut heißt, aber auf der anderen Seite: DER Hochmut, DER Unmut, DER Kleinmut. Er fragt sich, ob es die feministische Luise war, die da vorsorglich an der Sprache gedreht hat!

5. FREUDE und TRAUER

Auch das, liebe Luise, ist uns in Erinnerung: deine Kunst, glücklich zu sein. Die Blumen zu sehen und zu kennen, die Wolken und die Sterne in der Nacht zu lieben. Die Schwester dieser Fähigkeit zum Glück ist vielleicht deine Trauer, die wir oft gespürt haben, Deine große unverheilte Wunde, daß Willy nicht mehr lebt. Wir haben ihn oft vermißt auf dieser Reise, wenn unsere Geographie unklar war, oder unser archäologisches Wissen einfach zu dürftig! Sein Humor hat uns gefehlt, auch der bittere, und seine Märchenfreude. Aber so, im Fehlen war er, das läßt sich besser spanisch sagen: PRESENTE!

Vielleicht, Luise, werden wir ja noch mehr gemeinsame Reisen machen und vielleicht sogar näher beieinander wohnen. Dann werden wir Deine Freundschaft genießen und Deinen Fleiß, der uns schon am frühen Morgen ein schlechtes Gewissen macht, werden wir treuherzig ertragen.

In Freundschaft

Dorothee und Fulbert⁵¹

Darüber hinaus sind in Luise Schotttroffs Nachlass zahlreiche Briefe von Dorothee Sölle an Luise Schotttroff erhalten. Auch hier zeigt die Art und Weise, wie Dorothee Sölle Luise Schotttroff anspricht eine tiefe Vertrautheit zwischen den beiden Frauen. Ausgewählte Beispiele sehr unterschiedlichen Charakters mögen dies illustrieren.

In einem Brief vom 31.03.[o.J.] schreibt sie:

»Liebe Luise, liebes altes Scheusal, heute Nacht bist Du mir im Traum erschienen und hast leise, aber energisch gesagt: ›Das geht so nicht!‹ Du hattest die Haare ganz ko-

51 Abdruck aller Zitate aus nicht publizierten Dokumenten mit freundlicher Genehmigung von Fulbert Steffensky.

misch hoch toupiert, von der Seite sah man ein Stück Kopfhaut. Was das bedeutet, weiß ich nicht – außer vielleicht, daß sich Dir alle Haare sträuben vor Entsetzen...«⁵²

In einem auf den 05.05.1979 datierten Brief fragt die inzwischen am Union Theological Seminary unterrichtende Dorothee Sölle ihre Freundin Luise Schottroff, ob sie denn nicht nach New York kommen könne und nennt Menschen, die sie kennenlernen sollte. Sie fährt fort:

»Ich kann nicht nach Berlin kommen, eine andere lang versprochene Tagung in München! I miss you my friend. Ich spreche von Dir so euphorisch, daß die Leute schon denken, wir sind lesbisch!! Love, anyhow Dorothee.«⁵³

Ein weiteres Beispiel, datiert vom 11.01.[o. J.] lautet:

»Liebe Luise, Dein Brief und Feindesliebe kam erst vor zwei Tagen hier an. Hab Dank. Wie mag es Dir/Euch gehen? Ich wäre sehr froh, wenn du kämest... Ich bräuchte das. [...] Über all das [ihre Ehe, ihre eigenen Entwicklungsperspektiven und die damit verbundenen Ängste] möchte ich mit Dir reden, Du kennst mich ziemlich gut – und hast eine Vorstellung vom Leben hier, die konkreter ist als die der meisten.«⁵⁴

Den aufgeführten Freundschaftsbekundungen Dorothee Sölles an Luise Schottroff ließen sich noch eine Vielzahl weiterer an die Seite stellen. Luise Schottroff hat vieles akribisch archiviert – vielleicht ein Zeichen, wie wichtig ihr das war. Im umgekehrten Fall lässt sich nicht auf einen vergleichbaren Fundus zurückgreifen. Private Briefe Luise Schottroffs an Dorothee Sölle sind m. W. nicht erhalten.⁵⁵

52 UAMZ, NL 72/23, Dorothee Sölle (Anm. 27); handgeschriebener Brief von Dorothee Sölle an Luise Schottroff vom 31.03.[o. J.]. Auch die Fortsetzung direkt anschließend an obiges Zitat ist lesenswert: »Ich befinde mich auf mystischen Abwegen! Vielleicht hab ich zuviel von dem Zeug gelesen, und an der ›suesse Gottes‹ berauscht, aber mir kommt der Materialismus im Marxism im Augenblick so dumm, kleinkariert und zu falschen Konsequenzen führend vor (was er ja in der undialektischen Form, wie er uns meist begegnet, auch ist!) und die ›innere Welt‹ der Religion, des Mythos so verlockend – wahrscheinlich hast Du mich deswegen gehudelt.«

53 UAMZ, NL 72/23, Dorothee Sölle (Anm. 27); Brief von Dorothee Sölle an Luise Schottroff aus New York vom 05.05.1979, Hervorhebung im Original.

54 UAMZ, NL 72/23, Dorothee Sölle (Anm. 27); Brief von Dorothee Sölle an Luise Schottroff vom 11.01.[o. J.], vom Stempel auf dem Briefumschlag ist 1976 wahrscheinlich.

55 Ein Hinweis darauf, dass Luise Schottroff im Vergleich zu Dorothee Sölle ganz grundsätzlich mehr Wert auf Aufbewahrung und Dokumentation legte, zeigt sich auch in der Tatsache, dass Luise Schottroff beispielsweise über die Geschehnisse rund um Dorothees Lehrauftrag in Mainz die sehr viel umfangreicheren Archivalien hinterlassen hat als Dorothee Sölle, ob schon es dabei in allererster Linie um letztere gegangen war.

7. Fazit

Die Mainzer Erlebnisse bildeten den Anfang und begründeten eine jahrzehntelange, tiefe Freundschaft zwischen Luise Schottroff und Dorothee Sölle. Die in vielem sehr unterschiedlichen Frauen ergänzten sich gut, sodass neben Freundschaft eine intensive und sehr fruchtbare akademische Zusammenarbeit entstand. Neben großem Erfolg nicht zuletzt in der außerakademischen Öffentlichkeit (Kirchentage), sahen sich die beiden aber auch immer wieder harter Kritik ausgesetzt. Den Mainzer Ereignissen folgten weitere Anfeindungen, weitere Auseinandersetzungen, die allzu oft den Rahmen eines fachlichen Diskurses verließen und sich am Geschlecht oder der politischen Ausrichtung der beiden Wissenschaftlerinnen abarbeiteten.

Der vorliegende Aufsatz skizzierte den Weg von der ersten Begegnung, der ersten Solidarität angesichts von Verunglimpfung und Diskriminierung, über die Offenheit, von der theologischen Erfahrungswelt der jeweils anderen zu lernen, hin zu einer engen Freundschaft und einer fruchtbaren theologischen Zusammenarbeit. Die Entwicklung der wissenschaftlichen Forschungsschwerpunkte entlang einschneidender biografischer Erlebnisse, die beide einerseits unabhängig voneinander machten, andererseits im Diskurs miteinander teilten und buchstäblich verarbeiteten, kennzeichnet Leben und Werk dieser beiden Ausnahmetheologinnen. Diese Entwicklung im Detail herauszuarbeiten und nachzuzeichnen, erscheint im Blick auf die jüngere Forschungsgeschichte im Fach Neues Testament im Speziellen und in der evangelischen Theologie im Allgemeinen vielversprechend und lohnenswert.



Abb. 2: Luise Schottroff und Dorothee Sölle in Halifax (1999), Fotograf: Eugen Eckert.

»Reform, Revolution oder Stillstand?«¹ Die Berufungspraxis der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Mainz in dynamischen Zeiten (1960–1975)

Abstract

Die langen 1960er Jahre waren »dynamische Zeiten«, die in gesellschaftlicher Hinsicht vielfältige Transformationsprozesse evozierten, die auch das religiöse Feld der Bundesrepublik beeinflussten. Der Beitrag geht der Frage nach, ob und in welchem Ausmaß sich diese Entwicklungen auf die Berufungspraxis an der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Mainz niedergeschlagen haben. Einer eher konservativ orientierten Professorenschaft – mit einigen Ausnahmen – standen im Verlauf des genannten Zeitraums – zunehmend linksorientierte Studierende und Mitglieder des Mittelbaus gegenüber. Dies zeigte sich besonders anhand der Kontroversen über die nicht erfolgreiche Berufung von Luise Schottroff sowie über den Lehrauftrag von Dorothee Sölle in Mainz.

Schlüsselwörter: Berufungspraxis, Reformen, Luise Schottroff, Evangelisch-Theologische Fakultät in Mainz

The 1960s were »dynamic times« that evoked a variety of transformation processes in society, which also influenced the religious field in the Federal Republic of Germany. This article examines whether and to what extent these developments impacted the appointment practices of professors at the Faculty of Protestant Theology in Mainz. A rather conservative professorial staff – with a few exceptions – was confronted with increasingly left-leaning students and members of the research staff during these years. This was particularly evident in the controversies surrounding the unsuccessful appointment of Luise Schottroff in Mainz and in the teaching position of Dorothee Sölle there as well.

Keywords: Appointment Practice, Reforms, Luise Schottroff, Faculty of Protestant Theology in Mainz

1 Der Titel bezieht sich auf die Modellstudie von Tobias Sarx: Reform, Revolution oder Stillstand? Die 68er-Bewegung an den Evangelisch-Theologischen Fakultäten Marburg, Bochum und der Kirchlichen Hochschule Berlin. Stuttgart 2018 (= Konfession und Gesellschaft 52).

1. Einleitung

Die sogenannten langen 1960er Jahre, die ungefähr den Zeitraum zwischen 1958 bis 1975 auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen versuchen, waren für die christlichen Kirchen in Europa eine Zeit beschleunigter Transformationsprozesse. Der Kirchenhistoriker Tobias Sarx (geb. 1975) hat in seiner Modellstudie die Frage behandelt, wie »1968« sich auf die Evangelisch-Theologischen Fakultäten auswirkte. Dies erfolgte bei ihm am Beispiel von Marburg, Bochum und der Kirchlichen Hochschule Berlin. Dabei machte er vier Hauptthemen beziehungsweise Hauptkonfliktlinien aus. Zentral war zunächst der Kampf gegen hierarchische Strukturen und die antizipierte Angst vor dem Rückfall in faschistische Verhältnisse.² Von großer Bedeutung waren zweitens die Implikationen der marxistischen Gesellschaftskritik, die gerade von der jüngeren Generation intensiv rezipiert worden ist. Dazu gehörte auch die Entdeckung des »fernen Nächsten«, vor allem im globalen Süden, und der sozialen Ungerechtigkeiten, die sich auf der Weltbühne beobachten ließen.³ Als dritten Faktor führt Sarx das »Ringens um einen angemessenen Umgang miteinander« an. Bekanntlich rief die 68er-Bewegung eine ganze Reihe von Konflikten hervor, die mit einer schwierigen Kommunikationskonstellation zusammenhingen. Dabei wurden, gerade von Seiten der Studierenden, immer wieder auch neue Formen erprobt. Viertens schließlich arbeitete er das neue Lebensgefühl, das in der Bewegung vorherrschte, als Voraussetzung für deren Erfolg heraus.⁴ Er hält in diesem Zusammenhang fest, dass führende VertreterInnen der Bewegung wie Dorothee Sölle (1929–2003) oder Luise Schottroff (1934–2015) es zeitlebens schwer hatten, institutionell Fuß zu fassen, gleichwohl aber durch »ihre intensiven Kontakte zu politisch aktiven Theologiestudierenden (nicht nur) in Marburg, Bochum und West-Berlin [...] einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf Theologie und Kirche in der Bundesrepublik Deutschland«⁵ ausübten.

Der folgende Beitrag möchte einige Überlegungen zu den Auswirkungen der politischen, sozialen und kulturellen Umbrüche und Herausforderungen des Zeitraums auf die Evangelisch-Theologische Fakultät in Mainz zur Diskussion stellen. Nach einer kirchen- und theologiegeschichtlichen Kontextualisierung des Untersuchungszeitraums werden in einem zweiten Schritt die Berufungen an die Evangelisch-Theologische Fakultät beschrieben und auf ihre Rückschlüsse

2 Ebd., S. 558–560.

3 Vgl. ebd., S. 560–563. Vgl. hierzu Thomas Großbölting: Von der Nächsten- zur Fernstenliebe? Bundesdeutsche Kirchen auf der Suche nach Relevanz zwischen 1960 und 1980. In: Wenn Hunger droht. Bewältigung und religiöse Deutung (1400–1980). Hg. von Andreas Holzem. Tübingen 2017 (= Bedrohte Ordnungen 6), S. 241–254.

4 Vgl. Sarx: Reform (Anm. 1), S. 566f.

5 Sarx: Reform, S. 567.

auf das theologische Profil hin analysiert. Man muss dabei festhalten, dass es einen Forschungsstand, der so weitreichende Schlussfolgerungen ermöglicht, wie Sarx sie in Bezug auf seine Untersuchungsgegenstände ziehen kann, für Mainz noch nicht gibt. Von der Gründungsgeschichte einmal abgesehen gibt es keine Studien zur neueren Fakultätsgeschichte. In diesem Beitrag wird versucht zu eruieren, wie sich die Mainzer Berufungspraxis in den 1960er Jahren im Speziellen zu allgemeinen gesellschaftlichen und kirchen- und theologiegeschichtlichen Entwicklungen verhält.

2. Kirchen- und theologiegeschichtliche Kontextualisierung

Thomas Großbölting (1969–2025) beschreibt das Geschick der beiden Großkirchen in der Bundesrepublik als »Aufbruch und Absturz in die Nachmoderne«.⁶ Thomas Brechenmacher (geb. 1964) hat in seiner Überblicksdarstellung sogar vom »Sog der Säkularisierung« gesprochen, in dem sich die christlichen Kirchen in Ost- und Westdeutschland seit den 1960er Jahren befunden hätten.⁷ ReligionsforscherInnen sind sich einig, dass es in diesem Zeitraum zu grundlegenden Transformationsprozessen auf dem religiösen Feld gekommen ist, wenn auch in unterschiedlichen Geschwindigkeiten, wenn man beispielsweise die ostdeutschen Verhältnisse mitberücksichtigt.⁸

Die Veränderungen werden dann besonders deutlich, wenn man sie vor der Folie der 1950er Jahre betrachtet, in denen die Gesellschaft noch »relativ geschlossen christlich« gewesen war⁹ oder zumindest so erschien. Grundsätzlich ist hierbei an die sogenannte Kirchenkrise zu denken, die gleichsam als ein Teil der von Hugh McLeod (geb. 1944) diagnostizierten religiösen Krise dieser Zeit zu verstehen ist.¹⁰ Die numerisch schon lange zu beobachtende umfängliche Ent-

6 Vgl. Thomas Großbölting: *Der verlorene Himmel. Glaube in Deutschland seit 1945*. Göttingen 2013, Kapitel 2.

7 Vgl. Thomas Brechenmacher: *Im Sog der Säkularisierung. Die deutschen Kirchen in Politik und Gesellschaft (1945–1990)*. Berlin, Brandenburg 2021, S. 112–118.

8 Vgl. Benedikt Brunner: *Ostdeutsche Avantgarde? Der lange Abschied von der »Volkskirche« in Ost- und Westdeutschland (1945–1969)*. In: *Mitteilungen zur Kirchlichen Zeitgeschichte* 10 (2016), S. 11–43; ders.: *Kirchentheorie vor anhaltenden Herausforderungen – einige kirchenhistorische Überlegungen über den Erfahrungsschatz der evangelischen Kirchen in der DDR*. In: *Enge Grenzen – weite Horizonte. Sozialformen, Strukturen, Mentalitäten der Kirchen in der DDR*. Hg. von Alexander Deeg, Ilse Junkermann und Kerstin Menzel [Im Erscheinen].

9 Großbölting: *Himmel* (Anm. 6), S. 97.

10 Vgl. Hugh McLeod: *The religious crisis of the 1960s*. Oxford 2007; ders.: *The 1960s and 1970s as a period of basic change*. In: *Europäisches und Globales Christentum. Herausforderungen und Transformationen im 20. Jahrhundert*. Hg. von Katharina Kunter und Jens Holger

kirchlichung wurde nun öffentlich und offensiv diskutiert.¹¹ Thomas Großbölting verweist auch auf die sozialwissenschaftlichen Untersuchungen, die in ihrer Wirkung nicht unterschätzt werden dürften. Durch die massenmediale Berichterstattung gestützt, habe außerdem eine vom Individuum ausgehende bzw. individuell ausgerichtete Religiosität noch stärker an Plausibilität gewonnen, als dies vorher der Fall gewesen sein mag.¹² Diese Entwicklung kann man mit den Begriffen »Privatisierung«, »Individualisierung« oder auch »Synkretisierung« in Zusammenhang bringen.¹³

Im Ergebnis stand jedenfalls eine Schwächung der traditionellen Bindungen an das institutionell geformte Christentum, die auch McLeod für den europäischen Kontext nachweisen konnte. Damit verbunden ist ein deutlich erkennbarer Abbruch der traditionellen Sozialisationsprozesse. Die Identität und religiöse Überzeugung des Individuums konnten sich in der Folge leichter und tendenziell eher neben religiösen oder gar ohne religiöse Einflüsse ausbilden als in den Jahrzehnten zuvor.¹⁴ Der Autoritätsverlust der Kirchen war im Hinblick auf die Familien- und Ehevorstellungen besonders deutlich zu spüren.¹⁵ Die Befolgung kirchlicher Vorgaben, beispielsweise in Sachen der Sexualethik, wurde noch weniger selbstverständlich als in den Jahrzehnten zuvor und noch begründungsbedürftiger.

Politisierung und Pluralisierung sind zwei besonders beliebte Schlagworte in der religionsgeschichtlichen Forschung, um die Veränderungen im Verhältnis der beiden Großkirchen zu Staat und Gesellschaft zu beschreiben. Es handelt sich hierbei allerdings mitnichten um neue Phänomene; vielmehr sollen diese Prozessbeschreibungen eine neue Intensität vor Augen führen. Die enge Verbindung zwischen Kirche und Staat wurde in Frage gestellt, und zwar sowohl inner- wie auch außerhalb der Kirchen. Auch verlor die kirchliche Mitgliedschaft ihren Einfluss hinsichtlich des politischen Engagements des einzelnen Christen. Spätestens seit dem Godesberger Programm wurde auch die SPD für nicht wenige

Schjørring. Göttingen 2011 (= Arbeiten zur Kirchlichen Zeitgeschichte, Reihe B: Darstellungen 54), S. 42–61.

11 Vgl. auch Nicolai Hannig: Die Religion der Öffentlichkeit. Kirche, Religion und Medien in der Bundesrepublik 1945–1980. Göttingen 2010 (= Geschichte der Religion in der Neuzeit 3), S. 163–304.

12 Vgl. Großbölting: Himmel (Anm. 6), S. 103.

13 Vgl. ebd. Vgl. ferner Thomas Großbölting: Religion, Individuum und Gesellschaft. Ein Versuch zur Erklärung des religiösen Wandels in der 1960er Jahren. In: Schweizerische Zeitschrift für Religions- und Kulturgeschichte 107 (2013), S. 389–406.

14 Vgl. Großbölting: Himmel (Anm. 6), S. 103–110.

15 Vgl. Großbölting: Himmel, S. 110–119. Vgl. auch Claudia Lepp: Die Kirchen als sexualmoralische Anstalt? Fremdwahrnehmung und Selbstverständnis zwischen Verbotsethik und Beratung. In: Religion und Lebensführung im Umbruch der langen 1960er Jahre. Hg. von Claudia Lepp, Harry Oelke und Detlef Pollack. Göttingen 2016 (= Arbeiten zur Kirchlichen Zeitgeschichte, Reihe B: Darstellungen 65), S. 287–313.

Protestanten »wählbar«. Pascal Eitler hat dies als semantische Grenzverschiebungen im religiösen Feld beschrieben:

»Im Rahmen der Politisierung der Religion um 1968 bezogen sich Religion und Kirche auf die Welt, auf diese Welt, die Gesellschaft und ihre Geschichte, sie zielten auf das Diesseits, auf Veränderungen im Diesseits, und wurden als praxisbezogen und öffentlichkeitsorientiert begriffen und behandelt – eine im Sinne der Säkularisierungstheorie eindeutige Unterscheidung zwischen Welt und Kirche war mithin keineswegs selbstverständlich.«¹⁶

Hierbei spielten ökumenische Faktoren, nicht zuletzt die »Globalisierung der Kirchen« eine nicht unbedeutende Rolle.¹⁷ Durch die Dekolonisierung geriet die damals noch sogenannte Dritte Welt stärker in den Fokus des Protestantismus und damit auch die Probleme von Armut und Unterdrückung in der Welt.¹⁸ Während die Dominanz westlicher Kirchen im Ökumenischen Rat der Kirchen abnahm, kam es insgesamt zu einer Politisierung, die von dort auch auf das religiöse Feld in der Bundesrepublik und mit Einschränkungen auch auf das der Deutschen Demokratischen Republik einwirkte.

Mit der bereits genannten Pluralisierung ging auch einher, dass die Anzahl an Alternativen, um Transzendenz- und religiöse Erfahrungen außerhalb der Kirche zu machen, in dieser Zeit stark zunahm, während die Autorität der Kirchen in diesen Belangen abnahm.¹⁹

16 Vgl. Pascal Eitler: »Wende zur Welt«? Die Politisierung der Religion in der Bundesrepublik Deutschland um 1968. In: Religion und Laizität in Frankreich und Deutschland. Hg. von Jean-Paul Cahn und Hartmut Kaelble. Stuttgart 2008 (= Schriftenreihe des Deutsch-Französischen Historikerkomitees 5), S. 137–150, hier S. 146. Vgl. auch ders.: Politik und Religion. Semantische Grenzen und Grenzverschiebungen in der Bundesrepublik Deutschland 1965–1975. In: Neue Politikgeschichte. Perspektiven einer historischen Politikforschung. Hg. von Ute Frevert und Heinz-Gerhard Haupt. Frankfurt a. M. 2005, S. 268–303.

17 Vgl. Katharina Kunter und Annegreth Schilling: »Der Christ fürchtet den Umbruch nicht«. Der Ökumenische Rat der Kirchen im Spannungsfeld von Dekolonisierung, Entwestlichung und Politisierung. In: Globalisierung der Kirchen. Der Ökumenische Rat der Kirchen und die Entdeckung der Dritten Welt in den 1960er und 1970er Jahren. Hg. von dens. Göttingen 2014 (= Arbeiten zur Kirchlichen Zeitgeschichte, Reihe B: Darstellungen 58), S. 21–74.

18 Vgl. Kunter und Schilling: Christ, S. 24–28. Ferner: Benedikt Brunner: Kirche für andere – Kirche für die Welt. Hunger und Armut als Katalysatoren des Wandels westdeutscher Kirchenkonzepte. In: Wenn Hunger droht. Bewältigung und religiöse Deutung (1400–1980). Hg. von Andreas Holzem. Tübingen 2017 (= Bedrohte Ordnungen 6), S. 255–273; ders.: Vom reichen Christen und dem armen Lazarus. Auseinandersetzungen über Sozialismus und Marxismus in der evangelischen Sozialethik nach 1945. In: Kapitalismuskritik im Christentum – Positionen und Diskurse in der Weimarer Republik und der frühen Bundesrepublik. Hg. von Matthias Casper, Karl Gabriel und Hans-Richard Reuter. Frankfurt a. M. 2016, S. 237–273.

19 Vgl. zu diesem Phänomen aus religionssoziologischer Sicht Hubert Knoblauch: Populäre Religion. Auf dem Weg in eine spirituelle Gesellschaft. Frankfurt, New York 2009.

»Immanenz und Transzendenz, Diesseits und Jenseits wurden in diesem Prozess in ein völlig neues Verhältnis zueinander gerückt. In Abhängigkeit davon und parallel dazu änderte sich auch die kirchliche Praxis: Aus der autoritären Verkündigung der christlichen Botschaften wurde während der 1970er Jahre kirchliche Beratung in »Lebensfragen.«²⁰ An die Stelle der Mission der 1950er Jahre, die autoritär zu belehren trachtete, traten nach und nach kommunikative Strategien, die auf Überzeugen, Vermitteln und Dialog zielten. Dieser Wandel strahlte weit aus und berührte verschiedene bislang zentrale Achsen des Glaubenslebens in Deutschland.«²¹

Als Ausdruck dieser Entwicklung kann etwa die Rede vom anonymen bzw. latenten Christentum angesehen werden oder auch die zu dieser Zeit populäre »Gott-ist-tot«-Theologie.²² Abseits dieser groben Entwicklungslinien, die immer unter das »Vetorecht der Quellen« (Reinhart Koselleck [1923–2006]) gestellt werden müssen, ist es für das Weitere nicht uninteressant zu wissen, mit welchen Themen sich der Protestantismus auseinanderzusetzen hatte: Zu denken ist an die Implikationen der »Entdeckung der Dritten Welt«²³ und der damit verbundenen Themenkomplexe. Hunger und Armut und damit auch die sozial- und wirtschaftsethische Bearbeitung dieser Themen erlangten eine zunehmende Bedeutung in den westdeutschen Debatten. Intensiv diskutiert wurde zudem die »Ostdenkschrift«, die im Sommer 1965 erschien.²⁴ In gewisser Weise wurden hier mit dem angedachten Verzicht auf die »deutschen« Gebiete jenseits der Oder-Neiße-Grenze Tendenzen der späteren Neuen Ostpolitik unter der Kanzlerschaft Willy Brandts präfiguriert. Die sich hier entwickelnden Diskussionen waren sowohl Symptom als auch Katalysator der zunehmenden Politisierung innerhalb des Protestantismus; Ähnliches lässt sich auch für die Bedeutung der Studentenbewegung belegen.²⁵

Als Hintergrund für einige der im Folgenden dargestellten Diskussionen ist der Reformprozess der EKD anzusehen, der sich ebenfalls in den 1960er und

20 Vgl. die Beiträge in: Religion und Lebensführung im Umbruch der langen 1960er Jahre (Anm. 15).

21 Großbölting: Himmel (Anm. 6), S. 169.

22 Zur letzteren vgl. Dagmar Herzog: The Death of God in West Germany. Between Secularization, Postfascism, and the Rise of Liberation Theology. In: Die Gegenwart Gottes in der modernen Gesellschaft. Transzendenz und religiöse Vergemeinschaftung in Deutschland. Hg. von Martin Geyer und Lucian Hölscher. Göttingen 2006, S. 425–460.

23 Vgl. zum Stichwort Christoph Kalter: Die Entdeckung der Dritten Welt. Dekolonisierung und neue radikale Linke in Frankreich. Frankfurt a. M., New York 2011. Vgl. auch exemplarisch Reinhard Frieling: Die Aufbrüche von Uppsala 1968. In: Umbrüche. Der deutsche Protestantismus und die sozialen Bewegungen in den 1960er und 1970er Jahren. Hg. von Siegfried Hermle, Claudia Lepp und Harry Oelke. Göttingen 2007 (= Arbeiten zur Kirchlichen Zeitgeschichte, Reihe B: Darstellungen 47), S. 176–188.

24 Vgl. Martin Greschat: Der Protestantismus in der Bundesrepublik Deutschland (1945–2005). Leipzig 2010 (= Kirchengeschichte in Einzeldarstellungen, IV/2), S. 85–90.

25 Vgl. Sarx: Reform (Anm. 1), passim.

1970er Jahren entspann.²⁶ Als Kritik an Strukturen richtete sich die Kirchenreformbewegung, wie Jan Hermelink (geb. 1958) gezeigt hat, vor allem gegen drei Eigenarten der deutschen Landeskirchen: »ihren volkskirchlichen Charakter, die strukturelle Priorität der Parochie sowie die zentrale Stellung des Pfarramtes.«²⁷ Insbesondere der Eindruck, dass die Kirche allzu analog zum Staat aufgebaut sei, zog Kritik auf sich.

Martin Greschat (1934–2017) hat die 1970er Jahre als eine Zeit der tiefen Unruhe und des Umbruchs beschrieben.²⁸ In der Zeit »nach dem Boom«²⁹ trat der bisherige Fortschrittsoptimismus, wie Hans Maier (geb. 1931) nachgewiesen hat, mehr und mehr in den Hintergrund und wich pessimistischeren Zukunftsdiagnosen bis hin zu Spenglerschen Verfallsszenarien.³⁰ Ähnlich wie vor ihm schon Anselm Doering-Manteuffel (geb. 1949) weist auch Maier auf die Veränderungen der Sprache und des Zeitgefühls hin.³¹ Ein Indiz dafür, dass sich womöglich die gesellschaftliche Lage der Kirchen zu ändern begann, war das FDP-Kirchenpapier, das eine gründlichere Trennung von Kirche und Staat forderte.³² Grosso modo wurde im Rahmen dieser Debatten versucht, die Kirchen als autoritäre und Freiheit unterdrückende Institutionen darzustellen.³³ In jedem Fall wuchs das Bewusstsein innerhalb des Protestantismus dafür, dass die Privilegien und das scheinbar grenzenlose Wohlwollen von Seiten des Staates und einem Großteil der Gesellschaft zu schwinden begannen. Die Rezeption sozialwissenschaftlicher Methoden war eine Reaktion hierauf.³⁴ In den 1970er und

26 Vgl. Jan Hermelink: Einige Dimensionen der Strukturveränderung der deutschen evangelischen Landeskirchen in den 1960er und 70er Jahren. In: Umbrüche. Hg. von Hermle, Lepp und Oelke (Anm. 23), S. 285–302.

27 Hermelink: Dimensionen, S. 285.

28 Vgl. Greschat: Protestantismus (Anm. 24), S. 135.

29 Vgl. Lutz Raphael und Anselm Doering-Manteuffel: Nach dem Boom. Perspektiven auf die Zeitgeschichte seit 1970. 3. Aufl. Göttingen 2008; zu diesen Anstößen vgl. Die Anfänge der Gegenwart. Umbrüche in Westeuropa nach dem Boom. Hg. von Morten Reitmayer und Thomas Schlemmer. München 2014 (= Zeitgeschichte im Gespräch 17). Vgl. ferner Anselm Doering-Manteuffel: Nach dem Boom. Brüche und Kontinuitäten der Industriemoderne seit 1970. In: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 55 (2007), S. 559–581.

30 Vgl. Hans Maier: Fortschrittsoptimismus oder Kulturpessimismus? Die Bundesrepublik Deutschland in den 70er und 80er Jahren. In: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 56 (2008), S. 1–17.

31 Maier: Fortschrittsoptimismus, S. 15–17; Doering-Manteuffel: Boom (Anm. 29), S. 579–581.

32 Vgl. hierzu ausführlich Tabea Mariga Esch: Freie Kirche im freien Staat. Das Kirchenpapier der FDP im kirchenpolitischen Kontext der Jahre 1966 bis 1974. Tübingen 2011 (= Beiträge zur historischen Theologie 157); Christian Albrecht: Staatskirchenrecht oder Religionsverfassungsrecht? Argumente aus einer relecture der evangelischen Stellungnahmen zum FDP-Kirchenpapier 1974. In: Zeitschrift für Theologie und Kirche 110 (2013), S. 362–381.

33 Vgl. Greschat: Protestantismus (Anm. 24), S. 135.

34 Vgl. hierzu am Beispiel des Katholizismus Benjamin Ziemann: Katholische Kirche und Sozialwissenschaften 1945–1975. Göttingen 2007 (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 175) sowie die zeitgenössische Metastudie von Wolfgang Marhold: Fragende Kirche.

1980er Jahren engagierten sich außerdem zahlreiche protestantische Christen in der Friedensbewegung sowie in der Umweltbewegung. In Anknüpfung an die Erfahrungen der 1960er Jahre spielten die Neuen Sozialen Bewegungen für politisch-gesellschaftlich engagierte Christen weiterhin eine wichtige Rolle.³⁵ Die späten 1970er sowie die 1980er Jahre erfordern aus kirchen- wie im Übrigen auch aus theologiehistorischer Sicht noch dringend eine eingehendere Untersuchung.

Die 1960er und 1970er Jahre waren auch in theologiegeschichtlicher Hinsicht ein Zeitraum vielfältiger Konflikte und Auseinandersetzungen. Dabei wirkte sich die »Globalisierung des Christentums« auch spürbar auf die Themensetzung in der deutschsprachigen Theologie aus, wobei man besonders an die – kritisch – so bezeichneten Genitiv-Theologien denken kann: die Theologie der Hoffnung, der Revolution und der Befreiung. Diese Akzentsetzungen, die zeitgenössisch scharf kritisiert wurden, hängen mit der im vorigen Unterkapitel erwähnten Pluralisierung und Politisierung des Protestantismus eng zusammen.³⁶ Es kann an dieser Stelle freilich keine Theologiegeschichte des Zeitraums geboten werden, die noch immer nicht zur Gänze geschrieben worden ist; stattdessen werden einige relevante Aspekte herausgegriffen.

Erst jetzt machte sich die Theologie auf zu neuen Wegen und befreite sich dabei ein Stück weit von der Dominanz der theologischen Ansätze ihrer »Väter«, was sicherlich auch durch den sich vollziehenden Generationenwechsel befördert worden ist.³⁷ Die theologischen Veränderungen waren natürlich ihrerseits durch die im vorherigen Abschnitt geschilderten kirchengeschichtlichen Entwicklungen bedingt. Dies kann man etwa besonders gut anhand der Impulse, die von der »Dritten Welt« und der Ökumene ausgingen, nachvollziehen. Deutschsprachige Theologen aus Ost und West beteiligten sich in diesem Kontext an der Bewäl-

Über Methode und Funktion kirchlicher Meinungsumfragen. Mit einer Einführung von Norbert Greinacher. Mainz, München 1971 (= Gesellschaft und Theologie. Abteilung: Praxis der Kirche, Nr. 5); ders.: Kirchensoziologie im Vollzug. Gottesdienstbefragungen in der Kirche – ihre Probleme, ihre Theologie. In: Wissenschaft und Praxis in Kirche und Gesellschaft 62 (1973), S. 223–233.

35 Vgl. Greschat: Protestantismus (Anm. 24), S. 170–179.

36 Vgl. Annegreth Schilling: Theologie der Hoffnung – Theologie der Revolution – Theologie der Befreiung. Zur Politisierung der Theologie in den »langen sechziger Jahren« in globaler Perspektive. In: Die Politisierung des Protestantismus. Entwicklungen in der Bundesrepublik Deutschland seit den 1960er und 70er Jahren. Hg. von Klaus Fitschen u. a. Göttingen 2011 (= Arbeiten zur Kirchlichen Zeitgeschichte, Reihe B: Darstellungen 52), S. 150–167; vgl. auch dies.: Revolution, Exil und Befreiung. Der Boom des lateinamerikanischen Protestantismus in der internationalen Ökumene in den 1960er und 1970er Jahren. Göttingen 2016 (= Arbeiten zur Kirchlichen Zeitgeschichte, Reihe B: Darstellungen 63).

37 Vgl. Hermann Fischer: Protestantische Theologie im 20. Jahrhundert. Stuttgart 2002, S. 151 f. sowie vor allem Wolf-Dieter Hauschild: Evangelische Kirche in der Bundesrepublik Deutschland zwischen 1961 und 1979. In: Umbrüche. Hg. von Hermle, Lepp und Oelke (Anm. 23), S. 51–90, hier S. 61 f.

tigung der Aufgabe, »eine christliche Antwort auf die technische und soziale Revolution in unserer Zeit« zu formulieren.³⁸ In diesem Kontext sind auch die Arbeiten über einen adäquaten theologischen Umgang mit dem Phänomen der »Revolution« wie auch der Gewaltfrage zu sehen.³⁹

Theologiegeschichtlich bedeutsam wurde auch die »durch die Konfrontation mit der Moderne in Gang gekommene Ethisierung des Protestantismus«⁴⁰, die nun eine besondere Färbung bekommen habe: »durch die politische Öffnung nach links und durch den Brückenschlag zu den neuen sozialen Bewegungen.«⁴¹ Helmut Gollwitzer (1908–1993) könnte hier als ein Beispiel dienen wie auch andere linksprotestantische Protagonist:innen und Strömungen.⁴² Der auch in diesem Zusammenhang zu sehende christlich-marxistische Dialog führte dazu, dass »die Begriffe Religion und Politik semantisch immer näher aneinander«⁴³ gerückt wurden. Oder in der zugespitzten Formulierung Martin Greschats: »Nach der Theologisierung der Politik im Gefolge von Karl Barth vollzog sich nun die Politisierung der Theologie.«⁴⁴ Insgesamt lässt sich für den Untersuchungszeitraum dieses Kapitels wohl vorsichtig sagen, dass die Theologie in einen engen Austauschprozess mit ihren Nachbardisziplinen eintrat, um die neue gesellschaftliche Komplexität und die fortschreitenden Säkularisierungserfahrungen zu bewältigen. Inwiefern die Entwicklungs- und Transformationsprozesse sich auf die Evangelisch-Theologische Fakultät in Mainz niederschlugen, ist noch eine offene Frage, zu deren Beantwortung im Folgenden einige Anhaltspunkte geboten werden sollen. Dabei wäre eine breitere Untersuchung, die stärker auf die Studierenden und den Mittelbau eingeht, wünschenswert.⁴⁵ In diesem Beitrag liegt der Fokus auf den Berufungsverfahren von Professoren, da diese sich, wie

38 Greschat: Protestantismus (Anm. 24), S. 116.

39 Vgl. Alexander Christian Widmann: Wandel mit Gewalt? Der deutsche Protestantismus und die politisch motivierte Gewaltanwendung in den 1960er und 1970er Jahren. Göttingen 2013 (= Arbeiten zur Kirchlichen Zeitgeschichte, Reihe B: Darstellungen 56).

40 Andreas Stegmann: Einführung in die Geschichte des westdeutschen Protestantismus der 1970er Jahre. In: Die Evangelische Kirche in Deutschland in den 1970er Jahren. Beiträge zum 100. Geburtstag von Helmut Claß. Hg. von dems. Leipzig 2015, S. 213–252, hier S. 233.

41 Ebd.

42 Vgl. Thomas Kroll: Der Linksprotestantismus in der Bundesrepublik Deutschland der 1960er und 1970er Jahre. Helmut Gollwitzer, Dorothee Sölle und Jürgen Moltmann. In: Intellektuelle in der Bundesrepublik Deutschland. Verschiebungen im politischen Feld der 1960er und 1970er Jahre. Hg. von dems. und Tilman Reitz. Göttingen 2013, S. 103–122; Greschat: Protestantismus (Anm. 24), S. 143; Claudia Lepp: Helmut Gollwitzer als Dialogpartner der sozialen Bewegungen. In: Umbrüche. Hg. von Hermle, Lepp und Oelke (Anm. 23), S. 226–246.

43 Greschat: Protestantismus (Anm. 24), S. 142.

44 Greschat: Protestantismus, S. 143f.

45 Dies gilt umso mehr, wenn man bedenkt, dass einige Akteure aus dem Mittelbau, beispielsweise Volkmar Fritz (1938–2007) (AT), Henning Paulsen (1944–1994) (NT), Wolfgang Stegemann (1945–2023) (NT), Jürgen Lott (1943–2023) (PT) und Hans-Jürgen Schmutzler (1943–2024) (PT) beachtliche wissenschaftliche Karrieren realisieren konnten.

Sarx gezeigt hat, in besonderer Weise durch die gesellschaftlichen Entwicklungen dieser Zeit herausgefordert sahen.

3. Einige vorläufige Beobachtungen zur Berufungspraxis und zum theologischen Profil der Fakultät in den 1960er und 1970er Jahren

Zwischen 1960 und 1980 erfolgten zwölf Berufungen auf Professuren an der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Mainz.⁴⁶ Auf diese vollen Professuren soll im Folgenden der Schwerpunkt gesetzt werden. Zuvor soll aber eine Übersicht geliefert werden, wie sich das Professorium der Evangelisch-Theologischen Fakultät am Anfang der 1960er Jahre gestaltete. Im Alten Testament war seit 1959 Hans Walter Wolff (1911–1993) ordentlicher Professor, er war von der Kirchlichen Hochschule in Wuppertal-Bethel nach Mainz berufen worden. 1967 wechselte Wolff, der zu den prominenteren Alttestamentlern seiner Generation gehörte, an die Universität Heidelberg, wo er bis zu seiner Emeritierung 1978 verblieb. Sein Nachfolger wurde Christoph Barth (1917–1986), ein Sohn Karl Barths (1886–1968). Dieser war zuvor Professor im indonesischen Jakarta gewesen. Den zweiten alttestamentlichen Lehrstuhl, der schon damals die Biblische Archäologie mit abdeckte, hatte seit 1955 Arnulf Kuschke (1912–1995) inne. Dieser wechselte 1968 an die Universität Tübingen. Sein Nachfolger wurde, nach Stationen an der Kirchlichen Hochschule Berlin und der Universität Kiel, Fritz Maass (1910–2005). Dessen Emeritierung erfolgte 1975. Ab 1976 bis zu seinem Wechsel an die Universität Zürich (1978) war Odil Hannes Steck (1935–2001) als Alttestamentler in Mainz tätig.

Im Neuen Testament wurde Gustav Stählin (1900–1985), der schon seit 1952 die ordentliche Professur innehatte, 1968 emeritiert. Zu seinem Nachfolger machte die Fakultät Ferdinand Hahn (1926–2015), der seinerseits allerdings 1976 an die Ludwig-Maximilians-Universität nach München wechselte. Sein Nachfolger wurde im Sommersemester 1978 Otto Böcher (1935–2020). Die zweite Professur hatte von 1952 bis 1971 der auch öffentlich wahrgenommene Herbert Braun (1903–1991) inne, dessen dezidiert entmythologisierende Theologie intensiv diskutiert wurde.⁴⁷ Sein Nachfolger wiederum wurde Egon Brandenburger (1928–2025), den man 1973 berief.

46 Die entsprechenden Einstellungen auf Assistenz- und Mitarbeiterstellen können in diesem Beitrag nicht berücksichtigt werden. Für eine Gesamtschau auf die Entwicklung der Fakultät wäre dies in einem weiteren Schritt aber empfehlenswert.

47 Braun lieferte sich beispielsweise eine, auch öffentlich wahrgenommene, Kontroverse mit Helmut Gollwitzer über die Frage, wie das Neue Testament richtig verstanden werden

In der Systematischen Theologie erfolgten im Untersuchungszeitraum ebenfalls einige grundlegende Wechsel. Zu den prominentesten Berufungen gehörte Wolfhart Pannenberg (1928–2014), den man als Nachfolger von Friedrich Delekat (1892–1970), der in der »Bekennenden Kirche« eine wichtige Rolle gespielt hatte, nach Mainz holen können.⁴⁸ Pannenberg verließ Mainz allerdings nach sechs Jahren in Richtung München. Als seinen Nachfolger berief man wiederum Gerhard Sauter (geb. 1935), der allerdings bereits 1973 nach Bonn wechselte. Für beide Systematiker war Mainz also eine Übergangsstation auf die Stellen, die sie danach bis zu ihrer Emeritierung innehaben sollten. Um die Nachfolge von Sauter entspann sich eine innerfakultäre Kontroverse, weil es Stimmen gab, die eine Hausberufung von Eckhard Lessing (1935–2020) für sinnvoll erachteten.⁴⁹ Das Verfahren zog sich daher, wie einige Berufungen in den 1970er Jahren, in die Länge. Erst 1976 wurde die Professur mit Friedrich Beißer (1934–2019) neu besetzt. Vorhergegangen war eine zum Teil heftige Auseinandersetzung zwischen dem Dekan Egon Brandenburger und der Universitätsleitung.⁵⁰ Die zweite Professur für Systematische Theologie hatte seit 1949 Werner

könne, vgl. die Dokumentation bei Post Bultmann Locutum. Eine Diskussion zwischen Professor D. Helmut Gollwitzer – Berlin und Professor D. Herbert Braun – Mainz [...]. Hg. von Horst Symanowski. Hamburg 1965. Vgl. außerdem den Beitrag von Friedrich Wilhelm Horn in diesem Band.

48 Gerhard Ebeling war in diesem Zusammenhang auf Platz 1 gewesen. Werner Wiesner verfasste aber ein Sondergutachten, um dessen Berufung zu verhindern. Wiesner begründete seine Ablehnung der Liste mit den Erfahrungen aus der Zeit des Kirchenkampfes. Es sei ihm unbegreiflich und betrüblich, »daß Männer, die einst im Kirchenkampf sich in vorderster Linie dafür eingesetzt haben, daß die christliche Verkündigung nach Schrift und Bekenntnis in der Kirche nicht angetastet werde und daß nach der Barmer Theologischen Erklärung Jesus Christus das Wort Gottes ist, ohne mit der Wimper zu zucken, eine Theologie tolerieren, an der sowohl die göttliche Herrenmajestät Jesu Christi, wie die Heilsbedeutung seines Kreuzes und seine Auferstehung aus dem christlichen Glauben ausgeschaltet werden.« Vgl. Universitätsarchiv Mainz (UA.Mz), Best. 106-103, Werner Wiesner an Joachim Beckmann, 02.03.1960. Wiesner schlug in seinem Sondervotum vor, entweder Gerhard Gloege aus der DDR zu berufen, oder aber Pannenberg auf Platz 1 zu setzen. Paul Althaus hatte aus Erlangen zudem probiert, den konservativen Wenzel Lohff nach Mainz zu lotsen. Zu Delekat vgl. Henrik Simojoki: Evangelische Erziehungsverantwortung. Eine religionspädagogische Untersuchung zum Werk Friedrich Delekats (1892–1970). Tübingen 2008, sowie Wolfgang Breul: Die Anfänge des Fachs Systematische Theologie an der Universität Mainz nach dem Zweiten Weltkrieg. In: Fides quaerens intellectum. Festschrift für Walter Dietz. Hg. von Jutta Koslowski und Thorsten A. Leppek. Leipzig 2020, S. 17–47, zu Delekat S. 39–47. Vgl. insbesondere auch den Artikel von Walter Dietz und Torsten Leppek in diesem Band.

49 Vgl. die Unterlagen in UA.Mz, Best. 106-108.

50 Es gab vor allem auch rechtliche Bedenken gegen diese Hausberufung, die an verschiedenen Stellen wohl allzu forciert vorangebracht worden war. Mitglieder des Fachbereichsrates wie Albrecht Grözing, Wolfgang Stegemann und andere formulierten ihre Bedenken in einer Stellungnahme vom 10.06.1975, die sie über den Dekan an den Universitätspräsidenten richteten, vgl. UA.Mz, Best. 106-108, Mitglieder des Fachbereichsrates an den Präsidenten Prof. Dr. Schneider, 10.06.1975.

Wiesner (1902–1974) inne, der 1968 in den Ruhestand ging. Sein Nachfolger wurde Dietrich Ritschl (1929–2018), der bis 1983 in Mainz blieb.

In der Kirchengeschichte erfolgte im Wintersemester 1961/62 der Ruf an Rudolf Lorenz (1914–2003), der von Haus aus Patristiker war und bis 1979 eine Professur für Territorialkirchengeschichte innehatte.⁵¹ Zu den Gründungsmitgliedern gehörte sein Vorgänger Walther Völker (1896–1988), der 1961 emeritiert wurde. Zum ordentlichen Professor ernannt wurde 1959 der prominente Pietismusforscher Martin Schmidt (1909–1982), der 1967 allerdings nach Heidelberg wechselte. Sein Nachfolger wiederum war Gustav Adolf Benrath (1931–2014), der diese Position bis 1997 behielt. Benrath war auf Platz 3 der Liste, vor ihm waren, auf Betreiben des Dekans Christoph Barth, zwei Schweizer platziert worden.⁵² Sowohl Joachim Staedtke (1926–1979) aus Zürich als auch Max Geiger (1922–1978) in Basel wollten ihre Positionen aber nicht für Mainz verlassen.

Zuvor war allerdings in einer vorhergegangenen Liste die Berufung des Greifswalder Professors Ernst Kähler (1914–1991) gescheitert. Kähler war ein Luther-Experte sowie während der Zeit des Nationalsozialismus in der »Bekennenden Kirche« aktiv gewesen. Eine Berufung konnte nicht erfolgen, weil Kähler von der SED nicht die Erlaubnis erhielt, nach Mainz zu wechseln.⁵³ Neben Kähler stand mit Joachim Rogge (1929–2000) ein weiterer Theologe aus der DDR auf Platz 2 der Liste. Das hatte in den Kirchenleitungen gewisse Vorbehalte evoziert, die auch dem Rektorat der Universität übermittelt worden waren. Manfred Mezger (1911–1996) erklärte in einem Brief vom 23. November 1967 die Beweggründe der Fakultät für diese Liste. Sie sei der Meinung, »daß es, gerade für Hochschullehrer in Ost-Berlin und in der DDR ein bedeutendes Positivum sein kann, zu sehen, daß sie von der Möglichkeit einer Berufung nicht etwa aus Gründen der politischen Situation ausgeschlossen, sondern grundsätzlich bei

51 Hierbei handelte es sich um die Position für »Alte Kirche«, bedenkt man, dass 1979 dann der Patristiker Gerhard May als Nachfolger Lorenz' berufen worden ist.

52 Die Assistenten votierten im Übrigen für den auf Platz 3b platzierten Klaus Scholder, da dieser nicht nur wissenschaftlich brillant sei, sondern auch immer wieder Verbindungen zu den Nachbardisziplinen suche und die Gegenwartsbedeutung der kirchenhistorischen Arbeit im Blick habe und damit auch ihre seit Barth in Frage gestellte Relevanz für die Theologie deutlich herausarbeite, vgl. das Votum von Frank Heinselmann und Martin Ferckel. In: UA.Mz, Best. 106-105. Zuvor hatte sich auch schon die Fachschaft für Scholder eingesetzt, da dieser ein außerordentlich gutes Verhältnis zur Studierendenschaft in Tübingen pflege und sein Lehrstil dort sehr gelobt werde, nicht zuletzt dessen »Klarheit und Sachstrenge« sowie »pädagogische Qualität«. Der Dekan Mezger dichtete hierzu auf einem angehängten Zettel: »Wählet den Einen; nehmt den Klaus, Dann seid Ihr aus allem raus. Eh's die Fakultät bedacht [,] Hat's die Fachschaft schon gemacht... Mainz 16.5.67, Mit leichtem Schmunzeln [...]« (Ebd.).

53 Vgl. für diesen Vorgang UA.Mz, Best. 106-105.

der Listenbildung im Spiel sind.«⁵⁴ Die schwierigen Entscheidungen über die Annahme eines solchen Rufs müsse man zudem den Kollegen im Osten schon selbst überlassen.

Quer zu diesen beiden Professuren stand die dezidiert territorialkirchengeschichtlich ausgerichtete Position von Heinrich Steitz (1907–1998), der als ausgewiesener Experte der Kirchengeschichte in Hessen und Nassau galt. Als solcher war er zunächst außerplanmäßiger Professor (1965–1968), ehe er dann bis 1971 zum Wissenschaftlichen Rat und Professor gemacht wurde und dann erst zum ordentlichen Professor.

Die erste Berufung des hier im Blick stehenden Zeitraums im Bereich der Praktischen Theologie war sogleich eine besonders wichtige, nicht zuletzt im Hinblick auf die Fragestellung dieses Beitrages. Zum Wintersemester 1962/63 berief man Gert Otto (1927–2005). Otto blieb bis zu seiner Emeritierung 1992 in Mainz und prägte die Fakultät wesentlich mit.⁵⁵ Hingewiesen werden muss aber auch auf Manfred Mezger, der zwischen 1958 und 1973 die andere praktisch-theologische Professur innehatte. Auch wenn in der Praktischen Theologie an der Fakultät also bis in die Mitte der 1970er Jahre große Kontinuität herrschte, war die Nachfolge Mezger die Neubesetzung, um die sich besonders heftige Auseinandersetzungen entsponnen. Insbesondere eine Gruppe Studierender um Albrecht Grözinger (geb. 1949), Renate Clabes (gest. 1981), Henning Luther (1947–1991) – die beiden letztgenannten heirateten 1972 – sowie Joachim Schließer setzte sich intensiv für eigene Kandidaten ein, die ein eindeutiger »linkes«, respektive liberales Profil mitgebracht hätten, wie beispielsweise Hans-Jürgen Benedict (geb. 1941).⁵⁶ Eine Liste, auf der Letzterer auf Platz 1 gewesen war, platzte. Es schloss sich ein längerer Rechtsstreit an, weil der Dekan Ferdinand Hahn im Anschluss probierte, den kurhessischen Propst Rudolf Gebhardt (1928–1988) unter Umgehung eines Berufungsverfahrens nach Mainz zu holen. Am Ende erging der Ruf im Jahr 1979 an Rainer Volp (1931–1998).

1975 erfolgte der Ruf des Schweizers Werner Kohler (1920–1984) auf eine Professur für Missionstheologie und Religionswissenschaft. Kohler folgte Walter Holsten (1908–1982) nach, der der Inhaber dieser zunächst als Stiftungsprofessur installierten Position gewesen war. Seit 1949 gab es zudem eine Professur für Christliche Orientalistik, die bis 1972 Eugen Ludwig Rapp (1904–1977) innegehabt hatte. Sein Nachfolger wurde Günter Mayer (1936–2004), mit dem die

54 UA.Mz, Best. 106-105, Brief von Manfred Mezger an das Ministerium für Unterricht und Kultus, 23. 11. 1967.

55 Otto war auf dem zweiten Listenplatz, der erstplatzierte Hans Werner Surkau konnte »wegen der Dreijahresklausel [...] nicht realisiert werden«, vgl. die Aktennotiz vom 05.09.1962, UA.Mz, Best. 106-105.

56 Für wichtige Hinweise zu den Motiven der Fachschaft und der Stimmung an der Evangelisch-Theologischen Fakultät in dieser Zeit danke ich Prof. Dr. Albrecht Grözinger (Basel) herzlich.

Professur ihr bis heute erhaltenes jüdisches Profil erlangte und auch die entsprechende Denomination erhielt.

Auffällig, wenn auch nicht ungewöhnlich, ist die vollständige Abwesenheit von Frauen auf der Ebene der Professuren, was allerdings keine Eigenheit der Evangelischen Theologie ist.⁵⁷ Ein kursorischer Blick auf die Assistenten- und Mitarbeiterstellen legt nahe, dass es auch auf dieser Ebene lange nicht signifikant besser ausgesehen hat. Dies änderte sich im Grunde erst 1971 und auch nur ansatzweise mit der Ernennung Luise Schottroffs zur außerplanmäßigen Professorin. Zwischen 1973 und 1986 war sie dann Wissenschaftliche Rätin und Professorin, was aber eben keine »ordentliche« Professur darstellte. Diese konnte sie dann erst im Anschluss an der Universität Kassel erreichen. Ihre Mainzer Zeit war von vielfältigen Auseinandersetzungen und Anfeindungen geprägt. In eine ähnliche Richtung gingen die Bemühungen, einen Lehrauftrag Dorothee Sölles in Mainz zu verhindern.⁵⁸

Mit diesen Diskussionen sind wir bei der schwierigen Frage, was diese Berufungen – und ebenso die Nichtberufungen – über das theologische Profil der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Mainz im Hinblick auf die hier verfolgte Fragestellung austragen. Zudem sind wohl auch nicht alle Teilfächer der Evangelischen Theologie in gleicher Weise geeignet um eine Zuordnung, die sich oftmals an politischen Kategorien wie »links« und »rechts« orientiert, zu ermöglichen. In Sachen Zeitdeutung exponierten sich vor allem Systematische und Praktische Theologen, die die Verschiebungen auf dem religiösen Feld beobachteten, beeinflussten und in nicht unwesentlichem Maße prägten.⁵⁹

Zur Rekonstruktion des Profils können an dieser Stelle nur die Publikationen herangezogen werden, die die Mainzer Professorenschaft in dieser Zeit veröffentlichte. Soweit ich sehen kann, konzentrierten sich die alttestamentlichen Exegeten in dieser Zeit vor allem auf ihr Kerngeschäft, nämlich die Auslegung der Schriften der Hebräischen Bibel sowie auf archäologische Themenkomplexe; letztere waren eine bis in die unmittelbare Vergangenheit reichende Besonderheit der alttestamentlichen Forschung in Mainz.⁶⁰ Zu denken ist hier an Volkmar

57 Zur Universitätsgeschichte vgl. Frank Hüther: Diversität und Korpsgeist. Die Berufung der ersten Mainzer Professoren. In: 75 Jahre Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Universität in der demokratischen Gesellschaft. Hg. von Georg Krausch. Regensburg 2021, S. 364–377.

58 Vgl. hierzu mit weiteren Hinweisen zu den Quellen Esther Kobel: »Links und eine Frau – das muß bestraft werden«. Kontroversen um einen Lehrauftrag für Dorothee Sölle an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der JGU Mainz in den frühen Siebzigerjahren. In: Mainzer Theologische Zeitschrift (2021), S. 97–121. Zu Sölle vgl. jetzt auch Konstantin Sacher: Dorothee Sölle auf der Spur. Annäherungen an eine Ikone des Protestantismus. Leipzig 2023.

59 Vgl. Benedikt Brunner: Volkskirche. Zur Geschichte eines evangelischen Grundbegriffs (1918–1960). Göttingen 2020 (= Arbeiten zur Kirchlichen Zeitgeschichte, Reihe B: Darstellungen 77).

60 Vgl. dazu den Beitrag von Wolfgang Zwickel in diesem Band.

Fritz (1938–2007), der sich 1973 in Mainz habilitierte und bis zu seiner Berufung nach Gießen 1987 hier wirkte. In dieser Tradition steht auch der seit 1998 in Mainz tätige Wolfgang Zwickel (geb. 1957). Präsenzer in der Öffentlichkeit waren die Neutestamentler, allen voran Herbert Braun, auf dessen Auseinandersetzung mit Helmut Gollwitzer schon hingewiesen worden ist.⁶¹ Luise Schottroff und die Kontroverse um ihre Berufung sind sicherlich ein Thema, das großes Interesse auf sich gezogen hat.⁶² Egon Brandenburger hat sich seit den frühen 1970ern intensiv mit der Friedenthematik beschäftigt, wobei noch offen ist, ob damit auch ein Engagement in der Friedensbewegung verbunden gewesen ist.⁶³ Bei den Kirchenhistorikern wiederum ist es außerhalb der fachlichen Beschäftigung mit ihren Forschungsschwerpunkten ebenfalls eher ruhig.

Otto und Mezger in der Praktischen Theologie waren hingegen sehr aktive Deuter der Kirche ihrer Zeit. Mezger hatte schon 1957 ein grundlegendes Werk zu den Amtshandlungen der Kirche verfasst, das eine gewisse Rolle in den Kirchenreformdiskussionen der 1960er Jahre spielte.⁶⁴ In den 1960er Jahren beschäftigte ihn das Thema der Sprachfähigkeit der Kirche, also die Frage, wie die Kirche in einem zunehmend unkirchlichen Umfeld weiterhin plausibel kommunizieren könne.⁶⁵ Für die Entwicklung einer »verständlichen Theologie«, die er sich damit zum Ziel setzte, ging es ihm allerdings vor allem um die Vermittlung zwischen Theologie und Gemeinde bzw. Kirche. Eine organisierte Kirche dürfe den lebendigen Glauben und dessen Ausdrucksformen nicht im Wege stehen,⁶⁶ denn: »Die lebendige Gemeinde [...] hat Grund, sich ihre Freiheit teuer sein zu

61 Vgl. aber auch die Beiträge in *Neues Testament und christliche Existenz*. Festschrift für Herbert Braun zum 70. Geburtstag. Hg. von Hans-Dieter Betz. Tübingen 1973.

62 Vgl. Esther Kobel: Seminarpapieraffäre, Solidaritätsaktionen und Sozialgeschichte. Ein Portrait der Neutestamentlerin Luise Schottroff in Mainz. In: *Frauen an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz (1946–2022)*. Historische, biographische und hochschulpolitische Perspektiven. Hg. von Christian George, Sabine Lauderbach und Livia Prüll. Göttingen 2023 (= Beiträge zur Geschichte der Universität Mainz. Neue Folge 19), S. 129–163.

63 Vgl. einige Beiträge in Egon Brandenburger: *Studien zur Geschichte und Theologie des Urchristentums*. Stuttgart 1993; ders.: *Frieden im Neuen Testament*. Grundlinien des urchristlichen Friedensverständnisses. Gütersloh 1973.

64 Vgl. Manfred Mezger: *Die Amtshandlungen der Kirche als Verkündigung, Ordnung und Seelsorge*. Bd. 1: *Die Begründung der Amtshandlungen*. München 1957. Ein zweiter Band erschien nie. Verfasst hatte Mezger dieses Buch noch in Westberlin. In den 1960ern beteiligte sich Mezger an der Debatte über die Aufhebung der Kindertaufe, vgl. Gerhard Koch, Günther Harder, Helmut Gollwitzer, Manfred Mezger, Markus Barth, Ernst Volk und Heinz Bernau: *Thesen über Kinder- und Mündigen-Taufe*. In: *Pastoraltheologie* 57 (1968), S. 357–386.

65 Vgl. z.B. Manfred Mezger: *Verkündigung heute*. Elf Versuche in verständlicher Theologie. Hamburg 1966; ders.: *Ruf und Antwort*. Lesepredigten. Hamburg 1968; ders.: *Glaube und Sprache*. 2. Aufl. Schwäbisch Gmünd 1963.

66 Vgl. Mezger: *Verkündigung*, S. 89f.

lassen und ihren Gebrauch nicht zu fürchten; vor allem: ihre Freiheit nicht einfach an anonyme Verbände zu übertragen.«⁶⁷

Unkritischer Glaube sei Aberglaube, deswegen sei ein »Kritischer Glaube« das zukunftsträgigere Modell.⁶⁸ Einen Band, der Rundfunkbeiträge von ihm unter diesem Titel versammelte, wollte Mezger als Zwischenrufe verstanden wissen, wie sie in der gewöhnlichen Predigt bedauerlicherweise nicht möglich seien.⁶⁹ Gleich der erste Beitrag beschäftigt sich mit der Frage, wer die Kirche eigentlich kontrolliere.⁷⁰ Damit diskutiert Mezger einen Punkt, der ebenfalls im Rahmen der zeitgenössischen Kirchenkritik und -reformdebatten eine große Rolle gespielt hat.⁷¹ Mezgers Rolle in diesem Kontext, etwa auch auf institutioneller Ebene, müsste noch weiter nachgegangen werden.

Bei Gert Otto spielten bekanntlich Rhetorik und die Sprache eine große Rolle, nicht nur in dem homiletischen Ansatz, der sich mit seinem Namen verbindet.⁷² Daneben waren Fragen des Religionsunterrichts sowie der Konfirmation ein Forschungsschwerpunkt von Otto. Im Verlauf der 1960er Jahre rückten dann bei ihm ebenfalls die Auseinandersetzung mit der Kirche sowie die Wandlungsprozesse auf dem religiösen Feld stärker in den Vordergrund. Dies mag an zwei Beispielen kurz exemplifiziert werden. Interessant ist zum einen, wie positiv Otto in seinem Band über die unterschiedlichen rhetorischen Profile die Predigtweise des Linksprotestanten Helmut Gollwitzer analysiert und sie treffend als »politische Parteinahme« qualifiziert.⁷³ Nicht zu unterschätzen ist Ottos Bedeutung für die Religionspädagogik. Er gab wichtige Impulse für die Wende von der Evangelischen Unterweisung hin zu einem Hermeneutischen Religionsunter-

67 Mezger: Verkündigung, S. 95f.

68 Vgl. Manfred Mezger: Kritischer Glaube. Olten, Freiburg i. Br. 1969 (= Theologia publica 11).

69 Vgl. Mezger: Kritischer Glaube, S. 7.

70 Vgl. Mezger: Kritischer Glaube, S. 9–16.

71 Vgl. z. B. Götz Harbsmeier: Wer vertritt die Kirche? Zum Problem der kirchlichen Repräsentanz. In: Theologie und Wirklichkeit. Festschrift für Wolfgang Trillhaas zum 70. Geburtstag. Hg. von Hans Walter Schütte und Friedrich Wintzer. Göttingen 1974, S. 51–67. Zur politischen Verortung von Mezger vgl. Resignation schmeckt nach gar nichts. Politisch-theologische Auseinandersetzung mit Manfred Mezger aus Anlaß seiner Emeritierung. Hg. von Albrecht Grözinger. Mainz 1976.

72 Vgl. u. a. Gert Otto: Predigt als Rede. Auf dem Weg zu einer neuen Homiletik. In: Theologia Practica 11 (1976), S. 82–89; ders.: Predigt als Rede. Über die Wechselwirkungen von Homiletik und Rhetorik. Stuttgart 1976; ders.: Von geistlicher Rede. Sieben rhetorische Profile. Gütersloh 1979; ders.: Wie entsteht eine Predigt? Ein Kapitel praktischer Rhetorik. München 1982; ders.: Predigt als rhetorische Aufgabe. Homiletische Perspektiven. Neukirchen-Vluyn 1987.

73 Vgl. Otto: Rede, S. 107–123; ferner hierzu Benedikt Brunner: Parteilich predigen. Helmut Gollwitzer als Impulsgeber für die Predigtpraxis heute. In: Er ist unser Friede. Lesepredigten. Trinitatis bis letzter Sonntag des Kirchenjahres 2023. Textreihe V/2. Hg. von Maike Schult. Leipzig 2023, S. 13–19.

richt.⁷⁴ Zum anderen verfasste Otto in den »Themen der Theologie«, einer populären Reihe des Kreuz-Verlages, den Band über die Vernunft. Diese helfe dem Glauben zur Praxis. Im Zentrum steht aber das Stichwort der Veränderung. Veränderung des Glaubens, Gottes, des Gebets, der Kirche, des Gottesdienstes und der Sakramente beschreibt er als notwendige Entwicklungsprozesse hin zu einem neuen und zeitgemäßen Glaubensverständnis.⁷⁵ Seine These zur Kirche lautete: »Vernünftiger Glaube erkennt die Relativität der Kirche und fragt nach ihrer gesellschaftlichen Funktion. Das ist die Absage an autoritär-klerikales Kirchenverständnis.«⁷⁶ Sie werde in der Öffentlichkeit oftmals – und auch nicht zu Unrecht – »als Hort des Bestehenden und des Beständigen«⁷⁷ bezeichnet; umso wichtiger sei es, dass sich auch in ihr und an ihr Veränderungen vollzögen. Er versucht im Weiteren dann eine Antwort darauf zu geben, wie die Kirche der Zukunft aussehen müsste. Seiner Ansicht nach sei es erforderlich, dass die Kirche sich als öffentliches Forum verstehe, in dem unterschiedliche Stimmen gehört werden könnten und zugleich auch die Christen außerhalb und an den Rändern der Kirche besser adressiert werden könnten. Die Frage nach der Zukunft der Kirche vor dem Hintergrund der »Planungseuphorien« der 1960er Jahre war also eine, die auch von Mainz aus einer Beantwortung zugeführt werden sollte.⁷⁸ Über die Rezeption der Mainzer Stimmen im gesamtdeutschen Zusammenhang ist allerdings bislang noch wenig bekannt. In der eigenen Fakultät gab es mit Gerhard Sauter aber auch eine kritische Stimme gegenüber dem »Planungseifer ohne Theorie«, dem die entsprechenden Debatten häufig nicht theologisch genug waren.⁷⁹

In der Systematischen Theologie in Mainz schlugen sich die geistes- und theologiegeschichtlichen Rahmenbedingungen dahingehend nieder, dass die Zeit selbst in ihren unterschiedlichen Relationen verstärkt zum Thema geworden

74 Vgl. z. B. Antje Roggenkamp: Gert Otto – ein vergessener Religionspädagoge? Aspekte seiner (Ver-)Wandlungen. In: *Praktische Theologie* 42 (2007), H. 1, S. 23–32.

75 Gert Otto: *Vernunft. Aspekte zeitgemäßen Glaubens*. Stuttgart, Berlin 1970 (= *Themen der Theologie* 5).

76 Otto: *Vernunft*, S. 103.

77 Ebd.

78 Vgl. beispielsweise Jürgen Moltmann: *Hoffnung und Planung*. In: *Modelle der Gesellschaft von morgen*. Göttingen 1966 (= *Evangelisches Forum* 6), S. 67–87; Helmut Gollwitzer: *Aussichten des Christentums*. München 1965, vgl. hierzu insgesamt Benedikt Brunner: *Protestantische Prognostik*. Georg Picht, Helmut Gollwitzer und die Frage nach der »Zukunft des Christentums«. In: *Prophetie, Prognose und Politik. Personengeschichtliche Perspektiven zwischen Antike und Neuzeit*. Hg. von Christian Hoffarth und Stefan Brenner. Frankfurt a. M. 2022 (= *Bensheimer Forschungen zur Personengeschichte* 5), S. 95–122.

79 Vgl. Gerhard Sauter: *Planungseifer ohne Theorie. Theologische Anfragen zur Reform kirchlicher Strukturen*. In: *Evangelische Kommentare* 4 (1971), S. 189–195; ferner ders.: *Kirche als Gestalt des Geistes. Das theologische und soziologische Problem der Institutionalität christlicher Gemeindebildung*. In: *Evangelische Theologie* 38 (1978), S. 358–369.

ist.⁸⁰ Sauter selbst hatte sich in seiner Göttinger Habilitationsschrift in umfassender Weise der Zukunftsthematik gewidmet und damit ein brandaktuelles Thema in den Blick genommen.⁸¹ Wolfhart Pannenberg hat in den Mainzer Jahren auf seine Weise die Grundlagen für eine Neubewertung der Geschichte für die Theologie unternommen. Mehrere Bände, nicht zuletzt auch der epochale Sammelband *Offenbarung als Geschichte* entstanden in Mainz.⁸² Friedrich Beißer hatte ebenfalls ein ausgewiesenes Interesse an der Eschatologie, auch wenn das entsprechende Grundlagenwerk erst 1993 erschien.⁸³

Wie intensiv und kontrovers um Berufungen beziehungsweise Persönlichkeiten an der Mainzer Fakultät gestritten werden konnte, zeigen insbesondere die zum Teil hitzigen Debatten um die Theologinnen Luise Schottroff und Dorothee Sölle. Schottroff lehrte ab 1961 an der Mainzer Fakultät und war für lange Zeit die einzige Frau im Lehrkörper.⁸⁴ Sie war an vielen Stellen die Erste, die die einzelnen wissenschaftlichen Hürden übersprang, und dies in einem Umfeld, das ihr keineswegs immer freundlich gesonnen war.⁸⁵ 1961 war Schottroff Assistentin am Lehrstuhl von Herbert Braun geworden, sie war damals die einzige Assistentin, Professorinnen gab es an der Fakultät zu diesem Zeitpunkt keine.

Schottroffs Habilitation mit dem Titel *Der Glaubende und die feindliche Welt: Beobachtungen zum gnostischen Dualismus und seiner Bedeutung für Paulus und das Johannesevangelium* wurde 1969 von der Fakultät angenommen. Im selben Jahr wurde sie zur außerplanmäßigen Professorin berufen und war entschlossen, die Nachfolge ihres ebenfalls nicht unumstrittenen Lehrers Herbert Braun anzutreten.⁸⁶ Das Verfahren ist jenes, das zur oben geschilderten Berufung von

80 Dies gilt auch schon für Werner Wiesner, vgl. ders.: Christlicher Glaube und modernes Weltbild. In: Neue Zeitschrift für systematische Theologie 3 (1961), S. 346–370; ders.: Die Welt im Verständnis des christlichen Glaubens. Heidelberg 1964.

81 Vgl. Gerhard Sauter: Zukunft und Verheissung. Das Problem der Zukunft in der gegenwärtigen theologischen und philosophischen Diskussion. Zürich, Stuttgart 1965.

82 Vgl. Offenbarung als Geschichte. Hg. von Wolfhart Pannenberg. Göttingen 1961; ders.: Grundfragen systematischer Theologie. Gesammelte Aufsätze. Göttingen 1967; ders.: Was ist der Mensch? Die Anthropologie der Gegenwart im Lichte der Theologie. Göttingen 1962; ders.: Grundzüge der Christologie. Gütersloh 1964.

83 Vgl. Friedrich Beißer: Hoffnung und Vollendung. Gütersloh 1933 (= Handbuch Systematischer Theologie 15). Einen ganz eigenen Ansatz entwickelte Dietrich Ritschl, dessen ökumenisches Engagement dringend noch einer eingehenderen Untersuchung bedürfte. Nicht zuletzt brachte er auch Ideen aus der angelsächsischen Tradition mit nach Mainz, vgl. Dietrich Ritschl: »Story« als Rohmaterial der Theologie. München 1976. An den Reformdebatten dieser Zeit scheint er sich aber zumindest in der Mainzer Zeit wenig bis gar nicht beteiligt zu haben.

84 Vgl. hierzu und zum Folgenden Kobel: Seminarpapieraffäre (Anm. 62).

85 Kobel weist außerdem darauf hin, dass an der Evangelisch-Theologischen Fakultät bis heute nur eine Hand voll Frauen berufen worden sind, davon drei im Neuen Testament (vgl. Kobel: Seminarpapieraffäre, S. 129).

86 Vgl. Kobel: Seminarpapieraffäre, S. 134.

Egon Brandenburger führte. Zu den 19 Bewerbern gehörte auch Luise Schottroff. Gegen ihre Bewerbung und mit dem Ziel, sie zu verleumden, kam es zur sogenannten Seminarpapieraffäre. Ein theologisch umstrittenes Arbeitspapier, das im Übrigen von Schottroff selbst scharf kritisiert worden war, wurde vervielfältigt und an verschiedene Kirchenleitungen gesendet. Dabei wurde es so gekennzeichnet, als handle es sich um Aussagen von Schottroff selbst.⁸⁷ Der Diffamierungsversuch, der weite Kreise zog – unter anderem warnte der rheinische Präses Joachim Beckmann (1901–1987) seinen westfälischen Kollegen Hans Thimme (1906–2006) vor Schottroff, als diese für einen Lehrauftrag an der Universität Bochum vorgesehen war⁸⁸ – wurde in Mainz selbst nur zufällig bekannt und schlug dort hohe Wellen, die Esther Kobel (geb. 1977) detailliert rekonstruiert hat.

Schottroff wandte sich in einem Brief an den Rektor der Universität, Peter Schneider (1920–2002), der ihrem dort formulierten Schutzbegehren nachkam und eine Richtigstellung in dieser Sache an alle deutschen Kirchenleitungen weitergab; Gert Otto übernahm es als Prodekan, diesen Brief an alle evangelisch-theologischen Fakultäten weiterzuleiten. Beide Initiativen hatten wohl das erklärte Ziel, Schaden von ihrer Person abzuhalten.⁸⁹ Mit großer Solidarität setzte sich die Studierendenschaft für Schottroff ein. Die ganze Angelegenheit erhielt zudem ungewöhnlich große Aufmerksamkeit von Seiten der Presse. Auch wenn der Versuch, Schottroff als Verfasserin dieses Papiers darzustellen und damit ihre Berufung zu verhindern, wie Esther Kobel gezeigt hat, als gescheitert gelten kann, war doch erheblicher Schaden angerichtet und der Widerstand gegen ihre Berufung innerhalb des Professoriums ungebrochen.⁹⁰ Eine Mehrheit der Professoren legte gegen die Liste, die Schottroff auf den ersten Platz gesetzt hatte, ein Veto ein.⁹¹ Damit war ihre Berufung endgültig gescheitert.

Die Studierendenschaft protestierte öffentlichkeitswirksam mit einer Besetzung des Dekanats. Der Ministerpräsident von Rheinland-Pfalz Helmut Kohl (1930–2017) bezeichnete daraufhin die gesamte Fakultät als »rote Zelle«.⁹² Neben

87 Vgl. Kobel: Seminarpapieraffäre, S. 134f.

88 Vgl. Kobel: Seminarpapieraffäre, S. 135.

89 Vgl. Kobel: Seminarpapieraffäre, S. 135f.

90 Vgl. Kobel: Seminarpapieraffäre, S. 138.

91 Zu den Details vgl. Kobel: Seminarpapieraffäre, S. 138: »In der Sitzung des Berufungsausschusses am selben Tag setzt eine Mehrheit des Ausschusses aus Vertretern der Studierenden, der Assistierenden und Professoren die Privatdozentin Luise Schottroff auf den ersten Platz der Berufungsliste mit 8:7 Stimmen (bei Enthaltung des Dekans). Sofort nach dieser Abstimmung legte allerdings eine Mehrheit der Professoren ein Veto gegen Luise Schottroff ein. Das Vetorecht wird ihnen im neuen, erst am 22. Dezember 1970 in Kraft getretenen Hochschulgesetz eingeräumt. [...] Das Veto hat endgültige und nicht bloß aufschiebende Wirkung.«

92 Zitiert nach Kobel: Seminarpapieraffäre, S. 139.

einer ganzen Reihe von Gründen für die Nichtberufung, »wie die noch unveröffentlichte Dissertation, die Luise Schottroff zudem nicht im Neuen Testament verfasst hatte, [...], oder ihre Verbindung zum radikal-existentialen Herbert Braun, oder auch die Tatsache, dass ihre Wahl eine Hausberufung gewesen wäre (wobei solche zu dieser Zeit nachweislich nicht selten praktiziert wurden)«⁹³, werden vor allem politische Gründe ausschlaggebend gewesen sein.

Dies belegt gewissermaßen auch die Kontroverse um den Lehrauftrag für Dorothee Sölle an der Mainzer Evangelisch-Theologischen Fakultät am Anfang der 1970er Jahre, die unter dem Stichwort »Fall Sölle« firmiert.⁹⁴ Sölle war 1968 von Assistierenden und Studierenden ins Gespräch für die Berufung auf einen systematisch-theologischen Lehrstuhl gebracht worden, was zwar scheiterte, ihr wurde aber ein Lehrauftrag in Aussicht gestellt. Der Antrag kam von den beiden Direktoren des Seminars für Praktische Theologie, Manfred Mezger und Gert Otto, und wurde von den habilitierten Nichtordinarien der Fakultät unterstützt. Verortet war der Lehrauftrag im Themengebiet »Theologie und Grenzgebiete«.⁹⁵ Er wurde 1971, bislang unüblich, als zeitlich begrenzter Lehrauftrag eingerichtet, was einen Kompromiss gegenüber den konservativen Professoren an der Fakultät darstellte.

Sölles Lehrveranstaltungen waren unter den Studierenden sehr beliebt, aber die letztgenannte Gruppe unter den Professoren, allen voran der Neutestamentler Ferdinand Hahn, versuchte Sölle loszuwerden. Bereits im Frühjahr 1972 regte sich Widerstand gegen sie.⁹⁶ Dafür erkundigte sich die Professorenschaft vor allem nach verwaltungstechnischen und rechtlichen Wegen, um ihr den Lehrauftrag nicht länger zuzusprechen. Verschiedene Professoren waren wohl zudem davon überzeugt, dass es Sölle an der fachlichen Qualifikation mangle, oft aber mit eher fadenscheinigen Begründungen.⁹⁷ Eine sehr lautstarke Gruppe der Studierenden machte im Gegenzug deutlich, wie sehr man Sölle und ihre Lehrveranstaltungen schätze. Luise Schottroff und Dorothee Sölle standen in einem engen Austausch miteinander.⁹⁸ Man ordnete hier die Auseinandersetzung zunehmend in die Kategorien »rechts« und »links« ein. Helmut Gollwitzer (1908–1993), der wohl führende Linksprotestant seiner Zeit, der selbst eine in-

93 Kobel: Seminarpapieraffäre, S. 143.

94 Vgl. hierzu Kobel: »Links und eine Frau – das muß bestraft werden« (Anm. 58).

95 Vgl. Kobel: »Links und eine Frau – das muß bestraft werden«, S. 98.

96 Vgl. Kobel: »Links und eine Frau – das muß bestraft werden«, S. 102.

97 Vgl. Kobel: »Links und eine Frau – das muß bestraft werden«, S. 106 mit einer Gedankennotiz von Luise Schottroff über eine Fachbereichsratssitzung.

98 Vgl. den Beitrag von Esther Kobel in diesem Band: »Vorwärts und nie vergessen«. Mainz als Wurzel für eine langjährige Zusammenarbeit und Freundschaft zwischen Luise Schottroff und Dorothee Sölle.

haltlich kritisch-interessierte Auseinandersetzung mit Sölles Buch *Stellvertretung* geführt hatte, schrieb an Luise Schottroff:

»Jede theologische Fakultät müßte sich glücklich schätzen, eine solche Mitarbeiterin in ihrem Kreise zu haben, die die gegenwärtige Relevanz des Evangeliums den Studenten so zu verdeutlichen vermag, und was der Fakultät dabei theologisch fehlen könnte, können ja andere ergänzen. Über die Qualifikation von Frau Sölle, die so unermüdlich weiterarbeitet, kann im Ernste doch wohl kein Zweifel sein. Ihre Darstellung Jean Pauls in ihrem neuen Buche »Realisation« z. B. ist das Beste, was ich über Jean Paul kenne – und ich meine, bei diesem Gegenstand ein wenig mitreden zu können. Das Buch ist eine Leistung, die in einer Zeit, in der m. E. Theologie vornehmlich interdisziplinär getrieben werden muß, das lebhafteste Interesse einer theologischen Fakultät finden sollte.«⁹⁹

Die Debatten über Sölle und die Frage nach der Verlängerung oder Nichtverlängerung ihres Lehrauftrags bewegten über einige Jahre die Gemüter, die auch durch mitunter prominente Pressemitteilungen und Zeitungsberichte angeheizt wurden. Der Streit kam erst zu einem Ende, als Sölle einen Ruf an das Union Theological Seminary nach New York City annahm.

Betrachtet man den Umgang mit Luise Schottroff und die Kontroversen um einen bloßen Lehrauftrag an Dorothee Sölle, dann wird deutlich, dass es einerseits eine große Anzahl von Fakultätsmitgliedern unterhalb der Professorenebene gab, die von den gesellschafts- und kirchengeschichtlichen Entwicklungen bewegt worden war, sich Veränderungen wünschte und für diese ganz aktiv eintrat. Andererseits waren die Beharrungskräfte gerade auf der Professorenebene groß, wobei die Motive bei jeder Berufung oder gescheiterten Berufung im Grunde so detailliert aufgearbeitet werden müssten, wie das am Beispiel von Schottroff und Sölle unlängst geschehen ist.

4. Schluss

Dieser Beitrag wollte eruieren, ob und inwiefern die gesellschaftlichen und kirchen- und theologiegeschichtlichen Entwicklungen der »langen 1960er Jahre« sich in Mainz in der Berufungspraxis niedergeschlagen haben. Zumindest auf den ersten Blick hatte die »Revolution« keinen Platz im beschaulichen Mainz. Gegen den tatsächlichen oder vermeintlichen Stillstand mehrten sich aber seit den 1960er Jahren auch im Professorium Stimmen, die intensiv darum bemüht waren, sich Gehör zu verschaffen. Dabei gilt auch zu beachten, dass im Mittelbau

⁹⁹ Zitiert nach Kobel: »Links und eine Frau – das muß bestraft werden« (Anm. 58), S. 110f. Zu Gollwitzer vgl. Benedikt Brunner: Avantgardist Christi? Helmut Gollwitzer als Prototyp eines progressiven Protestanten im 20. Jahrhundert. In: Kirchliche Zeitgeschichte 35 (2022 [2023]), H. 2, S. 351–369.

und vor allem in der Studierendenschaft eine kritische Linksorientierung sich sehr viel deutlicher nachweisen lassen kann als unter den Professoren. Ihr Einspruch in Berufungsverfahren ist ein wichtiges Indiz hierfür. Sodann ist festzuhalten, dass noch viel zu tun bleibt. Gerade für die Mainzer Professoren, die sich in den Reformdebatten engagierten, müssten noch weitergehende biografische Studien erfolgen, die auf archivalischer Ebene auch ihren institutionellen Bemühungen in Synoden nachgehen. Zudem müsste für eine umfassende Geschichte der Evangelisch-Theologischen Fakultät seit den 1960er Jahren der Personenkreis auf die AssistentInnen, DoktorandInnen und StudentInnen erweitert werden, um dem »Klima« weiter auf den Grund zu gehen und diesem ersten Eindruck mehr historische Tiefenschärfe zu verschaffen.¹⁰⁰ In einzelnen Berufungsverfahren, zum Beispiel im Rahmen der Nachfolge Mezger, ließ sich nämlich nachweisen, dass es unter der Oberfläche brodelte und StudentInnen und FachschaftsvertreterInnen »ihre« Kandidaten mit Nachdruck – wenn auch meist ohne Erfolg – in Position bringen wollten. Ein gezielter Fokus auf die in diesem Beitrag nicht im Zentrum stehenden Personengruppen könnte also das hier gezeichnete Bild substanziell modifizieren und in jedem Fall erweitern.

100 Dafür könnten auch Oral History-Interviews dienlich sein, bei allen methodischen Herausforderungen, die dieser Zugriff mit sich bringt, vgl. *Erinnern, erzählen, Geschichte schreiben. Oral History im 21. Jahrhundert*. Hg. von Linde Apel. Berlin 2022.

Abbildungen

Nachweise zur Umschlagabbildung:

Collage von Protagonistinnen und Protagonisten des Bandes mit Fakultätslogo. Gestaltung: Susanne Patock und Esther Kobel. Abgebildet sind im Uhrzeigersinn: Sonnje Schassek, Fotograf: Georg Heiland; Wilhelm Jannasch, Quellennachweis: Universitätsarchiv Mainz, Bestellsignatur: S 3/1115; Gert Otto, Fotograf: Reiner Wierick, Quellennachweis: Universitätsarchiv Mainz, Bestellsignatur: S 3/8401; Luise Schottroff, Fotograf: Manfred Schumacher, Quellennachweis: Universitätsarchiv Mainz, Bestellsignatur: S 3/6027; Herbert Braun, Quellennachweis: Universitätsarchiv Mainz, Bestellsignatur: S 3/6538; Manfred Mezger, Quellennachweis: Universitätsarchiv Mainz, Bestellsignatur: S 3/8206; Wolfhart Pannenberg, Quellennachweis: Universitätsarchiv Mainz, Bestellsignatur: S 3/8407; Martin Schmidt, Quellennachweis: Universitätsarchiv Mainz, Bestellsignatur: S 3/10138; Ernst Käsemann, Fotograf: Ernst Kirschner, 1979, Quellennachweis: Evangelisches Archiv Baden und Württemberg, AS 8, Nr. 656, P 12812; Dorothee Sölle, Fotograf: Marcel Kaufmann; Kurt Galling, Quellennachweis: Universitätsarchiv Mainz, Bestellsignatur: S 3/7735; Volkmar Fritz, Quellennachweis: Seminar für Altes Testament und Biblische Archäologie, JGU Mainz

Wolfgang Breul: Die Evangelisch-Theologische Fakultät Mainz 1946–1962

Abb. 1	Luftbild der vom Krieg zerstörten Mainzer Innenstadt (1947). Am linken Bildrand ist in der Mitte das Proviantmagazin zu sehen	21
Abb. 2	Superintendent Reinhard Becker (1897–1980)	30
Abb. 3	Pierre Jacobsen (1917–1957), Generaldelegierter der franz. Besatzungsmacht für den Bereich Rheinhessen in Mainz (1945–1947), 1954	52
Abb. 4	Paul Schempp (1900–1959), 1956	62
Abb. 5	Ausbau der ehemaligen Flakkaserne in der Saarstraße nach Kriegsende	104
Abb. 6	Studierende Uni Mainz	110
Abb. 7	Uni-Campus mit Bombentrichtern 1946	118
Abb. 8	Erklärung des AStA Mainz zur Wohnungsfrage 1956	135
Abb. 9	Studierendenpfarrer Christian Semler (1908–1994)	198

Abb. 10	Studierendenpfarrer Siegfried Wibbing (1926–2004)	198
Abb. 11	Lageplan des Campus der Gutenberg-Universität Mainz, ca. 1959, Zeichner unbekannt	206

Claartje Ille / Laura Kaiser / Tobias Schade / Nathalie Schüler: Aufbruch in eine neue Zeit. Die ersten evangelischen Theologiestudentinnen an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz

Abb. 1	Sonnje Schassek und Sybille M. vor der Gutenberg-Statue, Forum JGU Mainz, WiSe 1950/1951	270
Abb. 2	Studierende zu Besuch bei Wilhelm und Elisabeth Jannasch, WiSe 1950/1951	272

Friedrich Wilhelm Horn: Herbert Braun. Mitglied der Bekennenden Kirche und Atheist

Abb. 1	Herbert Braun	311

Gabriele Stüber: Der Fall Carl Schneider (1900–1977). Eine abgewiesene Professur

Abb. 1	Carl Schneider (um 1968)	325

Esther Kobel: »Vorwärts und nie vergessen«. Mainz als Wurzel für eine langjährige Zusammenarbeit und Freundschaft zwischen Luise Schottroff und Dorothee Sölle

Abb. 1	Protest der Fachschaft Evangelische Theologie zu Gunsten von Luise Schottroff (1971)	418
Abb. 2	Luise Schottroff und Dorothee Sölle in Halifax (1999)	436

Tabellen und Grafiken

Wolfgang Breul: Die Evangelisch-Theologische Fakultät Mainz 1946–1962

Tabelle 1	Berufungsvorschläge Martin Niemöllers für die Evangelisch-Theologische Fakultät Mainz (Januar 1946)	31
Tabelle 2	Berufungsvorschlag der Kirchenleitung in Darmstadt für die Evangelisch-Theologische Fakultät Mainz (Februar 1946)	39f.
Tabelle 3	Berufungsvorschlag der Kirchenleitung in Speyer für die Evangelisch-Theologische Fakultät Mainz (Februar 1946)	42f.
Tabelle 4	Liste der Berufungsvorschläge der Kirchenleitungen in Darmstadt und Speyer an den Rektor der Universität Mainz (01.04.1946)	50
Tabelle 5	Erste Berufungsliste Wilhelm Jannaschs für die Evangelisch-Theologische Fakultät Mainz (30.04.1946)	54f.
Tabelle 6	Dekane der Evangelisch-Theologischen Fakultät Mainz 1946–1962	96
Tabelle 7	Gesamtzahl der Studierenden an der JGU Mainz und Zahl/Anteil der Studierenden an der Evangelisch-Theologischen Fakultät Mainz 1946–1962	100

Claartje Ille / Laura Kaiser / Tobias Schade / Nathalie Schüler: Aufbruch in eine neue Zeit. Die ersten evangelischen Theologiestudentinnen an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz

Tabelle 1	Herkunft der Mainzer Studentinnen nach Ziellandeskirchen (1949)	266
Grafik 1	Geburtsjahr – Studienbeginn (Laura Kaiser)	264
Grafik 2	Abiturjahr – Studienbeginn (Laura Kaiser)	265

Ruben Zimmermann: Ernst Käsemann (1946–1951 in Mainz). Ein rebellischer Neutestamentler als Gründungsfigur der Evangelisch-Theologischen Fakultät

Tabelle 1 Lehre von Ernst Käsemann in Mainz 1946–1951

284–286

Personenangaben

Wolfgang Breul, Prof. Dr. theol., Professor für Kirchen- und Theologieggeschichte und Territorialkirchengeschichte an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Johannes Gutenberg-Universität Mainz.

Hansjörg Buss, Dr. phil., Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Seminar für Evangelische Theologie der Universität Siegen.

Benedikt Brunner, Dr. phil. habil. theol., Privatdozent für Kirchen- und Theologieggeschichte an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Johannes Gutenberg-Universität Mainz; derzeit Vertretung der Professur für Neuere Kirchengeschichte an der Friedrich-Schiller-Universität Jena.

Walter Dietz, Prof. Dr. theol., em. Professor für Systematische Theologie und Sozialethik an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Johannes Gutenberg-Universität Mainz.

Albrecht Grözinger, Prof. Dr. theol., em. Professor für Praktische Theologie an der Theologischen Fakultät der Universität Basel.

Friedrich Wilhelm Horn, Prof. Dr. theol., em. Professor für Neues Testament an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Johannes Gutenberg-Universität Mainz.

Claartje Ille, Assistentin am Fachbereich Kirchengeschichte der Theologischen Fakultät der Universität Basel.

Laura Kaiser, stud. theol., studentische Hilfskraft am Seminar für Kirchen- und Theologieggeschichte der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Johannes Gutenberg-Universität Mainz.

Esther Kobel, Prof. Dr. theol., Professorin für Neues Testament an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Johannes Gutenberg-Universität Mainz.

Andreas Lehnardt, Prof. Dr. phil., Professor für Judaistik an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Johannes Gutenberg-Universität Mainz.

Thorsten A. Leppek, Dr. theol., Pfarrer im Schuldienst in Frankfurt am Main.

Tobias Schade, Promovend im Fach Kirchengeschichte am Fachbereich Evangelische Theologie der Goethe-Universität Frankfurt.

Nathalie Schüler, Promovendin am Seminar für Neues Testament an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Johannes Gutenberg-Universität Mainz.

Gabriele Stüber, Dr. phil., ehem. Direktorin des Zentralarchivs der Evangelischen Kirche der Pfalz, Speyer; Mitglied des wissenschaftlichen Beirats der Historischen Kommission des Landtags Rheinland-Pfalz.

Ruben Zimmermann, Prof. Dr. theol., Professor für Neues Testament an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, Research Associate of the Department of Old and New Testament Studies at the University of the Free State, Bloemfontein, South Africa.

Wolfgang Zwickel, Prof. Dr. theol., em. Professor für Altes Testament und Biblische Archäologie an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Johannes Gutenberg-Universität Mainz.